

HEYNE
BÜCHER

James Cobb

MISSION

SEAFIGHTER



Das Buch

Im dritten Teil von James Cobbs Marinethriller-Serie erhält Kommandantin Amanda Lee Garrett den Oberbefehl über eine aus Briten, Franzosen und Amerikanern bestehende UN-Eingreiftruppe, deren Mission die Eindämmung eines sich rasend schnell ausbreitenden afrikanischen Bürgerkriegs ist. Ein abtrünniger nigerianischer General ist in Sierra Leone und Guinea einmarschiert und fest entschlossen, ohne Rücksicht auf Verluste einen westafrikanischen Staat auszurufen. Garretts einzige Hoffnung gründet sich auf ein bisher ungetestetes Arsenal von modernsten Waffen. Es handelt sich um eine Flotte schneller, schwer bewaffneter und gut getarnter Luftkissenboote, die speziell für die tödlichen Kämpfe an den Meeresküsten entwickelt worden sind.

Der Autor

James Cobb entstammt einer Marine-Familie und ist Mitglied der *Navy League of the United States* wie auch des *United States Naval Institute*. Er selbst war auf nahezu allen Arten von Kriegsschiffen unterwegs. Heute lebt James Cobb im Pazifischen Nordwesten. *Mission Seafighter* ist nach den ebenfalls im Wilhelm Heyne Verlag erschienenen Romanen *Im Fadenkreuz* (01/13161) und *Schlacht der Drachen* (01/13262) der dritte Teil der Marinethriller-Serie um Amanda Garrett.

JAMES COBB

**MISSION
SEAFIGHTER**

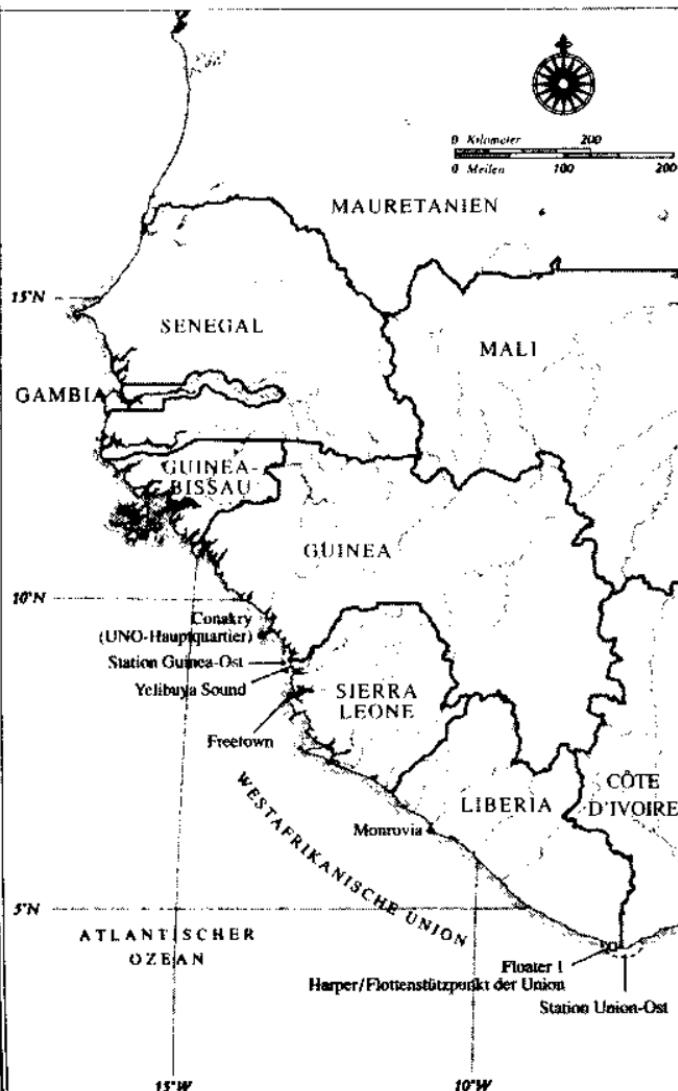
Roman

Aus dem Amerikanischen
von Norbert Jakober

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

*Dieses Buch ist den Männern und nun auch
den Frauen der Kanonenboot-Navy gewidmet.
Vom Eriesee bis zum Mekong-Delta,
von Vicksburg bis zum Bismarck-Archipel
ist es oft genug nötig, dass sie mit geringen
Mitteln Großes leisten.*

Nordwestafrika



**Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1
13,5 Seemeilen vor der afrikanischen Goldküste
7. September 2007, 22:18 Uhr Ortszeit**

Die Sonne war bereits untergegangen, als der kleine, auf Hochtouren laufende Ventilator sich endlich gegen die drückende Hitze, wie sie am Äquator tagsüber herrschte, durchzusetzen begann. Dennoch hatte sie das Gefühl, dass das schweißnasse Tarnmusterhemd des Marine Corps ihr auf der Haut klebte. Amanda Garrett zwang sich jedoch, ihre Aufmerksamkeit dem Computerbildschirm zuzuwenden, vor dem sie saß, und las noch einmal den Brief, den sie soeben verfasst hatte.

*Liebster Arkady,
dies ist einer der Briefe, wie wir Soldaten sie manchmal gezwungen sind zu schreiben. Wenn du ihn liest, heißt das, dass ich tot bin.*

Hoffentlich wird es passieren, nachdem ich meine Mission zu einem erfolgreichen Ende gebracht habe. Außerdem hoffe ich, dass ich allein sterbe. Wie immer werde ich heute Abend, bevor es losgeht, darum beten, dass mir keine Fehler unterlaufen, die andere das Leben kosten. Bei dieser Operation ist ohnehin schon zu viel Blut geflossen.

Was mir auch Leid tut, ist der persönliche Preis, den wir beide zu zahlen haben. Wie schön wäre es gewesen, wenn nur ein paar unserer Träume wahr geworden wären. Ich wünschte, ich hätte ganz einfach all das annehmen können, was du mir angeboten hast. Aus tiefstem Herzen danke ich dir für deine selbstlose Liebe, deinen Mut und deine Freundschaft. Danke auch, dass du immer da warst, wenn ich jemanden brauchte. Die Erinnerung an all das nehme ich auf meine letzte lange Reise mit. Ich kann nur noch einmal sagen, dass ich dich geliebt habe. Leider konnte nicht mehr daraus werden.

Leb wohl, mein Liebster. Werde glücklich.

Amanda

Mehr gab es nicht zu sagen. Oder viel zu viel für die kurze Zeit, die ihr noch blieb. Amanda gab den Befehl zum Speichern, und die Handvoll Worte ihrer letzten Botschaft wurden auf der Diskette gespeichert. Zwei weitere Briefe, der eine an ihren Vater und der andere an Christine Rendino waren bereits darauf abgelegt. Chris würde schon wissen, wo die Briefe zu finden wären, und dafür sorgen, dass sie ihren Empfänger erreichten.

Dies war die letzte Aufgabe, die sie sich gestellt hatte. Sie hatte alles getan, was noch zu tun war.

Gedankenverloren starnte Amanda am Bildschirm vorbei auf die weiß gestrichene Wand ihres Quartiers. Nach fünf Monaten vermochte sie die Wände des Gebäudes immer noch nicht als »Schotts« zu sehen. Aber schließlich war das ja auch kein richtiges Schiff, auf dem sie sich da befand.

Die Ausrüstungsgegenstände, die an der Wand hingen, waren ihr ebenfalls noch ein wenig fremd: das MOLLE-Tragegurtzeug mit den daran befestigten Funkgeräten und Signalbomben, Pistolengurt und Munitionstasche, die dick gepolsterte Gefechtsweste der Marines und der mit Tarnmuster überzogene Helm.

Sie schreckte hoch, als ihr Brief vom Bildschirm verschwand und das Hochseemotiv des Navy-League-Bildschirmschoners erschien. Sie blickte auf die Zeitangabe in der Ecke des Bildschirms und las: 22:21 Uhr.

22:21... hatte es wirklich erst vor 17 Stunden begonnen? Vor nicht einmal einem ganzen Tag?

Nein, natürlich nicht. Die jüngste Entwicklung war nur das letzte Glied in einer langen Kette von dramatischen Ereignissen. Alles hatte angefangen, lange bevor Amanda Lee Garrett, ehemals Commander und jetzt Captain der U.S. Navy, an diesen fremdartigen Ort abkommandiert worden war. Lange bevor sie von einer Westafrikanischen Union gehört hatte und lange bevor es eine solche überhaupt gab.

Vorgeschichte

Monrovia, Liberia

14. Juni 1994, 21:40 Uhr Ortszeit

Liberia war einmal die älteste funktionierende Demokratie auf dem afrikanischen Kontinent gewesen, mit einer Verfassung nach dem Vorbild der USA. Es gab eine Zeit, da wurde das Wirtschaftswachstum des Landes nur von dem Japans übertrffen. Das John-F.-Kennedy-Krankenhaus in Liberia war die modernste und bestausgerüstete medizinische Forschungseinrichtung in der Dritten Welt. Liberia war einmal eine geeinte Nation.

Der Land Rover brauste durch die von schweren Gerüchen erfüllte tropische Nacht die löchrige Asphaltstraße entlang, die nach Mamba Point hinauf führte. Jenseits des Scheinwerferlichts des Fahrzeugs huschten schattenhafte Gestalten durch die Dunkelheit. Sie eilten von der Straße weg, um sich irgendwo im Dunkeln zu verbergen. Andere Menschen suchten in den Hütten und halb verfallenen Gebäuden Zuflucht, die an der mit Abfall überhäuften Straße standen.

In den vergangenen Jahren hatten die Bürger von Monrovia die leidvolle Erfahrung gemacht, dass die Männer in den Autos nicht selten bewaffnet waren und dass diese Waffen oft aus keinem anderen Grund gebraucht wurden, als um ein Blutbad anzurichten.

Die Angst beschränkte sich jedoch nicht allein auf die Fußgänger. Auch der nigerianische Soldat am leichten, auf einem Drehkranz montierten Maschinengewehr war überaus nervös. Er schwenkte die Waffe immer wieder hin und her, um jedes potentielle Ziel sofort ins Visier nehmen zu können. In Liberia konnte hinter jeder Straßenecke der Tod lauern.

Vor dem ehemaligen Tempel der Freimaurerloge von Monrovia kam der Land Rover stotternd zum Stillstand.

Captain Obe Belewa sprang aus dem Wagen und gab einen knappen Befehl: »Motor laufen lassen, Corporal.«

Der groß gewachsene afrikanische Offizier, der den gleichen tarn-

farbenen Kampfanzug trug wie seine Männer, stürmte an der mit Einschusslöchern übersäten Statue eines alten Freimaurer-Großmeisters vorbei und eilte die Marmorstufen des massiven Gebäudes hoch. Die von tiefen Sprüngen gezeichneten ionischen Säulen, die zum Eingang führten, leuchteten blass im Sternenlicht wie eine antike römische Ruine.

ECOMOG, die militärische Beobachtergruppe der Wirtschaftsgemeinschaft Westafrikanischer Staaten, hatte das Gebäude zu ihrem Hauptquartier gemacht. Die etwas verschlafen wirkenden Wächter schreckten hoch und salutierten hastig vor Belewa, der an ihnen vorbeistürmte, ohne sie zu beachten.

Die von Plünderern ausgeräumte Empfangshalle war nur von einer einzigen generatorbetriebenen Lampe erhellt. Einer der Lieutenants des Stabes saß hinter einem graumaltenen Feldtisch und las im pulsierenden Licht der Lampe ein englisches Sportmagazin.

»Ich will zu Colonel Eba«, verlangte Belewa und baute sich vor dem Lieutenant auf. »Und zwar auf der Stelle!«

Erschrocken ließ der Offizier das Heft fallen und wich förmlich vor den eindringlichen Worten des Captain zurück.

Der breitschultrige, muskulöse Belewa war schon unter normalen Umständen eine beeindruckende Erscheinung; in diesem Augenblick, wo seine dunklen Augen vor Zorn sprühten, hatte er etwas Furcht erregendes an sich.

Der Offizier vom Dienst wusste sehr wohl, dass die Browning-Pistole und das rasiermesserscharfe Dschungelmesser des Captain nicht bloß zur Abschreckung an seinem Gürtel hingen. Es waren die Waffen eines Kriegers, der es gewohnt war, sie auch einzusetzen. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit setzte Belewa auch die motorisierte Infanterie-Kompanie ein, die er befehligte. Jedermann wusste, dass es sich um eine Elitetruppe handelte, die beste Einheit

des Bataillons und der gesamten Beobachtergruppe. Man munkelte sogar, dass es die Elite der gesamten nigerianischen Armee sei.

Captain Belewa galt außerdem als ein Mann, den man sich besser nicht zum Feind mache.

»Der Colonel ist nicht im Dienst, Sir«, stammelte der Lieutenant.

»Er hat uns Anweisung gegeben, dass er nur im äußersten Notfall gestört werden möchte.«

Belewas Faust ging krachend auf dem Schreibtisch nieder. »Dann betrachten Sie das als Notfall! Ich will unverzüglich mit Colonel Eba sprechen!«

Der Offizier vom Dienst rief eilig nach einem Melder, der Belewa zum Quartier des Colonels begleiten sollte. Der Lieutenant war sich bewusst, dass er damit den Zorn seines Bataillonskommandanten auf sich ziehen würde – aber in diesem Moment schien es ihm das gerin- gere Übel zu sein.

Belewa folgte dem Melder die breite Treppe hinauf in den ersten Stock des weitläufigen Gebäudes. Man hatte aus dem Freimaurertempel, wie aus allen großen Gebäuden in Monrovia, längst alles gestohlen, was nicht niet- und nagelfest war – bis hin zu den Türen, sodass das Quartier des Colonels nur mit einem einfachen Vorhang vom Flur getrennt war.

Hinter dem Vorhang war Musik und das helle Lachen von Frauen zu hören.

Vom Melder benachrichtigt trat Colonel Eba wenige Augenblicke später in den Flur hinaus. Dabei konnte Belewa einen kurzen Blick ins Innere des Raumes werfen. Mehrere Bataillonsoffiziere amüsierten sich mit jungen liberianischen Frauen. Es waren attraktive Mädchen in billigen bunten Kleidern, die zu den Rhythmen afrikanischer Popmusik tanzten.

Eba war ein unersetzer Mann, dessen Tarnanzug sich über seiner Leibesfülle spannte. In einer Hand hielt er einen Kaffeebecher, der halb voll mit Whisky war. »Was gibt's, Captain?«, fragte er leicht verärgert.

Belewa stand vor dem Colonel stramm, den Blick über Ebas Kopf hinweg gerichtet. »Sir, ich habe von meinem Spähtrupp erfahren, dass das Dorf Simonsville fünfzehn Kilometer nordöstlich von Monrovia von nicht identifizierten Streitkräften angegriffen wird. Deswegen habe ich bereits zwei Meldungen an Ihr Hauptquartier geschickt.«

»Wir danken Ihnen für den Eifer, mit dem Sie uns diese Vorkomm-

nisse zur Kenntnis bringen«, antwortete Eba mit einer gewissen Ironie. »Ich werde Ihre Berichte mit größter Aufmerksamkeit lesen – gleich morgen früh.«

»Aber, Sir«, wandte Belewa ein, »ich habe bereits zweimal um Entsendung der mobilen Eingreiftruppe gebeten, um auf den Vorfall reagieren zu können. Leider habe ich bisher keine Antwort bekommen.«

»Vielleicht, weil wir es nicht für nötig erachtet haben, zu reagieren«, antwortete Eba und nahm einen Schluck von seinem Whisky. »Simonsville liegt doch auf Ihrer Patrouillenroute. Sie können sich die Sache ja morgen früh mal ansehen. Es ist völlig sinnlos, wenn wir unsere Männer in die Nacht hinausschicken, um irgendwelchen Gerüchten nachzugehen.«

»Sir, das ist keineswegs ein Gerücht! Ich habe meine Späher auf dem Hügel direkt über Simonsville postiert. Das Dorf wird in Schutt und Asche gelegt! Meine Männer könnten in zwanzig Minuten dort sein!«

»Nein, nein, Captain«, wies ihn Eba gönnerhaft lächelnd zurecht. »Ihr jungen Draufgänger seid alle gleich. Kaum regt sich irgendwo was im Gebüsch, wollt ihr schon losschlagen. Das ist keine gute Strategie. Wir dürfen uns nicht in jede kleine Rauferei unter den Einheimischen hineinziehen lassen.«

Der Colonel lächelte und nahm noch einen Schluck Whisky. »Sie dürfen nicht vergessen, Belewa, dass wir zur Friedenssicherung hier sind. Wie sieht es denn aus, wenn wir uns dauernd in irgendwelche Kämpfe verwickeln lassen?«

»Ich dachte, wir wären hier, um den Menschen zu helfen«, wandte Belewa ein und gab sich keine Mühe, seine Verachtung zu verbergen.

Ebas Blick wurde mit einem Mal hart. »Sie sind hier, um meinen Befehlen zu gehorchen, Captain. Sie können die Vorfälle in Simonsville morgen früh auf Ihrer Patrouille untersuchen, keinen Augenblick früher. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja, Sir, ich habe Sie sehr gut verstanden.«

Die Morgendämmerung machte sich gerade erst mit einigen rosafarbenen Streifen am Himmel bemerkbar, als die Kolonne aus Landro-

vern und Steyr-4K-7-Mannschafts-transportwagen in Simonsville einfuhr. Doch zu diesem Zeitpunkt war es längst zu spät.

Das Dorf war nur eine kleine Ansammlung von Hütten, umgeben von Reisfeldern und dem niedrigen Gebüsch, das nach dem Abholzen und der Brandrodung noch übrig geblieben war. Nun jedoch lag alles in Schutt und Asche. Hier und dort züngelten noch Flammen aus den verkohlten Überresten einer Hütte hervor.

Es war nur ein kleines, unscheinbares Dorf, aber es war die Heimat von Menschen gewesen. Auch ihre Überreste waren allgegenwärtig. In den Trümmern lagen verkohlte Leichen, vom Todeskampf seltsam verzerrt. Da war die nackte Leiche einer jungen Frau, die man an die letzte noch intakte Holzwand des Dorfes genagelt hatte. Nach der Größe der Blutflecken zu schließen, hatte sie noch gelebt, als man ihr die Nägel durch den Körper trieb. Doch offensichtlich hatte einer der Angreifer wenigstens noch einen letzten Rest Mitleid besessen und dem Mädchen mit einer Machete den Kopf vom Rumpf getrennt.

Wahrscheinlich hatten die Angreifer zu Charles Taylors National Patriotic Front of Liberia gehört. Es konnte sich aber auch um eine Splittergruppe des United Liberation Movement of Liberia for Democracy gehandelt haben. Genauso gut kamen natürlich ›Prince‹ Yormie Johnsons Independent Patriotic Front oder die Überreste der Streitkräfte des toten Präsidenten Samuel Doe in Frage. Nach dem Bürgerkrieg zwischen den Anhängern von Taylor und Doe und dem Zusammenbruch der liberianischen Regierung waren plötzlich ein Dutzend Splittergruppen aufgetaucht, um die Überreste des krisengeschüttelten Landes an sich zu reißen. Jede dieser Gruppen war nichts anderes als bewaffneter Mob, der plündernd und mordend durch das Land zog und seine Grausamkeit hinter einem hochtrabenden Namen verbarg.

Irgendwo weinte ein Kind – aber nicht so, wie ein Kind normalerweise weinte; es klang eher wie die Schreie eines Tieres in Todesangst. Vielleicht hatten die Männer, die gekommen waren, um Simonsville auszulöschen, irgendeinen Grund für ihre Tat gehabt; wahrscheinlicher aber war, dass sie ohne das geringste Motiv gehandelt hatten.

Captain Belewa saß vorne in seinem Landrover und knurrte seine Befehle in das Funkgerät. »Alle Abteilungen marsch! Erster Zug – Gebiet sichern! Zweiter Zug – Dorf nach Überlebenden absuchen! Waffen-Zug – Wachposten an den Fahrzeugen aufstellen und Verbandplatz einrichten! Dritter Zug – Gegend außerhalb des Dorfes absuchen! Vielleicht haben sich Verwundete aus dem Dorf in die Büsche geschleppt! Marsch!«

Mit ihren FALN-Sturmgewehren bewaffnet, sprangen die nigerianischen Soldaten aus den Mannschaftstransportwagen und rannten los, um ihre Befehle auszuführen. Der Kommandeur der Stabskompanie, Lieutenant Sako Atiba, hatte noch für einige Minuten im Steyr-Funkwagen zu tun; er benachrichtigte das ECOMOG-Hauptquartier von ihrer Ankunft und richtete das taktische Funk-Netzwerk mit den Zugführern ein.

Als er seine Aufgabe erfüllt hatte, sprang der drahtige junge Offizier von der Heckrampe des großen, in Österreich hergestellten Mannschaftstransportwagens. Er ging die Reihe der abgestellten Transportfahrzeuge entlang, um seinem Kommandeur, der ihm gleichzeitig militärischer Mentor und Freund war, persönlich Bericht zu erstatten.

Die feuchte Luft wurde belebt von einer leichten morgendlichen Brise, die allerdings auch den Gestank von verbrannten Holz und verkohlten Leichen in jeden Winkel trug. Dies war etwas, das Atiba schon vor langer Zeit über dieses Land gelernt hatte. Man konnte dem süßlichen Geruch des Todes niemals entkommen. Vielleicht war das mit ein Grund für die Welle der Grausamkeit von der Liberia überflutet wurde. Mit jedem Atemzug sog man den Tod in sich auf. Als Angehöriger der Haussa-Volksgruppe aus dem Sahel-Hochland in Nigeria träumte Atiba manchmal von dem trockenen reinen Wind, der aus der Sahara heraufwehte.

Als er das Kommandofahrzeug erreichte, war Atiba überrascht, Captain Belewa im Wagen sitzen zu sehen, den starren Blick auf den riesigen verkohlten Scheiterhaufen gerichtet, den das ausgebrannte Dorf bildete. Das Funkgerät hielt der Offizier immer noch in der linken Hand, während er die Rechte zur Faust geballt hatte, mit der er immer wieder gegen das Metall des Armaturenbretts schlug. Noch

mehr staunte Atiba, als er die Tränen in den Augen seines Kommandanten sah.

»Wir müssen aufhören, uns gegenseitig so etwas anzutun, Sako«, presste Obe Belewa zwischen den Zähnen hervor. »Wir müssen endlich damit aufhören!«

Monrovia, Liberia

6. Juni 2002, 06:35 Uhr Ortszeit

»Ann, kannst du mich hören?«

»Ja, Ian. Ich höre dich recht gut.«

»Schön. Wir haben unsere Satelliten-Telefonanlage hier auf dem Dach des Hotels Ambassador installiert. An der Video-Verbindung arbeiten wir noch. Sieht aber nicht gut aus, fürchte ich. Wir müssen eben mit den Mitteln, die wir haben, zu kommentieren versuchen, was hier in Monrovia vor sich geht seit den... Vorfällen von heute Morgen.«

»Wie sieht es denn im Moment aus, Ian?«

»Ehrlich gesagt, kann ich dir jetzt nicht viel sagen. Unser Hotel liegt am Strand in der Nähe der britischen Botschaft, und unsere Aufmerksamkeit richtet sich auf das Hotel Mamba Point im Norden, wo die provisorische liberianische Regierung gegenwärtig ihren Sitz hat. Auf diesen Punkt scheinen sich nämlich die Gefechte zu konzentrieren, die heute kurz vor Sonnenaufgang begonnen haben. Im Moment passiert nicht viel... Das hohe Hotelgebäude ist von einer schwachen Rauchwolke umgeben, das ist alles.“

»Hat es noch weitere Kämpfe in der Gegend gegeben?“

»Wir haben Gerüchte gehört, dass es rund um den ECOMOG-Stützpunkt außerhalb der Stadt und um das Hauptquartier der liberianischen Armee zu Schusswechseln gekommen ist. Dafür haben wir aber noch keine Bestätigung. Rund um das Hotel wurde ein Sicherheitskordon errichtet, und man lässt keine Presseleute zu den kritischen Punkten durch.“

»Hast du das Gefühl, dass du in Gefahr bist, Ian?“

»Eigentlich nicht. Alles scheint recht ruhig und geordnet zu sein, so

wie es die letzten Monate hier in Monrovia war. Ein sehr freundlicher ECOMOG-Offizier ist vorbeigekommen und hat uns versichert dass die Sperre nur vorübergehend ist und dass die Presse noch heute über die jüngsten Ereignisse informiert wird... Übrigens, das Geräusch, das du vielleicht hörst, stammt von einem nigerianischen Armee-Helikopter, der über der Stadt kreist. Über Megafon appellieren sie an die Bevölkerung, ruhig zu bleiben und sich von den Straßen fernzuhalten. Die gleiche Botschaft wird von der hiesigen Radiostation verbreitet, zwischen der üblichen afrikanischen Popmusik.«

»Was, glaubst du, geht da vor sich, Ian? Immerhin bist du unser World-Services-Mann in Liberia.«

»Ich habe wirklich keine Ahnung, Ann. Die letzten beiden Monate war es hier eigentlich sehr ruhig. Es hat tatsächlich so ausgesehen, als wäre der lange Albtraum für Liberia endlich zu Ende. Der Waffenstillstand zwischen den liberianischen Streitkräften und den ECOMOG-Truppen auf der einen Seite und den Rebellen-Gruppen auf der anderen schien tatsächlich zu halten. Es gab Verhandlungen über die Einsetzung einer wirklich repräsentativen Regierung und über eine neue Verfassung... Brigadier General Belewa, der Befehlshaber der ECOMOG-Truppen, übrigens ein wirklich bemerkenswerter Mann, hat sich sehr für ein Ende des Konflikts eingesetzt. Ich hoffe, die jüngsten Ereignisse bedeuten keinen Rückschlag für seine Bemühungen.«

»Ian, wir haben engen Kontakt mit unserem Mann in Lagos. Er meldet, dass die nigerianische Regierung seit letzter Nacht keine Verbindung mehr mit der ECOMOG-Garnison und dem ECO W AS-Hauptquartier in Monrovia hat. Sie wissen also anscheinend dort auch nicht, was in Liberia vor sich geht.«

»Ann, ich kann dir eines berichten: Im Stadtzentrum sieht man jede Menge Militärpatrouillen... für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, nehme ich an. Es sind immer sechs Mann, die da unterwegs sind – drei Teams zu je zwei Mann. Gerade jetzt geht eine solche Patrouille direkt unter unserem Fenster vorbei. Zwei Soldaten sind offensichtlich Nigerianer von den ECOMOG-Streitkräften, zwei andere scheinen der liberianischen Armee anzugehören. Die letzten beiden sind zwar bewaffnet, aber in Zivil... die

sehen ziemlich zerlumpt aus... keine Ahnung, zu wem sie gehören. Einer von den Leuten hier hat gemeint, es könnte sich um Mitglieder einer Rebellengruppe handeln. Aber das kann ich mir eigentlich nicht vorstellen.«

»Ian... Ian?«

»Bleib dran, Ann. Wir haben da was reinbekommen... Ah, es tut sich also was... Gerade erhielten wir eine Benachrichtigung, dass heute Nachmittag eine Pressekonferenz im ECOMOG-Hauptquartier abgehalten wird. Der Zweck der Veranstaltung ist – ich zitiere – >die Weltöffentlichkeit über die jüngsten Ereignisse in Liberia in Kenntnis zusetzen... < Donnerwetter!«

»Was ist los, Ian?«

»Die Nachricht ist gezeichnet mit... Brigadier Obe Belewa, Ministerpräsident der Union Liberia.«

Freetown, Sierra Leone 23. Oktober 2005, 05:26 Uhr Ortszeit

Private Jeremy Makeni gähnte herhaft und kämpfte gegen die überwältigende Müdigkeit an. Lance Corporal Rupert, der mit ihm die Nacht über am Dock von Port Master Wache gestanden hatte, war schon vor einer Stunde in Schlaf gesunken. Lang ausgestreckt und laut schnarchend lag er da, den Kopf auf einen Bund Tauwerk gebettet, und vertraute auf sein Glück oder darauf, dass Makeni ihn wecken würde, ehe um sechs Uhr die Ablösung käme.

Vorausgesetzt, es tauchte jemand auf, um sie abzulösen. In der Garison von Freetown war man in diesen Dingen ein wenig nachlässig, obwohl die Kämpfe im Landesinneren und an der Ostgrenze immer heftiger wurden.

Misstrauisch begann Makeni wieder auf und ab zu gehen. Immerhin war er Soldat, auch wenn er im Moment nichts anderes zu tun hatte als eine wackelige alte Pier zu bewachen, die meilenweit von der Frontlinie entfernt war.

Als die Mitteilung kam, dass er in die Armee einrücken musste, war Jeremy außer sich vor Freude gewesen. Das war etwas Besseres, als in

der Kneipe seines Vaters zu arbeiten, als Fußböden zu kehren und Kessel auszuwaschen. Jetzt, mit siebzehn, hatte er endlich die Chance, ein Mann zu sein.

Jeremy hielt am Ende der Pier inne und blickte auf die dunklen Gewässer der Kroo-Bucht hinaus. Er lauschte dem Plätschern der Wellen, die träge gegen die Pfähle des Stegs schlügen. Sein Vater hatte ihn natürlich überhaupt nicht verstanden. Er wollte nicht einsehen, dass es für seinen Sohn Zeit war, erwachsen zu werden. Jeremy konnte gerade noch verhindern, dass sein Vater jemanden von der Regierung bestach, damit Jeremy nicht eingezogen wurde.

Es hatte einen heftigen Streit gegeben. Sie stritten nicht wie Vater und Sohn, sondern zum ersten Mal wie zwei Männer mit all ihrem Zorn und ihrem Stolz. Seither hatten sie kein Wort miteinander gesprochen.

Jeremy hatte immer noch den Verdacht, dass sein Vater irgendjemanden bestochen hatte – denn anstatt in die Krisengebiete rund um die Flüchtlingslager abkommandiert oder zur Verteidigung gegen die liberianische Bedrohung eingesetzt zu werden, hatte man ihn nach seiner einmonatigen Grundausbildung hierher geschickt. Ausgerechnet in die verschlafene Garnison von Freetown.

Draußen in der Bucht schickten die Lichter eines vor Anker liegenden Schiffes einen Schimmer über das ölige Wasser. Das Schiff war noch nicht da gewesen, als Jeremy seinen Dienst angetreten hatte. Wenn ein Schiff bei Dunkelheit in Freetown eintraf, ging es normalerweise auf Reede vor Anker. Am Morgen würde der Lotse dann hinausfahren, um die Gebühr samt Schmiergeld zu kassieren, und der Hafenmeister würde, nachdem er dasselbe getan hatte, das Schiff abfertigen.

Jeremy drehte sich um und ging über die morschen Planken zurück. Er stieg über Corporal Ruperts ausgestreckte Beine. Verdamm! Warum musste sich sein Vater andauernd in seine Angelegenheiten einmischen! Die Kämpfe hatten begonnen, und er saß hier in der Stadt fest, nur ein paar Straßen von dem Haus entfernt, in dem er aufgewachsen war!

Jeremy blieb nachdenklich stehen. Die Kämpfe hatten begonnen.

Und vielleicht würden sie auch ihn bald schon erreichen. Die Regierung rühmte sich der Siege, die ihre Truppen angeblich auf dem Schlachtfeld errangen, doch die Gerüchte, die man hörte, besagten etwas anderes. An der Kenema-Hauptstraße tobten erbitterte Gefechte, und aus dem Landesinneren hatte man schon seit Tagen nichts mehr gehört.

In Zeiten wie diesen war es vielleicht gar nicht so klug, dass er mit seinem Vater zerstritten war. Schließlich konnte sich sein Vater noch gut an die schlimmen Tage des Bürgerkriegs erinnern. Und wer konnte es einem Vater verübeln, wenn er sich um sein einziges Kind Sorgen mache?

Jeremy Makeni lächelte bei dem Gedanken. Wie es wohl wäre, wenn er heute Morgen nach Dienstschluss einfach in die Kneipe seines Vaters ginge und sein Lieblingsfrühstück bestellte? Nachdem sie wie Männer gestritten hatten, könnten sie nun vielleicht wie zwei Männer beisammensitzen und über die ganze Sache lachen. Immer noch lächelnd drehte Jeremy sich um.

Im nächsten Augenblick verschwand sein Lächeln.

In der beginnenden Morgendämmerung schllich sich eine lange Reihe von Schatten zur Pier des Hafenmeisters herauf. Über dem Plätschern der Wellen und Corporal Ruperts Schnarchen hörte Jeremy das leise Dröhnen eines Motors. Und von jenseits des sumpfigen Strandes drang der Abgasgeruch eines Außenbordmotors zu ihm herein.

Ein langes, flaches Boot trieb aus der Bucht herein. Im Schlepptau hatte es mehrere Schlauchboote, die allesamt voll bemannt waren. Im beginnenden Tageslicht sah Jeremy einen Gewehrlauf aufblitzen.

Er stieß einen erschrockenen unartikulierten Warnruf aus, während er rasch nach seinem alten Enfield-Karabiner griff. Schlauftrunken sprang Corporal Rupert auf, und im nächsten Augenblick schossen aus dem Bug des Bootes zwei Flammenlinien hervor. Die beiden Leuchtspurgeschossgranaten zerfetzten den Lance Corporal und schleuderten ihn zur Seite.

Jeremy Makeni, der zum ersten Mal mit der grausamen Wirklichkeit des Krieges konfrontiert war, erstarrte vor Schreck. Er sollte nicht mehr die Chance bekommen, sich von dem Schock zu erholen, denn

die Maschinengewehre beharkten jetzt die gesamte Pier, und im nächsten Augenblick spürte der junge Soldat einen heftigen Schlag gegen die Brust.

Er sank neben Corporal Rupert nieder, während seine Hand immer noch das Gewehr umschlossen hielt. Jeremys Augen reagierten nicht mehr auf das zunehmende Licht der Sonne, doch wie von fern hörte er einen Mann sprechen. Einen kurzen letzten Augenblick lang glaubte er, es sei die Stimme seines Vaters.

Die liberianischen Soldaten stießen ihren lauten Schlachtruf aus, als sie die Pier heraufgerannt kamen, und kümmerten sich nicht um die beiden blutüberströmten Leichen. Sie bildeten mehrere Gruppen und stürmten die Straßen der Stadt entlang, um ihre verschiedenen Ziele zu erreichen. Es war dies eine Szene, wie sie sich ein Dutzend Mal entlang der Küste wiederholte, während Sierra Leones Hauptstadt nach und nach eingenommen wurde. Über alldem dröhnten die immer gleichen Aufforderungen aus den Lautsprechern an Bord des Truppen-transporters:

»BÜRGER VON FREETOWN! BLEIBT IN EUREN HÄUSERN!
HALTET EUCH VON DEN STRASSEN FERN! DIE BEFREIUNG
IST DA! SOLDATEN VON SIERRA LEONE! LEGT DIE WAFFEN
NIEDER! IHR SEID UNSERE BRÜDER UND VERBÜNDETEN!«

Washington D.C.

20. November 2005, 10:21 Uhr Ortszeit

Die indirekte Beleuchtung im Briefing-Room des Weißen Hauses wurde heruntergedreht. Der zwei Meter breite Bildschirm, der in die Kirschholz-Wandtäfelung eingebaut war, aktivierte sich und präsentierte den drei Personen, die am großen Konferenztisch saßen, eine Computergrafik-Karte des afrikanischen Kontinents.

Außenminister Harrison Van Lynden drehte sich in seinem Stuhl um und wandte sich dem Mann am Ende des Tisches zu. »Zunächst einmal, Sir, würde ich vorschlagen«, begann der bereits leicht ergraute Mann aus New England, »dass wir uns die Situation im Krisengebiet

kurz in Erinnerung rufen. Mit Ihrer Erlaubnis wird uns Mr. Dubois, unser Staatssekretär für afrikanische Angelegenheiten, einen Überblick über die Lage geben.«

Benton Childress, der 44. Präsident der Vereinigten Staaten, nickte kurz. »Gut, Harry. Legen Sie los, Mr. Dubois. Verraten Sie uns alles, was Ihrer Meinung nach wichtig ist.«

»Danke, Sir.« Richard Dubois, ein gut gebauter Schwarzer in den späten Dreißigern, legte nachdenklich die Stirn in Falten, während er am Control-Pad des Wandbildschirms eine Taste drückte. Der nordwestliche Quadrant der Karte erschien und zeigte eine Abbildung von Westafrika, das weit in den Atlantik hineinragte.

»Westafrika, Gentlemen«, begann er. »Wenn ich sagen würde, dass es sich um eine instabile und krisengeschüttelte Region handelt, so wäre das eine glatte Untertreibung. Die Gegend ist zwar reich an Bodenschätzen – aber dennoch befinden sich acht der zehn ärmsten Länder der Welt in dieser Region. Hunderte Millionen Dollar an ausländischer Hilfe sind bereits dorthin geflossen – und dennoch findet man hier acht der zehn Länder mit der niedrigsten Lebenserwartung. In den Regierungen blüht die Korruption. Regierungswechsel vollziehen sich grundsätzlich nur durch Militäroputschs, und während der vergangenen zwei Jahrzehnte herrschte völlige Anarchie.«

Childress nickte nachdenklich. »In meiner Familie stammen einige aus der Gegend – nur ein Stückchen weiter nördlich, aus Mali.«

»Viele unserer Vorfahren stammen von dort ab«, pflichtete Dubois ihm bei. »Meine Leute kommen von etwas weiter östlich, aus der Gegend um Ghana. Diese Region war das Zentrum des Sklavenhandels. Die Stammeshäuptlinge an den Küsten wurden reich, indem sie über andere Stämme herfielen und deren Angehörige an die europäischen Händler verkauften.«

Van Lynden lachte kurz auf – doch sein Lachen klang ziemlich bitter. »Ich muss gestehen, dass auch einer meiner Vorfahren einen Bezug zu der Gegend hat. Er war ein berüchtigter holländischer Schiffskapitän, der sich als Sklavenhändler betätigte. Vielleicht haben sich unsere Vorfahren ja einmal getroffen – aber unter etwas anderen Umständen als wir heute.«

Dubois drückte erneut eine Taste, worauf eine Vergrößerung des südwestlichen Teils der Region erschien.

»Hier liegt das Zentrum der gegenwärtigen Krise, die beiden Nachbarstaaten Liberia und Sierra Leone. Die beiden Staaten sind durch ihre Geschichte miteinander verbunden. Sie wurden beide Anfang des 19. Jahrhunderts von freigelassenen schwarzafrikanischen Sklaven aus Nordamerika gegründet – Sierra Leone 1808 als britische Kronkolonie und Liberia 1822 als unabhängiger Staat mit Unterstützung von amerikanischen Gruppen, die für die Sklavenbefreiung eintraten. Das ist auch der Grund, warum in beiden als Amtssprache Englisch gilt und warum in ihren Kulturen ein gewisser anglo-amerikanischer Touch zu spüren ist. Das politische System der beiden Staaten war an den westlichen Demokratien orientiert. Davon ist leider mittlerweile nicht mehr allzu viel zu spüren.«

Van Lynden verschränkte die Arme und ließ sich tiefer in seinen Lederstuhl sinken. Sein kantiges Gesicht legte sich in Falten. »Ich kann mich erinnern, dass beide Länder einmal als Vorzeigestaaten der Dritten Welt galten.«

»Das stimmt, Mr. Secretary«, pflichtete Dubois ihm bei. »Sierra Leone erlangte die volle Unabhängigkeit von Großbritannien im Jahr 1961. Dieses Land hatte genauso wie Liberia eine stabile Regierung, eine blühende Wirtschaft und für die Region relativ weit reichende Bürgerrechte. Leider blieb es nicht so. Die Regierung begann immer mehr in die eigene Tasche zu wirtschaften, und das Aufkommen des Sozialismus bedeutete den Niedergang der Prosperität. Zusammen mit Stammeskonflikten und Vetternwirtschaft führte das alles zu wachsender Unruhe und Unzufriedenheit.

In beiden Ländern drehte sich die Spirale aus Staatsstreichen und Bürgerkriegen immer schneller, und jede neue Regierung stellte sich bald als noch schlimmer als ihre Vorgänger heraus. Die Regierung von Sierra Leone konnte noch am ehesten so etwas wie öffentliche Ordnung aufrechterhalten, vor allem dank der südafrikanischen Söldner, die angeheuert wurden, um die jüngsten Aufstände niederzuwerfen. Liberia hingegen ist in völligem Chaos versunken.«

»Daran erinnere ich mich«, warf Präsident Childress ein. »Ist nicht

die Exekution eines der letzten liberianischen Präsidenten, Samuel Doe, glaube ich, auf Video aufgezeichnet und verbreitet worden?«

»Ja, Sir, das war im September 1990, und für sein Ende war die National Patriotic Front of Liberia unter Charles Taylor verantwortlich. Nur wurde er nicht exekutiert, sondern zu Tode gefoltert. Mr. Taylor war höchstpersönlich unter den Folterknechten.«

»Das war wirklich schauderhaft«, murmelte Van Lynden. »Ich erinnere mich noch, dass die USA ziemlich kritisiert wurden, weil wir nicht eingriffen. Aber wir haben damals in dem ganzen verdammten Land keine einzige Gruppe gefunden, die wir guten Gewissens hätten unterstützen können. Schließlich haben wir das Personal unserer Botschaft und die anderen US-Staatsbürger mit Hilfe der Marines außer Landes geschafft und dann das Land sich selbst überlassen.«

Dubois nickte. »Die Einzigen, die damals eingriffen, waren die Leute von ECOWAS, der Wirtschaftsgemeinschaft Westafrikanischer Staaten. Als Reaktion auf die Krise wurde die ECOMOG, die militärische Beobachtergruppe der ECOWAS, ins Leben gerufen. Das war eine Friedenstruppe, die zur Stabilisierung der Lage nach Liberia entsandt wurde, damit es möglichst rasch zur Bildung einer neuen Regierung kommen könne. Es waren zwar Truppenkontingente aus allen ECOWAS-Staaten beteiligt – der Hauptanteil wurde jedoch von nigerianischen Truppen gebildet. Die ECOMOG-Streitkräfte konnten jedoch überhaupt nichts ausrichten – zumindest so lange nicht, bis Brigadier General Belewa das Kommando übernahm.«

Dubois rief das nächste Bild seines Programms auf; ein groß gewachsener kräftiger Mann von schwarzer Hautfarbe war zu sehen, mit in Tarnfarben gemustertem Arbeitsanzug und Kappe bekleidet. Vor dem Hintergrund eines zerstörten Gebäudes stand er da – die Hände in die Hüften gestemmt-, einen finster-nachdenklichen Ausdruck auf dem Gesicht.

»Brigadier General Obe Belewa von der nigerianischen Armee«, fuhr Dubois fort. »Alter zweiundvierzig. Geboren in der Stadt Oyo im Westen Nigerias. Er gehört zum Stamm der Yoruba. Vielleicht hat er von ihnen die Begabung zur Begründung eines Reiches geerbt. In der Epoche vor der Kolonialzeit regierten die Yoruba über eines der größ-

ten und mächtigsten Königreiche in Westafrika. Der General wurde in Sandhurst und an der Universität von Ibadan ausgebildet. Er ist ein wirklich bemerkenswerter Mensch und galt als einer der Hoffnungsträger in der nigerianischen Armee – bis er seinem Land den Rücken kehrte, um die Macht in einem anderen Land zu übernehmen.«

»Ich frage mich immer noch, wie er das geschafft hat«, warf der Präsident ein.

»Mit einer Kombination aus Mut, Willen und einer Schläue, die selbst einem Machiavelli zur Ehre gereicht hätte«, antwortete Dubois. »Belewa besuchte mehrere Militärakademien hier in den Vereinigten Staaten; er absolvierte die Special-Forces-Ausbildung der Army in Fort Bragg und das Command and General Staff College in Fort Leavenworth. Seine Ausbilder sind sich darin einig, dass der Mann ein brillanter Taktiker und Strateg ist.

Er muss den Staatsstreich über Jahre hinweg vorbereitet haben. Wir wissen, dass er sich mehrmals freiwillig für den ECOMOG-Dienst in Liberia gemeldet hat. Dabei hat er wohl fleißig Kontakte geknüpft und Beziehungen sowohl zur provisorischen Regierung und der liberianischen Armee als auch zu den diversen Rebellengruppen aufgenommen. Während er auf der Karriereleiter nach oben kletterte, holte er sich seine eigenen Offiziere und Unteroffiziere in die Garnison – alles unzufriedene Soldaten, die ihm, Belewa, mehr verdankten als der nigerianischen Regierung.

Schließlich wurde Belewa zum Kommandeur der ECOMOG-Garnison ernannt. Mit der Macht, die ihm diese Position verlieh, begann er tiefgreifende Veränderungen in Liberia durchzuführen. Er kämpfte mit Erfolg gegen Korruption und Gewalt, er sorgte in den ländlichen Gebieten für eine bessere Versorgung mit Lebensmitteln, schuf medizinische Einrichtungen und brachte schließlich sogar die Wirtschaft im Land wieder in Gang. Dadurch gewann er das liberianische Volk für sich. Die Dankbarkeit der Menschen im Land galt nicht Nigeria oder der provisorischen liberianischen Regierung, sondern ihm persönlich.«

»War es denn kein Problem für ihn, dass er Nigerianer ist, also ein Ausländer?«, wollte Präsident Childress wissen.

»Nein, Sir«, antwortete Dubois und schüttelte den Kopf. »Belewa hat es verstanden, sich diesen Umstand sogar noch zunutze zu machen. Er stand außerhalb der vielen Stammesfehden. Die Menschen vertrauten ihm, weil er so schonungslos ehrlich war und alle Parteien stets gleich behandelte. Er machte auch nie ein Versprechen, das er nicht halten konnte.

Als die Gespräche zwischen der provisorischen Regierung und den Führern der Rebellengruppen ins Stocken gerieten, begann Belewa Geheimverhandlungen mit rangniedrigeren unzufriedenen Vertretern auf beiden Seiten zu führen. Nachdem er seine Vorbereitungen getroffen hatte, das war vor rund drei Jahren, schlug er schließlich zu.

Die Führung der provisorischen Regierung wurde ebenso ausgeschaltet wie die Anführer der wichtigsten Rebellengruppen. Daraufhin sicherten ihm alle Parteien ihre Loyalität zu. Die nigerianische ECOMOG-Garnison meuterte und stellte sich ebenfalls hinter General Belewa. Über Nacht war er vom Armeeoffizier zum Führer einer Nation geworden.«

Dubois schaltete den Bildschirm ab und wandte sich wieder dem Tisch zu. »Das Ganze hat innerhalb von ECOWAS für eine ziemliche Erschütterung gesorgt, wie man sich denken kann. Nigeria reagierte mit Säbelrasseln auf das neue liberianische Regime und dessen Führer, aber das war auch schon alles. Sie wussten, wenn sie einen Einmarsch wagten, würden sie es nicht nur mit ihren eigenen Eliteeinheiten, sondern auch mit einer großen und sehr aggressiven Guerilla-Armee zu tun bekommen. Belewass Machtübernahme wurde als fait accompli hingenommen.«

»Also, Mut hat der Mann, das muss man ihm lassen«, warf Van Lynden nachdenklich ein.

»Es gibt noch andere bemerkenswerte Charakterzüge, Mr. Secretary. Er hat sich als äußerst einfallsreicher, umsichtiger und dynamischer Führer erwiesen. In nur drei Jahren hat er in einem total heruntergekommenen Land für Stabilität, Ordnung und Wirtschaftswachstum gesorgt. In vielerlei Hinsicht unternimmt er genau das, was in dieser Region notwendig ist. Er bekämpft die Korruption, er sorgt dafür, dass die breite Masse der Bevölkerung einigermaßen gut leben kann, und

er baut die wirtschaftliche Infrastruktur des Landes neu auf. Leider ist er dabei aber auch ein Diktator geblieben, wie er im Buche steht – mit einem ausgeprägten Willen, seinen Einflussbereich auszudehnen.«

Der Bildschirm leuchtete erneut auf und zeigte diesmal eine großformatige Karte von Sierra Leone. »Anfang dieses Jahres meldete die Regierung von Sierra Leone den Ansturm eines wahren Flüchtlingsstroms in ihr Land. Dabei kamen über eine Viertelmillion Flüchtlinge nach Sierra Leone. Die liberianische Regierung behauptete, es handle sich um Unzufriedene, die eine Reihe von Neubesiedlungsgebieten in den Grenzregionen verlassen hätten. Die Flüchtlinge hingegen sagten, dass man sie mit Bajonetten nach Sierra Leone getrieben habe.«

»Woher sind all diese Flüchtlinge gekommen, Rich?«, fragte Van Lynden stirnrunzelnd. »Ich meine, von wo in Liberia?«

»Keine Regierung ist bei der gesamten Bevölkerung beliebt. Mr. Secretary. Die Flüchtlinge gehören den Stammesgruppen und Rebellenverbänden an, die Belewass Machtaufnahme nicht unterstützt hatten. Als sie einen Widerstand gegen sein Regime zu organisieren begannen, reagierte Belewa mit Massendeportationen. Ganze Dörfer und Stadtviertel wurden auf diese Weise entvölkert. Männer, Frauen und Kinder, alle, die auch nur im Verdacht standen, gegen das Regime zu sein, wurden in Lagern zusammengefasst und über die Grenze getrieben. Ihre Besitztümer wurden unter Anhängern des Regimes aufgeteilt.«

Präsident Childress nahm seine Brille ab und begann nachdenklich die Gläser zu polieren. »Er muss wohl Mao Tsetungs Ausspruch kennen, dass der Guerillakämpfer einem Fisch gleicht, der in einem Meer von Bauern schwimmt. Belewass Gegenschlag gegen die Aufständischen hatte das Ziel, dieses Meer trocken zu legen.«

»Genauso wie es Milosevic damals 1999 im Kosovo versuchte. Aber Belewa ging noch einen Schritt weiter. Es gelang ihm auf diese Weise nicht nur, die Unruhen im eigenen Land zu beenden; indem er diese Flüchtlingsflut auf das Nachbarland losließ, das am wenigsten damit zurechtkommen konnte, schwächte er außerdem dieses Land noch mehr.«

Van Lynden nickte. »Also hat er wieder einmal einen Nachteil zu einem Vorteil gemacht... aus seiner Sicht zumindest.«

»Das ist Belewas Taktik«, stimmte Dubois zu. »Sierra Leone war außerstande, mit dem riesigen Flüchtlingsstrom fertig zu werden. Sie konnten ja nicht einmal für die notwendigen Lebensmittel und Behausungen für ihre eigenen Leute sorgen. Natürlich schalteten sich die UNO und das Internationale Rote Kreuz ein, um Flüchtlingslager in den Grenzgebieten zu errichten. Doch gleichzeitig mit dem Flüchtlingsansturm kam es zu einem Wiederaufflammen der Guerilla-Aktivität in Sierra Leone. Es gab eine Reihe von Anschlägen auf Verkehrseinrichtungen, Lebensmittelverteilungszentren und Telekommunikationsleitungen. Alles, was dringend benötigt wurde, um der Flüchtlingskrise Herr zu werden, wurde angegriffen, wodurch sich das Problem weiter verschärfte.«

»Das kam natürlich einigen Herrschaften sehr gelegen«, stellte Van Lynden trocken fest.

»Kamen diese Anschläge von einer Gruppe innerhalb Sierra Leones oder wurden sie von außen hereingetragen?«, fragte der Präsident und setzte die Brille wieder auf.

»Es gibt noch keine eindeutigen Beweise. Die liberianische Regierung hat natürlich jede Beteiligung vehement bestritten. Aber diese Guerillas waren nicht die üblichen Buschbanditen. Sie waren gut ausgebildet und gingen überaus planmäßig und methodisch vor. Das Flüchtlingshilfsprogramm wurde lahmelegt – und wenig später der gesamte Staat Sierra Leone. Es kam zu Hungersnot, Angriffen auf die Flüchtlingslager und schweren Unruhen. Sierra Leones ohnehin sehr schwache Regierung begann sich aufzulösen...«

»Und als alles in die Brüche ging, schlug Belewa zu«, fiel ihm Van Lynden grimmig ins Wort.

»Genau. Vor ungefähr einem Monat marschierte er ein – mit der Begründung, dass liberianische Bürger in den Flüchtlingslagern bedroht seien und dass die wachsenden Unruhen in Sierra Leone sich über die Grenze nach Liberia auszubreiten drohten. Die bewaffneten Streitkräfte von Sierra Leone hatten dem Angriff nichts entgegenzusetzen. Freetown fiel nach etwas mehr als zwei Wochen.«

Präsident Childress schüttelte den Kopf. »Dieser Mistkerl. Er löst eine Krise aus, nur um sie dann auf seine Weise zu bereinigen.«

»Er macht aus einem Nachteil einen Vorteil, Sir«, pflichtete Dubois ihm bei. »Und damit wären wir, glaube ich, bei dem, was sich heute Morgen ereignet hat.«

»Genau, Rich«, stimmte der Außenminister zu und drehte seinen Sessel, um sich dem Präsidenten zuzuwenden. »Mr. President, heute Morgen bekamen wir eine offizielle Note vom liberianischen Botschafter ins Außenministerium. Darin heißt es, dass die liberianische Regierung die Absicht habe, mit dem besetzten Sierra Leone einen Staatenbund zu gründen. Seit sieben Uhr Washingtoner Zeit gibt es die beiden Staaten Liberia und Sierra Leone nicht mehr. An ihre Stelle tritt die Westafrikanische Union mit der Hauptstadt Monrovia. Die Note enthält auch ein Ansuchen von Belewa um formelle Anerkennung der neuen Regierung, ein weiteres Ansuchen, dass wir unsere Botschaft in Freetown schließen mögen, sowie die Zusicherung, dass die Westafrikanische Union sich die allerbesten Beziehungen mit den Vereinigten Staaten wünscht.«

»Verdamm! Belewa geht wirklich aufs Ganze, was?«

»Das ist so seine Art, Mr. President«, antwortete Dubois. »Vor allem, wenn es darum geht, seine Macht zu sichern und weiter auszudehnen.«

Präsident Childress' Miene wurde noch eine Spur finsterer. »Also, ich möchte Folgendes festhalten: Die USA akzeptieren keine territorialen Zugewinne egal welchen Staates, die durch militärische Aggression zustande gekommen sind. Unter keinen Umständen. Sie können das dem liberianischen Botschafter mitteilen, Harry. Sie können ihm außerdem sagen, dass unsere Botschaft in Freetown geöffnet bleibt.«

Van Lynden nickte und lächelte. »Ich dachte mir, dass Sie so reagieren würden, Sir.«

»Gut. Nachdem das geklärt ist – was können wir sonst noch in der Sache unternehmen?«

Van Lynden und Dubois blickten einander an. »Offen gestanden, Sir«, antwortete der Außenminister, »nicht allzu viel. Wir haben über

Belewas Regime ohnehin schon vor Jahren ein Waffen- und Technologie-Embargo verhängt. Und wenn wir jetzt auch noch Handelssanktionen über Liber... Entschuldigung, über die Westafrikanische Union verhängen, dann würde das die Bevölkerung wahrscheinlich härter treffen als die Regierung.«

»Besteht eine Gefahr für die amerikanischen Staatsbürger, die sich dort aufhalten?«

»Das glaube ich nicht, Mr. President«, antwortete Dubois. »Belewa achtet sehr darauf, dass Ausländer, egal welcher Nationalität, in seinem Land sicher sind. Er braucht die ausländischen Investitionen, um die Entwicklung im Land voranzutreiben. Das bringt ihm Arbeitsplätze und Devisen.«

»Harry, was sagt die UNO dazu?«

»Wir könnten in der UNO ein Misstrauensvotum gegen die Union erreichen, aber mehr nicht, fürchte ich«, antwortete Van Lynden. »Wenn Belewa die Wirtschaft in Sierra Leone genauso auf Vordermann bringt wie in Liberia, dann wird der Handel mit der Union natürlich für viele Staaten noch interessanter. Außerdem wird es den meisten ziemlich egal sein, was dort vor sich geht.«

»Und was ist mit den Staaten der ECOWAS? Gibt es schon einen Hinweis darauf, was für eine Haltung sie einnehmen?«

Dubois schüttelte den Kopf. »Von dieser Seite können wir nicht viel erwarten, Mr. President. Belewa ist immerhin durch den Einsatz einer ECOWAS-Friedenstruppe an die Macht gekommen. Dort traut keiner mehr dem anderen, und es besteht kaum die Aussicht, dass irgendjemand einen wirkungsvollen Gegenschlag organisieren könnte.«

»Wollen Sie beide damit andeuten, dass wir die Sache einfach als gegeben akzeptieren müssen?«

Van Lynden hob die Hände in einer hilflosen Geste. »Im Großen und Ganzen ja, Sir. Es gefällt mir auch nicht, eine solche militärische Aggression einfach hinzunehmen -aber ich muss andererseits zu bedenken geben, dass die Vereinigten Staaten im Moment nicht berechtigt wären, auf eigene Faust etwas zu unternehmen. Ein UNO-Einsatz wäre natürlich etwas anderes. Aber erst müssen weitere Mitgliedstaaten eine entsprechende Absicht zeigen.«

Der Staatssekretär, der ihm gegenüber saß, zögerte einen Augenblick und wandte sich dann dem Präsidenten zu. »Es gibt doch etwas, das wir tun könnten, Sir«, sagte Dubois schließlich. »Unsere National Security Agency hat sich bisher kaum um Westafrika gekümmert. Ich glaube, wir sollten beginnen, mehr Nachrichtendienst-Material über die Region zu sammeln. Wir müssen Belewa im Auge behalten und herausbekommen, was er als Nächstes vorhat.«

»Sie meinen also, dass er so weitermacht?«

»Ja, Sir, das glaube ich. Der Mann will ein Großreich aufbauen. Und wenn er in diesem Tempo fortfährt, dann stellt er schon bald eine ernsthafte strategische Bedrohung für die Vereinigten Staaten dar.«

Dubois drückte auf eine Taste des Control-Pads, um erneut die Karte auf dem Bildschirm aufzurufen. »Wie Sie sehen, sind Sierra Leone und Liberia von zwei anderen Ländern umgeben, nämlich Guinea und Elfenbeinküste. Ich schätze, dass Belewa sich ungefähr ein Jahr Zeit nimmt, um seine Macht über Sierra Leone zu stabilisieren – dann

28

wird er eines der beiden Länder angreifen. Wahrscheinlich Guinea, weil das der weniger stabile Staat ist.«

»Das klingt, als hätten wir es hier mit einem afrikanischen Napoleon zu tun.«

»Ja, vielleicht, Mr. President. Oder mit einem afrikanischen Hitler.«

**Kilimi, nahe der Grenze zwischen der
Westafrikanischen Union und Guinea
29. Dezember 2006, 22:10 Uhr Ortszeit**

Auf dem Dschungelpfad kam man mit Autos nicht besonders schnell voran. Was die Fahrt der Kommandokolonne des Präsidenten noch mehr bremste, war der Ausweisungskonvoi, der aus einem Dutzend klappriger, hoffnungslos überladener Lastwagen und Busse bestand, in die man hunderte Menschen gegen ihren Willen eingepfercht hatte. Es war bereits Nacht, als die Fahrzeuge das Deportationslager von Kilimi erreichten.

Das Wort ›Lager‹ war eigentlich nicht zutreffend – handelte es sich

doch in diesem Fall keineswegs um eine dauerhafte Einrichtung. So wie in den anderen ›Lagern‹ entlang der Grenze zu Guinea waren auch hier in Kilimi bloß Tausende von vertriebenen Menschen zusammengepfercht – von patrouillierenden Soldaten bewacht –, um schon bald weitergetrieben zu werden. Die einzigen ›Gebäude‹ bestanden aus einer Handvoll notdürftig zusammengezimmerter Hütten, zwischen denen da und dort ein kleines Lagerfeuer brannte.

Diejenigen, die man schon vor Wochen enteignet und hierher in die Wälder getrieben hatte, saßen an den Feuern und starnten wortlos auf die verzweifelten Neuankömmlinge, die aus den Bussen und Lastwagen stiegen.

Die Flüchtlinge wurden von Soldaten bewacht, die Befehle brüllten und die Menschen in die Nacht hinein trieben. Einer der Soldaten betrachtete ungeduldig, wie ein alter Mann umständlich seine Habeseligkeiten zusammenpackte, und hob den Gewehrkolben, um zuzuschlagen.

Er kam jedoch nicht dazu. Eine kräftige Hand schloss sich um den Gewehrlauf, und eine tiefe Stimme sprach aus der Dunkelheit. »Corporal, das ist nicht nötig.«

Der Soldat erstarre vor Schreck. Er kannte diese Stimme – so wie alle, die in der Westafrikanischen Union lebten. »Jawohl, General. Es tut mir Leid.«

General Obe Belewa ließ den Gewehrlauf los. »Gut. Auf ihre Weise kämpfen diese Reisenden genauso für die Sache der Union wie Sie und ich. Sie haben eine lange und schwere Reise vor sich. Machen wir es ihnen nicht schwerer als unbedingt nötig.«

Nachdenklich ging Belewa weiter und wirbelte mit seinen Stiefeln den Staub des Dschungelpfades auf. Er achtete nicht auf die Wächter und Adjutanten, die sein Gefolge bildeten. Jedes Mal, wenn er zu einem Lagerfeuer kam, blieb er stehen und betrachtete die Gesichter, die im Lichtschein zu sehen waren – die Männer, Frauen und Kinder, die Alten und Kranken, die Resignierten und die Zornigen. All die Menschen, die sich seiner Politik offen widersetzen, und die, die mit diesem Widerstand heimlich sympathisierten. Er fragte sich, welche von ihnen wohl sterben würden.

Nach einer Weile merkte er, dass sich eine Hand auf seine Schulter gelegt hatte.

»Obe, du solltest dir das nicht antun.«

»Ich muss, Sako«, sagte er zu Brigadier General Atiba, der nun sein Stabschef war. »Ich muss das tun, um mir zu vergegenwärtigen, wie ungern ich das tue.«

»Zum zehntausendsten Mal, Obe, du weißt, dass wir keine andere Wahl haben, wenn wir die Union zu dem machen wollen, was sie sein sollte. Wir dürfen nicht vergessen, dass wir nur unsere Feinde dazu benutzen, unseren anderen Feinden zu schaden. Wir müssen jetzt stark sein!«

»Ich weiß, alter Freund.« Der General nahm eine aufrechte Haltung ein. »Heute Nacht fängt das Spiel von neuem an. Wir machen einen großen Schritt, um ein großes Ziel zu erreichen.«

Vor ihm tauchte das Licht von Taschenlampen auf und eine Gruppe von Soldaten trat auf Belewa zu. Der Anführer der Gruppe salutierte und sagte: »General, ich möchte mich entschuldigen, dass ich bei Ihrer Ankunft nicht anwesend war. Meine Grenzspäher sind gerade zurückgekehrt, um mir Bericht zu erstatten.«

»Sie müssen sich nicht dafür entschuldigen, dass Sie Ihre Pflicht getan haben, Colonel Sinclair«, antwortete Belewa. »Was melden Ihre Späher?«

»An der Grenze ist alles klar, Sir. Es gibt auf der anderen Seite keine Armee- oder Polizeipatrouillen. In etwa einer Stunde haben wir den Abtransport organisiert – das heißt, dass wir die erste Welle bis zum Morgengrauen über die Grenze bringen können.«

»Und der Proviant für die Leute? Ist alles wie geplant angekommen?«

»Jawohl, General. Jeder der Flüchtlinge bekommt eine Ration Mehl und Reis und eine Decke.«

»Und unsere Sondereinsatzkräfte?«

»Die ersten Einheiten bereiten sich schon auf den Aufbruch vor, Sir. Es wäre eine große Ehre für die Männer, wenn Sie sie vorher besuchen würden.«

»Es ist mir selbst eine Ehre, Colonel. Geben Sie den Befehl an alle

Deportationslager weiter: Operation Sintflut Zwei wird wie geplant gestartet.«

Das Lager der Sonderreinsatzkräfte war ein Stück weit vom Deportationslager entfernt. Es bestand ebenfalls nur aus einer Handvoll notdürftig zusammengezimmter Hütten und ein paar Lagerfeuern. Doch hier herrschte Ordnung und Entschlossenheit und nicht Verwirrung und Verzweiflung wie unter den Deportierten. Zwischen den Lagerfeuern eilten mehrere Gestalten hin und her. Befehle wurden in die Dunkelheit gebrüllt, und ein Soldat lachte auf, nachdem ein anderer einen Scherz gemacht hatte. »Patrouille, stillgestanden!«

Eine Handvoll Männer sprangen vom Lagerfeuer auf. Ihre feldmarschmäßige Ausrüstung verursachte kaum ein Geräusch, als sie sich erhoben und Haltung annahmen.

»Das ist der erste Trupp, der die Grenze überschreitet, General«, sagte Sinclair.

Belewa schritt die kurze Reihe von Soldaten ab und sah den Männern in die vom Feuerschein erhellten Gesichter. Das war bei weitem angenehmer als die Qual, die er sich auferlegte, wenn er die Deportationslager besuchte. Es war ihm immer wieder eine Freude, zusammen mit seinen Soldaten einen Einsatz gehen zu können und dem harten Alltag der Politik für eine Weile den Rücken zu kehren. Er blieb beim letzten Mann in der Reihe stehen, dem Sergeant der Gruppe. Der Mann war von mittlerer Größe und schlank – nicht mager und ausgehungert, sondern von hartem Training gestählt. Seine Augen waren nicht blutunterlaufen und trüb, wie die von so manchen jungen Menschen, die sich dem Marihuana-Missbrauch hingaben. Sein junges Gesicht wirkte zuversichtlich und entschlossen.

Das Tarnmuster seines Anzugs war nicht ganz passend für die westafrikanischen Wälder, was kein Wunder war, da man die Ausrüstung von der ungarischen Armee gekauft hatte. Die Kappe und das Buschmesser wiederum waren billig von einem kanadischen Sportartikelhändler erstanden worden, während seine Sandalen aus einem alten Lastwagenreifen angefertigt waren. Seine Bewaffnung bestand aus einer Maschinenpistole, einer in Pakistan hergestellten Kopie des

britischen Sterling-Modells, sowie dem Koppel mit mehreren 9-mm-Magazinen und zwei Handgranaten – die eine ein russisches RD-Modell, die andere eine kleine holländische V40. Als weitere Ausrüstung trug er einen zusammengerollten Umhang sowie eine kleine Provianttasche mit einer Ration Reis und etwas getrocknetem Fleisch bei sich. Keinerlei Rangabzeichen oder sonstige Hinweise auf seine Zugehörigkeit zur Armee der Union waren zu sehen.

Die Mitglieder dieser Kommandotrupps mussten sich mit dem zufrieden geben, was man an Ausrüstung irgendwo auf der Welt billig einkaufen konnte. Durchaus erstklassig an ihnen war jedoch ihre Entschlossenheit und Einsatzbereitschaft.

Belewa wusste, dass es lächerlich gewesen wäre, die Ausrüstung und Ausbildung seiner Spezialeinheiten mit denen der amerikanischen Green Berets oder der britischen SAS zu vergleichen. Er war sich aber sicher, dass seine Männer jedem Feind überlegen waren, der ihnen eventuell jenseits der guineischen Grenze gegenübertreten würde.

»Wie lautet Ihr Einsatzbefehl, Sergeant?«, bellte Belewa.

»Wir sollen die Grenze überqueren und die Straßenbrücke bei Bambafouga mit Dynamitladungen sprengen«, antwortete der Sergeant, wie aus der Pistole geschossen. »Danach werden wir die Telefonleitungen von Bambafouga kappen und die Ernte der gesamten Gegend verbrennen. Wenn wir die Mission erfüllt haben, kehren wir wieder über die Grenze zurück. Wir haben jeden Kontakt mit der guineischen Armee oder der Zivilbevölkerung so weit wie möglich zu vermeiden. Ebenso soll es keine unnötigen Opfer unter der Zivilbevölkerung geben.«

Belewa nickte. »Gut. Und wofür tun Sie das alles, Sergeant?«

»Für die Union und die Zukunft!«, antwortete der junge Soldat ohne zu zögern. Im nächsten Augenblick lockerte sich seine starre Haltung ein wenig, als er hinzufügte: »Und wir tun es für Sie, General!«

Belewa schüttelte lächelnd den Kopf. »Nein, mein Sohn«, sagte er und klopfte dem jungen Mann freundschaftlich auf die Schulter. »Nur für die Union und die Zukunft. Ich bin nicht wichtig.«

**Weißes Haus, Washington D.C.
14. Februar 2007, 10:18 Uhr Ortszeit**

Von: National Command Authority
An: Chief of Naval Operations
Betrifft: United Nations African Interdiction Force

Sie werden ab sofort alle notwendigen Vorbereitungsmaßnahmen treffen, um gemäß UNO-Resolution 26.868 eine U.S. Naval Task Group als Teil der United Nations African Interdiction Force (UNAFIN) nach Guinea zu entsenden. Besagte Task Group darf nicht mehr als 1800 Personen umfassen und soll für Küstenpatrouillen und den Überwachungsdienst ausgerüstet sein.

Benton B. Childress
Präsident der Vereinigten Staaten

**Pentagon, Washington B.C.
15. Februar 2007, 10:27 Uhr Ortszeit**

Von: CNO
An: CINCNAVSPECFORCE
Betrifft: United Nations African Interdiction Force (Einsatzbefehl)

Okay, Eddie Mac, dieser Einsatz ist Sache von NAVSPEC-FORCE. Stellt uns ein Paket zur Küstenkriegsführung zusammen und macht es startklar. In der UNO wird kommenden Freitag über das Vorgehen in Guinea abgestimmt. Der Chef will, dass wir sofort aufbrechen können, sollte der Antrag durchgehen. Schickt meinem Stabschef eine Liste über alles, was ihr braucht, und ich werde dafür sorgen, dass eure Sache vorrangig behandelt wird. Tut mir Leid, dass der Umfang der Truppen begrenzt ist, aber der Präsident hat gegen heftigen Widerstand aus dem Kongress zu kämpfen; dort ist man gegen ein Eingreifen der USA in Westafrika. Macht das Beste aus der Sache.

ADM. Jason Harwell
Chief of Naval Operations

**Flottenstützpunkt Pearl Harbor,
Hawaii 24. Februar 2007, 11:05 Uhr Ortszeit**

Von: CINCNAVSPECFORCE

An: Stabschef; Provisorische UNAFIN-Planungsgruppe

Betrifft: United Nations African Interdiction Force

(eingesetzte Einheiten)

- A: Die folgenden UNAFIN-Task-Force-Einheiten wurden gebilligt: Mobiler Offshore-Stützpunkt 1, Luftkissen-Patrouillen-Kanonenboot-Geschwader 1, Patrouillenboot-Geschwader 9, TACNET-A Tactical Intelligence Network sowie alle angeführten Unterstützungseinheiten.
- B: SEAL-Kommando ist durch SOC-Marine-Company zu ersetzen. Ergänzen Sie die zusätzlichen Stellen aus der LOG-Gruppe.
- C: Alle Einheiten sind in Bereitschaft zu sofortigem Auslaufen zum UNAFIN-Hauptstützpunkt in Conakry zu versetzen.
Vice Admiral Elliot MacIntyre
Commander in Chief, U.S. Naval Special Forces

Monrovia, Westafrikanische Union

28. April 2007, 14:31 Uhr Ortszeit

Die Sonderbeauftragte der Vereinten Nationen, Vavra Bey, war der lebende Beweis dafür, dass Schönheit nicht allein ein Vorrecht der Jugend ist. Auf ihrem Studienabschlussbild der Universität Istanbul war sie als schwarzhaarige junge Frau von rundlichem Körperbau und nüchternem Gesichtsausdruck zu sehen. Die Schönheit hatte sich bei ihr erst eingestellt, als sie die ersten silbergrauen Haare, Krähenfüße und ein Doppelkinn bekam; es war eine Schönheit, die aus innerer Haltung und Erfahrung entstand, aus Mut und Selbstbewusstsein. Auch der Humor war bei ihr mit dem Alter gekommen – doch diese Eigenschaft verstand sie hinter ihren dunklen Augen gut zu verbergen. Sie war als eine Frau mit eisernem Willen bekannt, die anderen nach

Belieben Bewunderung oder Angst einflößen konnte. Dies galt nicht nur für ihre Kinder und Enkelkinder, sondern auch für die Staatsmänner und Würdenträger, denen sie auf den internationalen Schlachtfeldern der Diplomatie begegnete.

An diesem Tag saß Vavra Bey etwas unschlüssig am großen Konferenztisch.

»Was meinen Sie, Madam Envoy?« Der betont förmliche und sehr junge Norweger, der ihr als Assistent zur Seite stand, betupfte sein Gesicht mit einem bereits schweißnassen Taschentuch. Die Klimaanlage im Hotel Mamba Point war ausgefallen, sodass im Konferenzsaal eine drückende Hitze herrschte, obwohl alle Fenster geöffnet waren, um die Meeresbrise hereinzulassen.

»Ich bin mir nicht sicher, Lars. Wir können nur hoffen, dass sich die Vernunft durchsetzt.«

Tief in ihrem Inneren kannte Vavra Bey bereits die Antwort.

Vom Korridor war Stimmengemurmel zu vernehmen und die beiden mit Pistolen bewaffneten Wachposten an der Tür nahmen Haltung an. Die Sonderbeauftragte und die anderen Mitglieder der kleinen UNO-Delegation erhoben sich, als General Belewa in den Konferenzsaal zurückkehrte. Er war nicht allein. Sein Stabschef, Brigadier General Atiba, folgte ihm und blieb in der Nähe der Türe stehen. Da war noch ein zweiter Mann in seinem Gefolge, der sich dicht an Belewass Seite hielt, so als hoffte er, der großgewachsene Soldat würde seine eigene Präsenz verstärken.

Dasheel Umamgi, der Sonderbotschafter des Algerischen Revolutionsrates, trug Gewand und Kopfschmuck eines moslemischen Imams. Doch Vavra Bey hegte den Verdacht, dass er weder von seiner Ausbildung noch seinem Glauben her ein Anrecht auf diesen Titel hatte. Es war ganz einfach so, dass man als religiöser Fanatiker bessere Möglichkeiten hatte, zu Macht und Einfluss zu gelangen, nachdem Algerien in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts im Chaos versunken war. Das revolutionäre Algerien hatte mittlerweile Libyen als größten Unruhestifter in Nordafrika abgelöst, und es war keine Überraschung, dass die Algerier auch auf diesem Schauplatz auftauchten.

Der kalte Blick des graubärtigen Pseudo-Geistlichen war auf Vavra Bey gerichtet. Er hasste sie ganz offensichtlich, weil sie ebenfalls Moslemin war, jedoch in seinen Augen nicht den rechten Glauben besaß – vor allem, weil sie nicht an ihn glaubte. Es machte ihr ganz und gar nichts aus, dass er auch noch andere Gründe hatte, sie zu hassen.

General Belewa nickte den Abgesandten der UNO grüßend zu und nahm seinen Platz am Ende des Tisches ein. Vavra Bey setzte sich ebenfalls und schwieg, um dem General das erste Wort zu lassen.

»Madam Envoy«, begann Belewa langsam, »ich habe mit meinem Stab und meinen Beratern gesprochen, und ich wusste nicht, was wir zu der Sache noch sagen könnten. Wir weisen alle Vorwürfe, die die Regierung von Guinea gegen uns vorbringt, auf das Entschiedenste zurück. Es ist unser erklärtes Ziel, in Freundschaft mit allen Nationen zu leben; außerdem ist die Westafrikanische Union viel zu sehr mit ihren eigenen inneren Angelegenheiten beschäftigt, um sich auf solche... Geplänkel mit ihren Nachbarstaaten einzulassen. Wenn Guinea mit einer Rebellion im Inneren zu kämpfen hat, wie es dem Anschein nach der Fall ist, dann muss sich die dortige Regierung fragen, warum ihre Bevölkerung so unzufrieden ist. Dort liegt nämlich die Wurzel des Übels. Sie wollen doch nur davon ablenken, indem sie uns der Aggression beschuldigen.«

»Und dennoch«, wandte Vavra Bey ein, »müssen auch Sie zugeben, General Belewa, dass einer der Hauptgründe für die gegenwärtige Unzufriedenheit in Guinea der Massenansturm von Flüchtlingen aus der Union ist. Allein in den Flüchtlingslagern der UNO befinden sich über 180.000 Menschen. Wir haben keine Ahnung, wie viele noch irgendwo hungernd durch das Land streifen.«

Belewa zuckte die Schultern und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Wir auch nicht, Madam Envoy. Wir haben keinen Einfluss auf diese Entwicklung. Diese Menschen haben das Territorium der Union illegal und ohne gültige Papiere verlassen. Auf die gleiche Weise sind sie in guineisches Territorium eingedrungen. Das ist ein Vergehen, mit dem sich die guineischen Behörden auseinandersetzen müssen. Wir sind dafür nicht verantwortlich, deshalb können wir auch nichts tun.«

»Oh, doch, General. Sie können Ihre Grenzen öffnen und diesen Flüchtlingen gestatten, in ihre Heimat zurückzukehren. Damit wäre die Krise sowohl für Ihr Land als auch für Guinea bereinigt.«

Der stattliche Offizier schüttelte entschieden den Kopf. »Das ist ganz unmöglich. Wie ich schon sagte, diese Personen haben keine gültigen Papiere. Woher sollen wir wissen, ob es sich tatsächlich um Bürger der Union handelt oder nicht? Wir vermuten, dass viele Kriminelle, Terroristen oder einfach Unzufriedene unter diesen sogenannten Flüchtlingen sind. Letzten Endes können auch wir das Problem nicht besser bewältigen als Guinea.«

»General Belewak«, wandte Vavra Bey ein, »das sind Bürger der Westafrikanischen Union. Was wir von den Menschen in den Lagern erfahren haben, lässt nur den einen Schluss zu: dass sie von Soldaten der Union über die Grenze getrieben wurden – und zwar, wie wir glauben, auf Ihren Befehl.«

»Wir weisen diese Vorwürfe entschieden zurück«, erwiderte Belewa hartnäckig. »Wie ich schon sagte, gibt es viele Unzufriedene unter diesen Leuten – Revolutionäre, Kriminelle und Mitglieder der alten Regimes, die sich der Verfolgung durch die Gerichte entziehen wollen. All diese Leute haben gute Gründe, über die Situation in der Westafrikanischen Union die Unwahrheit zu sagen. Unsere Grenzen werden für diese aufrührerischen Elemente geschlossen bleiben, und wir werden uns jedem Versuch zur Rückkehr mit unseren bewaffneten Streitkräften entgegenstellen.«

»Ich verstehe.« Vavra Bey hielt kurz inne, um ihren Worten noch mehr Gewicht zu verleihen. »Und streiten Sie immer noch ab, dass die bewaffneten Streitkräfte der Westafrikanischen Union als Aggressoren gegen den guineischen Staat aufgetreten sind, um einen Einmarsch und die Machtübernahme im Land vorzubereiten?«

»Das weise ich kategorisch zurück. Die Regierung von Guinea versucht nur, die Schuld für ihre eigenen Versäumnisse der Westafrikanischen Union in die Schuhe zu schieben.«

»Das nachrichtendienstliche Material, das mehrere Weltmächte der UNO vorgelegt haben, spricht aber eine ganz andere Sprache, General.«

»Dann sollte sich die UNO einmal ansehen, welche Gründe diese Mächte haben, mein Land schlecht zu machen!«

Vavra Bey schwieg einige Sekunden lang mit unbewegter Miene, den Blick auf den zerkratzten Tisch gesenkt, während sie nach irgend-einem diplomatischen Ausweg suchte, an den sie noch nicht gedacht hatte. Ihr in Jahrzehnten geschärftster Instinkt sagte ihr, dass nun der entscheidende Moment in den Gesprächen gekommen war. Wenn sie wieder aufblickte, würde wohl die Entscheidung für eine gewaltsame und möglicherweise blutige Lösung des Konflikts fallen.

Sie hob den Blick,

»General Belewa, sind Sie sich darüber im Klaren, dass dieses Treffen ein letzter Versuch war, eine diplomatische Lösung für ein Problem zu finden, das ganz Westafrika mit sich in den Abgrund reißen könnte? Wir haben keine solche Lösung gefunden. Der Westafrikanischen Union wird vorgeworfen, einen Nachbarstaat angegriffen zu haben, um dort die Macht zu übernehmen. Diese Aggression steht außer Zweifel. Ebenso erwiesen ist der Verstoß gegen die Menschenrechte, den die Westafrikanische Union gegenüber Bürgern des eigenen Landes begangen hat. Dieses Vorgehen kann von der Weltöffentlichkeit nicht länger hingenommen werden.«

Die UNO-Sonderbeauftragte erhab sich von ihrem Sessel. Ihre aufrechte Haltung ließ sie größer wirken als sie war. »Im UNO-Sicherheitsrat wurde in der Resolution 26.867 das Vorgehen der Westafrikanischen Union verurteilt. Eine zweite Resolution, 26.868, sieht ein UNO-Embargo auf Waffen, Erdöl und andere kriegstaugliche Materialien vor; diese Resolution wurde noch nicht in Kraft gesetzt, um den Ausgang dieser Gespräche abzuwarten. Inzwischen wurden UNO-Truppen in Bereitschaft versetzt, um die Durchsetzung dieser Beschlüsse, wenn nötig, zu erzwingen und der Regierung von Guinea zu helfen, die Sicherheit der Landesgrenzen zu gewährleisten.

General Belewa, ich teile Ihnen hiermit in aller Form mit, dass die Gespräche gescheitert sind. Wenn bis morgen, Mitternacht, keine Nachricht von Ihrer Regierung kommt, dass Sie Ihre bewaffneten Streitkräfte aus Guinea zurückziehen und Ihre Anschläge gegen den guineischen Staat einstellen, wird dieses Embargo in Kraft treten.«

Belewas Gesicht war unbewegt und seine Stimme tonlos, als er antwortete: »Wie ich schon sagte, Madam Envoy, ich wüsste nicht, was es zu dieser Sache noch zu sagen gäbe.«

»Offensichtlich nichts, General.«

Belewa stand abrupt auf. Ohne ein Wort zu sagen, drehte er sich um und verließ den Konferenzsaal. Sein Stabschef und der algerische Botschafter folgten ihm. Der Algerier machte wahrscheinlich als Einziger im Raum ein zufriedenes Gesicht.

»Das war's dann wohl«, sagte Vavra Beys Assistent mit leiser Stimme. »Mein Gott, begreift er denn nicht, dass er sich mit der ganzen Welt anlegt?«

»Es ist ihm wohl bewusst, Lars«, antwortete sie nachdenklich. »Jede Generation scheint einen oder zwei wie ihn hervorzubringen, die einen Versuch wagen, sich über alles Bestehende hinwegzusetzen. Das Bedeutendste daran ist, dass sie manchmal gewinnen.«

General Belewa stand auf dem kleinen Balkon vor seinem privaten Arbeitszimmer und atmete die reine Meeresluft ein. Er war froh, dass er den Regierungssitz hier im einstigen Hotel Mamba Point belassen hatte. Er mochte die Aussicht. Sie erinnerte ihn daran, worum es in diesem Kampf eigentlich ging.

Unter ihm, zwischen der Hügelkette und dem Mesurado-Fluss, leuchteten die Lichter der Hauptstadt in der zunehmenden Abenddämmerung. Noch nicht so viele, wie es sein sollten, aber es wurden mit jeder Nacht mehr. Ständig restaurierte man alte Gebäude und erbaute neue.

Überall auf den Straßen waren Fahrzeuge unterwegs – wiederum nicht so viele, wie es sein sollten, aber sie waren so etwas wie die Vorboten einer künftigen blühenden Wirtschaft. Ein Lastwagen holperte schwerfällig über die Brücke, die ironischerweise »Brücke der Vereinten Nationen« hieß. Er war Richtung Norden unterwegs, möglicherweise zum Hafen oder die Küste entlang nach Sierra Leone.

Nein, wahrscheinlich doch zum Hafen. Ein Schiff wurde heute Abend entladen. Entlang der langen Hafenmolen von Monrovia sah Belewa die Arbeitsbeleuchtung, in der das Löschen der Ladung vor

sich ging. Er konnte sich lebhaft vorstellen, wie die Werkzeuge, Maschinen und Waffen an Land geschafft wurden – all das, was er so dringend brauchte, um die Union zu stärken. Diese Ladung war besonders wertvoll, weil es vielleicht die letzte für lange Zeit sein würde.

Belewa atmete tief ein, wie um noch einmal Kraft zu tanken, ehe er sich wieder seiner Arbeit zuwandte.

Sako Atiba und Botschafter Umamgi erwarteten ihn schon im Arbeitszimmer. Belewa erwiderte die tiefe Verbeugung des Botschafters mit einem kurzen Kopfnicken.

»Ihre Unnachgiebigkeit gegenüber den Leuten aus dem Westen war wirklich großartig, General«, sagte Umamgi, als er sich wieder aufgerichtet hatte. »Der Revolutionsrat beglückwünscht Sie zu Ihrem Mut.«

»Es musste einfach früher oder später passieren, Botschafter«, antwortete Belewa knapp und setzte sich an den Schreibtisch. »Offen gestanden hätte ich es lieber noch ein wenig hinausgezögert.«

»Ich möchte Ihnen noch einmal versichern, General, dass der Revolutionsrat in dem bevorstehenden Kampf gegen die Kolonialisten voll und ganz auf Ihrer Seite steht. Wir werden für Ihren Erfolg beten.«

»Was uns vielleicht noch mehr helfen würde, wäre ein Panzerbataillon und ein paar Luftabwehraketens«, warf Atiba mit grimmiger Miene ein.

Umamgi lächelte gezwungen. »Der Brigadier weiß, dass wir ein armes Land sind, genauso wie Sie selbst. Wir sind verarmt in unserem Kampf gegen den ungläubigen Westen. Doch wir können Ihnen ein Langstrecken-Transportflugzeug liefern, das Sie brauchen werden, um die Verbindung mit meinem Land und der restlichen Welt aufrechtzuhalten.«

Atiba hob misstrauisch die Augenbrauen. »Zu einem bestimmten Preis, nehme ich an.«

»Das reicht, Sako«, wandte Belewa ein. »Botschafter Umamgi, Sie können versichert sein, dass wir Sie als Verbündeten sehr schätzen. Wir werden es Ihnen nicht vergessen, dass Sie uns in diesen schweren Zeiten beistehen. Wir sind Ihnen überaus dankbar für jede Hilfe, die Sie uns großzügigerweise zuteil werden lassen.«

Umamgi lächelte selbstgefällig und neigte den Kopf. »Aber«, fügte Belewa hinzu, »es gibt da bestimmte Aspekte Ihrer Hilfe, über die wir noch nicht gesprochen haben.«

»Welche Aspekte meinen Sie, General?«

»Wir sind wirklich sehr dankbar für die militärischen Berater und Ausbilder, die Algerien uns geschickt hat, Botschafter. Wir finden aber, dass es da ein kleines Problem mit der Art und Weise gibt, wie die Ausbildung vor sich geht.«

»Ein Problem?«

»Genau«, antwortete Belewa und nickte. »Meine Berater haben mir mitgeteilt, dass im Ausbildungsprogramm auch eine gute Portion... religiöse Indoktrinierung enthalten ist.«

Mit einem gezwungenen Lächeln antwortete Umamgi: »Unsere Soldaten sind Krieger des Islam. Sie möchten ganz einfach ihren Glauben mit ihren Waffenbrüdern teilen.«

»Und Sie sind uns sehr willkommen«, erwiderte Belewa mit einem kalten Lächeln. »In der Union steht es jedermann frei, seine Religion zu praktizieren – sei es das Christentum, der Islam oder der Glaube unserer afrikanischen Ahnen. Ihre Soldaten können jederzeit über ihren Glauben sprechen – in der Moschee, auf der Straße, wo immer sie wollen.... nur nicht, wenn sie im Dienst in meinen Ausbildungslagern sind.«

Das falsche Lächeln verschwand aus Umamgis Gesicht.

»Sie werden dafür sorgen, dass die Sache geregelt wird, Botschafter«, fügte Belewa im Befehlston hinzu.

Die Auseinandersetzung war rasch entschieden. Umamgi deutete eine Verbeugung an. »Wie Sie wünschen, General. Schließlich sind wir Gäste in Ihrem Land.«

»Ich danke Ihnen, Botschafter. Und kümmern Sie sich bitte noch heute Abend darum.«

»Sofort, General. Friede sei mit Ihnen.«

Der Algerier wandte sich der Tür zu, doch die Anwesenden sahen sehr wohl noch den finsternen, verschlagenen Ausdruck in seinem Gesicht.

Als der Botschafter gegangen war, verfinsterte sich auch Sako Ati-

bas Miene. »Verdammt. Haben wir denn nicht schon genug Probleme mit unseren Feinden – müssen wir uns noch solche Freunde aufhalsen?«

Belewa lachte kurz auf. »Das sind keine Freunde, Sako, sondern Verbündete. Und Verbündete sind wie Verwandte – man kann sie sich nicht aussuchen, man muss sie nehmen, wie sie sind.« Mit nüchterner Miene fügte er hinzu: »Die Algerier wollen uns dazu benutzen, ihre eigenen Ziele zu verfolgen, so wie wir sie zu unseren Zwecken benutzen. Damit müssen wir nun einmal leben, mein Freund. In den nächsten Monaten werden wir jede Hilfe nötig haben, die wir erhalten können – egal, woher sie kommt.«

Atiba schüttelte den Kopf. »Diese UNO-Blockade... Sie versuchen uns auszuhungern, Obe. Wird ihnen das gelingen?«

Belewa schüttelte den Kopf. »Das weiß ich nicht, mein Freund. Ich weiß nur, dass es früher oder später so kommen musste. Es war vorherzusehen, dass man im Westen so auf unsere Expansion reagieren würde. Sie verstehen eben nicht, was wir hier für uns und ganz Afrika erreichen wollen. Sie sehen nur die militärische Okkupation und sonst nichts.«

Belewa erhob sich von seinem Stuhl und trat vor die Landkarte an der Wand. »Nein, Sako. Diese Konfrontation musste einfach kommen. Natürlich wäre es besser gewesen, wenn wir uns schon vorher Guinea hätten sichern können, aber wir haben unsere Vorkehrungen getroffen. Wir sind bereit für das, was uns erwartet.«

Der Stabschef trat an die Seite seines Generals. »Was werden wir als Erstes tun, Obe?«

»Wir greifen an. Einen Krieg kann man nur so gewinnen. Wer nur verteidigt, hat schon verloren.«

»Und unser Ziel?«

Belewa zeigte auf einen Punkt auf der Karte. »Hier.«

Atiba hob überrascht die Augenbrauen. »Conakry? Der Hauptstützpunkt der UNO-Truppen?«

»Wenn du einen Feind töten willst, was gibt es da Besseres, als auf sein Herz zu zielen? Sie haben uns lange Zeit in Ruhe gelassen, weil wir in ihren Augen nicht wichtig genug waren, um sich mit uns he-

rumzuschlagen. Jetzt müssen wir dafür sorgen, dass sie uns weiter in Ruhe lassen – und zwar, weil ihnen der Blutzoll zu hoch ist, den sie für ihr Eingreifen zu zahlen hätten.«

Der Konflikt

Conakry, Guinea

3. Mai 2007, 18:31 Uhr Ortszeit

Zwei Fahrzeuge bewegten sich auf die Stadt Conakry zu.

Das eine war ein Flugzeug, das hoch über dem Atlantik seiner Bahn folgte. Die Orion-P3C-Turboprop-Maschine war in den achtziger Jahren für die U.S. Navy gebaut worden, und zwar als Langstrecken-Unterseeboot-Abwehr-, oder kurz, ASW-Patrouillenflugzeug. Vor kurzem hatte sich das Aufgabenprofil jedoch etwas verändert. Der schlanke Rumpf der Maschine war nun mit den Antennen eines hochentwickelten Kommunikationssystems versehen, sodass die Orion als »Command-and-Control« –, also Befehls- und Führungs-Flugzeug eingesetzt werden konnte. Mit an Bord war der Oberbefehlshaber der U.S. Naval Special Forces, CINCNAVSPECFORCE genannt.

Das andere Fahrzeug war ein kleines Boot, das langsam auf die grüne afrikanische Küste zusteerte. Es handelte sich dabei um den größeren der beiden kleinen Bootstypen, wie sie für die Goldküste typisch waren, eine sogenannte Pinasse. Das 15 Meter lange, schmale Boot glich den einstigen Kriegskanus aus dieser Gegend. Seine schlanke Eleganz ließ ein wenig darüber hinwegsehen, in welch schlechtem Zustand das Boot bereits war. An Ladung stapelten sich mittschiffs einige Säcke mit Reis. Von seinem Zweizylinder-Dieselmotor angetrieben, hielt das Boot seinen Kurs durch die niedrige Dünung.

Die beiden Fahrzeuge kamen von den entgegengesetzten Enden des technologischen Spektrums und auch von den entgegengesetzten Seiten eines soeben ausbrechenden internationalen Konflikts. Eines hatten sie jedoch gemeinsam. Sie waren beide in kriegerischer Mission unterwegs.

Ein leichter Nieselregen schlug gegen das jalousienbewehrte Fenster des kleinen provisorischen Arbeitszimmers. Das Prasseln wurde jedoch von der auf Hochtouren laufenden Klimaanlage übertönt. An

ihrem Schreibtisch sitzend, folgte Christine Rendino den Worten, die den Bildschirm ihres Laptops füllten.

... schließlich haben unsere Chefs beschlossen, der Duke eine viel umfassendere Behandlung zuteil werden zu lassen, als nur die Gefechtsschäden zu reparieren, die wir auf dem Jangtse hinnehmen mussten, Chris. Wir bekommen gerade eine volle Block-II-Überarbeitung verpasst. Wenn wir fertig sind, haben wir all die kleinen Feinheiten eingebaut bekommen, mit denen auch die neueren Schiffe der SC-21-Klasse ausgerüstet sind.

Der Haken an der Sache ist, dass das Schiff noch ein ganzes Jahr in der Werft liegen wird. Wir werden frühestens im Oktober nächsten Jahres wieder seetüchtig sein. Ich hatte gehofft, wenigstens noch einen Einsatz mit der Duke zu bekommen, bevor meine Zeit an Bord um ist- aber danach sieht es nun wohl nicht mehr aus. Vielleicht kann ich wenigstens noch eine Testfahrt machen, bevor ich das Schiff an den nächsten Skipper übergeben muss.

Jedenfalls habe ich jetzt genug Zeit, um die neue Crew vorzubereiten. Deine Versetzung war nur die erste von vielen. Fast die gesamte Besatzung ist mittlerweile weg. Das Personalbüro teilt unsere Leute den anderen Stealth-Schiffen zu oder betraut sie mit der Leitung von Ausbildungsprogrammen, weil sie über eine unbezahlbare Erfahrung verfügen.

Dein Lieblingsfeind Frank McKelsie wurde zum Lieutenant Commander befördert und ist bereits nach San Diego unterwegs, wo er als Erster Offizier an Bord der Boyington gehen wird. Dix Beltrain ist nur ein paar Piers weiter an Bord der Connor gewandert, um sie seetüchtig zu machen, und Doc Golden arbeitet jetzt am Bethesda. Chief Thomson hat die Navy verlassen; zur Ruhe setzt er sich deshalb aber noch lange nicht- er hat hier in Norfolk eine hochbezahlte Beratertätigkeit bei der Sea-Shadow-Abteilung von Lockheed

Im Augenblick komme ich mir vor wie eine Schülerin, die gerade an einer neuen Schule begonnen hat. Überall Gesichter, die mir unbekannt sind. Ken Hiro ist so ziemlich der Einzige, der von der alten Garde noch an Bord ist. Es macht ihm einen Riesenspaß, die Instand-

setzung- und Reparaturarbeiten zu beaufsichtigen. Er macht seine Sache so hervorragend, dass ich mir, ehrlich gesagt, im Moment ein wenig überflüssig vorkomme.

Was Arkady betrifft- denn bestimmt brennst du schon darauf, zu erfahren, was mit ihm und mir los ist –, so kann ich nur sagen: nicht viel. Wir haben uns bemüht, trotz der großen Entfernung eine einigermaßen intakte Beziehung aufrechtzuerhalten – aber das Ergebnis ist, glaube ich, für uns beide nicht gerade berauschend. Zum Glück haben wir jetzt beide etwas Urlaub vor uns; er kommt morgen aus San Diego herüber. Wir werden eine kleine Fahrt mit der Seeadler machen und dabei hoffentlich einiges nachholen können, was wir versäumt haben. Vielleicht können wir uns sogar darauf einigen, wo es mit uns beiden in Zukunft langgehen soll.

Weißt du, das Ganze entbehrt nicht einer gewissen Ironie. Als Arkady an Bord der Duke kam und wir ein Paar wurden, da hielten wir es geheim, weil er unter meinem Kommando stand. Jetzt, wo niemand mehr etwas gegen unsere Beziehung einwenden könnte, ist kaum noch etwas davon übrig.

Aber genug gejammert. Das habe ich in letzter Zeit ohnehin zu oft gemacht. Ich hoffe, dein neues Tactical-Intelligence-Projekt macht dir so viel Arbeit, dass du nicht auf dumme Gedanken kommst. Ich hoffe auch, dass du dich wenigstens hin und wieder an die wichtigsten militärischen Geflogenheiten erinnerst. Ich fürchte, Admiral MacIntyre wird nicht annähernd so viel Geduld mit dir aufbringen wie ich. Trotzdem muss ich zugeben, dass ich dich um deinen Job beneide. Afrika ist sicher ein interessantes Einsatzgebiet. Aber auch ein ziemlich heißes, wenn sich die Dinge so weiterentwickeln wie in letzter Zeit. Pass gut auf dich auf, Chris.

Alles Gute,

Amanda

Christine hatte den Brief mit einem Lächeln gelesen, doch gegen Ende der E-Mail wurde ihre Miene etwas ernster. Es war nie Amandas Art gewesen, über persönliche Probleme zu jammern. Dass sie diese überhaupt erwähnte, war schon höchst ungewöhnlich. Die leise Unzufrie-

denheit, die in dem Brief durchklang, hatte jedoch einen tieferen Grund.

Auf den Lippen der zierlichen blonden Nachrichtendienst-Offizierin machte sich erneut ein Lächeln breit, diesmal ein mitfühlendes. Sie wusste, was ihrer ehemaligen Kommandantin fehlte. Amanda Lee Garrett war wie ein Delphin, der am Strand festsäß und nicht mehr ins Meer zurück konnte. Hier auf dem Trockenen hatte sie wohl immer mehr das Gefühl, zu ersticken.

Wäre Christine bei ihr in Norfolk gewesen, so hätte sie sich schon etwas einfallen lassen, um ihre Freundin ein wenig abzulenken. Unter anderem eine ordentliche Kneipentour quer durch die Stadt. Es war zwar nicht einfach. Amanda dazu zu bringen, aus sich herauszugehen, aber wenn sie einmal so weit war, kam immer etwas Interessantes dabei heraus.

Christine sah nach dem Datum der Nachricht und stellte fest, dass sie vor einigen Tagen abgeschickt worden war. Das bedeutete, dass Lieutenant Vince Arkady wahrscheinlich schon bei ihr war. Das Lächeln der Intel-Offizierin wurde noch breiter. Wahrscheinlich fiel ihm auch das eine oder andere ein, wie er Amanda aufheitern konnte.

Trotzdem würde auch sein Besuch das eigentliche Übel nur für eine gewisse Zeit zudecken können. So wie es für einen gestrandeten Delphin nur eines gab, was sein Leiden beenden konnte, so wäre auch Amanda auf Dauer nur geholfen, wenn sie wieder auf das Meer hinaus gelangte. Doch dazu konnte ihr auch Christine im Moment nicht verhelfen.

Ihr Verwaltungsunteroffizier erschien im türlosen Eingang des Arbeitszimmers. »Verzeihung, Ma'am, aber Admiral MacIntyres Flugzeug ist soeben gelandet. Sie wollten ja, dass ich Sie benachrichtige.«

»Okay, Andy, danke.« Sie blickte aus dem Fenster in den grauen Himmel hinauf und dann auf die regennasse Rollbahn hinter der Marine-Nachrichtendienst-Zentrale. »Steht der Vogel vorne?«

»Gleich draußen vor der Tür, Commander.«

Commander... Christine griff nach dem goldenen Eichenlaub am Kragen ihrer weißen Sommeruniform. Ihr neuer Rang klang immer noch ein wenig seltsam in ihren Ohren.

Sie atmete tief durch und schloss den Laptop. Zum ersten Mal seit Tagen hatte sie ein wenig Freizeit gehabt. Es tat gut, wieder einmal mit der Welt da draußen Kontakt aufzunehmen. Sie erhob sich und strich ihre Uniformhose glatt, wenngleich das hier an der Goldküste ohnehin ein sinnloses Unterfangen war. Kaum war man fünf Minuten nicht mehr in unmittelbarer Nähe einer Klimaanlage, ging selbst die schärfste Bügelfalte flöten. Sie setzte ihre Uniformmütze auf, die bereits mit der Plastik-Regenhülle versehen war, und nahm ihre marineblaue Windjacke vom Stuhlrücken, ehe sie das Zimmer verließ.

Unter dem zerfetzten Segeltuch, das am Heck der Pinasse einen gewissen Regenschutz bot, saß der Kapitän an der Ruderpinne und achtete gewissenhaft darauf, dass das Boot seinen Kurs hielt.

Graue, vom Regen durchdrungene Nebelwände türmten sich rund um das kleine Boot auf und vermischten sich mit den tief herabhängenden Wolken. Es war einer der Regenschauer, wie sie für die afrikanische Goldküste so typisch waren. Der afrikanische Kapitän hatte nicht einmal einen Kompass zur Navigation, und doch wusste er genau, wo er sich befand.

Er hatte den Kurs entlang der Küste gehalten, indem er die regelmäßigen Reihen der Wellen durchkreuzte, die vom Atlantik heranrollten. Alle paar Minuten stellte er den Motor ab, um der Brandung zu seiner Rechten zu lauschen und so die Entfernung zur Küste zu bestimmen.

Bei seiner letzten Überprüfung war das Geräusch der Wellen jedoch schwächer gewesen, und das Wasser unter der Pinasse hatte einen milchig-braunen Farnton gezeigt. Als er eine Handvoll davon kostete, war der beißende Salzgeschmack von einem schlammigen Beigeschmack überlagert. Sie befanden sich direkt vor der breiten Mündung des Tabounou-Flusses.

Wären Regen und Nebel nicht gewesen, hätte man im Westen die Halbinsel Camayenne sehen können, die sich nach Süden erstreckte. An der Spitze der Halbinsel wäre die Stadt Conakry aufgetaucht, und noch weiter südlich die Insel Kassa, die nahegelegteste der Iles-de-Los-Gruppe.

Jetzt, wo sie den Tabounou an Steuerbord hatten, war ihr Ziel – der

Flughafen und der UNO-Stützpunkt – in greifbarer Nähe. Es befand sich höchstens acht Kilometer flussaufwärts.

Zufrieden ließ sich der Kapitän auf seinem Sitz zurück sinken und legte um ein paar Grad Ruder. Er ließ den Leistungshebel einrasten, und das Tuckern des Motors wurde langsamer. Sie hatten die Küste genau an der richtigen Stelle erreicht. Jetzt ging es darum, die Ziele genau in dem Moment zu treffen, wo die Dunkelheit sich herabzusensen begann.

Es herrschte großer Betrieb auf dem weiträumigen Gelände des Flughafens von Conakry. Ein halbes Dutzend C-130-Hercules-Transportflugzeuge mit den Kennzeichen und den Tarnmustern ebenso vieler Länder standen Flügel an Flügel aufgereiht, während allerlei Nachschubgüter und Waffen ausgeladen wurden. Ein Stück weit entfernt warteten eine zweimotorige C-160-Transall der Armée de l'Air und eine kleine Gruppe von Super-Puma-Mehrzweck-Helikoptern auf ihren nächsten Einsatz zur Unterstützung der Fremdenlegion-Beratergruppe, die mit der guineischen Armee zusammenarbeitete. Wieder ein Stück weiter wurden aus einem von der UNO gecharterten 747-Transportflugzeug Rotkreuz-Pakete entladen. Rund um das Flugzeug waren französisches, britisches und amerikanisches Militärpersonal sowie eine Gruppe von guineischen Arbeitskräften mit dem Entladen beschäftigt und bemühten sich mit mäßigem Erfolg, etwas Ordnung in das Chaos zu bringen.

Während Admiral MacIntyres Orion von der Hauptrollbahn herein kam, fragte sich Christine, wie es wohl dazu gekommen war, dass man diesen riesigen und völlig unnötigen Luftstützpunkt überhaupt erbaut hatte.

Wie viele andere Dritte-Welt-Länder war auch Guinea irgendwann der Verlockung des Kommunismus erlegen. Das Land verstrickte sich tief in den Einflussbereich der einstigen Sowjetunion und des früheren Rotchina und war zu einem der treuesten und engsten Verbündeten der beiden Großmächte auf dem afrikanischen Kontinent geworden. Als Lohn für die treue Gefolgschaft ließ Moskau den internationalen Flughafen von Conakry erbauen.

Als die Anlage fertig war, stellte sich heraus, dass sie viel zu groß für die bescheidenen Bedürfnisse Guineas war und dass allein der Betrieb die finanziellen Mittel des kleinen, verarmten Landes bei weitem überstieg. Andererseits kam der Flughafen der russischen Luftwaffe als Stützpunkt für ihre riesigen TU-95-Patrouillenbomber sehr gelegen, was ein nicht unwesentliches Element der Wirtschaftshilfe war, die die ehemalige Sowjetunion befriedeten Staaten zuteil werden ließ.

Schließlich kam doch noch der Tag, da der Flughafen im Dienste des guineischen Volkes eingesetzt wurde – ermöglichte er doch das Eintreffen der ausländischen Unterstützung, die den Zusammenbruch des krisengeschüttelten Staates verhindern sollte.

Admiral MacIntyres VP-3-Orion rollte direkt hinter dem »Follow-Me« Fahrzeug her, das die Maschine zu dem ihr zugesetzten Parkplatz geleitete. Die Regengisch sprühte hinter dem Flugzeug hoch, als mit einem letzten Aufheulen die Triebwerke abgestellt wurden, sodass die einzelnen Propellerblätter zu erkennen waren.

Normalerweise wäre jetzt die Ehrenwache aufmarschiert, um für den entsprechenden Pomp zu sorgen, der traditionell bei der Ankunft eines Flaggoffiziers veranstaltet wurde. Auf MacIntyres ausdrücklichen Wunsch hatte man jedoch auf dieses Zeremoniell verzichtet. Nur Christine und die Kommandeure der beiden anderen großen Navy-Einheiten des UNAFIN-Einsatzes standen am Fuße der Gangway zur Begrüßung bereit.

Seit sie unter seinem Kommando stand, hatte Christine bereits mehrmals feststellen können, dass der CINCNAVSPECFORCE ein Mann war, für den Leistung bei weitem mehr zählte als Zeremoniell, besonders wenn es ernst wurde. Während der seltenen Augenblicke, in denen sie sich in seiner Gegenwart ein wenig Abstand vom Beruflichen gestattete, hatte sie außerdem festgestellt, dass Vice Admiral Elliot »Eddie Mac« MacIntyre zwar schon ein älterer, aber immer noch verdamm gutaussehender Mann war.

Er gehörte offensichtlich zu den Menschen, die mit zunehmendem Alter höchstens reifer aussahen, was durchaus kein Nachteil war. Trotz der grauen Strähnen in seinem braunen Haar und der Falten, die

sich in seine markanten Gesichtszüge gegraben hatten, schien es, als hätte ihm die Zeit nicht viel anhaben können. MacIntyre hatte den Kragen hochgestellt, um sich gegen den Regen zu schützen, als er mit den raschen, geschmeidigen Bewegungen eines selbstsicheren Menschen aus dem Flugzeug stieg.

»Willkommen am Stützpunkt Conakry, Admiral.«

»Freut mich, dass ich mit an Bord bin, Jim«, antwortete MacIntyre und erwiederte den militärischen Gruß von Captain Stottard.

Captain James Stottard war der ranghöchste amerikanische Offizier der Bodenstreitkräfte in Guinea. Er war Stützpunktkommandeur von Conakry sowie der anderen amerikanischen Logistik- und Unterstützungstruppen im Rahmen von UNAFIN. Stottard, ein großgewachsender, stämmiger Mann, hatte etwas Unerschütterliches, aber auch Humorloses an sich. Als Logboss war er für die verschiedensten organisatorischen Aufgaben zuständig, die er auf trockene, aber sehr effiziente Weise zu lösen pflegte.

Auch der TACBOSS war zugegen.

»Captain Phillip Emberly, Sir!«

Phil Emberly befehligte die Kampfeinheiten von NAVSPECFOR-CE. Mit seinem runden Gesicht und seinem durchdringenden Blick strahlte er unbändiges Selbstbewusstsein aus. Er hatte an dem Forschungs- und Entwicklungsprogramm der Navy teilgenommen, das mit der letzten Phase des Seafighter-Programms betraut war. Da die Luftkissen-Patrouillenkanonenboote (Patrol Gunboat, Air Cushioned – PG-AC) nun das Herzstück der UNO-Truppen in Westafrika bildeten, war es nur logisch, dass er sie in ihren ersten Einsatz führte,

Christine zollte Emberly Respekt dafür, wie er die völlig neuartige Seafighter-Kampfgruppe in Schuss gebracht hatte. Er hatte jedoch gewisse Eigenschaften an sich, die ihr weniger gefielen.

»Freut mich, Sie kennen zu lernen, Commander«, antwortete MacIntyre. »Ich habe schon eine Menge Gutes über die Seafighter gehört.«

Dann wandte der Admiral sich Christine zu und erwiederte ihren militärischen Gruß. »Commander Rendino. Schön, Sie wiederzusehen.«

»Ganz meinerseits, Sir.«

Christine war sich ihrer Rolle und ihrer Bedeutung in diesem Einsatz

durchaus bewusst. In Navy-Kreisen betrachtete man sie als würdigen Nachfolger des brillanten und exzentrischen Commanders Joseph Rochefort, des Mannes, der im Zweiten Weltkrieg das Ruder herumgerissen hatte, indem er den japanischen Angriff auf die Midway-Inseln voraussagte.

Mit ihrem IQ von 180, ihrem fotografischen Gedächtnis und ihrem glasklaren logischen Denken hatte sie als Nachrichtendienst-Offizierin eine maßgebliche Rolle an Bord der USS *Cunningham* gespielt, als dieses Schiff sich in zwei schweren internationalen Konflikten befanden konnte. Als die bewährte Crew des Zerstörers auf verschiedene Projekte und Schiffe aufgeteilt wurde, packte Admiral MacIntyre die Gelegenheit beim Schöpf und sicherte sich die Dienste der jungen Offizierin. Christine wurde zum Lieutenant Commander befördert und der Nachrichtendienst-Gruppe von NAVSPECFORCE zugeteilt, wo man sie mit der Leitung der Tactical-Intelligence-Network-Abteilung für diesen Einsatz betraute.

»Miss Rendino, Gentlemen«, fuhr MacIntyre fort. »Tut mir Leid, dass Sie wegen mir bei diesem Wetter hier draußen herumstehen müssen, wo Sie doch sicher Wichtigeres zu tun haben.«

»Kein Problem, Sir«, antwortete Stottard höflich. »Wir haben ohnehin gehofft, dass Sie die Sache persönlich übernehmen würden. Wir wissen nämlich immer noch nicht, wie die Kommandostruktur hier bei uns aussehen soll.«

MacIntyres Miene verfinsterte sich. »Etwas Endgültiges kann ich Ihnen auch noch nicht sagen. Über die Sache unterhalten wir uns später. Betrachten Sie das Ganze zunächst einmal als einen Informationsbesuch. Ich möchte einfach herausfinden, was Sie hier unten noch alles brauchen und wie ich es Ihnen am besten beschaffen kann.«

»Die Seafighter sind jedenfalls einsatzbereit, Sir«, warf Emberly ein. »Sie brauchen nur ein Wort zu sagen, und wir erledigen den Job.«

Aus den Worten des TACBOSS sprach der Stolz des Kommandeurs auf seine Truppe, aber auch fast schon etwas Prahlerisches. MacIntyre wandte sich Emberly zu. »Sehr gut, Captain. Aber ich glaube, es wird General Belewa sein, der uns das Signal zum Einsatz gibt.«

Für einige Augenblicke herrschte Schweigen, ehe MacIntyre sich

wieder dem Stützpunktkommandeur zuwandte. »Okay, Jim, wie sieht unser Programm aus?«

»Wir haben für die nächsten paar Tage einige Nachrichtendienst-Besprechungen angesetzt, außerdem ein paar Planungssitzungen mit den britischen und französischen Verbindungsoffizieren. Commander Rendino hat das Programm zusammengestellt.«

Christine nickte. »Ja, Sir. Da wir noch keine detaillierten Informationen darüber haben, wie die ganze Operation strukturiert sein wird, dachte ich mir, dass uns ein paar Richtlinien nicht schaden könnten.«

MacIntyre nickte und zog seine Mütze etwas tiefer über die Augen, während das Regenwasser vom Mützenschirm tropfte.

»Finde ich gut, Commander. Wann soll's losgehen?«

»Wir wollten in etwa vierzig Minuten eine erste Besprechung abhalten, Sir. Aber wenn Sie sich zuerst ein wenig vom Flug ausruhen möchten...«

»Vergessen Sie's. So altersschwach bin ich noch nicht. Jim, mein Adjutant, kann mein Zeug rüber in mein Quartier bringen, wenn Sie ihm ein Fahrzeug überlassen können. Ich möchte mich jetzt erst einmal hier umsehen. Commander Rendino kann mir ja ein paar Dinge zeigen. Ich muss ohnehin verschiedene Nachrichtendienst-Angelegenheiten mit ihr besprechen.«

Trotz des Regens ließen sie die Fenster des Wagens offen, sodass der Fahrtwind die drückend feuchte Luft ein wenig erträglicher machte.

»Was möchten Sie denn zuerst sehen, Sir?«, fragte Christine.

»Ach, nichts Bestimmtes«, antwortete MacIntyre und öffnete den Reißverschluss seiner Jacke. »Fahren Sie einfach mal eine Runde. Ehrlich gesagt, Commander, wollte ich nur mal ein paar Dinge unter vier Augen mit Ihnen besprechen, bevor wir in das erste Briefing gehen.«

»Alles klar, Sir«, antwortete Christine und bog in die Straße ein, die rund um das Flughafengelände führte. »Was gibt's?«

»Zuerst möchte ich wissen, wie es bei TACNET aussieht? Wie ist Ihr Status?«

»Wir kommen voran, Sir«, antwortete sie über das Brummen des

Dieselmotors hinweg. »Einige Einheiten sind bereits aktiv, andere sind praktisch einsatzbereit.«

»Wie groß ist das Gebiet, das wir im Augenblick überblicken können, und wie viel Zeit brauchen wir noch, bis wirklich alles läuft?«

Die Intel-Offizierin überlegte einen Augenblick. »Der Stützpunkt Floater 1 ist bereits aktiv. Sie haben ihre kleinen Eagle-Eye-Drohnen schon losgeschickt. Damit können wir die zentrale Küstenregion der Union beobachten, und zwar östlich bis Greenville und westlich bis zur Insel Sherbro.«

Die beiden Aerostat-Radarballonschiffe, die *Bravo* und die *Valiant*, sind beide in Conakry eingetroffen und ergänzen im Moment ihre Vorräte nach der Fahrt über den Atlantik. Sie sollten bis morgen Abend auf den Stationen Guinea-Ost bzw. Guinea-West sein und die guineische Küste mit Radar und Signal Intelligence für uns beobachten.«

Christine nahm eine Hand vom Lenkrad und zeigte auf einen der großen Hangars, die an der Rollbahn standen. »Hier wird die Predator-Staffel zusammengestellt. Der erste Vogel wird gerade einsatzbereit gemacht. Ich habe gehört, dass sie morgen früh startklar sein sollen. Die Drohnen-Kontrollzentralen hier und auf Floater 1 sind bereits in Betrieb, und Abidjan sollte bis Mitternacht so weit sein.«

Ein Schweißtropfen lief ihren Nacken hinunter und sie warf ihre Mütze kurzerhand auf den Rücksitz des Wagens. »Im Laufe der nächsten Tage werde ich das TACNET-Kommando und die Analyse-Zentrale auf den Floater hinaus verlegen. Wir werden dann die ganze Sache von dort aus steuern. Wenn nichts dazwischenkommt, sollten wir in den nächsten 24 Stunden alles auf die Beine stellen können.«

MacIntyre nickte. »Und wie sieht's mit den anderen aus?«

»Ungefähr genauso, Sir. Wir sind alle schon recht weit. Das Problem ist nur, dass wir... ich meine, dass sowohl unsere Leute, als auch die Briten und die Franzosen jeweils getrennt vorgehen. Jeder folgt dem eigenen engen Schema. Es gibt noch fast überhaupt keine Zusammenarbeit. Jeder wartet darauf, dass die Kommandokette endlich festgelegt wird.«

MacIntyre stieß einen brummenden Laut aus und legte einen Arm

auf den Fensterrahmen des Wagens. »Ich komme sehr wohl mit einer Botschaft, Commander. Allerdings ist es möglicherweise nicht die, auf die alle hier warten. Aber ich möchte noch etwas anderes wissen. Wie geht es Captain Emberly mit der Tactical Action Group?«

Christine zuckte innerlich zusammen und spürte instinktiv, dass sie sich hier auf gefährliches Terrain begab. Wäre es Amanda gewesen, die hier neben ihr saß, so hätte sie nicht mit der Antwort auf diese Frage gezögert. Das war jedoch nicht der Fall, und so entschied sie sich für die vorsichtige Variante. »Ich habe nicht genug Informationen, um ein Urteil abzugeben, Sir«, antwortete sie. »Commander Emberly kann Ihnen da sicher besser Bescheid geben als ich.«

»Verdammtd, halten Sie den Wagen mal an!«

Christine folgte der Aufforderung und stellte das Fahrzeug an dem schlammigen Straßenrand ab. MacIntyre drehte sich im Beifahrersitz und musterte sie mit einem strengen Blick. »Commander, als ich mit Amanda Garrett darüber sprach, ob ich Sie in meinen Stab aufnehmen sollte, da hat sie mir zwei Dinge versichert. Das eine war, dass Sie immer genau wussten, was rund um Sie vorgeht. Das andere war, dass man sich darauf verlassen kann, dass Sie immer die Fakten auf den Tisch legen.

Mir ist volllauf bewusst, dass Captain Emberly der TAC-BOSS hier ist und dass Sie folglich seinem Kommando unterstehen. Aber ich verlange ja nicht, dass Sie als rangniedrigere Offizierin ein Urteil über Captain Emberly abgeben sollen. Ich bitte Sie als Nachrichtendienst-Offizier in um Informationen über eine Sache, die für diesen Einsatz von großer Bedeutung sind. Also, raus mit der Sprache, junge Lady.«

Christine seufzte, die Hände auf das Lenkrad gelegt. »Captain Emberly hat bei der Entwicklung der Seafighter wirklich gute Arbeit geleistet«, antwortete sie. »PG-AC 1 kommt rasch voran, und die Stützpunkte für diese Gruppe und für Patrol-Craft-Group 9 sind bereits voll einsatzbereit. Er hat seine Systeme und seine Leute offensichtlich gut im Griff. Darüber hinaus kann ich nicht viel sagen, Sir. Ich hatte kaum Gelegenheit, mit ihm zusammenzuarbeiten.«

»Hat er denn nicht zusammen mit Ihnen einen Einsatzplan ausgearbeitet?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Sir, hat er nicht. Vielleicht tüftelt er mit seinen Leuten etwas aus, aber er hat sich bisher weder an mich, noch an TACNET oder die Datenbank gewandt, um Informationen einzuholen. Er hat sich meines Wissens auch mit den Leuten von PC-9 nicht in Verbindung gesetzt. Ich habe mit Lieutenant Commander Klasinski darüber gesprochen, und er und die Leute seiner Special-Boat-Squadron sind deshalb etwas beunruhigt. Captain Emberly scheint der Einsatzplanung keine vorrangige Bedeutung beizumessen.«

Christine zögerte einen Augenblick und atmete tief durch, bevor sie fortfuhr. »Ich habe schon versucht, mit dem Captain darüber zu reden, aber er geht nicht darauf ein. Er konzentriert sich ganz darauf, sein Material in Schuss zu bringen, aber er denkt anscheinend wenig darüber nach, was er damit anzustellen hat. Ich habe so den Eindruck, als würde er glauben, dass er bloß ein wenig mit seinen Hightech-Waffen herumfuchteln muss – und die schlimmen Jungs von der Westafrikanischen Union schmeißen die Waffen weg und ergeben sich. Aber so wird es nicht sein, Admiral. Wir haben es hier mit einer ziemlich heiklen Situation zu tun, und das sollte sich Captain Emberly so rasch wie möglich bewusst machen. Ich hoffe, das war Ihnen direkt genug, Sir«, schloss sie mit einem zögernden Lächeln ihren Bericht.

MacIntyre nickte langsam. »Es war angemessen, Commander. Ich hatte so etwas auch schon befürchtet. Und ich stimme Ihnen zu. Es gibt nichts daran auszusetzen, wie Phil Emberly das Seafighter-Programm auf die Beine gestellt hat. Das Problem ist nur, dass er nicht die geringste Gefechterfahrung hat.«

Christine zuckte die Schultern. »Das trifft auf die meisten hier zu, Sir. Es ist für jeden irgendwann das erste Mal.«

»Ich weiß. Und Seafighter ist ja wirklich Phil Emberlys Projekt. Außerdem ist er so ziemlich der einzige Kommandeur, der mit diesen neuen Luftkissenbooten umgehen kann. Trotzdem...«

MacIntyre verzog das Gesicht und blickte nach vorn, während er sich tiefer in seinen Sitz sinken ließ. Es fiel Christine nicht schwer, in seinen Gedanken zu lesen. Sollte man einen vielversprechenden jungen Offizier aus seinem ersten Kommando entlassen und ihm damit

fast sicher die Karriere ruinieren, ohne ihm auch nur eine Chance zu geben? Sollte man andererseits eine Crew und die gesamte Mission aufs Spiel setzen, indem man beides einem jungen Neuling anvertraute, der allzu sehr von sich überzeugt war? Oder sollte man versuchen, mit dem Greenhorn zu sprechen, um ihm klarzumachen, worum es hier eigentlich ging?

Christine nahm sich fest vor, die Uniform an den Nagel zu hängen, lange bevor sie in Gefahr geriet, in den Admiralsrang erhoben zu werden. »Blöde Situation, nicht wahr, Sir?«, sagte sie mitfühlend.

MacIntyre blickte mit einem schmerzlichen Lächeln zu ihr auf. »Sie sagen es, Commander. Fahren Sie weiter. Sie erwähnten vorhin, dass TACNET schon erste Ergebnisse erzielt. Gibt es bereits irgendwelche Hinweise?«

»Nur, dass es im Moment ganz ruhig da draußen ist. Die Marine der Union lässt keinerlei Aktivität mehr erkennen, seit der Einsatz begonnen hat. An der guineischen Küste tut sich rein gar nichts.«

»Kann es sein, dass wir sie ein wenig eingeschüchtert haben?«

Christine Rendino schüttelte den Kopf, während sie den Motor anwarf. »Kann ich mir nicht vorstellen, Sir. Die liegen nur auf der Lauer und warten ab, was wir tun. Die Westafrikanische Union hat ein gutes HUMINT-Geheimdienst-Netzwerk in Guinea laufen. Ich bin mir sicher, dass Agenten aus diesem Netz jeden unserer Schritte beobachten. Sie sind im Moment damit beschäftigt, unsere Truppenstärke und unsere strategischen Möglichkeiten auszuloten. Wenn sie soweit sind, werden sie bestimmt aktiv.«

»Gibt's schon eine Ihrer berühmten Prognosen, wie ihr nächster Schritt aussehen könnte?«

»Das ist nicht so schwer vorherzusagen«, antwortete Christine. »Mit achtzigprozentiger Wahrscheinlichkeit werden sie die UNO-Truppen hier vor Ort angreifen. Wahrscheinlich hier in Conakry. Und das schon sehr bald, bevor wir voll einsatzbereit sind.«

»Sie meinen, Belewa möchte es direkt mit uns aufnehmen?«

»Da bin ich mir absolut sicher, Admiral. Belewa kann jederzeit in Guinea einmarschieren und sich das Land aneignen. Er muss nur zuerst uns aus dem Weg räumen.«

Vor der Küste hatte der Regen nachgelassen und der Nebel begann sich zu lichten. Ein guineisches Patrouillenboot zog vorüber, dessen Crew es sich auf dem Deck bequem gemacht hatte. In ziemlich ähnlicher Weise lagten die Besatzungsmitglieder der Pinasse auf der mittschiffs gestapelten Ladung – nur taten sie es nicht aus reiner Bequemlichkeit, sondern weil sie eine ganz bestimmte Aufgabe vor sich hatten. Aufmerksam beobachteten sie ihre Umgebung, während ein jeder der sorgfältig ausgesuchten Marine-Soldaten noch einmal im Geist seine Aufgabe durchging.

Sie konnten bereits die Küste erkennen – und dahinter die Lichter des Fliegerstützpunkts, die in der zunehmenden Dämmerung blau leuchteten.

Wegen der Unruhen im Land war der zivile Flugverkehr eingestellt worden, und die UNO-Truppen hatten den Flughafen von Conakry zu ihrem Hauptquartier gemacht. Rund um das Flughafen-Gebäude hatte man Schutzwälle aus Sandsäcken und mit Erde gefüllten Ölfässern errichtet und somit die Anlage zur Festung ausgebaut. Auf dem Dach prangten jede Menge Kommunikationsantennen, und das Brummen von Dieselgeneratoren verriet, dass man sich nicht auf die unsichere Stromversorgung des Landes verlassen wollte.

Im Inneren des Gebäudes hatte man mit Trennwänden die großen Hallen zu Büros umfunktioniert. Das Restaurant war in eine Messe umgewandelt worden, wo man rund um die Uhr eine Mahlzeit bekommen konnte. Auf den Feldbetten, die da und dort aufgestellt waren, gönnte sich so mancher übermüdete Angehörige des Hauptquartier-Personals ein wenig Schlaf.

Die Wartehalle des Flughafengebäudes diente jetzt als Briefing-Zentrale. Die großen Panoramafenster hatte man mit schweren Sperrholzplatten geschlossen. Was man behalten hatte, war die Einrichtung aus Bambus, die nun ein wenig unpassend wirkte, als die UNAFIN-Commander über den bevorstehenden Krieg zu sprechen begannen.

»Gentlemen, vergessen Sie Ihr Nervengas, ihre Hochenergie-Laser und ihre gentechnisch hergestellten Biotoxine. Das hier ist die Superwaffe des 21. Jahrhunderts.«

Das Bild, das auf die Leinwand projiziert wurde, spiegelte nur eines

wider: abgrundtiefes Elend. Eine Gruppe von Schwarzafricanern – Männer, Frauen und Kinder – saß auf der staubigen Erde beisammen. Abgezehrt hockten sie in ihren Lumpen da; von Krankheiten gezeichnet und viel zu rasch gealtert, starnten sie mit leeren Augen in die Kamera.

Christine hielt einen Moment lang inne, um das Bild wirken zu lassen, ehe sie fortfuhr: »Überbevölkerung, Gentlemen. Es ist gar nicht schwer, diese Waffe einzusetzen; alles, was man braucht, sind ein paar Bajonette – und schon wird sie aktiviert. Für einen Diktator in der Dritten Welt gibt es keine wirkungsvollere Waffe. Man kann auf diese Weise einen ganzen Haufen Leute loswerden, die man nicht mag, indem man sie mitten unter andere Leute treibt, die etwas gegen einen haben.«

Ihre Zuhörerschaft war nicht sehr zahlreich; sie bestand aus einem halben Dutzend Offizieren, die sich im Halbdunkel versammelt hatten. Doch auch diese kleine Gruppe bildete keine wirkliche Einheit. Emberly und Stottard saßen an einem Tisch, die beiden britischen Verbindungsoffiziere an einem anderen. Lieutenant Mark Traynor vom Minensuch-Trupp der Royal Navy wirkte überaus gelassen und ganz wie der typische Vertreter des alten Empire in den weißen Socken und Shorts seiner Tropenuniform. Sein Kollege, Squadron Leader Evan Dane von der provisorischen Patrouillen-Helikopter-Gruppe widerstand der Hitze in seiner grauen Nomex-Fliegermontur.

Ganz allein an einem dritten Tisch saß mit etwas miss-trauischer Miene Fregattenkapitän Trochard von der französischen Küstenpatrouille. Die Barrieren zwischen den Vertretern der verschiedenen Streitkräfte waren zwar unsichtbar, aber deutlich zu spüren. Admiral MacIntyre stand gegen die Wand am hinteren Ende des Raumes gelehnt. Mit finsterer Miene verfolgte er, wie Christine ihren Vortrag fortsetzte.

»Einen Flüchtlingsstrom auf ein Nachbarland loszulassen, um diesen Staat zu destabilisieren – das ist in Afrika schon seit längerem eine bewährte Strategie. Das gab es schon, bevor Zaire wieder zum Kongo wurde. Auch die Serben haben das auf dem Balkan versucht. Solange der Zweck die Mittel heiligt, kann man damit einiges erreichen.«

Aus dem Halbdunkel erklang Major Danes Stimme. »Aber Commander, wenn man all seine Feinde an einem Punkt zusammentreibt, macht man es ihnen doch umso leichter, dass sie sich gegen einen verbünden.«

»Sie vergessen die Situation in Afrika, die Armut hier. Für einen armen Bauern irgendwo in Guinea bedeuten die Flüchtlinge, die auf ihn einströmen, eine viel größere Bedrohung im Hinblick auf sein Überleben als die Regierung, welche die Probleme verursacht hat. Wenn es erst einmal zum Kampf ums nackte Leben kommt, kann man die einzelnen Parteien nicht mehr dazu bringen, sich zu vereinen. Wie soll man eine Armee organisieren, um gegen einen gemeinsamen Feind zu kämpfen, wenn die Soldaten wegen einer Handvoll Reis aufeinander losgehen?«

Christine richtete ihren Zeigestock wieder auf die Leinwand. »Wenn Sie das, was Sie hier auf diesem Bild sehen, mit 50.000 multiplizieren, dann wissen Sie, womit die guineische Regierung und die UNO-Hilfsorganisationen täglich fertig werden müssen, Unsere Probleme sind da noch vergleichsweise einfacher Art – aber auch nur vergleichsweise.«

Sie drückte auf den Projektor-Bedienungsknopf, und auf der Leinwand erschien das Bild des Staatschefs der Westafrikanischen Union. Mit einem abgetragenen Arbeitsanzug bekleidet, die Kappe tief über die Augen gezogen, stand er vor einem getarnten Panzerfahrzeug.

»Dieser Gentleman ist General Obe Belewa, Armeeoffizier und Militärdiktator. Im Gegensatz zu anderen Afrikanern, die sich zu einer ähnlichen Position aufschwangen – wie Idi Amin, dem kaum jemand eine Träne nachweint, oder Muammar Al-Gaddafi – weiß dieser Bursche ziemlich genau, was er tut.«

Christine verschränkte die Arme und lehnte sich an die Wand neben der Projektionsfläche. »Ich gebe Ihnen ein Beispiel. Das Erste, was er nach der Machtübernahme in Liberia in Angriff nahm, war die Bildung einer gemeinsamen Armee- und Marine-Akademie, wo die alten Berufssoldaten der ECOMOG-Garnison für die Ausbildung von Unteroffizieren sorgten.«

Christine sah mit Zufriedenheit, dass die letzte Information ihre Zu-

hörer aufhorchen ließ. Alle hier im Raum wussten, dass gute Unteroffiziere eine wesentliche Voraussetzung für eine schlagkräftige Truppe waren.

»So geht Belewa in allem vor«, fuhr sie fort. »Er steckt seine Mittel in Ausbildung, Logistik und Gefechtsunterstützung. Er schafft keine Waffensysteme an, solange er nicht über die entsprechenden Voraussetzungen für ihren Einsatz verfügt. Sie werden in der Westafrikanischen Union keine teuren Jagdflugzeuge oder Kampfpanzer sehen, die nutzlos herumstehen, weil man sie nicht instand halten kann. Stattdessen verfügt ihre Armee über die grundlegenden Infanterie-Waffen: Maschinengewehre, Raketen- und Granatwerfer, Mörser und rückstossfreie Gewehre. Auch fehlt es ihnen nicht an Munition dafür. All diese Waffen sind in gutem Zustand und werden von Leuten bedient, die damit umzugehen wissen.«

Vor der Halbinsel Camayenne ging der Tag zur Neige. Die Besatzung der Pinasse nutzte den letzten Lichtschein der kurzen tropischen Dämmerung, um nach der Markierung Ausschau zu halten, die sie finden mussten.

Und sie hatten Erfolg. Es war ein Ast, der aufrecht in den öligen Wellen hin und her schwang. Man hätte dieses Stück Treibgut schon sehr aufmerksam beobachten müssen, um etwas Ungewöhnliches daran zu entdecken; zum Beispiel, dass es nicht mit der trägen Strömung trieb. Es war nämlich ganz bewusst an diesem Punkt verankert worden.

Der Kapitän stellte den Motor ab und ließ die Anker auswerfen – schwere Steine, die mit Tauen am Bug und Heck des kleinen Bootes befestigt waren und es breitseits zur Küste hielten... Direkt vor den Lichtern der Gebäude, die die Rollbahn des Flughafens von Conakry säumten.

Das Briefing war nun in vollem Gang.

»Belewa ist zwar ein Mann der Landstreitkräfte, aber er versteht auch etwas von der Seekriegsführung. Während er zu Lande seinen Guerillakrieg gegen Guinea führt, greift er gleichzeitig auch die Kü-

sten an. Er lässt sogar die Hafenzufahrten verminen. Indem er die Fischerdörfer attackiert, schneidet er das Land von einer wichtigen Quelle der Nahrungsmittelversorgung ab. Außerdem lässt er die Dorfbewohner ins Landesinnere treiben, sodass das Flüchtlingsproblem noch verstärkt wird. Die guineische Küstenschiffahrt ist mittlerweile so gut wie ausgeschaltet, wodurch die Verkehrsverbindungen zu Lande zusätzlich belastet werden. Und internationale Hilfe wird ebenso verhindert wie jeglicher Überseehandel, indem man die Häfen vermint hat. Es gehört zur UNAFIN-Blockade-Mission, das Eindringen von Belewas Booten in die guineischen Küstengewässer zu verhindern.«

»Eine Frage, Commander«, meldete sich Trochard, der französische Verbindungsoffizier, in nahezu akzentfreiem Englisch zu Wort. »Um was für Minen handelt es sich? Welche Modelle? Woher stammen sie?«

Christine blickte zu dem britischen Minenexperten hinüber. »Möchten Sie darauf antworten, Lieutenant Traynor?«

Der Engländer nickte. »Bisher haben wir eine recht einfache, aber sehr wirkungsvolle Grundmine entdeckt, die im Land selbst hergestellt wurde. Offenbar ist die Westafrikanische Union imstande, solche Waffen aus alten Heißwasserbehältern anzufertigen. Man muss zugeben – wirklich schlau.«

Commander Emberly stieß ein kurzes Lachen aus. Traynor hob nur eine Augenbraue. »Das finde ich überhaupt nicht lustig, Commander. Diese Minen sind mit 65 Pfund Sprenggelatine ausgestattet – das ist mehr als genug, um ein Patrouillenboot zu versenken oder ein Riesenloch in den Rumpf eines Frachters zu schlagen. Ein holländisches Frachtschiff wurde schwer beschädigt und zwei Küstenfähren wurden versenkt, wobei es viele Opfer gab. Wir haben bisher in der Gegend von Conakry und Rio Nunez sieben Stück von diesen verdammten Dingern aufgespürt und unschädlich gemacht. Jede der Minen ist wie vorgesehen detoniert.«

Der amerikanische TACBOSS stieß ein nichtssagendes Grunzen aus und blickte zur Seite.

»Was unternimmt die guineische Armee gegen all das, Commander?«, meldete sich MacIntyre zu Wort.

»Genau das, was man hätte erwarten können«, antwortete Christine, »und zwar mit dem ebenfalls erwarteten Ergebnis. Als die Union mit ihren Kanonenbooten begann, die Küsten zu überfallen, wurden verstärkt Küstenwachboote und Polizeipatrouillen eingesetzt, während man gleichzeitig Landstreitkräfte in einige der Dörfer verlegte. Die Union wartete, bis die Patrouillen und Garnisonen da waren, und begann dann mit großangelegten Überfällen. Die Marine-Patrouillen wurden völlig aufgerissen und mehrere der Garnisonen in den Dörfern zerstört. Die guineische Armee wurde vernichtend geschlagen, sodass die Küstenstämme mittlerweile jedes Vertrauen in die Regierung in Conakry verloren haben.«

»Mir scheint, wir haben es hier mit Maos klassischer Guerilla-Taktik zu tun – auf die Seekriegsführung übertragen.«

»Genau, Admiral«, antwortete Christine und rief das nächste Bild auf. Es zeigte ein schlankes Schnellboot, das etwa dreizehn Meter lang und mit einem grau-grünen Tarnanstrich versehen war. Der Rumpf war vom Bug bis zum Heck offen, bis auf das kleine geschlossene Ruderhaus mittschiffs. Von zwei starken Außenbordmotoren angetrieben, war das Boot vorne mit zwei russischen KPV-Maschinengewehren, Kaliber 14,5 mm auf einer Zwillingsslafette ausgerüstet. Entlang des Fiberglas-Schanzkleides befanden sich weitere Montagepunkte für automatische Waffen. Die Besatzung setzte sich aus einem halben Dutzend drahtiger Afrikaner zusammen, die zwar nur in zerlumpte Shorts gekleidet waren, aber ziemlich kampflustig zu dem Flugzeug aufblickten, das dieses Foto geschossen hatte. Sie bildeten einen deutlichen Kontrast zu den Flüchtlingen, die man auf dem Bild zuvor gesehen hatte.

»Das ist die bevorzugte Waffe der Union für den Küstenkrieg. Ich bin sicher. Sie erkennen alle dieses nette kleine Fahrzeug. Es ist ein Boghammer-Kanonenboot, Schwedens Geschenk an den See-Terrorismus. Es ist billig, schnell, leicht instand zu halten und bestens für den Einsatz in seichten Küstengewässern geeignet. Die Union hat etwa vierzig solcher Boote im Einsatz und operiert in vier Geschwadern zu zehn Booten. Zwei Geschwader, die Guinea schwer zu schaffen machen, operieren von einer Basis in der Yelibuya-Meerenge aus;

das liegt im früheren Sierra Leone. Die beiden anderen haben ihren Stützpunkt hier an Frenchside und schützen den Schmuggel aus der Elfenbeinküste.«

Christine griff wieder nach der Projector-Bedienung. »Die Marine der Union hat auch ein Geschwader von größeren Booten.«

Klick. Sie drückte auf den Knopf und rief die erste Aufnahme der folgenden Bildserie auf.

»Das ist die *Unity*, früher *Moa*, von der Marine Sierra Leones. 42 Meter lang, 135 Tonnen Verdrängung. Ein chinesisches Patrouillenboot der Shanghai-II-Klasse. Die Bewaffnung besteht im Wesentlichen aus sechs 25-mm-Maschinenkanonen.«

Klick.

»Das hier ist das Küstenwachboot *Allegiance*. 35 Meter lang, 103 Tonnen, ebenfalls von Sierra Leone übernommen. Gegenwärtig ist sie mit einer Bofors-L70-40mm-Kanone am Bug und einer 20-mm-Oerlikon am Heck ausgestattet. Darüber hinaus gibt es Maschinengewehre mittschiffs. Es ist außerdem anzunehmen, dass beide Boote mit Luftabwehraketten ausgerüstet sind, die von der Schulter abgefeuert werden können – entweder die britische Blowpipe oder eine in Ägypten hergestellte Kopie der russischen SA-9B.«

Klick.

»Und das hier ist die *Promise*, das Flaggschiff der Unionsflotte. Es handelt sich um das einstige Minenräumboot *Marabai* aus der nigerianischen Marine. Als General Belewa seinen Staatsstreich in Liberia durchführte, folgte ihm die Besatzung der *Marabai*. Das Schiff ist 55 Meter lang und hat eine Verdrängung von 540 Tonnen. Die Minenräumausrüstung wurde entfernt, worauf man die Bewaffnung einer leichten Korvette installiert hat – und zwar zwei Emerson-Kanonen vorn und zwei Paar russische ZPU-57-mm-Pom-poms achtern. Außerdem wissen wir, dass die *Marabai* mit Luftabwehr-Lenkwaffen ausgerüstet ist.«

Christine warf den Zeigestab auf einen leeren Tisch. »Dieses schwere Geschwader operiert von Monrovia aus. Von dort können sie rasch auslaufen, um entweder die östliche oder die westliche Boghammer-Gruppe zu unterstützen. Das Geschwader wurde noch nicht gegen

Guinea eingesetzt, aber Sie können davon ausgehen, dass sie nur auf uns warten.«

»Verzeihung, Commander«, wandte Squadron Leader Evan Dane mit ernster Miene ein, »aber wie kann die Westafrikanische Union immer noch behaupten, dass sie keinen Krieg gegen Guinea führt, wo ihre Marine ständig die guineische Küste bombardiert?«

»Ganz einfach. Sie verfolgen die gleiche Taktik wie im Fall ihrer Sondereinsatzkräfte, die im Landesinneren Brücken und Armeekasernen in die Luft jagen. Sie stehen in der UNO-Generalversammlung auf und schwören bei allem, was ihnen heilig ist, dass sie es nicht gewesen sind. Sie behaupten, dass Aufständische in Guinea diese Anschläge verüben und dass die guineische Regierung die Union zum Sündenbock machen will. Sie würden staunen, wie viele Diplomaten ihnen das abkaufen. Aber wir hier draußen wissen natürlich, dass das alles Unsinn ist.«

Als Nächstes rief sie eine Karte des Schauplatzes auf. »Wie Sie sehen, besteht die westafrikanische Küste aus einem weit verzweigten Netz aus großen und kleinen Flussmündungen, Salzwasserlagunen und Mangrovesümpfen – also Gegenden, die nur dünn besiedelt und teilweise überhaupt unbewohnbar sind. Die Marine der Union hat das ausgenutzt und entlang der guineischen Küste eine Reihe von Stützpunkten für ihre Boote errichtet.

Die Boghammer-Kampfgruppen kommen von ihrem Hauptstützpunkt in Yelibuya und operieren dann von diesen kleinen Liegeplätzen aus. Sie verbreiten ein paar Tage lang Angst und Schrecken bevor sie wieder auf Unionsterritorium zurückkehren. Es sind dies auch Stützpunkte für die Kommandotrupps der Union, die tief in guineisches Territorium vordringen. Wenn unser TACNET aktiv ist und unsere Patrouillen im Einsatz sind, können wir sie hoffentlich stoppen.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie uns mit dieser Ausrüstung große Probleme machen könnten, Commander«, meldete sich Captain Emberly mit seiner gewohnten Selbstsicherheit. Obwohl es ziemlich dunkel im Raum war, konnte man das herablassende Lächeln auf den Lippen des TACBOSS deutlich erkennen. Sein Gesichtsausdruck und

der arrogante Ton in seiner Stimme strapazierten Christine Rendinos Nerven.

»Diese Jungs haben ihre Sache bisher ziemlich gut gemacht, Sir«, antwortete sie mit ruhiger Stimme.

»Das stimmt, Commander. Aber bisher haben ja auch nur Einheimische gegen Einheimische gekämpft. Wenn ich meine Leute losschicke, werden wir hier ziemlich rasch Ordnung machen, glaube ich.«

Christine erinnerte sich an die Worte einer Freundin und früheren Kommandantin: *Viele Schiffe, Schlachten und Kriege sind schon verlorengegangen, weil ein Gegner, dem es keiner zugetraut hätte, plötzlich zu kämpfen verstand.*

Amanda Garrett hatte damals noch hinzugefügt: *Arroganz ist eine Schwäche, die ich an Bord der Cunningham nicht dulden werde...*

»Das ist eine ziemlich gefährliche Einstellung, Sir«, platzte es aus Christine heraus.

Emberlys Lächeln verschwand; mit gereizter Miene erwiederte er: »Blicken wir doch mal der Wirklichkeit ins Auge, Commander. Abgesehen von den drei Kanonenbooten heimischer Bauart haben wir es hier lediglich mit einer richtigen Außenbordmotor-Marine zu tun.«

Christine zuckte die Schultern. »Na und? Die Piroge eines guineischen Fischers steht immerhin technologisch gesehen eine Stufe über einem einfachen Kanu aus ausgehöhlten Baumstämmen; ein Bogghammer mit einem Haufen Maschinengewehren und einem Granatwerfer kann bisweilen zu einem Schlachtkreuzer der Kirow-Klasse werden.«

»Aber das ist es ja gerade, Commander«, wandte der TACBOSS hartnäckig ein. »Wir sind eben keine guineischen Fischer. Nach afrikanischen Maßstäben sind diese Jungs vielleicht ganz gut, aber ich kann nichts erkennen, was sie uns entgegensetzen könnten.«

Christine trat langsam an Emberlys Tisch. Das Licht des Projektors reflektierte einen Augenblick auf ihrer weißen Uniform auf, als sie den Strahl durchquerte. »Das stimmt, Sir«, erwiederte sie ruhig. »Die Marine der Union ist in vielerlei Hinsicht ziemlich beschränkt. Sie haben keine Atom-U-Boote oder Cruise-Missiles, keine Flugzeugträger und keine Stealth-Bomber. Was sie aber sehr wohl haben, ist ein

gutes Konzept – das heißt, dass sie ihre Waffen sehr wirkungsvoll einsetzen, um ihre taktischen und strategischen Ziele zu erreichen.«

Sie beugte sich vor, stützte die Arme auf den Tisch und blickte Emberly unverwandt in die Augen. »Anders gesagt, Sir«, fuhr sie fort, »diese Kerle können mit ihren Waffen diesen verdammt Krieg gewinnen. Und etwas anderes haben sie auch gar nicht im Sinn.«

Im Schutze der Dunkelheit traf die Besatzung der Pinasse alle Vorbereitungen für die bevorstehende Aufgabe. Zwei schwere Bretter wurden auf die Reissäcke gelegt, die man als Ladung mitführte, und durch weitere Säcke fixiert, sodass man eine stabile Plattform erhielt. Durch das Umschlachten der Säcke traten auch die Munitionskisten sowie das Rohr, die Bettungsplatte und das Zweibein des Mörsers zutage, den man mitführte.

Während der Kapitän des Bootes sich als Ausguck betätigte, begannen zwei der Besatzungsmitglieder die Granaten vorzubereiten. Die beiden anderen bauten den Mörser auf. Es handelte sich um ein halb verrostetes 82-mm-Modell sowjetischer Herkunft, das bereits dreißig Jahre in Verwendung war. Gerade wegen ihres hinfälligen Zustandes hatte man die Waffe für diesen Einsatz ausgewählt. Sie musste nur noch dieses eine Mal in der Lage sein, ihr Ziel zu treffen.

MacIntyre blieb das Schlusswort des Briefings vorbehalten. Er studierte die versammelten UNAFIN-Offiziere einen Augenblick, ehe er zu sprechen begann. Es gefiel ihm gar nicht, was er da sah bzw. was er an Stimmung im Raum spürte. Briten, Franzosen und Amerikaner saßen getrennt voneinander und dachten auch in getrennten Bahnen. Die United Nations African Interdiction Force steckte in großen Schwierigkeiten – und das, obwohl noch nicht ein einziger Schuss abgefeuert worden war. Und was er den Leuten zu sagen hatte, würde die Lage kaum verbessern.

»Miss Rendino, Gentlemen, es wird Sie bestimmt interessieren, wenn ich Ihnen mitteile, dass unsere Regierungen gewisse Entscheidungen getroffen haben, was die Kommandokette von UNAFIN betrifft.«

Es war dies von Anfang an ein besonders heikler Punkt gewesen, so wie das bei so vielen UNO-Einsätzen der Fall war. Wer sollte die Lokomotive für den ganzen Zug sein? Wie üblich, stellten die Vereinigten Staaten den Löwenanteil an Personal und Material- andererseits war Guinea einst eine französische Kolonie und unterhielt deshalb immer noch intensive politische und wirtschaftliche Beziehungen zu Paris. Sierra Leone wiederum, das ja nun die westliche Hälfte der Westafrikanischen Union bildete, gehörte lange Zeit dem Britischen Commonwealth an. Und schließlich wollte natürlich auch die Regierung Guineas ein Wörtchen bei dem mitreden, was auf ihrem Territorium vor sich ging.

Die Diplomaten hatten also auf so viele Ansprüche und nationale Gesichtspunkte Rücksicht zu nehmen, dass die gesamte Mission dadurch gefährdet schien.

»Tja, Sir«, sagte Lieutenant Traynor und hob dabei ironisch einen Mundwinkel, »es hat sich uns tatsächlich schon die Frage gestellt, wer hier die Hauptverantwortung trägt.«

»Wir haben diesbezüglich nichts von unserer Regierung gehört«, fügte Fregattenkapitän Trochard hinzu. Der Franzose legte die Betonung vor allem auf die Worte »von unserer Regierung«.

»Alle Kommandos werden noch schriftlich verständigt, Kapitänen«, antwortete MacIntyre. »Um auf Lieutenant Traynors Frage zu antworten, keiner wird die Hauptverantwortung tragen, zumindest nicht hier unten. Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen hat beschlossen, den Streitkräften der verschiedenen Nationen ihre jeweiligen Aufgaben zuzuweisen und es dabei bewenden zu lassen. Die ursprüngliche UNAFIN-Charta sieht vor, dass Frankreich die See- und Luftpatrouillen im Hinblick auf die betreffenden Gewässer übernimmt. Die USA sind für die küstennahen Patrouillen und die nachrichtendienstlichen Aufgaben zuständig. Großbritannien wiederum wird die Minenräumung und die küstennahen Patrouillenflüge übernehmen. Jeder von uns hat sich allein seiner Regierung bzw. seinem direkten Diziplinarvorgesetzten gegenüber zu verantworten. Alle gemeinsamen Einsätze werden ebenfalls über diese Kanäle abgewickelt. Hier vor Ort unterstehen wir nur dem UNO-Sonderbeauftragten für die Guinea-Krise.«

Es war still im Raum bis auf ein leises Knarren, als die Anwesenden sich in ihren Stühlen bewegten und einander zurückhaltend ansahen, wie um die Möglichkeiten der Zusammenarbeit auszuloten.

In etwas ernsterem Ton fuhr MacIntyre fort. »Diese Lösung mag zwar diplomatisch gesehen in Ordnung sein – aber ich schätze, Sie stimmen mit mir überein, dass man so keinen Militäreinsatz durchführen kann. So mancher UNO-Einsatz ist schon zu einem blutigen Fiasco geworden, weil es an der nötigen Organisation fehlte und weil jeder der Beteiligten sein eigenes Süppchen kochte. Denken Sie nur an Somalia oder an den Libanon. Unsere Regierungen haben es nicht geschafft, sich darüber zu einigen, also müssen wir das selbst in die Hand nehmen. Gentlemen, wir alle sind weit weg von London, Paris und Washington. Also, kurz gesagt, wenn unsere Regierungen nicht imstande sind, eine offizielle einheitliche Kommandostruktur für diesen Einsatz auf die Beine zu stellen, dann müssen wir uns Gedanken darüber machen, ob wir nicht eine inoffizielle Struktur aufbauen sollten. Alle UNAFIN-Einheiten werden es mit ein und demselben Feind zu tun haben – da wäre es sicher von Vorteil, wenn wir uns aufeinander verlassen könnten.

Auf eines können Sie sich ebenfalls verlassen. Ich bin offiziell hier, um die NAVSPECFORCE-Einheiten zu inspizieren. Inoffiziell möchte ich Ihnen aber auch noch versichern, dass das United States Naval Special Forces Command jederzeit bereit ist, Ihnen allen jede Unterstützung zu bieten, die wir Ihnen geben können. Wenn es sein muss, braucht auch niemand davon zu erfahren. Ansonsten aber werden wir Ihnen nicht dreinreden.«

Jede der Munitionskisten an Bord der Pinasse wurde geleert und anschließend ins Meer geworfen, sodass man schließlich nur noch die zwanzig scharfen Granaten und den Mörser an Bord hatte.

Am Bug und am Heck stand je ein Mann mit dem Messer in der Hand am Ankertau bereit. Der Kapitän saß an der Pinne, während der Motor des Bootes im Leerlauf lief. Der Schütze kniete neben dem Mörser, die erste Granate in den Händen, während der Ladeschütze eine zweite bereithielt.

Es hatte zu regnen aufgehört und die Wolkendecke riss auf, sodass hier und dort die Sterne zum Vorschein kamen. Der Wall aus Sand-säcken und Ölfässern rund um das Hauptquartier ließ auch nicht die leiseste Brise herein. MacIntyre trat am Wachposten vorbei durch den Haupteingang ins Freie, um nachzudenken und ein wenig frische Luft zu schnappen. Vom Parkplatz des Hauptquartiers fuhren die Landrover mit den britischen und französischen Verbindungsoffizieren ab. Die Scheinwerfer der Fahrzeuge bahnten sich einen Weg durch die feuchte Dunkelheit, als sie zu ihren jeweiligen Stützpunkten aufbra-chen.

Der Admiral sah ihnen nicht einmal mehr nach. Nach der Bespre-chung hatte er sich noch kurz getrennt mit den britischen und dem französischen UNAFIN-Vorsteher unterhalten. Die Reaktion war auf beiden Seiten die gleiche gewesen: höfliche Worte, aber keine klare Zusage, was den Vorschlag eines gemeinsamen Oberkommandos betraf. Aber auch unter den Soldaten der US-Streitkräfte schien man nach dem Motto: »Wer braucht die schon«, nicht an einer engen Zu-sammenarbeit mit den Truppen der anderen Nationen interessiert zu sein.

Zumindest innerhalb von NAVSPECFORCE konnte er in den näch-sten Tagen versuchen, den Leuten diese Haltung auszutreiben. Was die Streitkräfte der anderen Nationen betraf, blieb ihm natürlich nichts übrig als abzuwarten, ob sie irgendwann doch noch einsehen würden, dass eine gemeinsame Struktur tatsächlich von Nutzen wäre.

Wie viele Menschen würden sterben müssen, bis man zu dieser Ein-sicht gelangte?

Er war nur ein paar Schritte in Richtung Rollbahn gegangen, als ihm jemand nachrief. Im nächsten Augenblick war Christine Rendino auch schon bei ihm. »Entschuldigung, Sir, aber würde es Ihnen etwas aus-machen, wenn ich Ihnen ein wenig Gesellschaft leiste?«

»Ganz im Gegenteil, Commander«, antwortete MacIntyre und passte sich den kleineren Schritten der Nachrichtendienst-Offizierin an, die neben ihm herging. »Ich schätze, wir haben noch ein paar Dinge zu besprechen.«

»Glaube ich auch, Sir«, antwortete sie. »Admiral, möchten Sie, dass

ich ganz offen mit Ihnen rede, wie wir es heute schon einmal getan haben?«

»Aber natürlich. Schießen Sie los, Commander.«

»Dann muss ich Ihnen sagen, dass wir einen ganzen Haufen Probleme haben.«

»Ist Ihnen das auch aufgefallen? Welche meinen Sie im Besonderen?«

»Die Haltung der Leute. Punkt eins, jemand, über den wir schon gesprochen haben: Captain Emberly. Wenn er mit seiner momentanen Einstellung losgeht und versucht, den Einheimischen Angst einzujagen, dann wird er nicht lebend zurückkommen. So wie ich die Situation hier unten sehe, gleicht unser technologischer Vorteil höchstens die zahlenmäßige Überlegenheit und den Heimvorteil der Union aus. Außerdem braucht die Tactical Action Group einen Einsatzplan, und zwar einen guten. Wenn wir unser Vorgehen nicht koordinieren, und zwar rasch, dann bekommen wir ordentlich eins über die Rübe, das steht fest.«

MacIntyre machte ein finsternes Gesicht. »Ich wünschte, ich müsste Ihnen nicht zustimmen. Aber leider haben Sie nun mal Recht. Wir können uns hier unten kein Desaster leisten. Die Unterstützung vom Kongress für den UNAFIN-Einsatz ist ohnehin schon sehr schwach. Commander Emberly wird die taktische Situation hier unten zur Kenntnis nehmen müssen. Wenn er damit nicht klarkommt, dann werde ich jemanden finden müssen, der es kann. Auch wenn's mir gar nicht gefallen würde, ihn abzulösen; immerhin hat er mit dem Seafighter-Programm wirklich gute Arbeit geleistet.«

»Ja, Sir. Aber Tatsache ist nun mal, dass die Seafighter jetzt einen wirklichen Seafighter brauchen. Einen, der den Einsatz so durchziehen kann, wie es notwendig ist.«

MacIntyre gab ein zustimmendes Brummen von sich. »Und was halten Sie von den anderen?«

»Die üblichen Spielchen, Sir. Wir haben es zwar im Großen und Ganzen mit wirklich fähigen Offizieren zu tun, die etwas von ihrer Arbeit verstehen. Was wir aber nicht haben, ist ein Team, und so wie die Dinge stehen, kann ich mir auch nicht vorstellen, dass sich in na-

her Zukunft eines bilden wird. Was uns fehlt, ist jemand, der das Ganze leitet und auf den die Leute hören, ohne dass es eine offizielle Kommandostruktur gibt. Sie müssen jemanden aus dem Hut zaubern, der das Zeug dazu hat, genug Ordnung in diesen Haufen zu bringen, damit alle an einem Strang ziehen.«

MacIntyre blieb nachdenklich stehen und stemmte die Hände in die Hüften. »Also, Sie werden Ihrem Ruf wirklich gerecht, Commander. Das ist eine sehr treffende Analyse. Sagen Sie, haben Sie mit Ihren Urteilen eigentlich schon mal daneben gelegen?«

Im bläulichen Schein der Flughafenbeleuchtung sah er, wie sie die Schultern hob und mit einem ironischen Lächeln antwortete: »Das kann sicher irgendwann mal passieren.«

»Admiral MacIntyre!«, rief eine Stimme. »Kann ich Sie kurz sprechen?«

So als hätte er gespürt, dass über ihn gesprochen wurde, tauchte Captain Emberly in dem mit Sandsäcken geschützten Eingang auf und kam auf den Admiral und die Intel-Offizierin zu, »Sir, ich würde Ihnen gern etwas erklären, wegen der Besprechung heute...«

Sie sollten nie erfahren, was der TACBOSS ihnen erklären wollte. MacIntyre hörte einen Ton, der sich über das Turbinengeheul der Rollbahn und das Dröhnen der Generatoren legte – ein leises, gerade noch wahrnehmbares Flüstern. Es war ein Geräusch, das er erst ein einziges Mal vernommen hatte, an einem hart umkämpften Strand nahe der Grenze zwischen Kuwait und dem Irak. Ein Geräusch, das man, wenn man es ein Mal gehört hatte, nie wieder vergaß.

Christine Rendino stand zu seiner Rechten, etwa eineinhalb Meter von ihm entfernt. Vielleicht war es ein uralter männlicher Beschützerinstinkt, der ihn dazu bewog, sie an den Hüften zu packen und sich mit einem lauten Warnruf mit ihr auf den Boden zu werfen.

»VOLLE DECKUNG!«

Er schützte Christine, so gut es ging, indem er sich auf sie warf, und holte tief Luft. Doch bevor er noch einen weiteren Warnruf ausstoßen konnte, wurde alles um ihn herum in ein grell-weißes Leuchten getaucht, und die stahlharte Druckwelle der ersten Granate presste ihm die Luft aus den Lungen.

Der Schütze der Union verstand sein Handwerk ausgezeichnet. Er hatte vier Granaten abgefeuert, bevor die erste einschlug, und blickte gar nicht erst auf, als die Flammen der Explosionen vom Gelände des UNO-Stützpunktes hochstiegen. Er konzentrierte sich einzig und allein darauf, die Geschosse in den rauchenden Schlund seiner Waffe zu schieben. Es war nicht nötig, zu zielen. Sie standen ihrem Ziel direkt gegenüber, und nachdem die Entfernung eingestellt war, sorgte das Schlingern des Bootes auf den Wellen dafür, dass die Granaten sich über die ganze Breite des Geländes verteilten.

Er war so konzentriert, dass er nicht einmal die abgefeuerten Granaten zählte. Sein Ladeschütze musste ihm auf die Schulter klopfen, um ihn darauf aufmerksam zu machen, dass alle zwanzig Granaten abgefeuert waren. Nachdem die Mission erfüllt war, packten die Schützen die Waffe und warfen sie über Bord. Die beiden Bretter, die als Plattform gedient hatten, folgten einen Augenblick später.

Vorne und achtern wurden Messer geschwungen und Ankertaue gekappt. Der Kapitän brachte den Motor auf Touren und setzte das Boot in Bewegung.

Sie bemühten sich nicht, den Ort möglichst schnell zu verlassen oder sonst etwas Dummes zu tun, womit sie die Aufmerksamkeit auf sich hätten ziehen können. Sie verschwanden so, wie sie gekommen waren, als eines von vielen kleinen Booten an der Goldküste. Es gab keine Waffen an Bord und auch sonst keine Gegenstände oder Dokumente, die auf einen Militäreinsatz schließen ließen. Wenn die guineische Armee oder Polizei sie aufhalten sollte, was durchaus wahrscheinlich war, dann würden sie nichts finden, was auf einen Zusammenhang mit dem Anschlag von Conakry hinwies.

Mit leise tuckerndem Motor wandte sich die Pinasse nach Osten, während sich die Besatzung nach den Sternen orientierte – aber auch nach dem Feuerschein, den sie hinter sich ließen.

Obwohl es ihm immer noch in den Ohren dröhnte, hörte MacIntyre den kurzen Schrei, den Christine aussieß. Er rollte sich von ihr herunter und versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Die Luft, die er einatmete, war voller Staub und erfüllt von dem beißenden Gestank

des Sprengstoffs. Als er wieder hören konnte, was rund um ihn vorging, nahm er das Heulen einer Sirene wahr, danach das verspätete Dröhnen einer Hupe, die auf dem gesamten Stützpunkt Gefechtsbereitschaft ausrief, und schließlich das Knistern der Flammen, die auf dem Gelände wüteten. Gleichzeitig waren aber auch schwache Hilfe rufe in einem halben Dutzend Sprachen zu hören und Schmerzensschreie, die man überall auf der Welt verstanden hätte.

»Was ist passiert?«, stieß Christine verwirrt hervor.

»Mörserfeuer«, gab MacIntyre knapp zurück und half der jungen Offizierin auf die Beine. »Alles in Ordnung?«

»Mir tut alles weh, aber nichts so sehr, als ob etwas nicht okay wäre... Oh, Gott!«

Gemeinsam begannen die Intel-Offizierin und der Admiral sich in dem Inferno umzusehen, das rund um sie tobte.

Die französische Transall-Maschine hatte einen Volltreffer abbekommen. Das Flugzeug und der Tankwagen daneben befanden sich mitten in einem riesigen Flammenmeer. Der 747-Frachter war ebenfalls von einer dichten Rauchwolke umgeben, und die Löschfahrzeuge rasten bereits aus allen Richtungen herbei, um einen weiteren Großbrand zu verhindern. Mitglieder der Flugzeug-Crews und des Bodenpersonals eilten zu den anderen Maschinen, um festzustellen, wie groß die Schäden waren und hastige Vorkehrungen zu treffen, um die Flugzeuge aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich abschleppen zu lassen. In den Lagerhallen kam es währenddessen zu weiteren Explosionen.

Abgesehen von den Bränden war es dunkel ringsum, nachdem die Flughafenbeleuchtung entweder durch den Anschlag ausgefallen oder bewusst abgeschaltet worden war, um dem Feind kein Ziel für einen zweiten Angriff zu bieten. Dennoch war im Flammenschein gut zu erkennen, dass das Hauptquartier nur knapp einem Volltreffer entgangen war. Im Befestigungswall am Eingang klaffte ein großes Loch, und die beiden guineischen Wachposten lagen reglos im Sand, der aus den aufgerissenen Sandsäcken strömte. Nicht weit von MacIntyre und Christine entfernt lag eine weiß gekleidete Gestalt am Boden.

»Emberly?« Der Admiral eilte zu dem Mann, der regungslos blieb. Gleichzeitig kam es in einiger Entfernung zu einer weiteren Explosion

und zu einem plötzlichen grellen Aufleuchten. MacIntyre hörte, wie Christine einen erschrockenen Laut ausstieß. Ohne zu überlegen, legte er einen Arm um sie und drückte sie an seine Brust, so wie er versucht hätte, seine eigene Tochter zu beschützen.

Erst wenige Minuten zuvor hatte Christine Rendino gesagt, dass Phillip Emberly möglicherweise nicht lebend zurückkommen würde, wenn er die Einheimischen weiter so krass unterschätzte. Ihre Worte waren als Warnung gemeint gewesen, nicht als Prophezeiung.

Später gelangte Christine Rendino zu der bitteren Erkenntnis, dass der Angriff der Westafrikanischen Union auch sein Gutes gehabt hatte. Die Truppen der verschiedenen Nationen wurden sich mit einem Schlag der Situation bewusst, dass sie jetzt zusammenarbeiten mussten, dass sie sich gemeinsam bemühen mussten, die Brände zu löschen und die Verwundeten zu versorgen. Man teilte sich die verschiedenen Einrichtungen, während die Reparaturarbeiten im Gange waren, und auf allen Seiten war man für jede Hilfe dankbar. Kontakte wurden geknüpft, und man kam sich allgemein näher – der Angriff schweißte alle Betroffenen sichtlich zusammen.

Irgendwann nach Mitternacht kehrte Christine in ihr Arbeitszimmer in der Nachrichtendienst-Abteilung zurück. Das Fenster war geborsten und die Scherben lagen überall im Zimmer verstreut – doch ansonsten schien alles heil geblieben zu sein. Sie ließ sich in ihren Sessel sinken und holte aus dem kleinen Eisschrank hinter dem Schreibtisch eine Dose Sodawasser hervor, die feucht vom Kondenswasser war. Ihre weiße Sommeruniform war voller Schmutzflecken – aber Weiß war ohnehin die dümmste Farbe, die man für eine Militäruniform auswählen konnte.

»Sie hätten nicht vielleicht noch ‘ne Dose übrig, Commander?«, hörte sie Admiral MacIntyre fragen, der plötzlich in der Tür stand. Seine Uniform sah um nichts besser aus als die Ihre. Christine wollte schon aufstehen, doch er winkte ab. »Bleiben Sie nur sitzen. Wie sagte doch Halsey so schön: ›Die Schießerei hat begonnen, also können wir uns das ganze militärische Aufspringen und Salutieren ersparen.««

»Von mir aus gern, Admiral«, antwortete Christine, holte noch eine

Dose Soda aus dem Eisschrank und reichte sie dem Admiral, der ihr plötzlich sehr menschlich erschien. »Hier, bitte, Admiral. Ich hab mir einen privaten Vorrat von dem Zeug zugelegt.«

MacIntyre öffnete die Dose und stürzte die Hälfte des Inhalts in einem Zug hinunter. »Das tut gut. Sagen Sie, wie sieht's mit TACNET aus? Haben Ihre Leute irgendwelche Schäden zu verzeichnen?«

»Es ist alles mehr oder weniger in Ordnung«, antwortete sie. »Die Steuerstation für die Drohnen hat eine Antenne verloren, aber die lässt sich schnell ersetzen. Und die Jungs von der Predator-Gruppe haben einen Treffer direkt neben ihrem Hangar abbekommen. Es hat aber nur ein paar Löcher in der Wand gegeben. Keine Verletzten, und auch die Drohnen sind unbeschädigt. Wie schwer hat es den Rest des Stützpunkts getroffen?«

MacIntyre wischte ein paar Glassplitter von einem der Stühle und setzte sich. »Sieben Tote, drei davon von uns«, antwortete er. »24 Verletzte. Gewisse Verluste an Material und Ausrüstung, aber das lässt sich leicht ersetzen. Es hätte schlimmer kommen können. Wir sollten uns bei Jim Stottard bedanken, dass nicht mehr passiert ist; er hat die Anlage wirklich ausgezeichnet befestigt. Die Lagerräume und Quartiere sind schön verstreut, und die Befestigungswälle und Schutzmauern, die er errichtet hat, haben größeren Schaden verhindert.«

MacIntyre nahm noch einen Schluck aus der Dose. »Ja«, fuhr er mit müder Stimme fort, »es hätte viel schlimmer kommen können.«

Christine dachte an jene furchtbaren Sekunden draußen an der Rollbahn zurück. Sie hatte schon so manche Gefechtssituation an Bord der *Cunningham* miterlebt, aber da war sie sich in den Innenräumen des Schiffes stets irgendwie geschützt vorgekommen. An diesem Abend hatte sie sich den zerstörerischen Mächten des Krieges erstmals völlig schutzlos ausgeliefert gefühlt.

Sie hatte Mühe, das Schaudern zu unterdrücken. »Ach ja, Admiral, danke, dass Sie da draußen so schnell reagiert haben.«

MacIntyre zuckte die Schultern. »Uralte Instinkte, Commander. Vergessen Sie's.«

»Trotzdem, Sir.« Sie brachte ein Lächeln zustande. »Und wenn es

Ihnen nichts ausmacht – es ist mir lieber, wenn man mich Chris nennt. An das ›Commander‹ muss ich mich erst gewöhnen.«

MacIntyre erwiderte ihr Lächeln und nickte kurz. »Dann bleiben wir bei Chris. Also schön, Chris, was ist heute Abend da draußen geschehen?«

»Ein schneller Mörserangriff, mit ziemlicher Sicherheit von einem Boot vor dem südlichen Ende der Rollbahn abgefeuert. Es hat sich zwischen den Booten hereingeschmuggelt, die hier an der Küste regelmäßig verkehren, und ist auf dieselbe Weise wieder verschwunden. 24 Stunden später – und wir wären dank TACNET in der Lage gewesen, Ihnen den Kerl auf dem Silbertablett zu servieren. Wahrscheinlich hätten wir ihn schon bei der Anfahrt entdeckt. Aber so ist er leider über alle Berge. Tut mir Leid, Sir.«

»Vergessen Sie's. Ich weiß genau, dass Sie und Ihre Leute alles getan haben, um Ihre Systeme so rasch wie möglich zu installieren. Leider sind unsere Feinde selten so freundlich, einen gemeinsamen Zeitplan mit uns auszuarbeiten, bevor sie mit dem Krieg beginnen. Entscheidend ist, dass Belewa uns den Fehdehandschuh hingeworfen hat. Diese sogenannte friedenserhaltende Mission wird jetzt also ernst. Der Anschlag hat zwar eines meiner Probleme gelöst – wenn auch auf ziemlich traurige Weise –, er hat aber auch ein noch viel größeres geschaffen.«

»Die Frage, wo Sie einen geeigneten Ersatz für Captain Emberly herbekommen.«

»Genau. Phil Emberly hatte vielleicht seine Schwächen, aber er war der einzige Kommandeur, der über das Seafighter-Projekt auf dem Laufenden war. Egal, wen ich als Nachfolger auswähle – er wird sich erst mit dem System vertraut machen müssen. Außerdem muss ein Einsatzplan für dieses Waffensystem ausgearbeitet werden – und das jetzt, wo wir uns schon mitten im Kriegsgebiet befinden. Und natürlich müssen wir uns auch noch mit der Koordinierung der verschiedenen Truppenteile beschäftigen. Ganz zu schweigen von den verschiedenen Details, wie den ziemlich eng begrenzten Regeln für Kampfhandlungen, der uneinheitlichen UNO-Kommandostruktur, der schwierigen weltpolitischen Situation und den äußerst beschränkten

Truppenkontingenten.« MacIntyre zerdrückte die Sodadose in der Hand und warf sie in den Abfallkorb. »Sie kennen nicht zufällig jemanden, der in dieser Situation imstande wäre, Wunder zu wirken?«

Christines Blick fiel auf den Laptop auf ihrem Schreibtisch, und sie dachte an die E-Mail, die sie heute Nachmittag gelesen hatte. »Äh... doch, Sir, ich glaube, ich wüsste da jemanden, der gerade Zeit hätte. Sie kennen sie übrigens genauso gut wie ich.«

Sie blickte erwartungsvoll zu ihm auf und wartete darauf, dass der Admiral ihren Wink verstand. Und tatsächlich – im nächsten Augenblick erschien ein Lächeln auf seinem rußigen Gesicht.

»Ja!« MacIntyre schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »Chris, wo ist hier die Kommunikationszentrale? Ich muss gleich mit dem Personalbüro sprechen.«

»Drüben in Memphis ist es jetzt tiefste Nacht, Sir.«

»Dann finden Sie raus, wen ich aus den Federn jagen muss.«

Currituck-Sound, North Carolina

4. Mai 2007, 00:27 Uhr Ortszeit

Es war ein strahlend schöner Frühlingstag gewesen, an dem die Cape-Cod-Slup langsam, aber stetig an Cape Hatteras vorbei nach Süden gelaufen war. Träge hatte sie der leichten Brise getrotzt und war – keinem bestimmten Kurs folgend – da und dort in eine einsame Bucht eingefahren. Und jetzt, wo die Nacht hereingebrochen war, zerrte sie ganz leicht an ihrer Muring. Das stehende Gut knarrte mit jeder Welle, und die Mastspitze beschrieb träge Achterschleifen unter dem Himmel, an dem Tausende von Sternen prangten. Ringsum im Wasser waren die Lichter der anderen Jachten zu sehen, die der Slup an dem Ankerplatz Gesellschaft leisteten.

»Sag mir eins, Liebling«, fragte Vince Arkady mit leiser Stimme, während sein Atem eine Locke auf ihrer Stirn wehen ließ, »warum heißt das Boot ausgerechnet *»Seeadler«* -ein deutscher Name?«

Amanda Garrett, Commander der United States Navy, lächelte Arkady mit halb geschlossenen Augen an. »Mir gefällt der Name – dir nicht?«

»Ja, aber ist er nicht ein wenig übertrieben für ein Boot von acht Meter Länge?«

Amanda legte den Kopf auf die Schulter ihres jungen Geliebten.

»Der Name hat mit meiner ersten großen Liebe zu tun.«

»Aha! Jetzt erfahre ich endlich etwas aus deiner wilden Vergangenheit.«

Amanda kicherte leise und drehte sich ein wenig, sodass die beiden auf der Unterlage der Sitzkissen erneut in einer Umarmung zusammenfanden – Brust an Brust und Schenkel an Schenkel unter dem ausgebreiteten Schlafsack. Nach dem Abendessen in der engen Kombüse hatten sie es sich im Cockpit gemütlich gemacht und unterhielten sich jetzt, während sie das Schauspiel des Sonnenuntergangs verfolgten. Als die Dunkelheit sich allmählich herabsenkte, bereiteten sie sich auf dem Boden des Cockpits eine behelfsmäßige Bettstatt und begannen sich unter freiem Himmel den Freuden der Liebe hinzugeben.

Sie nahmen sich alle Zeit der Welt, um ihre Leidenschaft auszuleben, wie es nur Geliebte können, die miteinander gut vertraut sind. Waren sie dann einer in den Armen des anderen eingeschlafen, dauerte es nicht lange, bis sie wieder aufwachten und sich erneut der Liebe hingaben.

»Okay, Liebling«, flüsterte Arkady und küsste sie sanft auf den Nasenrücken. »Erzähl mir von deiner ersten großen Leidenschaft.«

»Er war ein Aristokrat, ein richtiger preußischer Graf, ein Offizier und Gentleman der alten Schule. Ich war damals ein unschuldiges dreizehnjähriges Mädchen.«

»Diese Preußen haben wohl eine Vorliebe für so etwas. Was hat er denn Tolles getan? Dir Bonbons geschenkt und dich in seinem Panzer mitfahren lassen?«

Amanda biss ihn spielerisch in die Schulter. »Er ist gestorben, lange bevor ich zur Welt kam. Sein Name war Felix von Luckner, unter den Alliierten im Ersten Weltkrieg auch als ›Seeteufel‹ bekannt.«

»Und was hat dieser Felix getan, das deine Leidenschaft so sehr geweckt hat?«

»Das kann ich dir sagen. Im Alter von dreizehn Jahren ist er von zu

Hause weggelaufen, um zur See zu fahren, wie ich es auch so gern getan hätte. Er verließ das Schloss seines Vaters, kümmerte sich nicht um seine Reichtümer und seinen Titel und fuhr als einfacher Matrose an Bord eines alten russischen Rahseglers um die Welt.«

Arkady lächelte und strich mit einer Hand an ihrer Seite entlang. »Ich verstehe, dass dir das imponiert hat. Aber was hat es mit dem Seeteufel auf sich und woher hat diese Slup ihren Namen?«

»Tja, mein Held verließ schließlich die Handelsmarine und wurde Offizier in der Kaiserlichen Deutschen Marine. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, wandte er sich mit einem absolut verrückten Plan an die deutschen Admiräle. Er wollte mit dem letzten Hilfskreuzer der Welt, der noch unter Segeln fuhr, auf Kaperfahrt gehen.«

»Mit einem Segelschiff als Hilfskreuzer? Du scherzt wohl, was?«

»Nein, und es war ja irgendwie auch ein brillanter Plan. Mit einem Segelschiff war er unbeschränkt einsatzfähig, weil er niemals nachtanken musste. Und niemand würde einen Verdacht hegen, dass ein Segelschiff auf Kaperei aus sein könnte. Man würde seine Absicht erst erkennen, wenn er das Feuer eröffnete. Da die deutsche Marine absolut nichts zu verlieren hatte, gab sie von Luckner einen alten Segler. Der Graf nahm einige gut versteckte Kanonen an Bord und taufte das Schiff um auf...«

»Auf den Namen *Seeadler*.«

»Richtig, Mr. Arkady.« Sie belohnte ihn mit einem KUSS. »Jedenfalls lief mein Geliebter zu Weihnachten aus, entwischte der britischen Blockade und begann mit seinen Raubzügen, wobei er aber stets ein echter Gentleman blieb.«

»Wie kann man als Gentleman andere berauben?«

»Das musst du noch fragen?«, erwiderte Amanda. »Obwohl man ihn den ›Seeteufel‹ nannte und obwohl er an einem der blutigsten Kriege der Menschheitsgeschichte teilnahm, vermied er jedes Blutvergießen, soweit es ihm möglich war. Seine Methode war es, sich einem alliierten Handelsschiff zu nähern, einen Warnschuss abzufeuern und das Schiff zu entern, bevor Widerstand geleistet werden konnte. Man holte alles, was gut und teuer war, an Bord der *Seeadler*. Die Besatzung und die männlichen Passagiere wurden in Rettungsbooten ausge-

setzt, während man die weiblichen Passagiere als Gäste an Bord der *Seeadler* nahm. Das gekaperte Schiff wurde versenkt und ein Funk-spruch an den nächstgelegenen Stützpunkt der Alliierten abgesetzt, um die Position der Rettungsboote bekanntzugeben. Dann brach er zu seinem nächsten Abenteuer auf.«

Arkady war sichtlich beeindruckt. »Also der Bursche verstand es, einen Krieg besonderer Art zu führen.«

»Da stimme ich dir zu. Mein Graf war sehr kultiviert... Mmm... Also, wenn du das schon tun musst, Liebling, dann bitte etwas tiefer. Oh ja... Oh ja, ja, ja.« Amanda wand sich vor Entzücken über das, was in diesem Moment unter dem Schlafsack vor sich ging.

»Und wie bist du überhaupt auf diesen Nachfahren von Captain Kidd gestoßen?«

»Durch ein paar alte Bücher von Lowell Thomas, die ich in der Bibliothek meines Vaters fand. *Graf Luckner, der Seeteufel* und *Das Vordeck des Seeteufels*. Da gab es einige wunderbare Geschichten, die mein Graf erzählt hat – einige davon könnten vielleicht sogar wahr gewesen sein. Ich hab diese Bücher bestimmt ein Dutzend Mal gelesen und mich dabei hoffnungslos verliebt. Als Dad mir dann diese Slup schenkte, kam eigentlich nur ein Name dafür in Frage.«

»Verstehe. Und wie hast du dich damit abgefunden, dass der Seeteufel im Krieg auf der anderen Seite stand?«

Amanda lachte leise und schmiegte sich enger an ihn. »Das war überhaupt das Beste an der ganzen Liebesaffäre. Ich habe mir irgendwie ausgemalt, dass es da eine junge amerikanische Frau gab, die eigentlich eine etwas reifere Ausgabe von mir selbst war. Sie fiel eines Tages dem schneidigen Graf Luckner bei einem seiner Raubzüge in die Hände. Nachdem sie beide eine ganze Reihe von atemberaubenden Abenteuern in der Südsee bestanden hatten, gewann sie das Herz des Grafen und brachte ihn dazu, sich den Alliierten anzuschließen.«

Arkady brach in schallendes Gelächter aus, wofür ihn Amanda an einer besonders empfindlichen Stelle kniff. »Lach nicht! Der Graf hat mir das Leben gerettet! Wenn ich nicht mit ihm in die Südsee hätte entfliehen können, dann wäre ich in Mrs. Mendelsons Unterricht vor Langeweile gestorben.«

Arkady lachte erneut, rollte sich auf seine Seite des Cockpits und zog den Schlafsack beiseite, sodass Amanda nackt unter dem Sternenhimmel dalag. Etwa eine Minute lang betrachtete er jeden Zentimeter ihres Körpers – ihr silberschimmerndes schulterlanges Haar, ihre feinen, ebenmäßigen Gesichtszüge, ihre runden, festen Brüste, den weichen, aber durchtrainierten Körper der begeisterten Tänzerin sowie die mitternachtsschwarzen Löckchen zwischen ihren Schenkeln.

»Ich müsste mich eigentlich bei ihm bedanken, Liebling«, flüsterte er. »Ohne ihn hätte ich dich vielleicht nie kennen gelernt.«

Amanda erzitterte – nicht allein wegen der kühlen Brise auf ihrer nackten Haut –, und das Leuchten in ihren Augen stammte nicht nur vom Sternenlicht, das sich darin spiegelte. Arkady deckte sie mit dem Schlafsack zu, ehe er sie wieder in die Arme nahm.

Die Zeit verstrich langsam. Die *Seeadler* schaukelte wie eine Wiege im Kielwasser eines vorüberziehenden Bootes. Im Laufe der Nacht wurde die Luft immer kälter, und allmählich begann sich der Morgen Nebel zu bilden. In der warmen Geborgenheit an der Seite ihres Geliebten hätte Amanda eigentlich in einen süßen Schlummer sinken sollen – doch sie konnte nicht einschlafen.

Und als das innere Glühen, das die Wonnen der Liebe zurückgelassen hatten, verblasste, kam wieder diese Unruhe über sie, die in den vergangenen Wochen ständig an ihr genagt hatte. Sie befand sich nun am Höhepunkt ihrer Laufbahn. Sie hatte das Kommando über das Schiff innegehabt, das sie sich gewünscht hatte, und war dabei sehr erfolgreich gewesen. Sogar einen gewissen Ruhm hatte sie sich erworben, auch wenn man darauf nicht viel geben sollte. Sie hatte wahrlich alles, was man sich nur wünschen konnte – einen wunderbaren Partner und Kameraden und eine vielversprechende Zukunft vor sich. Aber dennoch...

Warum werde ich nicht einfach sesshaft?, fragte sie sich selbst. Warum hänge ich meine Orden nicht über dem Kamin auf und sage diesem süßen Jungen hier neben mir, dass ich bereit bin, ihn zu heiraten? Ich könnte Kinder haben und mich über all das freuen, was mir vergönnt ist. Verdammt, Amanda, was willst du denn noch?

Und das war genau das Problem. Sie wusste es nicht, und es war sehr lange her, seit Amanda Garrett zum letzten Mal nicht gewusst hatte, was sie im Leben wollte. Es war ein Gefühl, das ihr ganz und gar nicht gefiel. Arkady schließt tief und fest, eine Hand auf ihre Brust gelegt. Sie strich ihm sanft über das dunkle Haar und blickte zum Himmel hinauf, wo die Sterne langsam um den Polarstern wanderten.

Die Zweifel der Nacht verfolgten sie auch noch, als der neue Tag angebrochen war – und so war Amanda etwas bedrückt, während die *Seeadler* sich der anderen Seite der Meerenge näherte und auf Powell's Point zusteuerete. Auch die frische Brise, die das kleine Boot tanzen ließ, vermochte ihre Lebensgeister nicht zu wecken.

Während der Vormittag verstrich, spürte Amanda, dass Arkadys nachdenklicher Blick immer öfter auf ihr ruhte. Mehr als jeder andere Mann, den sie gekannt hatte – mit Ausnahme vielleicht ihres Vaters –, besaß er die Fähigkeit, ihre Stimmung zu lesen. Und das hatte ebenso viele Nachteile wie Vorteile.

»Weißt du schon etwas über deine künftigen Aufgaben?«, fragte der Pilot in beiläufigem Ton.

»Eigentlich nicht wirklich«, antwortete sie und legte das Ruder um einige Grad. »Ich habe auch noch nicht viel darüber nachgedacht. Mir bleibt ja immer noch ein Jahr an Bord der *Cunningham*. Es hat also keine Eile.«

Arkady hob fragend die Augenbrauen. »Ein Jahr ist schnell vergangen, Liebling. Du selbst hast oft gesagt, dass man sich mit der Karriereplanung nicht zu lange Zeit lassen darf, wenn man das bekommen will, was man sich wünscht.«

Amanda zuckte scheinbar gleichgültig die Schultern. »Das hab ich vielleicht gesagt, und es stimmt sicher auch. Aber ich hatte einfach noch nicht die Zeit, mir darüber Gedanken zu machen. Wahrscheinlich sollte ich mich mal darum kümmern.«

»Und was schwebt dir so vor?«, drängte er weiter.

»Ich weiß noch nicht so recht. Ich werde wohl irgendwo im Küstenbereich eingesetzt werden, das ist klar. Aber darüber hinaus weiß ich gar nichts.«

»Aber du musst doch irgendwelche Vorstellungen haben«, erwiederte Arkady nun schon mit einer gewissen Ungeduld.

»Hab ich aber nicht!«, gab sie gereizt zurück. »Es ist eben so, okay?« Ihr plötzlicher Zornausbruch erschreckte sie beide, und für eine Weile war das einzige Geräusch an Bord der Schaluppe das Rauschen der Wellen und das Knarren der Takelage.

»Es tut mir Leid, Arkady«, sagte sie schließlich. »Aber ich weiß wirklich noch nicht, was ich als Nächstes machen werde. Warum ist das jetzt so wichtig?«

Der Pilot hob die Schultern, während er einem vorüberziehenden Kabinenkreuzer nachblickte. »Ich hab mir nur gedacht, wir könnten vielleicht irgendetwas vereinbaren. Dass wir vielleicht am selben Ort eingesetzt werden. Weißt du, deine Briefe sind wirklich ein Genuss, aber es würde mir schon gefallen, wenn ich dich hin und wieder mal sehen könnte«, fügte er mit seinem gewohnten jungenhaften Lächeln hinzu.

Amanda war dankbar, dass sie nun ebenfalls wieder lächeln konnte. »Ich weiß, was du meinst, Liebling. Und es wäre wohl nicht so schwer, einen Job in San Diego zu finden. Da fällt mir ein, ich habe sogar ein Angebot von einem Headhunter bekommen, dass ich als Berater für Lockheed Shipbuilding arbeiten soll. Nein, wenn ich's mir so überlege, würde sich an der Westküste bestimmt etwas finden.«

»Äh, das ist es aber gerade, Liebling. Es könnte sein, dass ich auch an der Westküste bin. Sie haben mir nämlich einen Posten im Fleet-JSF-Conversion-Programm angeboten.«

»Du meinst das Joint-Strike-Fighter-Programm?« Amanda kam vor Aufregung ein Stück vom Kurs ab. »Arkady, das ist ja großartig!«

»Ja, ganz nett, sicher«, stimmte er mit ernster Miene zu. »Sie wollen ein neues Programm für Vertical-Takeoff-and-Landing-Flugzeuge ausarbeiten. Die Navy und die Marines suchen anscheinend Piloten, die sowohl mit einem Jet als auch mit einem Heliokopter umgehen können. Und schließlich habe ich ja vor nicht allzu langer Zeit auch meine Flugzeugträgerausbildung für Jetpiloten abgeschlossen, bevor ich zu den Drehflüglern wechselte. Es gibt nicht so viele von unserer Sorte, und sie scheinen wirklich an mir interessiert zu sein.«

»Das kann ich mir vorstellen!«, rief Amanda aus und wandte sich kurz dem Ruder zu, um wieder Kurs auf den Leuchtturm von Powell's Point zu nehmen. »Arkady, das ist es doch, was du immer schon wolltest. Jetzt kannst du endlich auch Jäger fliegen.«

»Ja, das stimmt schon.« Er vergrub die Hände in den Taschen seiner Jacke. »Aber wenn ich das Angebot annehme, heißt das, dass ich nach Jacksonville gehe.«

»Na und?«

»In Jacksonville sind nur die Flieger zu Hause. Für Spezialisten in Sachen Überwasser-Kriegsschiffe gibt es dort kaum Arbeit.«

»Oh.«

Arkady sprach weiter, ohne ihr in die Augen zu blicken. »Wenn ich den Job annehme, bedeutet das wieder ein paar Jahre, in denen wir uns vielleicht alle sechs Monate für eine Woche sehen können. Lasse ich die Sache sausen, besteht immerhin die Chance, dass wir beide auf derselben Seite des Kontinents stationiert sind.«

»Nein, Liebling«, erwiderte Amanda in ruhigem Ton. »Eine solche Chance kannst du dir nicht entgehen lassen.«

»Natürlich kann ich«, entgegnete er. Er lehnte sich auf der Cockpitbank zurück und betrachtete aufmerksam ihr Gesicht. »Wenn es sein muss, kann ich sehr wohl darauf verzichten.« Er hielt einen Augenblick inne, ehe er hinzufügte: »Es besteht ja vielleicht die Möglichkeit, dass sich zwischen uns beiden etwas ändert. Ich habe über einiges nachgedacht...«

Ein schriller elektronischer Signalton aus der Kabine der *Seeadler* ließ sie beide hochschrecken.

»Verdammt! Arkady, übernimm mal das Ruder!«

»Übernommen«, antwortete er knapp, für den Augenblick wieder ganz der Navy-Offizier. Amanda eilte nach vorn und griff in die Kabinenluke, wo sie das Handy von der Sonnenenergie-Akkuladevorrichtung nahm. Es war das Telefon, über das sie stets erreichbar war, wenn es um ihren Job ging. Es einfach läuten zu lassen, war also unmöglich.

»Garrett am Apparat.«

»Commander Garrett«, flüsterte eine sehr fern klingende Stimme mit

einigem Nachdruck. »Hier spricht Commander Kolettter, Offizier vom Dienst bei NAVSPECFORCE Atlantic. Es hat sich etwas ergeben, das Ihre sofortige Anwesenheit im LANTELEETCOM notwendig macht. Befehl von Admiral MacIntyre.«

»Admiral MacIntyre.« Alle Gedanken persönlicher Art waren augenblicklich verflogen. Die zurückhaltende Formulierung »Es hat sich etwas ergeben« sowie die Tatsache, dass Admiral MacIntyre persönlich hinter dem Anruf stand, ließ bei ihr alle Alarmglocken läuten. »Ich bin gerade auf meinem Boot, Commander, direkt vor Albemarle-Sound. Ich werde sofort bei Port Powell an Land gehen und einen Wagen mieten.«

»Das ist nicht nötig, Commander. Können Sie uns Ihre Position angeben?«

»Sofort.« Amanda griff erneut in die Kabine und holte den tragbaren Global-Positioning-Satellite (GPS-) Empfänger hervor. Es dauerte nicht einmal eine Minute, bis sie die gewünschten Daten hatte und sie dem Anrufer durchgeben konnte.

»Verstanden, Commander Garrett. Warten Sie dort auf uns. Ein Heli-kopter der Küstenwache wird gleich starten und sie abholen. Die Jungs werden sofort bei Ihnen sein. Halten Sie sich bitte bereit, ihnen ein Signal zu geben.«

»Wir halten uns bereit. Garrett out.« Völlig selbstverständlich war sie augenblicklich in die Kommunikationsgepflogenheiten der Navy übergewechselt.

»Was gibt's, Skipper?«, fragte Arkady.

»Eine ziemlich heiße Sache«, antwortete sie, während ihre eigenen Gedanken zu rotieren begannen. »Sie schicken einen Heli, um mich abzuholen. Wir müssen die Segel bergen; sie holen mich am Seil nach oben, da können wir keine Segel gebrauchen. Während ich mein Zeug zusammensuche, kannst du schon mal die Maschine starten und ein paar Rauch- und Leuchtmarkierungen zünden.«

Amanda hielt plötzlich inne. Die Traumwelt, in der es nur sie und Arkady gab, war mit einem Mal wie eine Seifenblase zerplatzt.

»Liebster«, sagte sie und blickte Arkady in die Augen, »wolltest du mir nicht etwas sagen, bevor das Telefon klingelte?«

Von seiner Position am Ruder aus lächelte er ihr zu. Da war eine gewisse Traurigkeit in diesem Lächeln, aber in seinen Augen war nichts als Liebe und die Bereitschaft, sich in das Unvermeidliche zu fügen. »Es war nicht wichtig, Liebste, überhaupt nicht wichtig.«

Einsatzzentrale der LANTFLEET

Norfolk, Virginia

3. Mai 2007, 10:37 Uhr Ortszeit

Der HH-60-Jayhawk der Küstenwache ging inmitten des Rotorabwindes, den er selbst erzeugte, auf dem Hubschrauberlandeplatz der Operationszentrale nieder. Amanda reichte dem Crew-Chief ihren Helm und die Schwimmweste, ehe sie geduckt aus dem Hubschrauber ausstieg, um in sicherem Abstand von den sich immer noch drehenden Rotorblättern zu bleiben.

Ein Marineoffizier im staubigen Overall erwartete sie am Rand des Landeplatzes. »Commander Garrett?«, rief er ihr über das nachlassen-de Heulen der Helikopter-Turbinen hinweg zu. »Ich bin Lieutenant Kravin, NAVSPECFORCE, Atlantik-Operationen. Commander Kollector lässt Sie grüßen. Wir haben Sie schon erwartet, Ma'am.«

»Worum geht es eigentlich?«, fragte Amanda.

»Kann ich Ihnen nicht genau sagen, Commander. Ich weiß nur, dass Eddie Mac – ich meine, Admiral MacIntyre – Sie dringend sprechen will. Man munkelt, dass die Afrika-Mission der UNO in großen Schwierigkeiten steckt.«

Sie gingen gemeinsam zur Operationszentrale hinüber, die das Herzstück des größten Marinestützpunkts der westlichen Welt bildete. Jenseits des niedrigen fensterlosen Gebäudes konnte man die Masten der im Hafen befindlichen Schiffe erkennen. Obwohl sie in Begleitung eines Offiziers des Stabes war, musste Amanda sich den aufmerksa-men Wachposten mittels Ausweis und Stimmmuster zu erkennen geben, ehe sie die Stahltürnen passieren durfte. Von dort gelangten die beiden mit dem Aufzug in den zwei Geschosse tiefer gelegenen Bunker der Fernmeldeabteilung der Atlantikflotte.

Wenige Minuten später saß Amanda allein in dem kleinen Briefing-

Room und blickte auf den leuchtenden Bildschirm der Videotelefon-Verbindung.

»Wir haben Admiral MacIntyre jetzt für Sie in der Leitung, Commander«, meldete eine professionell klingende Stimme. »Die Leitung ist sicher, wir stellen Sie durch.«

Im nächsten Augenblick war statt des Testbildes des Atlantic-Fleet-Command die grimmige Miene des Oberbefehlshabers, des Commanders in Chief (CINC) NAVSPECFORCE, zu sehen. Aufgrund des gerundeten Schotts hinter ihm vermutete Amanda, dass er sich in der Kommunikationsabteilung seines persönlichen Kommandoflugzeuges befand. An der Art und Weise, wie sein Blick den ihren traf, konnte sie erkennen, dass es auch ihm möglich war, sie über Videoverbindung zu sehen. Mit einem Mal wurde ihr peinlich bewusst, dass sie mit Jeans und Sweater ziemlich nachlässig gekleidet und dass ihr Haar zu einem provisorischen Pferdeschwanz gebunden war.

MacIntyre schien das jedoch gar nicht zu bemerken. »Guten Morgen, Commander Garrett. Tut mir Leid, dass ich Sie im Urlaub stören musste.«

»Kein Problem, Sir. Ich muss mich entschuldigen, dass ich keine Uniform trage. Ich komme direkt von meinem Boot und konnte mich nicht mehr umziehen.«

»Also, das ist wirklich meine geringste Sorge, Commander – und auch die Ihre«, entgegnete MacIntyre mit einer wegwerfenden Handbewegung.

Amanda stellte fest, dass der Admiral, der für gewöhnlich so aussah, als könne ihn nichts erschüttern, diesmal einen sehr müden Eindruck machte. Auf seinem Gesicht machten sich dunkle Bartstoppeln bemerkbar. »Was gibt's, Sir?«, fragte sie besorgt.

»Ich spreche hier vom UNO-Stützpunkt in Conakry aus. Wir haben gerade einen höllischen Angriff der Westafrikanischen Union hinter uns. Es hat mehrere Opfer gegeben.«

Amanda hatte das Gefühl, dass ihr Herz stehenblieb. Christine! Der Admiral wusste genau, dass sie und die blonde Intel-Offizierin eng befreundet waren. Und es war durchaus MacIntyres Art, eine so traurige Nachricht persönlich zu überbringen.

Er musste ihr den Gedanken am Gesichtsausdruck abgelesen haben. »Ihre Freundin Commander Rendino ist wohllauf«, sagte er. »Sie war während des Angriffs bei mir und hat nur ein paar Kratzer abbekommen.«

MacIntyre wartete ein paar Sekunden, damit Amanda die erlösende Mitteilung verarbeiten konnte, bevor er fortfuhr. »Leider ist es für den Commander unserer Tactical Action Group, Captain Emberly, tragischer ausgegangen. Er starb bei dem Mörserangriff, und sein Verlust droht jetzt die gesamte UNAFIN-Operation zum Scheitern zu bringen. Wir brauchen dringend einen Ersatz für ihn. Hätten Sie Interesse an dem Job?«

Amandas Herz machte einen Sprung. »Ich, Sir?«, stammelte sie ungläubig. »Aber diese UNAFIN-Sache ist doch ein Küsteneinsatz. Ich bin schließlich mehr die hohe See gewöhnt.«

MacIntyre lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Sie haben doch eine gewisse Erfahrung in küstennahen Einsätzen durch ihre Arbeit bei der Küstenwache. Außerdem sind Sie bei ihrem letzten Einsatz mit der *Cunningham* in China ja wohl wirklich nahe genug ans Festland herangekommen. Aber das ist mir jetzt gar nicht so wichtig. Als TAC-BOSS hätten Sie jedenfalls eine Gruppe von wirklich fähigen jungen Leuten unter sich, die genau wissen, was sie zu tun haben. Sie bringen Ihnen sicher schnell alles bei, was Sie über die neuen Technologien wissen müssen.«

Er blickte ihr direkt in die Augen. »Was wir hier wirklich brauchen, ist jemand, der die verschiedenen Truppenelemente zu einer Einheit zusammenfügen und führen kann – jemand, der außerdem weiß, wie man seine Waffen am besten einsetzt. Sie sind in beider Hinsicht meine erste Wahl.«

»Das schmeichelt mir natürlich, Sir«, antwortete Amanda langsam, während ihr Gehirn auf Hochtouren arbeitete. »Für welchen Zeitraum würde ich mich verpflichten?«

»Nun, die Sache hier wird auf jeden Fall eine Weile dauern. Sie müssten das Kommando auf der *Cunningham* abgeben.«

Amandas erste Reaktion war ein klares Nein. Doch im nächsten Augenblick hielt sie nachdenklich inne. War es denn wirklich ein Kom-

mando über ein Schiff, das sie aufgeben würde, oder nicht vielmehr die Arbeit in einem schwimmenden Büro an der Küste?

»Womit hätte ich es im Detail zu tun, Sir?«, fragte sie vorsichtig.

»Das Herzstück der Tactical Action Group ist unser neues Seafighter-Geschwader PGAC-1. Deshalb wurde auch Phil Emberly für den Posten des TACBOSS ausgewählt.

Darüber hinaus hätten Sie zwei Patrouillenboote der Cyclone-Klasse zur Verfügung und schließlich eine Kompanie SOC-Marines, also Special Operation Capable und damit für Kommandoeinsätze ausgebildet. Das Ganze wird von einem mobilen Offshore-Stützpunkt aus operieren, den wir vor der Küste der Westafrikanischen Union liegen haben.«

»Wie sehen die Einsatzvorgaben aus?«

»Es gibt zwei Hauptpunkte – einerseits geht es darum, das UNO-Embargo gegen die Westafrikanische Union durchzusetzen; andererseits müssen wir Guinea gegen Angriffe vom Meer aus absichern.«

Amanda rief im Geist ihre Karte der Weltmeere auf. »Admiral, das heißt, dass wir mit fünf Booten weit über tausend Kilometer Küste abdecken müssten.«

MacIntyre lächelte grimmig. »Ich habe ja schon angedeutet, dass das Ganze eine Herausforderung darstellt. UNO-Einsätze sind im Moment beim Kongress nicht allzu beliebt. Sie haben uns nur das absolute Minimum an Einsatzmitteln genehmigt. Ein Vorteil ist jedoch, dass Sie sich auf Commander Rendinos Tactical-Intelligence-Network stützen könnten, einschließlich zwei Staffeln Aufklärungsdrohnen und zwei Schiffen, die mit Radarballons ausgerüstet sind und zum Sammeln von Nachrichtendienstmaterial eingesetzt werden.

Sie können auch mit einer gewissen Unterstützung durch die anderen UNAFIN-Truppen rechnen. Die Franzosen verfügen über ein Korvetten-Geschwader, das Patrouillaufgaben übernimmt, und die Briten haben eine Gruppe von Minensuchbooten und eine Patrouillen-Helikopter-Staffel, die für die Sicherung der guineischen Küste zuständig ist.«

»Welche Lufteinheiten hätte ich zur Verfügung?«, wollte Amanda wissen.

»Nur die Drohnen und eine kleine Staffel Hubschrauber, die vom Marine-Corps und der Navy für Transportzwecke bereitstehen. Das ist alles.«

»Überhaupt keine Kampfflugzeuge?«

»Die sind uns leider nicht genehmigt worden. Da die Westafrikanische Union keine eigenen Luftstreitkräfte besitzt, wollte uns der Sicherheitsrat auch keine zugestehen. Fragen Sie mich nicht, warum – ich verstehe diese Art von Logik genauso wenig wie Sie.«

MacIntyre beugte sich vor und legte seine verschränkten Arme auf die Konsole vor ihm.

»Das ist es also, was ich Ihnen anbieten kann, Commander. Sie hätten viel zu wenig Leute und wären außerdem durch die restriktiven Regeln für Kampfhandlungen eingeschränkt, die die UNO uns vorgeben. Die taktische Situation ist nicht unbedingt günstig, und Sie hätten es mit einem Feind zu tun, der durchaus zu kämpfen versteht, und das mit letztem Einsatz. Wir haben das eben erst am eigenen Leib zu spüren bekommen. Und das war wohl erst der Anfang. Alles in allem ist das ein ziemlich gefährlicher Einsatz. Für Sie sogar in mehr als einer Hinsicht.«

Amanda runzelte fragend die Stirn. »Wie meinen Sie das, Sir?«

»Ich habe mich ausführlich mit den Leuten vom Personalbüro unterhalten, bevor ich Sie anrief. Die waren nämlich gar nicht erfreut darüber, dass Sie vielleicht nach Afrika gehen könnten. Ja, Sie haben einen richtigen Aufstand gemacht.«

»Warum das?«

Ein gequältes Lächeln erschien auf MacIntyres Lippen. »Wie es scheint, haben einige hohe Herren sich bereits mit der Planung Ihrer weiteren Laufbahn beschäftigt.«

»Ich verstehe immer noch nicht, Sir.«

»Nun, es ist Folgendes: Sie sind wohl zu einer Art Aushängeschild für die moderne Navy geworden. So etwas wie der lebende Beweis, dass es in der Flotte keine Ungleichbehandlung von Männern und Frauen mehr gibt. Wenn Sie erst ihren Dienst an Bord der Duke beendet hätten, würde man Sie gerne auf dem Posten eines Militärattachés sehen – und zwar in einer unserer wichtigsten Botschaften in Übersee.«

Entweder Frankreich oder Moskau, das hat man noch nicht entschieden.

Danach möchte man Ihnen das Kommando auf einem LHD der Wasp-Klasse übertragen. Darüber hinaus wissen sie auch im Personalbüro noch nicht so genau Bescheid. Aber ich habe ganz den Eindruck, dass Sie – wenn Sie's nicht irgendwie vermasseln – der jüngste weibliche Rear-Admiral in der Geschichte der U.S. Navy werden dürften.«

Amanda schüttelte staunend den Kopf. »Davon hatte ich ja keine Ahnung.«

»So hat man's mir erzählt«, sagte MacIntyre und fügte mit dem Hauch eines Lächelns hinzu; »Also überlegen Sie sich's gut, wie Sie sich entscheiden, Commander. Wenn Sie diesen Afrika-Job annehmen und keinen Erfolg damit haben, was durchaus möglich erscheint, dann könnte es mit der glänzenden Laufbahn, die man für Sie geplant hat, mit einem Schlag vorbei sein. Das Einzige, was ich Ihnen dafür anbieten kann, ist eine Beförderung in den Rang eines Captains – wenn auch im Moment nur dem Titel nach. Sie tragen zwar die Verantwortung eines Captains, ohne aber in den Genuss der entsprechenden Bezahlung und der anderen Vorteile zu kommen – zumindest, bis die Sache offiziell abgesegnet ist; aber ob und wann sie durchgeht, das hängt leider nicht von mir ab.« MacIntyre hob die Hände in einer entschuldigenden Geste. »Wenn man all das betrachtet, würde ich es verstehen, wenn Sie mir sagen, dass ich mir den Job an den Hut stekken soll. Ich wäre Ihnen bestimmt nicht böse, wenn Sie ablehnen.«

Amanda wandte sich vom Bildschirm ab. *Sei vorsichtig mit deinen Wünschen – sie könnten in Erfüllung gehen.* Wochenlang hatte sie darüber gegrübelt, was ihr die Zukunft wohl bringen würde – und nun hatte sie plötzlich viel mehr Möglichkeiten, als sie jemals wahrnehmen konnte. Sie war unglücklich darüber gewesen, dass die Zeit der großen Einsätze für sie bald vorüber sein würde. Nun, da war jetzt ein neuer Einsatz – noch dazu einer, der eine wirkliche Herausforderung darstellte. Sie hatte jede Entscheidung über ihre Zukunft hinausgezögert – und jetzt stellte sich heraus, dass andere schon längst dabei waren, diese Entscheidungen für sie zu treffen.

Die Schicksalsgöttinnen lachten sich wahrscheinlich schief über sie.

Für Amanda Garrett war es zur zweiten Natur geworden, rasche Entscheidungen zu treffen. Sie blickte wieder in den Videomonitor. »Ja, Sir, Sie haben Recht. Es klingt wirklich nach einer interessanten Aufgabe. Ich nehme sie gerne an.«

Am anderen Ende der Leitung schlug MacIntyres Hand triumphierend auf die Konsole. »Ha! Chris Rendino hat's gewusst, dass Sie ja sagen!«

Amanda holte tief Luft. Jetzt, wo die Entscheidung getroffen war, fühlte sie sich plötzlich so gut wie schon lange nicht mehr. Egal, was dabei herauskam – sie hatte wieder einen Weg, den sie gehen würde. »Entschuldigung, Sir, aber ich habe eine Bedingung.«

»Schießen Sie los, Commander.«

»Wenn ich mein Schiff aufgeben muss, um den Job annehmen zu können, dann will ich sicher sein, dass es in die allerbesten Hände kommt. Ich möchte, dass mein Erster Offizier, Lieutenant Commander Ken Hiro, die *Cunningham* übernimmt. Aber nicht, dass er bloß für den Rest meiner Laufzeit einspringt. Er soll selbst die volle Dienstzeit bekommen.«

MacIntyre runzelte die Stirn. »Normalerweise erhält ein Offizier nicht das Kommando über ein Schiff, auf dem er als Erster gedient hat.«

»Das ist mir vollauf bewusst, Sir. Aber genauso weiß ich, dass ein Kommando auf einem Stealth-Schiff das Begehrteste ist, was man derzeit in der Navy bekommen kann. Jeder Esel in der Flotte nutzt seine Beziehungen, so gut er kann, um an ein Kommando auf einem solchen Schiff ranzukommen. Ken Hiro ist wirklich ein ausgezeichneter Offizier. Er hat nur den einen Nachteil, dass er keine Freunde hat, die etwas mitzureden haben – außer mir vielleicht. Ich weiß, dass Sie ein paar Tricks anwenden müssen, um meine Versetzung durchzubringen – da kommt es auf einen mehr doch auch nicht mehr an. Sorgen Sie dafür, dass Ken das Kommando auf der Duke bekommt. Betrachten Sie das Ganze als einen Deal.«

Die Miene des Admirals verfinsterte sich noch mehr, bevor schließlich ein Lächeln auf seinen Lippen erschien. »Also, ich muss schon

sagen, Amanda Garrett – jetzt sind Sie noch keine dreißig Sekunden provisorischer Captain, und schon verhandeln Sie wie ein alter Fuchs. Also schön, der Deal gilt«

Amanda nickte in den Bildschirm. »Danke, Sir. Ich hoffe, ich komme mit dem Job klar.«

»Das hoffe ich auch, Captain. Wenn Sie damit nämlich nicht klar kommen, stecken wir alle in großen Schwierigkeiten.«

The Virginia Tidewater Ein Stück südlich von Eastville 4. Mai 2007, 14:21 Uhr Ortszeit

Der Abend begann bereits zu dämmern, als der Rear Admiral a.D. der U.S.N. Wilson Garrett, zu dem kleinen Pier an der Küste hinunterspazierte, in deren Nähe sein Haus stand, das im Stil einer Ranch erbaut war. Die Hände in die Taschen seiner Jeans vergraben, stand er an seinem kleinen Abschnitt Kieselsteinstrand und blickte in die Chesapeake-Bucht hinaus.

Seine langjährige Erfahrung in der Seefahrt, was die Berechnung von Kursen und Geschwindigkeiten anging, sagte ihm, dass es bald soweit sein musste. Und tatsächlich tauchte nach wenigen Minuten der vertraute weiße Bootsrumpf, von Süden einlaufend, an der bewaldeten Landzunge auf. Die *Seeadler* lief unter Maschine, und im Cockpit war nur eine Person zu sehen.

Wils Garrett dachte sich, dass es eine sehr einsame Fahrt für den jungen Mann gewesen sein musste. Als sich die Slup seinem Strandabschnitt näherte, ging er zum Steg hinüber, um die Festmacher anzunehmen. Für einen Nicht-Seemann ging der Junge gar nicht so übel mit dem Boot um; die kleine Jacht rutschte ganz sacht an den Fendern entlang, die entlang des Steges angebracht waren. »Na, mein Junge, wie ist es gelaufen?«, fragte Garrett, während er die Vorleine des Bootes festmachte.

»Kein Problem«, antwortete Vince Arkady und sprang mit der Heckleine aus dem Cockpit. »Mit dem Motor ist es ja nicht so schwer. Das Segeln überlasse ich doch lieber Amanda.«

»Verstehe«, gab Garrett zurück. »Na ja, sie hat wirklich ein Händchen für solche Dinge. Mir selbst fehlt für das Segeln die nötige Geduld.«

Garrett sah den Hoffnungsschimmer im Gesicht des jungen Piloten. »Ist sie hier, Wils?«

Garrett schüttelte den Kopf. »Nein, mein Junge. Sie ist gestern erst um zehn nach Hause gekommen. Heute wird es kaum früher werden. Sie hat alle Hände voll damit zu tun, die Duke zu übergeben.«

Arkady richtete sich abrupt auf. »Die Duke übergeben? Was meinen Sie damit?«

»Eddie MacIntyre hat ihr ein neues Kommando angeboten. Sie haben ziemliche Probleme an der afrikanischen Goldküste, und sie scheinen Amanda dort zu brauchen. Sie geht weg, mein Junge.«

Garrett sah, wie Arkadys Gefühle einen Moment lang offen in seinem Gesicht zu lesen waren, ehe er sich wieder unter Kontrolle hatte und er in ruhigem Ton antwortete: »Ich verstehe.«

Arkady ging noch einmal an Bord der *Seeadler*, um seine Sachen zu holen. Admiral Garrett verschränkte die Arme und wartete ruhig, während Arkady sein Rasierzeug, die Schmutzwäsche und den Seesack an Deck holte. Es hätte keinen Sinn gehabt, auf jemanden einzureden, der noch ganz unter dem Eindruck bestimmter Gefühle stand. Er wollte warten, bis der Junge ein wenig Zeit gehabt hatte, sich an den Gedanken zu gewöhnen, und begann erst wieder zu sprechen, als Arkady von Bord ging.

»Was dagegen, wenn ich Ihnen meine privaten Weisheiten dazu verrate?«

Arkady wollte schon abwehren, hielt sich dann aber doch zurück. Das wehmütige Lächeln, das Amanda so sehr an ihm gefiel, kehrte in sein Gesicht zurück. »Nun, Sir«, antwortete er. »Das tätet mir vielleicht ganz gut.«

Garrett nickte. »Okay; dann lassen Sie mich eines sagen: Es ist schon viel darüber geschrieben worden, dass jemand sich aus Liebe aufopfert. Das ist alles Scheiße. Gut ist, wenn zwei Menschen einander ergänzen, und nicht, wenn einer für den anderen alles aufgeben muss. Wenn einer der beiden durch die Beziehung verliert, dann

stimmt irgendwas nicht. Nun, Sie und Amanda, ihr seid wirklich gut füreinander. Ihr liebt euch, das ist offensichtlich, wenn man euch beide zusammen sieht. Aber ich sage Ihnen jetzt etwas, das mir aus eigener Beobachtung klar ist. Meine Tochter ist sicher eine tolle Marineoffizierin, aber als Ehefrau eines Marineoffiziers und als Hausfrau wäre sie die reinste Nervensäge.«

Garrett richtete sich auf und hakte die Daumen hinter den Gürtelschlaufen ein.

»Ich sage Ihnen noch etwas, mein Junge. Sie haben selbst eine Menge interessanter Dinge vor sich. Sie wären nicht glücklich, wenn Sie sich bloß nach ihr richten müssten.«

Sie schwiegen eine Weile, sodass nur noch das Plätschern der Wellen und das Knirschen an den Pollern zu hören war. »Also, was sollen wir tun, Admiral?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen, Junge. Das müsst ihr beide herausfinden. Und darum beneide ich euch sicher nicht.«

Arkady blickte auf die Planken des Piers hinunter, während der Abendwind sein Haar zerzauste. »Man sieht es uns also an, wie es mit uns steht?«

»Oh ja, wenn man ein wenig aufmerksam ist. Um ganz ehrlich zu sein – ich habe mit etwas gemischten Gefühlen daran gedacht, dass ich vielleicht einen Schwiegersohn haben werde, wenn ihr beide von eurer kleinen Fahrt zurückkommt.«

Erneut erschien ein schmerzliches Lächeln auf Arkadys Lippen, als er in die Tasche seiner Jeans griff und eine schwarzsamtene Ringschachtel hervorholte. Er öffnete sie und betrachtete das schimmernde Stück Gold, das im schwindenden Licht darin zu erkennen war. Dann drehte er sich abrupt um und warf den Ring samt Schachtel, so weit er konnte, aufs Meer hinaus.

»Wissen Sie«, sagte Garrett mitfühlend, »Amanda ist eine sehr praktisch veranlagte junge Frau. Es hätte ihr sicher nichts ausgemacht, wenn Sie den Ring behalten hätten.«

»Ich weiß«, erwiderte Arkady. »Aber das ist wie mit den Champagnegläsern, die sie manchmal nach einem Toast zerbrechen – damit man sie nie mehr für einen geringeren Anlass verwenden kann.«

Admiral Garrett nickte zustimmend. »Ich verstehe Sie gut. Sie ist es schon wert, was?«

»Da haben Sie verdammt Recht, Sir.« Arkady hob seine Sachen vom Dock auf. »Tja, dann werde ich mich mal auf den Weg machen.«

»Möchten Sie nicht auf sie warten, damit ihr beide euch noch mal sehen könnt?«

»Nein, lieber nicht. So ist es... leichter, glaube ich.«

»Sie haben wahrscheinlich Recht«, meinte Garrett und hob Arkadys Seesack auf, ehe sie zum Haus gingen. »Aber kommen Sie trotzdem noch auf einen Drink rein. So bald kommt sie bestimmt nicht heim.«

Auf der Brücke der USS *Cunningham*

Norfolk, Virginia

6. Mai 2007, 13:54 Uhr Ortszeit

Vor dem riesigen Zerstörer lag nichts als die graue Stahlwand der geschlossenen Tore des Trockendocks – und von der Brücke aus konnte man hinaus auf den Elizabeth River sehen, der sich dunkel und trüb unter dem wolkenverhangenen Himmel hinzog.

Doch Amanda Garrett sah viel mehr als das. Wie sie so in ihrem Kommandosessel saß, zogen eine ganze Reihe von Orten und Bildern an ihr vorüber. Sie sah die stahlgrauen Wellen des Südpazifiks, die unaufhörlich ostwärts durch die Drake-Passage rollten, das atemberaubende Farbenspiel eines Sonnenuntergangs im ostchinesischen Meer und die klaren blauen Gewässer von Mamala Bay mit der schneeweissen Gischt, die vom messerscharfen Bug ihres Schiffes aufgewühlt wurde, während sie Pearl Harbor verließen.

»Es ist Zeit, Skipper.«

Ken Hiros Stimme holte sie in die Wirklichkeit zurück. Die Brücke war nur noch als Gerippe vorhanden. Das Konsolengehäuse war der gesamten Elektronik beraubt. Da und dort hatte man Kabelenden an den Schotten festgeklebt, und überall roch es nach frischer Farbe und Schweißarbeiten.

Amanda erhob sich von ihrem Sessel und vergewisserte sich ein letztes Mal, wie die Umbauarbeiten voranschritten. Auf dem langen

Vordeck des Kriegsschiffes klaffte eine riesige Lücke. Alle drei Senkrechtstart-Systeme der Duke waren ausgebaut worden. Das erste würde durch die beiden Abschussrohre eines 155-mm-VGAS->Bombardment-Systems ersetzt werden, während statt der beiden anderen die Installierung von zwei neuen Abschuss-Systemen geplant war, sodass die *Cunningham* in Zukunft auch die Navy-Variante der ATACMS-Landziel-Lenkwaffe und die Block-IV-Standard-Theater-ABM einsetzen konnte.

Direkt unterhalb der Brücke hatte man auch das alte 76-mm-Oto-Melara-Geschütz entfernt, das durch ein neues Fünfzoll-65-ERGM-Geschütz ersetzt werden sollte. Amanda war immer noch nicht restlos davon überzeugt, dass die »smart shells« des neuen Geschützsystems mit extrem langer Reichweite tatsächlich so präzise waren, wie die Techno-Freaks in der Navy es behaupteten.

Aber das herauszufinden war nicht mehr ihre Aufgabe, sondern die von Ken Hiro.

Dir Erster Offizier stand im vorhanglosen Eingang zur Brücke, genauso wie sie selbst in voller Uniform mit weißer Mütze und weißen Handschuhen. Der Japano-Amerikaner wirkte selbst für seine Verhältnisse sehr ernst.

»Skipper...«, sagte Amanda nachdenklich. »Ich schätze, es ist das letzte Mal, dass mich jemand an Bord dieses Schiffes so nennt.«

»Sie werden immer der Skipper der Duke sein, Ma'am«, erwiderte Ken Hiro. »Bis das Schiff irgendwann auf dem Schrott landet.«

Amanda schüttelte den Kopf. »So kann man das nicht sehen, Ken. Ich hatte meine Zeit an Bord. Jetzt gehört die Duke Ihnen. Geben Sie gut auf sie Acht, aber machen Sie es auf Ihre Weise.«

Sie gestattete es sich, ihn kurz und rasch zu umarmen. »Danke, dass Sie mir immer beigestanden haben, Ken.«

Zögernd erwiderte er die Umarmung, und seine Stimme klang ein wenig ersticket, als er antwortete: »Danke, dass Sie da oben ein Wort für mich eingelegt haben, Captain.«

Der Kommandowechsel wurde sehr schlicht vollzogen. Es war nicht genügend Zeit, um eine richtige Zeremonie zu veranstalten. Die neuen

Offiziere der *Cunningham* hatten sich auf der Hubschrauberlandeplattform versammelt, zusammen mit einer Ehrenwache der Besatzung.

Es waren auch einige spezielle Gäste anwesend. Lieutenant Dix Beltrain war von der Conner gekommen. Der frühere Taktik-Offizier der Duke sah immer noch genauso gut aus wie eh und je, wenngleich das Jungenhafte an ihm nicht mehr ganz so ausgeprägt war. Es würde nicht mehr lange dauern, bis er selbst reif für sein erstes Kommando sein würde. Carl Thomson, Amandas früherer Chefingenieur, war ebenfalls gekommen; er schien sich jedoch in Zivil immer noch nicht so richtig wohl zu fühlen.

Und natürlich war auch ihr Vater anwesend, der sich im Hintergrund hielt und ihr jenes angedeutete Lächeln und Kopfnicken schickte, das sie von so vielen Schul- und Studienabschlussfeiern und Ordensverleihungen kannte. Er war so oft fern von ihr gewesen, doch wenn es wirklich darauf ankam, war er immer da.

Einer aber, auf dessen Anwesenheit sie gehofft hatte, fehlte. Er war ohne ein Wort des Abschieds fortgegangen. Amanda musste sich eingestehen, dass es vielleicht besser so war.

Die Schiffsglocke der *Cunningham* ließ ihren durchdringend-klaren Ton vernehmen. Der Marinegeistliche der Second Fleet sprach ein kurzes Gebet für das Schiff und seine Kommandanten, den scheidenden und den neuen, und auch Amanda fand ein paar Sätze, an die sie sich später nie mehr erinnern konnte. Dann wurden jene Worte verlesen, mit denen sie von ihrer geliebten Bürde befreit wurde und die festlegten, dass die Duke in die Verantwortung eines anderen überging.

Ken Hiros weiß behandschuhte Hand hob sich zu einem präzisen militärischen Gruß. »Hiermit löse ich Sie ab, Captain Garrett.«

Sie erwiderte den Gruß und antwortete: »Hiermit übergebe ich Ihnen das Kommando, Kapitän Hiro.«

Da sie jetzt wirklich im Rang eines Kapitäns stand, hatte die Anrede »Kapitän« für sie nur noch die Bedeutung einer Dienstgradbezeichnung, während diese Höflichkeitsanrede für Commander Hiro als Kommandant der Duke einen ganz neuen Lebensinhalt mit sich bringen würde.

Amanda war erleichtert, dass sie auch während der restlichen Zeremonie Haltung bewahrte. Erst als zum letzten Mal die Schiffsglocke ertönte, um sie zu verabschieden, und die Stimme des Steuermannsmaats verkündete »Captain... geht von Bord«, brachen ihre Dämme.

Tränen traten ihr in die Augen, während sie die Aluminium-Gangway hinunterschritt, die das Hubschrauberdeck der Duke mit dem Dock verband. Dir Vater würde unten auf sie warten und sie anschließend mit seinem Wagen zum Dulles-International-Flughafen bringen, wo sie den Abendflug nach England nehmen wollte, der ersten Etappe ihrer langen Reise nach Guinea.

Wie vereinbart, stand Admiral Garrett mit seinem kleinen Pickup in der Nähe der Gangway, doch neben ihm lehnte noch eine zweite Gestalt in Jeans und Windjacke am Wagen.

»Arkady!«

Es war ihr egal, dass all ihre Kollegen sie sehen konnten – sie sank in seine Arme. »Warum bist du denn nicht zur Feier gekommen?«, fragte sie mit erstickter Stimme.

»Ich dachte mir, es wäre vielleicht keine so gute Idee, Liebste. Du selbst hast mir ja oft gesagt, dass wir auf Diskretion achten müssen.«

»Ach, zum Teufel damit. Sollen es doch alle sehen.« Sie hob ihm das Gesicht entgegen, um ihn lange und innig zu küssen.

»Ich bin so froh, dass du hier bist«, sagte sie schließlich, als sie innehielten, um Luft zu holen. »Ich wollte dir alles erklären. Warum ich diese Aufgabe übernommen habe.«

»Da gibt es nichts zu erklären, Liebste.« Arkady griff sachte nach ihrem Revers, um es zurechtzurücken. Sein Lächeln war nicht mehr das eines Jungen, sondern das eines reifen Mannes, der die Dinge akzeptierte, wie sie waren. »Wir haben beide eine Aufgabe vor uns. Deine liegt in Afrika. Meine vielleicht in Jacksonville. Ich habe meine Bewerbung für das Joint-Strike-Fighter-Programm schon eingereicht.«

»Du wirst bestimmt Erfolg haben, Arkady. Da bin ich mir ganz sicher.«

»Mag sein. Ich hatte ja in letzter Zeit jemanden, der mir geholfen hat, so weit zu kommen, dass ich es mir zutraue. Wir werden sehen, was daraus wird. Und mit uns beiden ist es dasselbe, Liebste. Viel-

leicht werden wir irgendwann das Gespräch zu Ende führen, das wir begonnenen haben.«

»Ja, irgendwann.« Die verdammten Tränen flössen schon wieder, und sie verbarg sie an seiner Brust, während sie den warmen Druck von Arkadys Hand spürte, mit der er ihr in einer letzten zärtlichen Geste über den Rücken strich.

»Fahr schon los, Liebste. Der Captain wird auf der Brücke gebraucht.«

Eine Zeitlang sprach keiner ein Wort im Fahrerhaus des kleinen Pickup, und Wilson Garrett wusste, dass es wohl am besten so war. Sie hatten den Hampton-Roads-Tunnel hinter sich gelassen und fuhren nun in nördlicher Richtung auf der Interstate 64. Aus dem Augenwinkel sah er, dass Amanda sehr verschlossen wirkte.

»Er ist wirklich ein guter Mann, mein Schatz.«

»Der beste, den man sich vorstellen kann, Dad«, antwortete sie. »Er hat sich etwas Besseres verdient als das, was ich ihm gegeben habe.«

Garrett sah kurz zu seiner Tochter hinüber, die wieder stumm und nachdenklich vor sich hing blickte. Es schmerzte ihn manchmal, dass sie immer so rasch bereit war, die Verantwortung für alles Mögliche auf sich zu laden. Das Schlimmste war, dass er genau wusste, von wem sie diese Eigenschaft geerbt hatte.

Er war unerhört stolz auf seine Tochter und auf das, was sie geleistet hatte. Doch es gab Tage, an denen Wils Garrett sich wünschte, dass Amanda ein wenig länger hätte Kind bleiben können.

»Ja«, sagte er schließlich. »Dieser Arkady ist wirklich anders als die Typen, die du mir in deiner High-School-Zeit ins Haus gebracht hast.«

Ein schwaches Lächeln erschien auf Amandas Lippen. Seine Tochter erkannte sogleich das alte Spiel, das sich immer wieder einmal zwischen ihnen entspann. »Dad, ich bin auf der High-School nur mit netten Jungs ausgegangen.«

»Schließt du da diesen Marty Johnson mit ein, diesen Mistkerl?«

»Marty war doch süß!«, erwiderte sie vorwurfsvoll. »Jetzt sag ja nicht, dass du ihm immer noch böse bist wegen dem, was damals auf dem Abschlussball passiert ist.«

»Und ob ich ihm böse bin! Und der kleine Feigling weiß das auch

genau! Heute noch versteckt er sich jedes Mal irgendwo in einem Büro, wenn ich in das Autogeschäft reinkomme, wo er arbeitet. Ich glaube, er hat Angst, ich könnte doch noch einige der Drohungen wahrmachen, die ich ihm damals ins Gesicht gesagt habe. Und es gibt Augenblicke, da hätte ich nicht übel Lust es zu tun.«

»Oh, Dad! Was damals passiert ist, war doch nicht Martys Schuld!« Für einen kostbaren Moment lang war Amanda wieder sein kleines Mädchen – mit all dem Glück, dem Trotz, den Problemen und der Freude, die damit verbunden waren.

»Ist mir egal, wer daran schuld war! Ich weiß nur, dass er meine Tochter um acht Uhr abends in meinem Haus abholte und dass sie da ein blaues Abendkleid getragen hat; als er sie dann um sechs Uhr morgens zurückbrachte, hatte sie nur noch ein gestohlenes Badetuch am Leib!«

»Dad! Wie oft habe ich dir in den letzten achtzehn Jahren gesagt, dass es für alles, was in jener Nacht passiert ist, eine logische Erklärung gibt!«

»Ja, und seit achtzehn Jahren glaube ich kein Wort!«

Für eine Sekunde wandte er sich ihr zu. Amanda erwiederte trotzig seinen wütenden Blick, und im nächsten Moment brachen sie beide in schallendes Gelächter aus.

Wilson Garrett legte den Arm um seine Tochter und zog sie an sich. Den Rest der Fahrt hatte sie den Kopf an seine Schulter gelehnt.

Auf dem Weg zum Einsatzort

Conakry in Guinea gehört zu den Orten, die nicht direkt von den USA aus zu erreichen sind. Amanda verbrachte acht endlos scheinende Stunden an Bord eines Transatlantik-Flugzeugs von Washington nach London. Zeit genug, um sich einmal mehr zu vergegenwärtigen, warum sie so ungern per Flugzeug reiste. Die Unannehmlichkeiten hatten jedoch einen entscheidenden Vorteil: Amanda wurde von ihrer Traurigkeit darüber abgelenkt, dass sie Arkady und die Cunningham hinter sich lassen musste. Und so richtete sie ihre Gedanken vor allem auf die neue Aufgabe, die vor ihr lag, Sie verzichtete auf die wenig viel-

versprechend aussehende Mahlzeit, den langweiligen Film, der für die Passagiere vorgeführt wurde, und die wiederholten Versuche ihres gleichfalls langweiligen Sitznachbarn, ein Gespräch anzuknüpfen. Stattdessen studierte sie mit Hilfe ihres Laptops das Material, das sie über die Westafrikanische Union zur Verfügung hatte.

Sie las, bis ihr die Augen brannten und sie die Lider für eine Weile schließen musste. Als sie sie wieder öffnete, setzte draußen vor den Fenstern des Flugzeugs bereits die Morgendämmerung ein, und der Pilot kündigte die bevorstehende Landung in Heathrow an.

Auf dem Weg zum Stützpunkt der Royal Air Force sah sie durch die Windschutzscheibe des Militärfahrzeugs wenig mehr von Großbritannien als den strömenden Frühlingsregen. Danach wartete sie einen ganzen langen Nachmittag in der Kantine des Luftstützpunkts auf ihren nächsten Flug. Immerhin hatte sie die Möglichkeit, ihre kratzige Ausgehuniform durch eine bequemere in Khaki zu ersetzen.

Sie hatte bereits zwei Taschenbücher komplett durchgelesen und zahllose Tassen Tee getrunken, als endlich der Flug nach Conakry aufgerufen wurde und die Hercules Transportmaschine des Typs C-130 J der Royal Navy von der regennassen Rollbahn abhob. Ihre zweite Nacht in einem Flugzeug war bei weitem angenehmer als die erste. Sie war der einzige Passagier an Bord und saß vorne im Cockpit, wo sie mit der Besatzung der Maschine fachsimpelte und die Sterne draußen am Himmel betrachtete. Kurz nach Mitternacht gingen sie in einen steilen Sinkflug über und landeten in Gibraltar, um die Maschine aufzutanken. Hier vor dem berühmten Felsen spürte Amanda zum ersten Mal die Nähe Afrikas, den warmen, trockenen Wind, der von der Sahara herüberwehte. Schließlich machte sich die Hercules auf, Westafrika in einem weiten Bogen zu umfliegen. Als sich Amanda auf eine der engen Ruhekojen der Crew legte, dauerte es nicht lange, bis sie einschlief. Geweckt wurde sie vom Licht der beginnenden Morgendämmerung, das ins Cockpit strömte, als die Maschine sich nach Südosten wandte. Amanda genoss den starken Frühstückstee, während sie zusah, wie die grün und golden schimmernde Spitze von Kap Verde unter der Backtragfläche davon driftete. Eine Stunde später trafen sie in Conakry ein.

UNO-Stützpunkt Conakry, Guinea

8. Mai 2007, 10:25 Uhr Ortszeit

Die Wartungs- und Instandsetzungsbereiche für die Seafighter waren vor dem seeseitigen Ende des Flughafens von Conakry eingerichtet worden. Dieser Marinestützpunkt ohne Piers, Docks und Liegeplätze war für Amanda etwas völlig Neues. Es handelte sich lediglich um einen sanft ansteigenden Strand mit einem Aluminiumbelag, wie er auch dem schweren Pionierbataillon, den sogenannten Seabees, als provisorische Rollbahn diente. Mehr brauchte die kleine Kriegsmaschine nicht, die wie eine riesige Meeresschildkröte auf der Rampe in der Sonne lag, ringsum von Instandhaltungsfahrzeugen umgeben.

Amanda stieg aus dem marinegrauen HumVee-Allroundfahrzeug, das ähnlich wie sein legendärer Vorgänger, der »Jeep«, von allen nur »Hummer« genannt wurde, mit dem sie vom Hauptquartier an den Strand gebracht worden war. Das gleißende Sonnenlicht tanzte auf den Wellen der Flussmündung. Wenn man, so wie Amanda, aus dem mittelatlantischen Frühling kam, erschien einem die Saunahitze und Feuchtigkeit der afrikanischen Goldküste, gelinde gesagt, etwas gewöhnungsbedürftig. Während Amandas Fahrer ihren Seesack und die Tasche aus dem Wagen holte, trat Amanda in den Schatten eines Tanklastzuges, um sich einen ersten Überblick über ihr neues Kommando zu verschaffen.

Das Luftkissen-Patrouillen-Kanonenboot PGAC (Patrol Gunboat, Air Cushioned) war aus dem Luftkissen-Landungsfahrzeug LCAC (Landing Craft, Air Cushioned) weiterentwickelt worden und ursprünglich nur ein schnelles Amphibienfahrzeug von Textron Marine Systems, das die Aufgabe hatte, Landungstruppen des U.S. Marine-Corps samt Ausrüstung möglichst schnell vom Schiff an Land zu befördern. Das Hovercraft-System erwies sich jedoch als so praktisch und effizient, dass man bald daranging, nach neuen Anwendungsmöglichkeiten zu suchen. Die PGAC-Seafighter waren eine davon.

Natürlich hatte man einige Änderungen gegenüber dem ursprünglichen Design vorgenommen. Dazu waren die Rampen und Decksaufbauten des Landungsfahrzeugs durch einen abgeflachten schnittigen

Bootsrumpf ersetzt worden, der nach den Kriterien der Stealth-Technologie hier und dort etwas abgewinkelt war, um dem Feind ein möglichst geringes Radarecho zu liefern.

Das dreißig Meter lange und zwölf Meter breite Hovercraft ruhte auf einer Unterlage aus schwarzem Gummi, die wie ein überdimensionaler Fahrradschlauch aussah, dem die Luft ausgegangen war. Der Vergleich war in gewisser Weise berechtigt – handelte es sich doch um die aufblasbare Schürze, die das Druckluft-Kissen umschloss, auf dem das fahrende Hovercraft ruhte.

Ein Stück weit vom Bug entfernt befand sich das stromlinienförmige Cockpit, während mittschiffs zwei riesige Vorrichtungen für den Luft-einlass zu sehen waren. Achtern erhob sich ein Antennenträger, der sich über die gesamte Breite des Bootes zog wie der Spoiler eines Sportwagens, und in dessen Mitte sich eine runde schwarze Radarantenne befand. Direkt hinter dem Cockpit war ein flossenartiger Mast-aufbau angebracht, an dessen Spitze sich ein mastmontiertes Visiersy-tem (Mast-Mounted-Sight, MMS) befand, das wie der Kopf eines glotzäugigen Roboters wirkte. Unterhalb des MMS hing die amerika-nische Flagge regungslos in der windstillen Luft des tropischen Nachmittags.

Der Seafighter war mit einem hell- und dunkelgrauen Tarnanstrich versehen; vorne am Bug waren jedoch schwarze, gefletschte Haifisch-zähne aufgemalt, die über die volle Breite des Bugs verliefen. Zwei kleine funkeln-de Augen vervollständigten das Bild eines Meeresunge-heuers auf der Jagd. Direkt unterhalb des Cockpits war die taktische Nummer als Kennung und der Name des Fahrzeugs aufgemalt:

PGAC 02

USS *QUEEN OF THE WEST*

Amanda lächelte unwillkürlich. »Hallo, Eure Majestät«, flüsterte sie.

Im Gegensatz zu Amanda hatten sich die Serviceleute, die rund um das Luftkissenboot tätig waren, bereits ihrer Umgebung angepasst. Die Männer arbeiteten mit nacktem Oberkörper, während die Frauen die Ärmel ihrer Hemden abgeschnitten und ihre Arbeitshosen zu Shorts gekürzt hatten. Die sonnengebräunte Haut der Leute glänzte vor Sonnenöl und Schweiß, und ein Eiskasten voller Wasserflaschen

stand im Schatten eines anderen geparkten Fahrzeuges bereit. Auf die Innenseite des offenen Deckels hatte jemand die knappe Aufforderung ›TRINK!‹ geschrieben.

Nach einer Weile kam ein Mann aus einer Luke oben am Cockpit und trat an den Rand des Decks. Es war deutlich zu sehen, dass der goldbraune Farbton seiner Haut nicht von der Sonne stammte. Der stämmig gebaute, muskulöse Mann stammte offensichtlich von den Samoa-Inseln. Auf dem Ärmel seines aufgeknöpften Khakihemds war das Rangabzeichen eines Chief Petty Officer zu erkennen. »He, Commander Lane«, rief er nach unten, »wir haben die Ladung verstaut! Scrounger hat gesagt, dass wir auch eine volle Ladung Treibstoff und Wasser an Bord haben. Warum können wir noch nicht auslaufen?«

Der Mann, den der Samoaner angesprochen hatte, war gerade dabei, die Schürze des Bootes zu begutachten. Er war jünger und schlanker gebaut und sein Haar und Bart waren von der Sonne gebleicht. Nur das mit Ölflecken übersäte Eichenlaub auf seiner Baseballkappe wies ihn als Offizier aus.

»Wir warten noch auf einen Passagier, Chief!«, rief er zurück, während er sich erhob. »Laut Hauptquartier sollen wir den neuen TACBOSS zum Floater mitnehmen.«

Commander Lane. Das musste Lieutenant Commander Jeffery Lane sein. Amanda nickte stumm. Das war also der Kommandeur der Sea-fighter-Squadron. Sie hatte nicht gewusst, was sie erwartete – und sie war keineswegs enttäuscht.

»Der neue TACBOSS?«, mischte sich eine andere Stimme in das Gespräch ein, worauf eine weitere Gestalt aus einer Luke an der Seite des Seafighters kam. »Herrje, Steamer, warum hast du mir das nicht früher gesagt?«

Amanda musterte die schlanke, langbeinige junge Frau mit dem kurzen honigblonden Pferdeschwanz im Nacken. Dem Aussehen nach hätte sie eher zu einer Cheerleader-Gruppe gehören können als zur Besatzung eines Schiffs der U.S. Navy. Die Insignien eines Lieutenant Junior Grade, die sie auf dem Kragen trug, bewiesen jedoch, dass sie zu Recht hier war. Amanda konnte sich ein staunendes Lächeln nicht

verkneifen. War sie vor vierzehn Jahren tatsächlich auch so jung gewesen?

Der Kommandant des Hovercraft lächelte und blickte zu der jungen Frau auf. »Vor allem deshalb, weil ich es selbst erst vor fünf Minuten erfahren habe. Außerdem, was kümmert's uns schon? Die *Queen* ist ohnehin startklar. Soll er ruhig kommen.«

»Ich hätte mich ganz gern umgezogen. Irgendwer hätte mir schon eine anständige Khakiuniform geborgt.«

Wie die anderen weiblichen Crew-Mitglieder hatte auch sie ihre Uniform zurechtgestutzt, um es ein wenig bequemer zu haben. Amanda stellte fest, dass sie die Frau beneidete, weil sie sich die nicht ganz vorschriftsmäßige Freiheit gestattete, mit nackten Armen und Beinen herumzulaufen. Ihre eigene ›Sommer‹-Uniform lastete mittlerweile wie eine dicke Pferdedecke auf ihr.

»Es hat doch keinen Sinn, dass wir dem Kerl einen falschen Eindruck vermitteln«, antwortete Lane selbstsicher. »Er wird bestimmt früh genug herausfinden, wie es hier so ist. Mach dir keine Sorgen, Snowy. Er wird schon kapieren, worauf s ankommt.«

Es gab offenbar wirklich einiges, was Amanda rasch würde kapieren müssen. Sie trat aus dem Schatten des Tanklastwagens und ging quer über die Rampe zu der Stelle, wo der Flottilenkommmandeur stand.

»Commander Lane?«

Er erkannte ihren Rang und nahm sogleich Haltung an, während seine Hand zu einem militärischen Gruß hochschnellte. Amanda erwiderete den Gruß und streckte ihm die Hand entgegen.

»Ich bin Amanda Garrett, Ihr neuer Tactical-Action-Group-Commander.«

Im spärlichen Schatten des Luftkissenbootes ging auch der Rest der Begrüßung über die Bühne.

»Commander Garrett, das hier ist Lieutenant JG Jillian Banks, Erster Offizier der *Queen* und meine Kopilotin.«

Amanda schüttelte der etwas verlegenen jungen Frau die Hand. »Snowy Banks?«, fragte sie lächelnd. »Ich habe solche Spitznamen bisher nur bei den Fliegern gehört.«

»Wir sind eben etwas ganz Neues, Commander«, antwortete Snowy

mit einem schüchternen Lächeln. »Keiner weiß so recht, ob ein Hovercraft ein Lastwagen ist, der auf dem Wasser fahren kann, ein Boot, mit dem man auch auf dem Land navigieren kann, oder ein Flugzeug, das ziemlich niedrig fliegt.«

»Ich hab selbst einen Spitznamen, Ma'am«, warf Lane ein.

»Ich hab's gehört«, sagte Amanda und nickte. »Steamer Lane. Der Name eines großartigen Strandes zum Surfen, aber das Wasser ist ziemlich kalt da oben bei San Francisco.«

»Und das hier ist Ben Tehoa, unser CPO.«

»Der Chief Petty Officer des Bootes und der Squadron?«, fragte Amanda, während sie ihm die Hand schüttelte.

»Jawohl, Ma'am«, antwortete der Chief und erwiderte ihren Blick mit ruhiger Selbstsicherheit. »Sie übernehmen ein wirklich gutes Team, Commander. Eines der besten, das versichere ich Ihnen.«

Amanda war durchaus geneigt, den Worten des stämmigen Mannes Glauben zu schenken. Sie spürte förmlich die Erfahrung, die er in vielen Einsätzen gesammelt hatte. Chief Petty Officer Ben Tehoa war echtes Urgestein, Seemann durch und durch, und er würde ihre Erwartungen bestimmt erfüllen. Möglicherweise könnte sie selbst sogar Mühe haben, seinen hohen Erwartungen zu entsprechen.

»Es freut mich, hier bei Ihnen zu sein«, fuhr sie fort und musterte die drei Crew-Mitglieder, die ihrerseits den neuen Kommandeur neugierig betrachteten. »Natürlich hätte ich Sie lieber unter etwas anderen Umständen kennen gelernt. Ich weiß, dass Captain Emberly mir ein gut vorbereitetes Team hinterlassen hat, und ich werde versuchen, auf seiner Basis weiterzuarbeiten. Ich fürchte nur, dass ich von Luftkissenbooten sehr wenig verstehе – und das gilt leider auch für dieses hier.«

Sie zeigte mit einer Kopfbewegung auf das Fahrzeug, das sich neben ihnen auftürmte. »Commander Lane, Miss Banks, Chief, ich muss mich möglichst schnell darüber informieren, was diese Fahrzeuge und diese Flottille leisten können. Betrachten Sie mich also als Ihre neue Schülerin am ersten Schultag.«

Lane, seine Erste Offizierin und der Chief tauschten kurze Blicke aus. Amanda hatte dieses Phänomen schon öfter beobachtet. Binnen

weniger Sekunden lief eine kurze, wortlose Besprechung ab. Meinungen wurden ausgetauscht, Möglichkeiten diskutiert und Schlussfolgerungen gezogen. So etwas war nur in einem Team möglich, dessen Mitglieder so gut aufeinander abgestimmt waren, dass sie nicht bloß zusammenarbeiteten, sondern auch als Einheit zu denken gewohnt waren.

Die Schlussfolgerung fiel offensichtlich positiv aus. Möglicherweise gefiel ihnen der Gedanke, dass sich ein ranghöherer Offizier einmal nicht von vornherein als allwissend betrachtete. Ein breites Lächeln erschien auf Lanes Lippen. »Kein Problem, Ma'am. Sie werden sehen, das Ganze ist gar keine Hexerei. Willkommen an Bord.«

»Danke, Commander. Wie wär's, wenn Sie mich auf eine kleine Rundfahrt mitnehmen?«

»Wird gemacht, Ma'am.«

Er nahm ein zerlumptes Khakihemd von der Ladeklappe eines geparkten Hummer. »He, Slim, bringen Sie Captain Garrets Sachen an Bord der *Queen* Ferguson! Packen Sie Ihr Werkzeug zusammen – wir laufen aus! Snowy, geh gleich mal die Checkliste zum Auslaufen durch.«

»Sind alle drei Boote der Squadron nach Kanonenbooten aus dem Bürgerkrieg benannt?«, fragte Amanda.

»Ja, Ma'am. Das hier ist die *Queen*, die anderen heißen *Carondelet* und *Manassas*. Es gibt auch noch die *Benton*, aber das ist das Testboot zu Hause in Camp Pendleton.«

Als sie neben dem Luftkissenboot nach achtern gingen, hörte Amanda, dass hinter ihr geflüstert wurde.

»Du lieber Himmel, Chief! Wissen Sie, wer das ist?«

»Ich hab das Titelbild auf dem Time Magazine auch gesehen, Miss Banks...«

Amanda verkniff sich ein Lächeln und konzentrierte sich wieder auf Lanes Worte.

»Okay, Ma'am, ein Hovercraft ist im Grunde nichts anderes als eine riesige Luftpumpe. Das Hubgebläse sorgt dafür, dass Luft in die Druckkammer unter dem Boot geblasen wird. Es entsteht ein Luftkissen, welches das Boot hochhebt, während die Luft unter der Schürze

ins Freie drängt. Auf dieser dünnen Luftschicht schwebt das Hovercraft reibungsfrei dahin.«

Amanda nickte kurz. »Verstehe. Ich hatte einmal einen Einsatz in Schweden, wo wir uns ihre Stealth-Schnellboote der *Smyge*-Klasse ansahen. Das sind auch Luftkissenboote, nicht wahr?«

»Ein naher Verwandter, könnte man sagen. Die *Smyge's* sind so genannte SES, Surface-Effects-Ships, also Hovercrafts mit festen Seitenwänden. Dadurch sind sie reine Wasserfahrzeuge, während die *Queen* ein richtiges Luftkissenfahrzeug ist. Wie die ursprünglichen Luftkissen-Landungsboote ist auch sie ein echtes Amphibienfahrzeug.«

Lane trat mit dem Fuß gegen die schwere Gummischürze, auf der das Luftkissenboot ruhte. »Mit diesen elastischen Seitenwänden können wir sogar Hindernisse überwinden. Wir können auf fast siebzig Prozent aller Strände dieser Welt auffahren und alle Arten von Gelände überwinden, solange es einigermaßen flach ist, zum Beispiel Sumpfe, Sand, Eis oder auch Straßen. Sie können mir glauben, ich bin mit der *Queen* zu Testzwecken fast zehn Kilometer landeinwärts unterwegs gewesen, und sie hat alles souverän bewältigt.«

»Ist diese weiche Schürze nicht eine gewisse Schwachstelle? Ich habe gehört, dass sie in Vietnam in dieser Hinsicht Probleme hatten, als sie es mit Luftkissenbooten versuchten.«

Lane schüttelte den Kopf. »Die alten PACV hatten fingerförmige Segmente aus Nylon, die sehr anfällig für Gefechtsschäden waren. Wir hier verwenden Kevlar, das mit Gummi imprägniert ist. Wenn wir uns auf dem Luftkissen bewegen, prallen Gewehrkugeln ab. Gleicher gilt auch für viele Arten von Panzerabwehrgranaten.«

Sie umrundeten das Heck der *Queen*. Hier befanden sich die beiden riesigen fünfblättrigen Schubpropeller in einer ringförmigen Ummantelung, und dahinter jeweils zwei aerodynamische Ruderblätter. Dazwischen lag eine breite Rampe, die in das dunkle Innere des Fahrzeuges führte.

Amanda runzelte nachdenklich die Stirn. »Diese Boote sollen angeblich über einen reduzierten Radarquerschnitt verfügen. Stimmt das?«

»Jawohl, Ma'am. Wir sind gut getarnt – zum mindesten passiv. Die ein-

zigen Bereiche der Decksaufbauten mit viel Metall sind der obere Bereich der Druckkammer und die Antriebsplattform – wir nennen sie das ›Floß‹. Der Rest der Aufbauten besteht vorwiegend aus Verbundmaterialien, die Radarstrahlen kaum reflektieren. Der Rumpf und alle metallischen Strukturelemente sind mit einer Stealth-Beschichtung versehen, und auf die Triebwerke, Hubgebläse und Waffenschächte wurden mit radarabsorbierenden Schäumen beschichtete Platten montiert.«

»Was ist mit diesen großen Luftschauben, die über der Wasseroberfläche liegen? Reflektiert nicht gerade eine rotierende Luftschaube die Radarstrahlung besonders gut?« Das wusste sie von Arkady, wie ihr in diesem Augenblick einfiel. Sie schüttelte den Kopf, um diesen Gedanken an ihr Privatleben rasch beiseite zu schieben.

Lane zuckte die Schultern. »Keine Sorge. Unsere Schubpropeller sind aus demselben thermoplastischen Material, wie es für die Propeller der C-130-Transporter verwendet wird. Sie sind zu neun Zehntel radardurchlässig. Allzu viel wird man von uns nicht erkennen, nehme ich an.«

Lane brachte sie die Heckrampe hinauf, die direkt in den vier Meter breiten Hauptraum führte, an dessen hinterem Ende sich ein Schlauchboot auf einer Startsschiene befand, welche die Rampe nach unten entlanglief. Amanda fiel der starke Außenbordmotor sowie die Lafette für ein Maschinengewehr am Bug auf.

Der Führer schlug mit der Hand gegen das aufgeblasene Boot, als er daran vorüberging. »Das ist unser Acht-Mann-Schlauchboot. Es ist eine etwas verkleinerte Ausgabe des großen, acht Meter langen Schlauchbootes, das die Marines und die SEALS verwenden. Für Landungsoperationen ist es wirklich sehr gut geeignet.«

Lane streckte die Hand nach oben und klopfte gegen etwas, was sich über ihnen im Dunkeln befand. Als Amandas Augen sich daran gewöhnt hatten, mit dem wenigen Licht auszukommen, sah sie ein langes sargartiges Gebilde in der linken oberen Ecke. Vier kreisrunde Platten befanden sich an der Rückseite des rechteckigen Behälters, und daneben jeweils hydraulische Hebevorrichtungen.

»Unsere schweren Waffen«, fuhr er fort. »Eine Lenkwaffenzelle für

vier Geschosse. Harpoons für den Antischiff-Einsatz oder SeaSLAM für Landziele. Die Abschussrohre feuern nach vorn über den Bug hinweg.«

Amanda war beeindruckt. »Sie haben eine SeaSLAM-Kontrollstation an Bord?«

»Jawohl, Ma'am. Ein Stück weiter vorne. Ich zeige sie Ihnen gleich.«

»Welche Waffen führen Sie gewöhnlich?«

»Zwei von jeder Sorte. Wenn wir für die Jagd auf ein Schiff bestückt sind, haben wir allerdings noch eine zweite Lenkwaffenzelle an Bord, sodass wir insgesamt über acht schwere Lenkwaffen verfügen. Derzeit haben wir unsere Steuerbord-Abschussrohre nicht dabei, damit Platz für eine Entermannschaft bleibt.«

Entlang des Steuerbord-Schotts waren Bänke aus Aluminiumrohr angebracht. Amanda war froh, dass sie nicht auf diesen äußerst spartanischen Bänken würde sitzen müssen.

Vor den Lenkwaffenzellen befanden sich die seitlichen Luken, an denen ebenfalls Waffen angebracht waren. Der Hauptraum verjüngte sich nach vorne und verließ dann weiter bis zum Bug. Eine Aluminiumleiter führte zu einer Luke in der Decke, während man über einen zweiten Niedergang ins Cockpit gelangte.

»Der Zugang zum Cockpit und zum Deck«, erklärte Lane. »Weiter vorne an Backbord und Steuerbord sind unsere Waffenstationen. Davor haben wir die Messe und die Kombüse – das heißt, falls man einen Mikrowellenherd und einen Kaffeeautomaten als Kombüse bezeichnen kann. An Backbord gibt's eine Chemietoilette und einen Raum mit vier Schlafkojen. Wir haben natürlich unsere Quartiere auf Floater 1, aber die Kojen hier an Bord sind während einer langen Patrouille oft sehr praktisch.«

Der Hovercraft-Kommandant zeigte mit der Hand auf den Bereich jenseits der Cockpit-Leiter. »Ganz vorne, direkt unter dem Cockpit, sehen Sie die Konsolen der beiden Hauptfeuerleitstationen. Mit jeder von ihnen lassen sich alle Arten von Waffen steuern, die wir an Bord haben.«

»Wie stark ist die Besatzung im Normalfall?«, fragte Amanda.

»Wir sind zu neunt. Pilot und Kopilot, zwei Bordschützen, vier Ingenieure und der Chief.«

Amanda runzelte nachdenklich die Stirn. »Das ist nicht viel für ein Boot mit einer so komplexen Ausrüstung.«

»Oh, das ist nur die Crew an Bord. Wir haben außerdem ein vierundzwanzigköpfiges Wartungs- und Instandsetzungsteam für jedes Boot. So etwas wie das Bodenpersonal eines Flugzeugs. Die meisten unserer Serviceleute befinden sich auf dem Offshore-Stützpunkt, aber wie Sie gesehen haben, ist auch ein kleines Team hier stationiert.«

»Verstehe. Könnten wir uns mal die Maschinen ansehen?«

»Hier entlang, Captain.«

Die beiden Maschinenräume verliefen zu beiden Seiten des Hauptraumes. Lane öffnete die schallisolierte Thermoplasttür auf der Backbordseite. Was Amanda bisher vom Innenraum des Seafighters gesehen hatte, war schon ziemlich eng gewesen – doch hier im Maschinenraum konnte einen schon Klaustrophobie befallen. Der winzige Raum war vollgestopft mit Leitungen, einem Gebläse und zwei riesigen Mantelstromtriebwerken, die unmittelbar hintereinander eingebaut waren. Die Haupttriebwerke hatte man im Augenblick abgeschaltet, dafür war das Brummen eines Hilfsdiesels zu hören. Es roch penetrant nach Kerosin, Ozon und einer ganzen Palette von Schmiermitteln.

Eine brünette junge Frau machte sich am Lufteinlass zu schaffen. Außer den abgeschnittenen Arbeitshosen, die man an Bord der *Queen* als Uniform verwendete, trug sie ›Micky-Maus-Ohrenschützer‹ um den Hals, wie Amanda sie schon auf dem Flugdeck von Flugzeugträgern gesehen hatte. Die junge Technikerin nahm in dem engen Arbeitsbereich Haltung an.

»Okay, Scrounger«, sagte Lane, »das ist Captain Garrett, unser neuer TACBOSS. Captain, das ist unsere Gasturbinentechnikerin, Tech First Class Sandra Caitlin, der ranghöchste Ingenieur an Bord. Wir hier nennen sie ›Scrounger‹. Schnorrer deswegen, weil sie unsere Spezialistin ist, wenn es gilt, irgendetwas... äh, zu beschaffen.«

Amanda streckte der Frau die Hand entgegen. »Freut mich, Sie kennen zu lernen, Miss Caitlin. Ich bin beeindruckt. Normalerweise sind die Spezialisten auf diesem Gebiet mindestens CPOS.«

»Ich bringe auch einiges zustande, Commander«, warf Chief Tehoa von der Türe aus ein. »Es ist nur so, dass unser Scrounger eine wahre Meisterin ist.«

Die dunklen Augen der Turbinentechnikerin funkelten pfiffig, während sie über Tehoas Lob lächelte. »Na ja, ich habe ganz gute Kontakte, Ma'am.«

Amanda nickte mit nüchterner Miene. »Ich werd's mir merken, Miss Caitlin. Wie wär's, wenn Sie mir mal kurz Ihr Reich zeigen würden?«

»Klar, Ma'am. Aber geben Sie gut Acht, wir haben hier drin nicht allzu viel Platz.«

»Gehen Sie nur voraus.«

Die Ingenieurin führte Amanda durch den engen Durchgang an der Innenbordseite der Maschinen, ›Nicht allzu viel Platz‹ war eine glatte Untertreibung. Auch für einen schlanken Menschen war kaum genügend Raum vorhanden, sodass Tehoa und Lane an vielen Stellen gezwungen waren, sich seitlich durchzuzwängen.

»Eines sollten Sie jedenfalls nicht vergessen, Ma'am: Wenn Sie hier hereinkommen und die Maschinen laufen, müssen Sie entweder Ihren Kopfhörer oder solche Ohrschützer tragen. Ist man auch nur für kurze Zeit dem Maschinenlärm ausgesetzt, reicht das, um einen Gehörschaden davonzutragen.«

»Werd's mir merken«, sagte Amanda und nickte. »Dann wollen wir mal weitersehen.«

»Okay. Die Antriebsmodule auf diesen Luftkissen-Kanonenbooten sind fast dieselben, wie man sie auch auf den Standard-Landungsbooten verwendet. Wir haben vier Avco-Lycoming-TF-40-Gasturbinen, zwei in jedem Maschinenraum. Es handelt sich um die verbesserten G-Modelle, die fast 4000 PS pro Stück auf die Wellen bringen. Der vordere Antrieb in jedem Modul treibt je zwei Hubschrauben von über anderthalb Metern Durchmesser an, damit immer Luft in die Druckkammer kommt. Das achterliche Triebwerk gibt seine Leistung auf die Luftschaube ab.«

»Ich weiß, dass ein Standard-Landungsboot bei günstigen See-gangsbedingungen fünfzig Knoten erreicht«, warf Amanda interessiert ein. »Schaffen wir mehr?«

»Und ob, Commander. Unser Boot ist stromlinienförmig und im Verhältnis Länge zu Breite etwas schmäler.

Dazu kommen unsere stärkeren Triebwerke und die fünf-blättrigen Propeller, sodass wir leicht auf 65 Knoten kommen.«

»Das ist ein Durchschnittswert in unserer Squadron«, warf Lane ein, der zu Amanda aufschloss. »Aus irgendwelchen Gründen, die nur unser Scrounge kennt, scheint die *Queen* imstande zu sein, immer noch ein paar Extra-Knoten drauflegen zu können.«

Die junge Frau zuckte die Schultern und fügte mit einem listigen Lächeln hinzu: »Talentsache, Skipper.«

Amanda fuhr mit einem Finger über eine Dichtung im Turbinengehäuse, um festzustellen, ob etwa Öl ausgetreten war, was jedoch nicht der Fall war. »Wie sieht es mit dem Treibstoffverbrauch aus?«

»Ich muss zugeben, die *Queen* verschlingt Sprit in rauen Mengen«, antwortete Lane. »Ungefähr 800 Gallonen pro Stunde, wenn wir mit Höchstfahrt laufen – aber in dieser Stunde kommt man ein schönes Stück weiter. Nachdem wir aber kaum Fracht an Bord haben, können wir jederzeit große Mengen Treibstoff an Bord nehmen. Mit einem vollen Tank haben wir einen Operationsradius von 1200 Kilometern. Wenn das nicht ausreicht, nehmen wir einen Zusatztank an Bord.«

Amanda nickte nur und ordnete die Information in das Gesamtbild ein, das sie sich von dem Luftkissenboot machte. »Was ist, wenn es nötig ist, dass wir uns länger irgendwo vor Ort aufhalten?«

»Dafür haben wir einen sogenannten Schleichmodus, Ma'am«, warf Sandra Caitlin ein. »Wenn wir nicht auf dem Luftkissen schweben, können wir zwei elektrische Antriebsgondeln unter die Schürze absenken. Das sind 150-PS-Elektromotoren, die ihre Energie von unseren Hilfsdieseln beziehen. Damit schaffen wir zwar nicht mehr als fünf Knoten, dafür kann man aber auf diese Weise mit ein paar Gallonen Diesel fast endlos durch die Gegend tuckern. Außerdem sind sie fast geräuschlos. Wenn wir auf dem Luftkissen daherkommen, hört man uns schon aus zwanzig Kilometern Entfernung. Gleiten wir mit dem Elektroantrieb dahin, bemerkt man uns erst, wenn man uns direkt vor der Nase hat.«

Zwischen den beiden Mantelstromtriebwerken befand sich ein wei-

terer kleiner Arbeitsbereich sowie ein Niedergang, der zu einer Luke in der Decke führte. Über der Leiter war ein Stück Segeltuch befestigt, an dem in mehreren Taschen und Schlaufen verschiedene Werkzeuge hingen.

»War das Ihre Idee?«, fragte Amanda.

»Ja, Ma'am«, antwortete die Ingenieurin nicht ohne Stolz. »Dadurch habe ich die Sachen immer griffbereit, und sie liegen mir doch nicht im Weg herum.«

»Nehmen Sie das sofort runter«, sagte Amanda knapp, »und verstauen Sie das Werkzeug ordnungsgemäß.«

Einen Moment lang herrschte betretene Stille, ehe Amanda weitersprach und ihrem knappen Befehl die Schärfe nahm. »Ich gebe ja zu, dass das recht praktisch ist, Miss Caitlin, aber wir operieren jetzt in einer Gefechtszone. Wenn es zu einem Brand an Bord kommt oder wir sinken, dann möchte ich nicht, dass sich irgendetwas zwischen Ihnen und dieser Luke da oben befindet. Verstanden?«

Die Turbinentechnikerin nickte rasch. »Verstanden, Ma'am. Wird gleich erledigt.«

Als Nächstes wandten sie sich den Waffenstationen des Luftkissenfahrzeugs zu. Sie gingen hinauf an Deck, wobei Commander Lane unterwegs einen Kommandokopfhörer mitnahm.

Das breite Oberdeck des Bootes war von keiner Reling umgeben, dafür aber mit einem gleitsicheren Belag versehen, um ein gewisses Maß an Sicherheit zu gewährleisten. Neben dem riesigen Hubgebläse waren auch die Auspuffkanäle und der Lufteinlass ins Deck eingebaut; Letzterer war mit einer gitterförmigen Einlage versehen, um die angesaugte Luft von Wasser und Festkörpern freizuhalten. Gleich achtern des Cockpits lagen nebeneinander zwei große Luken.

»Okay, Snowy«, sprach Lane in sein Mikrofon. »Fahr mal das Backbord-Waffenmodul aus.«

Die entsprechende Luke öffnete sich und zwei schlanke Kanonenrohre tauchten mit einem leisen Zischen der Hydraulik auf. Die H-förmige Waffe hob sich bis zum Deck empor, und die Maschinenkanonen gingen aus der Vertikalen in die Horizontale, bis sie mit einem scharfen Klicken einrasteten. Amanda bemerkte die Flugkörper-

Startschiene auf jedem Lauf und die Sensor- und Zieleinrichtung zwischen den beiden Rohren.

»Wir haben zwei von diesen Waffen«, teilte Lane ihr mit. »Es ist eine leicht abgeänderte Variante des Boeing-Avenger-Flugabwehr-Systems – nur dass wir unter den Startschienen statt des Maschinen-gewehrs Kaliber .50 zwei 30-mm-Kanonen mit Munition haben, die auf Zerfallgliederketten gegurtet ist. Dabei handelt es sich um die gleichen Hughes-Waffen des Typs M230, mit denen auch die Kampfhubschrauber des Typs Apache ausgerüstet werden. Wir setzen sie gegen Überwasserschiffe und Flugzeuge gleichermaßen ein. Für die haben wir einen Munition s vorrat von 3000 Schuss, der unten in der Waffenstation verstaut ist. Jede der beiden Stationen deckt einen Win-kel von 160 Grad ab.«

Amanda trat einen Schritt vor und blickte in den zylindrischen Schacht hinunter, aus dem die Waffe aufgetaucht war; an den Seiten waren in entsprechenden Öffnungen die Munitionsvorräte unterge-bracht.

»Neben den Viererbehältern mit Stinger-Luftabwehrwaffen, wie sie die Avenger verwenden, können unsere Abschusssysteme auch für Behälter zu je sieben Hydra-Raketen und für lasergesteuerte Hellfire-Panzerabwehr-Flugkörper eingesetzt werden.«

»Wie sieht es mit der Zielvorrichtung und dem Feuerleitsystem aus?«

»Da haben wir mehrere Möglichkeiten: Radar, restlicht - verstärkende Videokameras und ein Wärmebildsystem.«

Amanda stieß einen leisen Pfiff der Anerkennung aus. »Beeindruckend.«

»Für unsere Verdrängung sind wir sicher das schwerst-bewaffnete Kriegsschiff weit und breit«, stellte Lane mit einem Stolz fest. »Snowy, fahr die Station wieder ein.«

Die Kanonen richteten sich auf, und die Waffenstation verschwand wieder in ihrem Schacht.

»Was für Waffen haben Sie sonst noch an Bord?«, fragte Amanda nachdenklich.

»Wir haben in der Cockpit-Luke eine Lafette für zwei Maschinengewehre Kaliber .50 oder einen Mark-19-Granatwerfer.«

Sie nickte langsam, doch ihre Gedanken eilten bereits einen Schritt weiter. »Könnten wir, wenn es sein muss, auch mit offenen Seiten- und Heckluken laufen?«

Lane und Chief Tehoa blickten einander fragend an. »Bei normalem Seegang wäre das kein Problem«, antwortete Lane. »Es würde zwar einen Riesenlärm machen und wir bekämen etwas Wasser in den Innenraum, aber Probleme würde es kaum geben.«

»Gut.« Sie wandte sich dem CPO zu. »Chief, ich habe einen Auftrag für Sie. Ich will, dass jedes Boot mit Drehbettungen an den Seiten- und Heckluken ausgerüstet wird -und zwar für Maschinengewehre Kaliber .50 und Granatwerfer. Diese Pintle-Mounts sollen so angebracht werden, dass sie rasch entfernt werden können, wenn wir etwas laden oder entladen müssen. Wir brauchen außerdem einen Munitionsbunker und eine Sprechfunkverbindung für die Schützen. Können Sie das erledigen?«

Ben Tehoa nickte, ohne lange zu überlegen. »Möchten Sie Zwillingsslafetten für die MGs, Ma'am?«

»Ja, wenn genug Platz dafür da ist. Ich will eine möglichst starke Bewaffnung haben. Oh, da fällt mir ein, wir brauchen auch Sicherheitsgurte mit Schnellverschlüssen für die Schützen, damit sie sich auf den Beinen halten können, wenn wir manövriren.«

Sie lächelte ihren beiden Untergebenen zu, die Hände in die Hüften gestemmt. »Gentlemen, wir werden vielleicht das schwerstbewaffnete Wasserfahrzeug der Navy sein. Aber ich weiß aus der Geschichte, dass es durchaus üblich ist, Kanonenboote mit zusätzlichen Waffen zu bestücken. Es stellt sich eben oft im Nachhinein heraus, dass man doch ein bisschen mehr Feuerkraft braucht, als man zunächst zugestehen wollte. Deshalb sorgen wir lieber gleich vor.«

Steamer Lane und Chief Tehoa tauschten erneut vielsagende Blicke aus. Der Gedanke schien ihnen durchaus zu gefallen. »Wie Sie wünschen, Ma'am«, antwortete der Kommandant des Hovercraft schließlich. »Aber woher sollen wir die Bedienungen nehmen? Dafür sind keine Leute in der Mannschaftsrolle vorgesehen.“

»Darüber reden wir später. Aber ich habe Sie jetzt lange genug aufgehalten, Commander. Zeit zum Aufbrechen, würde ich sagen.«

Sie stiegen durch die runde Luke in das Cockpit hinunter. Die Wartungsfahrzeuge entfernten sich bereits, und Snowy Banks saß schon auf dem Platz des Piloten und ging die Checkliste durch, wie sie auch auf Flugzeugen verwendet wird. Der gesamte Cockpit-Bereich erinnerte tatsächlich an das Cockpit eines großen Militärtransportflugzeuges. Die Plätze von Pilot und Kopilot befanden sich hinter einer breiten V-förmigen Cockpitscheibe und vor den Konsolen mit den Anzeigen für Systemstatus und Navigationsdaten.

Zwischen den Plätzen für Pilot und Kopilot befand sich die komplexe Steuerstation. In der Mitte sah Amanda ein konventionelles Steuerrad, das – so vermutete sie – zur Steuerung bei Schleichfahrt diente. Diese Steuerung funktionierte allem Anschein nach unabhängig von den beiden halbkreisförmigen Steuerhörnern der Ruder an den Seitenleitwerken. Da war jedoch auch noch ein schwerer Steuerknüppel direkt unter dem Steuerrad, dessen Zweck sie sich nicht erklären konnte.

Hinter den Pilotensitzen hatte man zwei Klappsitze und den Sitz des Bordschützen installiert; Letzterer war jedoch im Moment nach oben geklappt, um zusätzlichen Platz zu schaffen.

Lane nahm auf dem linken Pilotensitz Platz, während Amanda sich auf dem Platz dahinter niederließ. Gleich neben ihr befand sich ein kleiner Kartentisch und mehrere Monitore. Ein mit Knöpfen und Tasten übersäter Joystick ließ darauf schließen, dass von dieser Station aus auch verschiedene Waffen bedient werden konnten. Amanda verhinderte bewusst, probeweise irgendwelche Knöpfe zu drücken, bis sie sich etwas besser mit der neuen Umgebung vertraut gemacht hatte.

Chief Tehoa schloss die Luke in der Decke und ging nach achtern, um das Cockpit über die Leiter zu verlassen. Der stämmige Mann bewegte sich mit einer nahezu traum-wandlerischen Sicherheit in der Enge des Cockpits, wie Amanda nicht ohne Bewunderung feststellte.

»Klar zum Auslaufen?«, fragte Lane und stöpselte seinen Kommandokopfhörer in die Bordspreechanlage ein.

»Start-Checkliste durchgegangen. Systeme bereit. Alle Stationen

startklar«, antwortete Snowy Banks. Sie drückte auf eine Taste an der Steuerstation, und eine Reihe von vier Lichtern sprang von Rot auf Gelb um. »Autostartsequenz eingestellt. Alle Triebwerke startklar.«

Der Hovercraft-Commander nickte und drückte auf die Sprechtaste an seinem Steuerhebel. »Alle Stationen bereithalten zum Auslaufen. Snowy, Triebwerke anlaufen lassen.«

Eine weitere Taste wurde gedrückt. Leuchtende Linien erschienen auf dem Display, während achtern ein Dröhnen anhob, das rasch lauter wurde. Eines nach dem anderen sprangen die Lichter von Gelb auf Grün um, während die Gasturbinen laut aufheulend zu vollem Leben erwachten.

»Triebwerke laufen!«

Pilot und Kopilot hoben die linke bzw. die rechte Hand und klatschten einander ab. Die Geste erfolgte mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass sie wie ein logischer Abschluss des Startvorgangs wirkte.

»Blas das Kissen auf.«

Die junge Kopilotin schob die Steuerhebel nach vorn. Ein tieferes Dröhnen mischte sich in die Maschinengeräusche, als das Hubgebläse anlief. Lanes Hand schloss sich um den T-förmigen Handgriff des großen Steuerknüppels.

Amanda dachte daran, dass sie einmal während eines Urlaubs auf den Kanarischen Inseln auf einem Kamel geritten war. Der Ruck, den sie verspürt hatte, als sich das Tier erhob, ähnelte dem Gefühl, das sie in diesem Augenblick empfand, als sich das Luftkissen unter dem Boot aufblähte. Mit einem Schlag befanden sie sich fast zwei Meter über dem Boden, was die etwas beängstigende Frage aufwarf, wie sie nun ihre Position halten könnten.

Lane drückte den Knüppel weiter vor, worauf vom Heck her mehrere explosionsartige Geräusche ertönten. »Das sind die Schubdüsen«, erklärte er mit etwas lauterer Stimme, um sich über dem Dröhnen verständlich zu machen. »Diese Düsen sind oben an der Druckkammer angebracht. Wenn man sie aktiviert, setzen sie einen Hochdruck-Luftstrahl frei, der wie beim Korrekturtriebwerk einer Rakete funktioniert. Dieses System dient zum Manövrieren bei geringer Geschwin-

digkeit. Im Moment halte ich damit unsere Position; wir würden sonst einfach den Strand hinuntergleiten.«

Er drückte den Knüppel nach links. Die *Queen of the West* drehte sich ganz sanft, bis ihr Bug auf das offene Meer gerichtet war. Draußen vor dem Fenster wurde Sand hochgewirbelt, während Lane mit Hilfe der Bug-Schubdüsen geschickt ein Abgleiten des Bootes verhinderte.

»Ich beschäftige mich jetzt seit zwei Jahren mit diesen Dingern, Ma'am«, sagte der Hovercraft-Commander lächelnd, »und ich halte sie immer noch für die schönsten Spielzeuge, die man sich vorstellen kann.«

Amanda konnte ihm nicht widersprechen. »Ich verstehe Sie recht gut, Commander. Aber jetzt wollen wir doch mal sehen, wozu die *Queen* sonst noch in der Lage ist.«

»Wird gemacht, Ma'am.«

Steamer Lane griff zum Steuerhebel. Snowy bediente unterdessen die Steuerung des Blattanstellwinkels und die Leistungshebel.

Eine dritte Stimme mischte sich in den mächtigen Chor des startenden Luftkissenboots – das Dröhnen der Schubpropeller. Das Fahrzeug bewegte sich mit einem Ruck den Strand hinunter und wirbelte Sand und Gischt auf, als es die Brandung erreichte.

Dann glitt die *Queen of the West* über das schlammfarbene Wasser des Tabounou-Deltas, direkt auf die blauen Küstengewässer zu. Die Fischer in ihren Pirogen blickten auf, als das Hovercraft donnernd vorübergliitt, und hoben anerkennend die Hände. Steamer Lane ließ zur Antwort zweimal das Signalhorn des Seafighter erschallen und hielt das Boot auf südwestlichem Kurs parallel zur grünen Küste.

Aus dem Fenster blickend, machte sich Amanda nach und nach mit dem etwas seltsamen Gefühl vertraut, das ihr die Fahrt in dem Luftkissenboot vermittelte. Sie war schon mehrmals mit kleinen schnellen Booten unterwegs gewesen, doch all das ließ sich nicht mit dem Fahrgefühl in diesem Hovercraft vergleichen.

Obwohl die Wellen fast schwindelerregend schnell unter dem Bug des Bootes verschwanden, glitt das Fahrzeug scheinbar mühelos über die Meeresoberfläche hinweg. Das Luftkissenfahrzeug ritt buchstäb-

lich auf den Wellen dahin, anstatt sie zu durchbrechen, sodass nichts von dem Rütteln zu spüren war, das für Wasserfahrzeuge so typisch ist, wenn sie mit hohem Tempo laufen.

»Wann erreichen wir Floater 1, Lieutenant?«, fragte sie.

»Es sind fast 500 Kilometer«, antwortete Lane. »Wir werden also in rund fünf Stunden eintreffen.«

»Fünf Stunden nur?«, erwiderte Amanda staunend, und erhob sich aus ihrem Sitz, um sich zwischen die beiden Pilotenstationen zu knien.

»Wie schnell sind wir denn unterwegs?«

»Mit ungefähr fünfzig Knoten.«

Amanda hob die Augenbrauen. »Fünfzig Knoten? Ich musste meinen alten Zerstörer einmal auf fünfzig Knoten hochjagen, als wir gezwungen waren, einem Torpedo davonzulaufen – und da wurden wir derart durchgerüttelt, dass ich fürchtete, das Schiff würde in seine Einzelteile zerfallen.«

Ihr ›alter Zerstörer‹ Es war das erste Mal, dass sie die *Cunningham* so bezeichnete.

Steamer Lane und Snowy Banks blickten einander mit dem Lächeln von stolzen Eltern an.

»Für uns ist das höchstens flotte Marschfahrt, Ma'am«, warf Snowy ein. »Wir halten das den ganzen Tag durch.«

Lane warf seiner Kopilotin erneut einen kurzen Blick zu, und Amanda spürte, dass in diesem Moment wieder ein kurzes Gespräch ohne Worte zwischen den beiden abließ. Snowy Banks zuckte kurz die Schultern und in ihren braunen Augen war ein verschlagenes Funkeln zu erkennen.

»In Wirklichkeit schaffen wir sogar um einiges mehr, Ma'am«, fügte der Commander der *Queen* in beiläufigem Ton hinzu und griff nach den Leistungshebeln. »Wenn Sie sich bitte angurten wollen, Ma'am, dann führen wir es Ihnen mal kurz vor.«

Amanda folgte der Aufforderung bereitwillig. Einst war sie so wie alle Neuankömmlinge in der Marineakademie von Annapolis mächtig schikaniert worden und wusste seither um die Bedeutung bestimmter Initiationsriten, die es einem erst ermöglichten, ›dazuzugehören‹. Man konnte sich entweder dagegen sträuben, wodurch die Bindung zu den

anderen Gruppenmitgliedern geschwächt wurde, oder es auf sich nehmen und die Bande dadurch noch stärker machen. Amanda schloss den Sicherheitsgurt und bereitete sich auf das bevorstehende Erlebnis vor.

Der digitale Fahrtmesser kletterte rasch hoch: 55... 60... und das Dröhnen der Luftpropeller wurde dementsprechend lauter. Es war, als beginne der ganze Rumpf zu vibrieren. 65... 68... Scrounger Caitlins Extra-Knoten kamen jetzt zum Tragen. Die Wellen vor ihnen verschwammen zu einem blauweißen Mosaik.

»Alle Mann bereitmachen zum Manövrieren«, wandte sich Lane in beiläufigem Ton über die Bordspreechanlage an die Besatzung.

»He, Skipper«, hörte Amanda eine andere Stimme in ihrem Kopfhörer. »Wollen Sie ein wenig Musik dazu?«

»Gute Idee, Danno. Lassen Sie uns irgendwas Flottes hören.«

»Wird gemacht, Sir.«

Plötzlich erschallten ›Surf-Sound‹ aus Kalifornien über die Bordspreechanlage. Offensichtlich hatte jemand einen CD-Player mit dem Bordsystem verbunden. Wie im Einklang mit den Rhythmen der Musik riss Lane das Steuer des Seafighters jäh herum. Die Ruder bissen sich in den Luftstrom am Heck, und das Hovercraft schlug einen Haken nach Backbord. Amanda stieß einen überraschten Laut aus und hielt sich an der Rückenlehne des Pilotensitzes fest. Obwohl sieangeschnallt war befürchtete sie, von den Fliehkräften quer durch das Cockpit geschleudert zu werden.

Mit seinen kräftigen Händen hielt Lane den Steuerhebel unerschütterlich fest, während Snowy Banks mit Hilfe der Leistungshebel und der Schraubensteuerung die dröhnenden Maschinen geschickt einsetzte, um die *Queen of the West* auf dem geringstmöglichen Radius zu halten. Dennoch spürte Amanda, wie das Heck des Bootes auszubrechen begann wie bei einem Rallyefahrzeug in einer eisglatten Kurve. In diesem Augenblick riss Lane das Ruder wieder herum.

Wumm! Amanda prallte gegen den Kartentisch, als der Seafighter die zweite Hälfte der S-Kurve vollführte, während die Küste durch die Geschwindigkeit des Manövers nur noch als undeutliche Linie zu erkennen war.

»Das ist interessant, Commander«, presste sie zwischen den Zähnen hervor. »Beim Steuern eines Luftkissenbootes kommt es wahrscheinlich darauf an, zu wissen, wie exakt man ein Manöver bei unterschiedlichen Geschwindigkeiten durchführen kann.«

»Stimmt, Ma'am«, antwortete Lane über den flotten Rhythmen der Musik im Kopfhörer hinweg. »Eine andere Sache, die Sie wissen müssen, ist, dass wir sehr nahe an die Küste rangehen können. Wirklich sehr nahe.«

Die *Queen* nahm Kurs auf das Festland. Vor ihnen breitete sich ein Sandstrand der guineischen Küste aus. Lane steuerte das Fahrzeug tatsächlich sehr nahe an die Küste heran, mitten in die tosende Brandung hinein.

Sie schwebten nun nicht mehr über den Wellen dahin. Die *Queen* bockte und erbebte, während sie sich einen Weg durch die hohen Wellen bahnte. Die Gischt brach sich explosionsartig an den Cockpitscheiben, doch Steamer Lane hielt das Hovercraft unbeirrt an der Grenze zum schlammigen Küstengewässer, wobei er stets der gewundenen Küstenlinie folgte.

Hier ging es nicht mehr darum, irgendwelche Kunststücke zu vollführen. Das war ein Manöver, das lange geübt worden war. Ohne besonders dazu aufgefordert werden zu müssen, schraubte Snowy Banks ihren Sitz zu seiner vollen Höhe hoch, um die Brandung vor ihnen überblicken zu können. »Klar... klar... klar...«, rief sie aus, sodass Lane sich ganz darauf konzentrieren konnte, den Seafighter durch die Turbulenzen der brechenden Wellen zu manövrieren.

Amanda hatte so etwas noch nie erlebt – ja, sie hatte es nicht einmal für möglich gehalten. Dass sie am ganzen Leib zitterte hatte jedenfalls weniger mit den Vibrationen des Bootes zu tun, als mit dem Adrenalin, das durch ihren Kreislauf gepumpt wurde; sie nahm alles mit fast übernatürlicher Klarheit und Deutlichkeit wahr. Die Rhythmen der Rockmusik in ihrem Kopfhörer gaben ihr das Gefühl, mit dem dahinrasenden Boot zu verschmelzen. Sie gab sich ganz diesem Gefühl hin, so wie sie sich einem Geliebten hingegeben hätte.

Dann war plötzlich die Sandbank unter dem Bug, die vom Strand weg wie der Rücken eines gestrandeten Wals ins Wasser hereinragte –

eine der tödlichen „Phantominseln“ der afrikanischen Goldküste. Es blieb keine Zeit mehr, um auszuweichen. Amanda stieß einen vergeblichen Warnruf aus und hob die Arme in dem gleichfalls vergeblichen Versuch, sich gegen den unvermeidlichen Aufprall zu schützen.

Doch es kam kein Aufprall.

Sie wurden lediglich hochgehoben, als die *Queen* auf die Sandbank auffuhr. Für einen langen Moment waren sie praktisch schwerelos, als das dreißig Meter lange Boot sich in die Luft erhob, ehe es sich wieder auf seine Schürze absenkte. Von irgendwoher im Boot drang ein ausgelassenes »Yeeeeehaaaa!« zu ihnen herein.

Lane steuerte das Boot von der Küste weg und nahm die Motorleistung zurück, sodass sie wieder mit Marschgeschwindigkeit unterwegs waren. »Das alles können wir mit dem Ding machen, Ma’am.«

Amanda entspannte ihre verkrampften Hände und atmete tief durch, um ihren rasenden Herzschlag zu beruhigen. »Sehr interessant, Steamer«, antwortete sie mit betont ruhiger Stimme. »Gönnen wir doch Snowy eine kleine Pause, und Sie zeigen mir, wie die Bedienung genau funktioniert.«

Für Amanda verging der Rest der Reise zu dem mobilen Offshore-Stützpunkt schneller als erwartet. Nach ihrem ersten Ausbildungsabschnitt an den Steuerelementen der *Queen* hatte sie die folgenden Stunden damit verbracht, das gesamte Boot genauestens unter die Lupe zu nehmen. Sie lernte die übrigen Besatzungsmitglieder kennen und machte sich auch mit der Ausrüstung des Bootes vertraut.

Schließlich begann sich die lange Anreise nach Afrika bemerkbar zu machen, und sie ruhte sich auf einer der Kojen aus. Da sie sich noch kaum an das staubsaugerartige Heulen der Maschinen gewöhnt hatte, glaubte sie nicht, dass es ihr möglich sein würde, einzuschlafen. Doch immerhin konnte sie mit halb geschlossenen Augen daliegen und über die Möglichkeiten und Probleme ihres neuen Kommandos nachdenken.

Vielleicht hatte sie sich schneller akklimatisiert, als sie gedacht hatte, vielleicht war auch der Jetlag stärker, als ihr bewusst gewesen war – jedenfalls erwachte sie, als jemand sie an der Schulter berührte.

„Verzeihung, Captain“, sagte Ben Tehoa, über sie gebeugt. »Wir erreichen gleich Floater 1. Der Skipper hat gemeint, Sie würden das Anlegemanöver wahrscheinlich gern im Cockpit mitverfolgen wollen.«

»Danke, Chief«, antwortete Amanda und rieb sich die verschlafenen Augen. »Das möchte ich wirklich. Ich bin gleich bei Ihnen.«

Das Erste, was sich von dem mobilen Offshore-Stützpunkt zeigte, war ein tränenvörmiges Gebilde mit silberner Flosse, das hoch am wolkenlosen Himmel hing. Es handelte sich um den am Boden befestigten Ballon, von dem aus das TACNET-Radarauge tausend Meter über der Meeresoberfläche die Umgebung beobachtete. Schließlich tauchte in der flirrend heißen Luft am Horizont ein niedriges Gebilde auf, das an eine schwimmende Festung in einem arabischen Märchen erinnerte.

In gewisser Weise war es das auch, wenn auch auf einem anderen technologischen Niveau.

Amanda hatte sich mit der Entwicklungsgeschichte dieser mobilen Stützpunkte beschäftigt die zur Zeit des Vietnamkrieges begann. Dort hatte man, um sich besser vor Überfällen der kommunistischen Guerrilla zu schützen, eine Reihe von schwimmenden Operationsbasen, sogenannten ›Seafloats‹, errichtet. Diese Plattformen, die man aus flachen Flussbooten und Pontons herstellte und die auf den Flüssen und vor den Küsten Vietnams verankert wurden, leisteten der Navy gute Dienste. Aus diesem Grund wurden solche Seafloats während des ›Tankerkrieges‹ am persischen Golf in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre erneut eingesetzt. Damals begannen die iranischen Revolutionsgarden mit ihren Angriffen auf Öltanker, die den persischen Golf berührten. Die angrenzenden Staaten baten die USA, sie dabei zu unterstützen, den Seeweg offen zu halten. Doch angesichts des Säbelras-selns der Iraner konnten sich die Regierungen dieser Staaten nicht dazu durchringen, den USA zu erlauben, ihre leichten Marinestreitkräfte von ihrem Territorium aus operieren zu lassen.

Aus diesem Grund war man auf die Idee gekommen, eine schwimmende Plattform in internationalen Gewässern einzurichten, und zwar ein Stück innerhalb der Straße von Hormus. Von dieser Operationsba-

sis aus liefen die verschiedenen Einheiten nachts aus, um ihren letztlich erfolgreichen Krieg gegen die iranischen Boghammer-Boote zu führen – dabei kamen die SEAL-Einheiten der U.S. Navy ebenso zum Einsatz wie die Special-Boat-Squadrons (SBS) und die so genannten ›Black Helicopter‹ der Army.

Angesichts des Truppenabbaus bei der U.S. Navy und der immer weiter sinkenden Anzahl von Stützpunkten, die den amerikanischen Streitkräften im Ausland zur Verfügung standen, griff man nun wieder auf diese Idee zurück. Eine neue Generation dieser ›Städte auf dem Meer‹ wurde entwickelt, wobei man sich derselben Technologie bediente, wie sie auch bei Ölbohrplattformen verwendet wurde. Noch gab es sie nur auf dem Reißbrett, diese künstlichen Inseln, die man leicht zu jedem Krisenherd würde transportieren können. Eine einzige dieser Plattformen ließe sich dann aber schon als Stützpunkt für eine komplette Navy-Task-Force und eine Garnison von Marines verwenden. Selbst für Rollbahnen war gesorgt, die für Jagd- und Transportflugzeuge geeignet waren. Das alles war zwar noch Zukunftsmusik – doch Floater 1 war immerhin ein weiterer Schritt in diese Richtung.

Der Offshore-Stützpunkt bestand aus neun hochseetüchtigen SchwimmPontons, die als Superbarges bezeichnet wurden; jede davon war über 130 Meter lang und 50 Meter breit. Diese Superbarges waren fest miteinander vertäut, sodass sie eine riesige rechteckige Plattform bildeten.

Auf den vier Eckbargen, den ›Bastionen‹ der Festung, hatte man hochgelegene Hubschrauberlandeplätze eingerichtet, von denen ein jeder groß genug war, um mehrere Helikopter oder VTOL (Vertical-Takeoff-and-Landing)-Flugzeuge aufnehmen zu können. Dazwischen hatte man niedrigere Geschütztürme in Stellung gebracht, die der Verteidigung der Plattform dienten. Auf der zentralen Superbarge befand sich ein Gebäude mit Glaswänden, das dem Kontrollturm eines Flughafens ähnelte und neben dem ein dreibeiniger Mast stand, an und auf dem man die unterschiedlichsten Arten von Antennen angebracht hatte.

Dies waren die einzigen festen Einrichtungen auf der Plattform. Der Rest des riesigen Decks wurde von Quartiermodulen, Lastwagenan-

hängern und Containern eingenommen, sodass sich insgesamt ein Flickwerk aus weißen, marinegrauen und tarnfarbenen Bestandteilen ergab.

»Bitte fahren Sie einmal um die Plattform, Steamer. Ich möchte mir erst einen Überblick verschaffen.«

»Aye aye, Ma'am.«

Als sich die Entfernung verringerte, bemerkte Amanda, dass auf der Plattform einige Aktivität herrschte. Ein Patrouillenboot der Cyclone-Klasse und zwei Mehrzweck-Landungsboote des LCU-Baumusters hatten an der Leeseite festgemacht und wirkten vor der mächtigen Plattform wie Spielzeugschiffe. Das kleine Patrouillenboot, das mit seinem schnittigen Äußerem einem Zerstörer im Miniaturformat glich, wurde gerade betankt, während ein Kran Frachtgut von den Welldecks der LCUs hievte. Nach einiger Zeit hob eine von Boeing-Textron hergestellte Eagle-Eye-Aufklärungsdrohne von einem der Hubschrauberlandeplätze ab. Das unbemannte Schwenkrotor-Flugzeug, das etwa die Größe eines Autos hatte, schwebte für einen Augenblick wie eine wachsame Hornisse in der Luft, ehe es in den Horizontalflug überging und in Richtung der grünen Küstenlinie verschwand.

»Wie weit sind wir denn von der Küste entfernt?«, fragte Amanda, während sie nachdenklich der Drohne nachblickte.

»Ungefähr einundzwanzig Kilometer«, antwortete Lane. »Direkt am Rand des Kontinentalsockels.«

Snowy nickte mit nüchterner Miene. »Wenn man bei Nacht nach Nordwesten blickt, sieht man die Lichter von Monrovia. Dieser Platz wurde wegen der Untiefen ausgesucht, aber auch, weil er genau in der Mitte unseres Patrouillengebietes liegt. Aber natürlich sind wir hier auch in Reichweite der bösen Jungs.«

Amanda nickte zustimmend. »Und was ist, wenn General Belewa etwas dagegen hat, dass wir ihm so dicht auf die Pelle rücken?«

»Dann wird es ordentlich krachen«, antwortete Steamer mit grimmiger Miene. »Wir haben acht Mark-96-Over-and-under-mounts in den Geschütztürmen. Darüber hinaus verfügen wir auch noch über RAM-Startgeräte und Stinger-Teams, falls es einen Luftangriff gibt. Für den Fall, dass Belewa irgendwo Antischiff-Raketen auftreibt, gibt's auch

Düppel-Raketen und entsprechende elektronische Gegenmaßnahmen.
Auf jeden Fall würde es ein hartes Gefecht werden.«

Amanda sah, dass der Rumpf der Plattform ebenso mit einer Kevlar-Panzerung versehen war wie die Geschütztürme, und dass die Ränder der Decks zusätzlich mit Sandsäcken geschützt waren. Sollten die Truppen der Westafrikanischen Union einen Versuch starten, die Plattform zu stürmen, so würde es tatsächlich zu einem erbitterten Gefecht kommen. Nein, das hier war keine arabische Märchenburg. Man konnte es eher mit einem Fort vergleichen, das zur Zeit der Eroberung des Wilden Westens tief im Land der Apachen errichtet worden war.

Lane nahm die Motorleistung kontinuierlich zurück, während er die Umrundung der Plattform vollendete. Die mittlere Superbarge auf der Leeseite bzw. dem ›Heck‹ der Plattform war umgebaut worden, um eine gut 60 Meter lange Rampe aufzunehmen, die nicht zu steil war, um die Luftkissenfahrzeuge auf die Plattform hochgleiten zu lassen. Lane steuerte die *Queen* direkt darauf zu, bis sie schließlich mit einem Ruck auf die Rampe auffuhr. In einem meisterhaften Zusammenspiel von Korrekturtriebwerk, Leistungshebel und Ruder manövrierten er und Snowy das Fahrzeug auf die Plattform, wo bereits die Decksmannschaft wartete.

Jenseits des breiten Wendeplatzes am Ende der Rampe befanden sich drei große Hangars, in denen bereits einer der Seafighter untergebracht worden war. »Das ist PG-03«, teilte Lane ihr über die Schulter hinweg mit, »die *Carondelet*. Die *Manassas* ist heute Nachmittag auf Patrouille.«

Zwei Männer der Decksmannschaft halfen Lane dabei, die *Queen* um 180 Grad zu drehen, um sie in die Wartungshalle zu manövrieren. Ablenkplatten schützten Ausrüstung und Personal gleichermaßen gegen die Turbulenzen, die vom Hubgebläse des Seafighter erzeugt wurden.

Die beiden Helfer kreuzten die Arme als Signal, dass das Hovercraft den ihm zugewiesenen Platz erreicht hatte, wo -rauf Lane die Turbinen abstellte. Das Heulen verebbte, und die *Queen* ging mit einem seufzenden Geräusch auf die in sich zusammensinkende Schürze nieder.

»Wir sind zu Hause, Captain.«

»Danke für die Einführung, Steamer«, antwortete Amanda und öffnete den Sicherheitsgurt. »Ich habe jetzt eine Vorstellung davon, womit ich es zu tun habe.« Sie überlegte einen Augenblick und fügte lächelnd hinzu: »Die drei kleinen PCs. Three Little Pigs. Sie gefallen mir, diese drei kleinen Schweiñchen. Sie gefallen mir sogar sehr.«

»Vielleicht werden Sie ja gar nicht mehr auf ein großes Schiff zurückwollen, Ma'am.«

Während die Piloten alle Systeme ordnungsgemäß herunterfuhren und abschalteten, erhob sich Amanda aus ihrem Sitz. Sie ging nach achtern, hielt jedoch nach zwei Schritten inne. »Oh, übrigens, Lieutenant Banks, ich wollte mich noch mit Ihnen unterhalten – über bestimmte Änderungen, die Sie an Ihrer Uniform vorgenommen haben.«

Snowy erstarrte auf ihrem Platz. »Äh... ja, Ma'am?«

»Scheint mir in diesem Klima recht vernünftig zu sein, was Sie da gemacht haben. Ich muss mir ein paar meiner Khakihosen genauso abschneiden.« Sie klopfte der jüngeren Frau freundschaftlich auf die Schulter und verließ das Cockpit über die Leiter.

Ihr Quartier befand sich in einem der Wohncontainer neben den Hovercraft-Hangars. Die rein auf Zweckmäßigkeit ausgerichtete Kabine lag am Ende einer weißen Schuhsschachtel mit Aluminiumwänden, die auf der Plattform fest verankert war. Jede Menge Rohre und Kabel führten aus dem Gebäude über verschiedene Luken ins Innere der Superbarge. Der einzige Luxus, den Amandas Rang mit sich brachte, war der, dass sie diesen Raum für sich allein hatte. Nachdem man ihr Gepäck in das Quartier gebracht hatte, blickte sich Amanda zuerst einmal in ihrer neuen Behausung um. Es gab nicht viel zu sehen. Da waren zwei Stühle und ein Sessel hinter einem Schreibtisch, ein Schrank sowie ein einfaches Feldbett, dessen dünne Matratze am Kopfende zusammengerollt lag. Es gab zwei kleine Fenster links und rechts der Eingangstür sowie eine weitere Tür, die in den winzigen Raum mit Toilette und Dusche führte. Mehr war nicht zu sehen.

Die nackten Wände – das Wort »Schott«, wie es für Schiffswände gebräuchlich war, erschien ihr in diesem Zusammenhang nicht ganz

passend – waren von einem schmutzigen Weiß, während der Fußboden von einem bereits arg strapazierten grauen Linoleumboden bedeckt war. Alle Einrichtungsgegenstände waren von jahrelangem Gebrauch gezeichnet.

Die Temperatur im Raum erinnerte an eine Sauna. Amanda entdeckte die kleine Klimaanlage in einem der Fenster. Mit einiger Skepsis trat sie ans Fenster und drückte auf den Knopf. Zu ihrer Erleichterung strömte nach einigen Augenblicken tatsächlich ein Schwall kühler und relativ trockener Luft aus dem Gerät hervor, wenn sie auch mit einem penetranten Dröhnen erkauft werden musste.

Amanda ließ sich in den Sessel am Schreibtisch sinken und genoss die kühle Luft, während der Schweiß auf ihrer Stirn allmählich zu verdunsten begann. Ihr erster Eindruck von der PG-Flottille war durchaus zufriedenstellend. Gewiss, sie waren ein recht unkonventionelles Team – aber auf eine Art und Weise, die auf eine gewisse Flexibilität und Anpassungsfähigkeit schließen ließ. Das waren Leute, die keine festgeschriebenen Vorschriften brauchten, um Disziplin einzuhalten. Diese Eigenschaft würde ihr vielleicht noch von Nutzen sein – vorausgesetzt, sie selbst würde sich genauso gut an die Umgebung anpassen können wie ihre Untergebenen. Sie hoffte inständig, dass alles andere an ihrem neuen Einsatzort ebenso vielversprechend sein würde wie dieses Team.

Amanda seufzte und beugte sich vor, die Ellbogen auf den Schreibtisch gestützt. Die achtundvierzigstündige Anreise machte ihr immer noch zu schaffen. Doch da war vor allem der Wunsch, die Dinge hier sofort anzupacken – die Frage war nur, wo sie beginnen sollte.

»Hallo! Jemand zu Hause?«, rief eine ziemlich respektlos klingende Stimme.

Amanda vergaß ihre Müdigkeit und für einen Augenblick sogar ihre bevorstehende Aufgabe. Sie erhob sich von ihrem Sessel und umarmte die zierliche Frau, die da zur Tür hereingestürmt kam. Christine Rendino erwiderte freudig die Umarmung. »Hallo, Boss. Es wurde auch Zeit, dass du aufkreuzt!«

»Jetzt bin ich ja da. Wie geht's, Chris?« Die Hände immer noch auf Christines Schultern gelegt, trat Amanda einen Schritt zurück, um ihre

Freundin genauer zu betrachten. Während der vergangenen Monate hatte sich wenig verändert. Es war immer noch dasselbe aufgeweckte, neugierige Gesicht, das ihr da lächelnd entgegenblickte – nur die Haut war jetzt gebräunt und das blonde Haar von der Sonne gebleicht. Was Amanda auffiel, war, dass Christine ihre Brille trug; das ließ darauf schließen, dass sie einige Überstunden am Bildschirm eingelegt hatte. Bei näherer Betrachtung bemerkte Amanda auch die zusätzlichen Fältchen um die blaugrauen Augen, die von einem gewissen Schlafmangel zeugten.

»Mir fehlt nichts, was sich nicht mit einem Siebenundzwanzig-Stunden-Tag regeln ließe«, antwortete Christine. »Aber es tut wirklich gut, dich zu sehen. Es wird wieder ganz wie in alten Zeiten sein.«

Amanda lächelte nüchtern. »Glaube ich nicht, Chris. Wir haben da eine ganz andere Situation vor uns. Nimm dir doch mal einen Stuhl, damit wir uns ein wenig unterhalten können.«

Während Christine ihrer Aufforderung folgte, ließ sich Amanda wieder in ihrem Sessel nieder. Er war etwas zu hoch für sie eingestellt, was sie daran erinnerte, dass wohl noch vor kurzem ein anderer Offizier an diesem Schreibtisch gesessen hatte. »Okay Chris, du hast dir bestimmt schon einen Überblick über die Lage hier verschafft. Ich muss wissen, womit ich es zu tun habe – und zwar möglichst rasch.«

Chris holte tief Luft und atmete mit einem Seufzer aus. »Okay, aber ich muss dich gleich warnen, dass es keine Kurzfassung gibt. An diesem Job ist leider überhaupt nichts einfach.«

»Dann fangen wir mal mit den grundlegenden Dingen an. Was hältst du von der Task Group?«

»Tja, ich komme gut mit allen zurecht«, antwortete Christine lächelnd. »Das sind Leute ganz nach meinem Geschmack.«

»Das habe ich mir fast gedacht.«

»Wir haben recht unterschiedliches Personal hier. Special-Boat-Leute, Seabees, die Hovercraft-Crews und die Drohnen-Teams. Sie sind alle mit der neuen Art der Küstengefechtsführung vertraut. Abgesehen von einigen älteren Chief Petty Officers haben wir fast nur jüngere Leute hier.«

»Einen der Älteren habe ich schon kennen gelernt- Chief Tehoa.«

»Ja, ich kenne ihn. Der Chief ist ein echter Gentleman und ein prima Typ. Das sind wirklich gute Typen, Boss.«

»Das seh ich auch so«, stimmte Amanda zu. »Was ist mit den anderen Seafighter-Leuten?«

»Die meisten sind sehr jung und ziemlich scharf darauf, zu zeigen, was sie draufhaben. Das ist eine Elite-Einheit von NAVSPECFORCE, die den Special-Boat-Squadrons zumindest ebenbürtig ist. Diese Jungs und Mädels haben sich alle freiwillig für diesen Einsatz gemeldet. Sie wissen, was sie zu tun haben. Vor allem der Squadron Commander. Steamer Lane scheint eine gute Mischung aus Grips und Mumm zu beinhalten.«

»Das war auch mein erster Eindruck.«

Christine neigte sich mit ihrem Stuhl ein wenig zurück. »Obwohl sie gerade ihren TACBOSS verloren haben, scheint die Moral und der Zusammenhalt in der Truppe sehr gut zu sein. Sie kommen mir « wie ein Rudel junger Wölfe, die es nicht mehr erwarten können, auf die Jagd zu gehen. Meiner Meinung nach fehlt ihnen nur eins, damit sie ihren Job erledigen können.«

»Und das wäre?«

»Eine gerissene alte Wölfin, die ihnen zeigt, wie's geht«, antwortete die Nachrichtendienst-Offizierin grinsend.

Amanda erwiderte das Lächeln. »Ist denn sechsunddreißig wirklich so alt?«

Das Klingeln des Telefons auf dem Tisch unterbrach ihr Gespräch. Amanda hob den Hörer ab. »Garrett.«

»Hier spricht Commander Lane, Captain. Ich bin drüben in der Einsatzzentrale. Wir haben einen heißen Kontakt.«

»Bin schon unterwegs.« Amanda legte den Hörer auf und wandte sich ihrer Freundin zu. »Okay, Intel-Offizierin. Verrat mir mal, wo hier die Ops ist.«

Die Zentrale befand sich in einem großen Sattelauflieger, der nicht weit von Amandas Quartier geparkt und an Deck fixiert war.

»Hat es viel Aktivität auf der anderen Seite gegeben?«, fragte Amanda auf dem Weg zur Zentrale.

»In letzter Zeit kaum. Die Marine-Streitkräfte der Union sind nicht

sehr aktiv. Wenn jetzt tatsächlich etwas los sein sollte, dann wäre dies das erste Mal seit Conakry.«

»Vielleicht wollen sie mir einen kleinen Willkommensgruß schicken.«

Im Inneren des Trailers wurde die ganze linke Seite von einer langen Reihe von Work-Stations eingenommen, die mit Flatscreen-Displays ausgestattet waren. Die Klimaanlage hätte die Temperatur vielleicht in erträglichen Grenzen gehalten, wären nicht gar so viele Seafighter-Leute hier drin gewesen. Es hatte sich herumgesprochen, dass einer der Ihren feindliche Einheiten verfolgte, und nun wollten alle den Abschuss miterleben. Amanda bemerkte, dass sich Jeff Lane und seine Erste Offizierin mitten im Gewühl befanden.

»Platz hier!«, befahl Amanda und bahnte sich einen Weg durch den Menschenauflauf. »Ich möchte nur diensthabendes Personal hier drin haben, außerdem die Offiziere und Chiefs der Flottille! Alle anderen raus hier! Und zwar plötzlich! Wir brauchen Platz zum Arbeiten!«

Ein guter Teil der Versammelten verließ sogleich den Wagen, während Amanda und Christine zu Lane an den zentralen Bildschirm traten. »Okay, Steamer, was liegt an?«

»Zwei Boghammer haben gerade ein Polizeiboot vor Point Matakong erwischt«, antwortete er und zeigte auf ein Zielsymbol, das scharlachrot auf dem Karten-Display leuchtete. Das Symbol wanderte langsam in südöstlicher Richtung die Küste entlang, um die Hoheitsgewässer der Westafrikanischen Union zu erreichen. »Das Polizeiboot konnte einen Notruf absetzen, bevor es angegriffen wurde, und jetzt machen die Bogs, dass sie nach Hause kommen.«

»Wie verfolgen wir das Ganze?«

»Mit einem Radarballon«, antwortete Christine. »Die USS *Valiant* fährt in Höhe der Station Guinea-Ost Patrouille und befindet sich direkt vor der Grenze zwischen Guinea und der Westafrikanischen Union. Sie kann ungefähr 400 Kilometer Küste überblicken.«

»Wie sind diese Boghammer in guineische Hoheitsgewässer gelangt, ohne dass wir es gemerkt haben?«

»Wahrscheinlich waren sie schon die ganze Zeit da«, antwortete die Nachrichtendienst-Offizierin stirnrunzelnd. »An einem ihrer kleinen

Stützpunkte. Dort in den Sümpfen können sie tagelang auf der Lauer liegen, wenn es sein muss. Wenn dann ein mögliches Ziel vorbeikommt, schießen sie hervor und schlagen zu. Danach kehren sie entweder in die Sümpfe zurück oder machen, dass sie nach Hause kommen, wie diese Jungs hier es gerade tun.«

»Ja«, warf Lane aufgeregter ein, »nur dass es ihnen diesmal nicht gelingen wird. Tony Marlin ist mit der *Manassas* da draußen. Er steht kurz davor, sie abzufangen!«

Auf dem taktischen Display näherte sich ein blaues Zielsymbol mit der Bezeichnung ›PGAC 4< vom offenen Meer her stetig den flüchtenden Booten der Union. Christine trat an eine andere Work-Station und wechselte ein paar Worte mit dem Operator. Rasch ließ der Mann seine Finger über die Tastatur fliegen, worauf ein zweiter Bildschirm aufleuchtete, der ein hochauflösendes Videobild zeigte.

»Das Ganze wird auch von einer unserer Predator-Drohnen verfolgt«, sagte Christine. »Wir können uns jetzt genau ansehen, was da draußen vor sich geht.«

Die Fernsehkamera des unbemannten Fluggeräts hielt den Küstenbereich in Farbe fest: Da war der weite, fast smaragdgrüne Wald, der von der azurblauen See durch einen schmalen Streifen von hellem Sand getrennt wurde. Als Nächstes war eine breite, offene Bucht zu sehen, wo zwei Flüsse ins Meer mündeten. Und dort konnte man auch zwei schmale weiße Kielwasserstreifen erkennen, die in östlicher Richtung quer über die Einfahrt zur Bucht verliefen. An der Spitze der Kielwasserstreifen erschienen zwei Zielsymbole.

»Das sind sie«, meldete Christine. Sie wandte sich dem Systemoperator der Drohne zu. »Gehen Sie näher an das Ziel heran und geben Sie uns eine maximale Vergrößerung auf Video.«

»Aye aye, Ma'am.«

Das Videobild schwankte für einen Moment, während die Aufklärungsdrohne ihr neues Ziel ins Visier nahm. Im nächsten Augenblick füllte der Zielbereich den gesamten Bildschirm aus.

Die beiden Boghammer-Boote besaßen einen Polyestertrumpf und einen Außenbordmotor. Sie waren mit einem ganzen Arsenal an automatischen Waffen und Granatwerfern ausgerüstet. Jedes der Boote

war mit einem halben Dutzend Matrosen bemannt. Die Gischt glänzte auf ihrer schwarzen Haut, während sie die in den Wellen stampfenden Wasserfahrzeuge mit großem Geschick die Küste entlang steuerten.

Amanda und die Offiziere ihrer Flottille beobachteten, wie eines der Crew-Mitglieder im seeseitigen Boot offensichtlich etwas bemerkte. Der Mann hob den Arm, um den anderen etwas zu zeigen, worauf sich alle in die angegebene Richtung wandten.

»Das ist es«, warf Lane ein. »Sie haben die *Manassas* entdeckt.«

»Sehen wir uns unser Boot mal näher an«, sagte Amanda. »Systemoperator, wechseln Sie zur *Manassas*.«

Das Bild auf dem Monitor verschwamm, als das automatische Suchsystem der Drohne sein neues Ziel verfolgte.

Es war das erste Mal, dass Amanda ein Hovercraft von außen beim Einsatz verfolgen konnte. Entsprechend dem Eindruck, den sie selbst während ihrer Probefahrt gewonnen hatte, glitt das Boot mühelos über die Meeresoberfläche hinweg, anstatt sich einen Weg durch die Wellen zu bahnen. Der Seafighter bewegte sich in einer Wolke aus schimmerndem Nebel – der Gischt, die von den Hubgebläsen und den Schubpropellern verursacht wurde.

»Diese Bogs scharfen höchstens 45 Knoten«, sagte Lane, zu Amanda gewandt. »Wir sind ihnen also um gut 28 Knoten überlegen.«

»Ja«, stimmte jemand aus den hinteren Reihen der Anwesenden zu. »Wir haben die Kerle im Sack.«

Wie zur Bestätigung hob sich die Waffenstation des Luftkissenfahrzeuges empor, und die Maschinenkanonen und Flugkörper-Startgeräte richteten sich auf die fliehende Beute.

In diesem Augenblick kam Amanda die Idee, mit welcher Strategie sie die Operation beginnen würde.

»Geben Sie mir eine Funkverbindung zum Skipper der *Manassas*. Schnell!«

»Aye aye, Ma'am!« Einer der Systemoperatoren reichte ihr ein Headset mit Mikrofon. Amanda setzte den Kopfhörer auf, in dem das Summen des Trägersignals zu hören war.

»Sie sind auf der Kommandofrequenz, Commander. Lieutenant Martin ist dran.«

Amanda nickte. »*Manassas, Manassas*, hier ist Floater 1. Können Sie mich hören? Over.«

»Roger, Floater! Hier ist *Manassas*. Wir haben die beiden feindlichen Boote im Visier! Ich wiederhole, wir haben die feindlichen Boote im Visier! Wir gehen etwas näher heran und sind feuerbereit!«

Es war die angespannte Stimme des Jägers, der seine Beute deutlich vor sich sah. Im Hintergrund konnte Amanda das Heulen der Turbinen hören, und außerdem eine Stimme, die die sich ständig verringernde Entfernung ausrief. Es wäre der erste Abschuss für die Crew gewesen, und Amanda bedauerte fast, was sie nun tun musste.

»Lieutenant Martin, hier spricht Captain Amanda Lee Garrett. Ich bin der neue Tactical-Group-Commander. Ich bin soeben vor Ort eingetroffen, und ich habe neue Anweisungen für Sie.«

»Amanda Garrett? Äh... verstanden, Captain. Es ist nur so, dass wir hier im Moment sehr beschäftigt sind, Ma'am. Wir verfolgen zwei feindliche Kanonenboote und bereiten uns gerade darauf vor, das Feuer auf sie zu eröffnen...«

»Das werden Sie nicht tun, Lieutenant«, wandte Amanda mit fester Stimme ein. »Brechen Sie die Verfolgung ab.«

»Wie bitte? Floater 1, wiederholen Sie das bitte!«

»Ich wiederhole; Brechen Sie die Verfolgung ab und gehen Sie in den Schleichmodus! Das ist ein Befehl, Lieutenant!«

Für einen Augenblick war kein Ton zu hören – weder über Funk noch in der Operationszentrale.

»*Manassas*, bestätigen Sie!«

»*Manassas* für Floater 1«, antwortete der Skipper in kühlem Ton. »Wir brechen ab und gehen in den Schleichmodus. Die feindlichen Boote entkommen in die Hoheitsgewässer der Union. Warten auf weitere... Befehle!«

»Haben Sie Rauchkerzen an Bord, Lieutenant?«

»Rauchkerzen? «

»Antworten Sie einfach mit Ja oder Nein, Lieutenant Martin.«

»Jawohl, Ma'am«, antwortete der Skipper mit zusammengebissenen Zähnen. »Wir haben welche an Bord.«

»Sehr gut, Lieutenant. Brennen Sie eine auf dem Achterdeck ab.

Öffnen Sie außerdem einige der Decksluken. Es soll so aussehen, als hätten Sie einen schweren Maschinenschaden und lägen antriebslos im Wasser. Spielen Sie ein wenig Theater für die Einheimischen. Ansonsten lassen Sie sich einfach in der Bucht treiben, bis wir jemanden bei Ihnen haben, der Sie abschleppt.«

»Aye aye, Ma'am.« In der Stimme des Hovercraft-Kommandanten war immer noch Ärger und Enttäuschung zu hören, aber auch ein gewisses Maß an Neugier. »Sonst noch etwas, Ma'am?«

»Ja. Es tut mir Leid für Sie und Ihre Crew. Ich bin überzeugt davon, dass Sie Ihren Job hervorragend zu Ende gebracht hätten, Lieutenant. Sie werden früh genug eine weitere Chance dazu bekommen. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Floater One – Over and Out.«

Amanda nahm den Kopfhörer ab und wandte sich der kleinen Gruppe von Offizieren und Chiefs der Flottille zu, die sich immer noch im Hintergrund der Operationszentrale aufhielten. Alle Blicke waren auf Amanda gerichtet. Nur Christine lächelte listig; sie wusste Bescheid.

Amanda lächelte ebenfalls, wenn auch etwas gezwungen und strich sich das Haar zurück. »Nun, wie Sie wahrscheinlich mitbekommen haben werden, heiße ich Amanda Garrett und bin Ihr neuer TAC-BOSS. Wenn wir uns an einen Ort zurückziehen könnten, wo wir etwas mehr Platz haben, würde ich Sie gern offiziell mit meinen Anweisungen vertraut machen. Ich werde mich außerdem bemühen, Sie davon zu überzeugen, dass Ihr neuer Commander nicht völlig übgeschnappt ist.«

Mannschaftsmesse, UNO-Stützpunkt Conakry, Guinea

18. Mai 2007, 12:07 Uhr Ortszeit

»Was zum Teufel soll denn das sein?«, fragte Scrounger Caitlin und stocherte misstrauisch in der undefinierbaren Masse auf ihrem Teller.

Dwaine »Fryguy« Fry blickte sie missbilligend an. »Heute«, antwortete der schlanke dunkelhäutige Lenkwaffentechniker, »gibt es weißes Universalgemüsepüree. Morgen gibt es gelbes Universalgemüsepüree. Am Mittwoch wird's dann wohl grünes Universalgemüsepüree geben, und am Donnerstag braunes Universalgemüsepüree. Dann werden die

Briten 48 Stunden vergehen lassen und uns das Ganze am Sonntag als Fleisch vorsetzen.«

»Vielen Dank, dass Sie uns das so detailliert geschildert haben, Mr. Fry«, erwiderte Scrounger mit einem angewiderten Blick.

Gunner's Mate First Class (GMFC) Daniel Danno O'Roarke knallte sein Tablett auf den Tisch und schwang die Beine über die Sitzbank. »Wer hatte denn überhaupt die hirnverbrannte Idee, hierher zu kommen, wo wir doch wussten, dass die britischen Köche diese Woche Dienst haben?«, fragte der blonde junge Mann aus Philadelphia.

»Ich«, meldete sich Lamar Weeks, der als Turbinentechniker im Steuerbord-Maschinenraum der *Queen of the West* tätig war. »Wenn ich noch länger unseren eigenen Fraß runterwürgen muss, dann kippe ich demnächst um und ersticke an meiner eigenen Kotze.«

»Also, ich weiß nicht, Lam«, warf sein Partner, Maschinist Mate Second Class Slim Kilgore ein, während er skeptisch seinen Teller beäugte. »Das kommt mir vor, als hätte man die Wahl zwischen der Gaskammer und dem Strick.«

»Ganz meine Meinung, Cowboy«, pflichtete Eddy Kresky ihm bei, der im Backbord-Maschinenraum tätig war. »Verhungern scheint sich als beste Alternative anzubieten, wie?«

»Vielleicht macht euch das hier wieder ein wenig dankbarer für das, was sie uns auf dem Floater servieren, wenn wir zurückkehren«, warf Chief Tehoa ein, während er sich an seinen Platz setzte.

»Ja, aber lange hält man das hier nicht durch, Chief«, erwiderte Kresky seufzend.

Die Messe am Stützpunkt von Conakry, die man in einem Zelt unweit der Hauptrollbahn untergebracht hatte, war ein Ort, den kaum jemand besonders mochte. Die Zeltwände vermochten die riesigen Fliegenschwärme nur teilweise abzuhalten, und von oben glühte die afrikanische Sonne erbarmungslos durch die dünne Zeltleinwand herab. Der Schutzwall aus Sandsäcken, von dem das Zelt umgeben war, hielt auch noch die kleinste kühlende Brise ab, während die wenigen ratternden Ventilatoren bei ihrer Aufgabe, Kühlung zu verschaffen, hoffnungslos überfordert waren.

Hier trafen sich die Angehörigen der verschiedensten Truppen und

Hilfskräfte – die guineischen Sicherheits- und Arbeitstrupps, die französischen Berater und die der UNO, die Rotkreuzmitarbeiter, die unterwegs zu den Flüchtlingslagern waren, und schließlich die Einheiten ausländischer Truppen, die zu klein waren, um eine eigene Messe zu unterhalten.

Lustlos kamen sie in der glühenden Hitze hierher, um die fade schmeckenden Speisen zu verzehren, die so zusammengestellt waren, dass für die Angehörigen einer jeden Nation etwas dabei war, ohne dass sie irgendjemand zufriedengestellt hätten.

»Ich muss dem Chief Recht geben«, warf Scrounger Caitlin ein. »In diesem Moment lerne ich die Küche auf unserem guten alten Floater wieder zu schätzen.«

Danno nickte. »Ja, ich kann's auch kaum noch erwarten. Sagen Sie, Chief, wann lassen sie uns endlich aus diesem Loch hier raus?«

Der stämmige CPO blickte den Gunner missbilligend an. »Sie kennen die Antwort genauso gut wie ich, Mister. Wir werden mit der *Queen* auslaufen, sobald wir alle Wartungsprobleme behoben haben.«

»He, Amerikaner! Wann wird es denn soweit sein?«

Wie ein Mann erstarre die Crew der *Queen* und drehte sich um. An einem der benachbarten Tische saß eine Gruppe von französischen Marinesoldaten beisammen, nur mit Stiefeln, Shorts und ziemlich achtlos aufgesetzten Uniformmützen bekleidet. Die sonnengebräunten Männer erwiderten grinsend die Blicke der Amerikaner. Ihre Aufmerksamkeit galt besonders Scrounger Caitlin, der einzigen Frau unter den amerikanischen Seeleuten.

»Wir sind von der Fregatte *La Fleurette*«, fuhr der Sprecher der französischen Trappe fort. »Seit einem Monat schon sind wir hier und haben bereits viele Schiffe angehalten und durchsucht. Aber in der ganzen Zeit haben wir nie einen Amerikaner gesehen und uns ist auch kein einziges Mal zu Ohren gekommen, dass die amerikanische Navy irgendein Schiff angehalten hätte.« Der Mann stieß seinen Banknachbarn, den Größten und Kräftigsten der Gruppe, mit dem Daumen an. »Mein Freund hier würde gern wissen, wann wir euch Amerikaner endlich mal draußen auf See zu Gesicht bekommen.«

Tehoa blickte den Mann mit finsterer Miene über die Schulter hin-

weg an. »Sagen Sie Ihrem Freund, dass wir bald wieder draußen sind. Wir müssen nur noch ein paar Dinge reparieren.«

Der französische Seemann übersetzte Tehoas Worte für seine Kameraden, worauf diese in schallendes Gelächter ausbrachen. Der hünenhafte Matrose antwortete etwas, wobei seine höhnische Miene den Inhalt erahnen ließ.

»Mein Freund lässt fragen, wann das genau sein wird – vielleicht wenn der ganze Schlamassel hier vorbei ist?«

Ben Tehoa seufzte tief. Er schob sein Tabletts beiseite, stand auf und wandte sich den erwartungsvoll dreinblickenden Franzosen zu. Die übrigen Crew-Mitglieder der *Queen* folgten seinem Beispiel. Auch die Franzosen erhoben sich.

Es herrschte eine bedrohliche Stille im Zelt. Hätte sich die Szene in einem klassischen Western abgespielt, so wäre in diesem Moment wohl nach dem Sheriff gerufen worden. Die guineischen Wachposten am Zelteingang traten einen Schritt vor, beschlossen dann aber, dass nichts Ungebührliches vor sich ging und bezogen wieder ihre Posten, den Blick auf die staubige Straße gerichtet.

Der Chief trat auf den großgewachsenen Franzosen zu -und die beiden Männer standen einander gegenüber wie ein Bulldozer und ein Kran. „Sag deinem Freund da“, begann er in ruhigem Ton, »dass es gut wäre, wenn ihr euch um eure eigenen Angelegenheiten kümmert, dann kümmern wir uns um die unsern und alles ist in bester Ordnung.« Der Sprecher übersetzte Tehoas Worte, und das Grinsen des hünenhaften Franzosen wurde noch breiter. Er teilte seinem Englisch sprechenden Kameraden seine ausführliche Antwort mit.

»Mein Freund meint, dass ihr vielleicht deshalb so lange am Strand herumsitzt, weil ihr euch lieber mit den Mädchen vergnügt als im Krieg zu kämpfen.« Dabei beäugte er Scrounger Caitlin mit reichlich anmaßender Miene. »Und er sagt auch, dass es vielleicht deshalb so lange dauert, weil ihr nur ein Mädchen hier habt.«

Tehoas Rechte zuckte zurück und schnellte wie der Blitz wieder vor. Sie durchbrach die schnell hochgezogene Deckung des Franzosen und knallte gegen den muskulösen Bauch des Mannes, als wäre er aus Pappe, sodass der Getroffene sich vor Schmerzen krümmte. Der Chief

packte den Mann mit der Linken an der Schulter und zog ihn hoch, worauf er ihm eine Rechte ins Gesicht knallte. Der Franzose segelte mitten durch die Reihen seiner Landsleute über den Tisch, ehe er mit Suppe bedeckt und bewusstlos am Boden liegen blieb.

»Das hat gesessen, was?«, sagte Fryguy zu dem verblüfften Sprecher des französischen Trupps. »Das brauchst du aber nicht zu übersetzen, glaube ich.«

»Entschuldigung, Captain Garrett, aber haben Sie schon die Nachricht aus Conakry erhalten?«

»Ich habe den Bericht von Captain Stottard auf dem Schreibtisch liegen. Ich schätze, es ist Zeit, dass wir die *Queen of the West* von dort wegbekommen. Teilen Sie Commander Lane mit, dass die Reparaturen offiziell als beendet erklärt sind und dass er nach eigenem Ermes-sen auslaufen kann.«

»Aye aye, Ma'am.«

»Oh, und sagen Sie bitte Lieutenant Clark, dass die *Carondelet* als Nächste an der Reihe ist.«

Sitz der UNO, New York 22. Mai 2007, 10:00 Uhr Ortszeit

»Guten Tag, Admiral«, sagte Vavra Bey freundlich. »Bitte, nehmen Sie Platz. Es ist sehr freundlich von Ihnen, dass Sie sich die Zeit nehmen, hier mit mir zu sprechen.«

»Es ist mir eine Freude, Madam Envoy«, antwortete Elliot MacIntyre und nahm gegenüber der Diplomatin mit dem silbrigen Haar Platz. Durch die breiten Panoramafenster des Konferenzsaals sah man den East River träge dahinfließen. Außerdem konnte man einen Blick auf das bienenstockartige Gewühl in dem Beton- und Asphaltenschungel von Queens werfen.

»Eine Telekonferenz kann ja durchaus hilfreich sein«, fuhr sie fort, »aber eigentlich fällt es mir schwer, ein gutes Arbeitsverhältnis zu jemandem aufzubauen, den ich nur auf einem Bildschirm sehe.«

Außerdem ist es schwerer, jemanden auszuhorchen, wenn man ihn nur auf dem Bildschirm vor sich hat, dachte MacIntyre bei sich. Sein erster Eindruck war, dass man mit dieser matronenhaften Frau wahrscheinlich wunderbar pokern könnte.

»Ich verstehe Sie voll und ganz. Ich arbeite mit meinen Leuten auch lieber in persönlichem Kontakt, wenn es möglich ist. Da kann es nicht so leicht zu Missverständnissen kommen. Ich schätze, es geht um die UNAFIN-Operation, nicht wahr?«

»Stimmt, Admiral MacIntyre«, antwortete Vavra Bey. »Sind Sie auf dem Laufenden, was die Arbeit der Interdiction Force betrifft – zumindest hinsichtlich der Einheiten, de Ihrem Kommando unterstehen?«

»Ich bekomme regelmäßige Berichte über alle Einheiten der Naval Special Forces, Madam Envoy, besonders von denen, die in der Gefechtszone operieren. Warum fragen Sie? Gibt es ein Problem mit der US-Mission?«

»Ich hatte gehofft, Sie könnten mir das sagen, Admiral«, erwiderte Vavra Bey, ohne dass ihre aristokratischen Gesichtszüge irgendeine Regung zeigten. Sie beugte sich etwas über den Tisch. »Ich habe mit dem Botschafter von Guinea gesprochen. Er hat der tiefen Sorge seiner Regierung über die Krise in seinem Land Ausdruck verliehen. Die Guerilla-Aktivitäten der Union nehmen ständig zu, vor allem in den Küstengebieten. Die Lage wird immer bedrohlicher. Die guineische Regierung hatte gehofft, dass sich die Situation durch die Anwesenheit der amerikanischen Marinestreitkräfte entspannen würde. Diese Hoffnungen haben sich bisher... nicht erfüllt. Man hat mich gebeten, Erkundigungen einzuziehen, ob es vielleicht irgendein technisches Problem gibt – und wenn ja, bis wann mit einer Behebung zu rechnen ist.«

MacIntyre richtete sich in seinem Sessel auf und setzte ebenfalls ein Pokerface auf. »Madam Envoy, ich kann Ihnen versichern, dass die NAVSPECFORCE-Einheiten der African Interdiction Force voll einsatzfähig sind. Des weiteren versichere ich Ihnen, dass die Operationen vor Ort wie geplant ablaufen.«

»Verstehe, Admiral. Und wer hat den Plan ausgearbeitet?«

»Der neue Commander der Tactical Action Group, Captain Amanda Lee Garrett, eine der besten Kräfte, die wir bei NAVSPECFORCE haben.«

Vavra Bey nickte erneut und legte die Fingerspitzen ans Kinn. »Ich weiß, dass sich Captain Garrett in Guinea aufhält. Sie ist bei den Vereinten Nationen durch ihren Einsatz in der Antarktis-Krise genauso bekannt geworden wie durch ihr Eingreifen im Chinesischen Bürgerkrieg. Sicher handelt es sich bei ihr um eine wirklich erstaunliche junge Offizierin, und sie genießt einen vorzüglichen Ruf. Aber all der Ruhm aus der Vergangenheit ist wertlos, wenn man bedenkt, dass sie noch nichts zuwege gebracht hat, um die gegenwärtige Krise zu lösen.«

MacIntyres Miene verfinsterte sich. »Mit Verlaub, Ma'am, aber wenn Mandy Garrett sich mit dem entscheidenden Schlag noch Zeit lässt, dann hat sie dafür bestimmt einen verdammt guten Grund.«

Vavra Bey lächelte nach Diplomatenart. »Und kennen Sie diesen Grund zufällig, Admiral?«, fragte sie nach.

»Nein, ich kenne ihn nicht. Captain Garrett muss man nicht ständig sagen, was sie tun soll. Wenn sie einen Auftrag übernimmt, dann findet sie selbst einen Weg, ihn zu erfüllen. Sie haben meine persönliche Garantie, dass die Situation an der guineischen Küste schon bald unter Kontrolle sein wird.«

»Ich werde das so an den guineischen Botschafter weitergeben.« Die grauhaarige Diplomatin lächelte – doch diesmal war es ein aufrichtiges Lächeln. »Sie setzen großes Vertrauen in diese Frau, Admiral.«

»Sie hat's verdient, Madam Envoy.«

Monrovia, Westafrikanische Union

23. Mai 2007, 07:04 Uhr Ortszeit

»Wie lange reichen unsere Treibstoffreserven noch, Sako?«

»Sieben bis acht Monate beim gegenwärtigen Verbrauch«, antwortete Brigadier Atiba, der dem General am Schreibtisch gegenüber saß. »Nicht so lang, wie wir gehofft hatten, aber ich glaube, wir können da oder dort noch etwas einsparen.«

»Dann kümmere dich darum.« Belewa faltete die Hände auf dem Bauch und lehnte sich nachdenklich in seinem Stuhl zurück. »Außerdem gilt der Diebstahl und die Verschwendungen von Benzin und Diesel ab sofort als Hochverrat. Verstöße gegen diese Bestimmung werden von den Sondergerichten geahndet.«

»Ich werde die Anweisung weitergeben, General.« Atiba notierte sich den Befehl gewissenhaft in sein Notizbuch. »Es gibt aber auch gute Neuigkeiten, was die Treibstoff-Situation betrifft.«

Belewa blickte seinen Stabschef aufmerksam an. »Und die wären?«

»Unser Schmuggel über die Elfenbeinküste. Wir schaffen bereits über hundert Barrel pro Tag über die Grenze. Unsere Leute meinen, dass sich das im Laufe des kommenden Monats leicht verdoppeln lässt, wenn sie noch mehr einheimische Fischer für unsere Sache gewinnen.«

»Es hat also keine Probleme mit den Zollbeamten und Grenzpatrouillen der Elfenbeinküste gegeben?«

Atiba lächelte und klopfte sich auf die Brusttasche seiner Uniform. »Keine Probleme. Nur glückliche Polizisten, die sich über eine kleine Spende freuen.«

»Und die UN-Patrouillen?«

»Denen brauchen wir nicht einmal etwas zu zahlen. Die Franzosen überprüfen nur die größeren Schiffe und die Amerikaner haben sich schon seit über einer Woche nicht mehr östlich von Buchanan blicken lassen.«

»Wo operieren die Amerikaner eigentlich?«

»Wenn wir mal eines ihrer Kanonenboote sehen, dann auf einer Patrouille in der Nähe ihrer Plattform hier vor Monrovia oder an der Grenze zu Guinea«, antwortete Atiba schulterzuckend. »Die meiste Zeit über scheinen sie mit irgendwelchen Reparaturarbeiten in Conakry festzusitzen.«

Belewa runzelte nachdenklich die Stirn. »Haben sie versucht, uns an unseren Kanonenboot-Operationen zu hindern?«

»Seit wir unsere Aktivitäten an der guineischen Küste wieder aufgenommen haben, sind sie zwei- oder dreimal eingeschritten, aber ohne Erfolg. Unsere Boote sind ihnen ohne große Mühe entkommen. Unse-

re Agenten innerhalb des UNO-Stützpunkts berichten, dass es bei den amerikanischen Luftkissenfahrzeugen gravierende technische Probleme gibt und dass sie nur bedingt einsatzfähig sind.«

»Mag sein«, brummte Belewa und betrachtete die Wasserflecken an der Decke seines Arbeitszimmers.

»Wieso? Meinst du, dass dem nicht so ist?«

»Könnte sein, Sako. Denk mal nach. Als die Amerikaner in Guinea ankamen, meldete unser Nachrichtendienst, dass sie hundertprozentig gefechtsbereit waren. Woher kommen plötzlich all diese Probleme? Wer weiß, ob sie überhaupt Probleme haben?«

»Wir haben bei unserem Angriff auf Conakry einen ihrer Commander getötet. Das wissen wir aus dem amerikanischen Fernsehen.«

»Er ist längst ersetzt worden.«

»Ja, durch eine Frau«, erwiderte Atiba lachend. »Vielleicht stellt sie bald fest, dass eine Kanonenboot-Flottille doch nicht so leicht in Schuss zu halten ist wie ihre Küche daheim.«

»Nein. Das trifft auf diese Frau nicht zu.« General Belewa erhob sich von seinem Sessel und ging ein paar Schritte auf und ab. Dabei trommelte er mit den Fingern ungeduldig gegen das lederne Pistolenholster. »Ich habe einiges von dieser Frau gehört, Sako. Jeder, der sich etwas näher mit moderner Kriegsführung beschäftigt, kennt Amanda Garrett. Sie ist jemand, den man nicht unterschätzen darf. Ich jedenfalls unterschätze sie nicht.«

Belewa drehte sich um und ging langsam zum Schreibtisch zurück. Er blieb stehen und blickte durch die Glasschiebetür des Balkons hinaus, wo in der Ferne die blaue Linie des Meereshorizonts zu sehen war. »Irgendwie erinnert sie mich an den Unterschied zwischen Löwe und Leopard.«

»Den Unterschied zwischen Löwe und Leopard?«, fragte Atiba verwirrt.

Belewa drehte sich zu seinem Stabschef um. »Wenn der Löwe jagt, richtet er sich auf und hebt brüllend sein Haupt, um aller Welt zu verkünden, dass er jetzt aufbricht, um Beute zu machen. Wenn der Leopard jagt, dann legt er sich ruhig ins hohe Gras; er verhält sich so still, dass man fast über ihn stolpern könnte, bevor man überhaupt

bemerkt, dass er da ist. Aber heißt das denn, dass der Leopard feiger ist als der Löwe und weniger gefährlich? Nein, bestimmt nicht. Denn der Leopard ist sehr geduldig. Er wartet auf den richtigen Augenblick, bevor er seinen Angriff startet. Er schlägt ohne Vorwarnung zu und lässt seinem Opfer keine Chance.«

Belewa richtete seinen Blick wieder aufs Meer hinaus. »Ich habe so ein Gefühl, als hätten wir es hier mit einer Leopardin zu tun.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

23. Mai 2007, 09:17 Uhr Ortszeit

Leichtfüßig setzte der schwere Transporthubschrauber vom Typ CH-53F-Sea Stallion auf der Landeplattform auf. Sein Gewicht brachte die gesamte Superbarge ein klein wenig ins Schwanken. Noch ehe die Triebwerke verstummt waren, fuhr seine Heckrampe herab, um die Passagiere aussteigen zu lassen.

»Marines, absitzen!« First Sergeant Tallmans Ruf übertönte das Heulen der leiser werdenden Turbinen. »Gebt Acht auf die Rotorblätter! Auf dem Hauptdeck... Angetreten!«

Bepackt mit Ausrüstung und Waffen eilten die Männer des First Platoon der F (Fox-) Company des 6th Regiment vom U.S. Marine Corps über den Hubschrauberlandeplatz zu den Leitern, die zum Deck hinunter führten, wobei sie sich bereits einen ersten Überblick über ihren neuen Einsatzort verschaffen konnten.

Captain Stone Quillain hingegen blieb beim Helikopter stehen, bis der letzte seiner Männer die Maschine verlassen hatte. Der Kommandeur der Marine-Corps-Company war einen Meter achtundachtzig groß und von schlanker, aber kräftiger Statur. Er hatte breite Schultern, eine schmale Taille und ein wettergegerbtes Gesicht mit hohen Backenknochen, einer geraden Nase und dunklen Augen, die freundlich, aber auch eiskalt dreinblicken konnten.

Stone Quillain war kein gutaussehender Mann nach Hollywood-Maßstäben. Doch er wäre selbst ein wenig überrascht gewesen, wenn er gewusst hätte, wie viele Frauen ihn bereits nachdenklich betrachtet hatten, nachdem ihnen seine klaren Gesichtszüge und seine großge-

wachsene, schlanke Statur aufgefallen war. Als der letzte Marine des Platoon den Hubschrauber verlassen hatte, blickte sich Quillain auf der Plattform um. Er stieß einen brummenden Laut aus und schwang sich den Rucksack über die Schulter. Mit seiner freien Hand griff er nach den Trageriemen seines Seesacks und seiner Mossberg-590-Combat-Schrotflinte, die er als private Waffe mit sich führte. Mühelos hob er seine Ausrüstung hoch und machte sich auf den Weg zum Hauptdeck.

Ein Chief Petty Officer erwartete ihn bereits. »Commander Gueletti und sein provisorisches Seabee-Pionierbataillon heißen Sie auf Floater One willkommen, Sir«, sagte er salutierend. »Wir haben Ihre Quartiere vorbereitet.«

»Danke, Chief«, antwortete Quillain, stellte die Ausrüstung ab und erwiderte den militärischen Gruß. »Sie können Lieutenant DeVega und seinen Männern ihre Unterkünfte zeigen. Es wäre nett, wenn sich jemand um meine Ausrüstung und die meines obersten Sergeants kümmern könnte. He, Tallman! Kommen Sie mal her!«

Calvin Tallman, der Spieß der Fox-Kompanie, war ein stämmiger dunkelhäutiger Mann. Er stammte aus einem heruntergekommenen Viertel von Detroit, sodass sich seine Herkunft völlig von der Stone Quillains unterschied, der in einer ländlichen Gegend Georgias aufgewachsen war. Doch ebenso wie für seinen Kommandeur gab es auch für ihn nur eine einzige Farbe: das Grün des Marine Corps.

»Tallman, Sie kommen mit mir zum TACBOSS. Danach sehen wir uns an, was uns hier erwartet.«

»Aye aye, Skipper.«

»Brauchen Sie jemanden, der Ihnen den Weg zu Captain Garretts Quartier zeigt?«, fragte der CPO des Seabee-Pionierbataillons. »Es ist vielleicht nicht ganz leicht, sich hier auf der Plattform zurechtzufinden.«

»Nein, danke, Chief. Wir kommen schon zurecht.«

Vor allem ging es Quillain darum, sich zuerst einmal allein einen Überblick über die Anlage zu verschaffen und ganz ungestört mit seinen Leuten reden zu können.

»Nun, Skipper, was meinen Sie?«, fragte Tallman, als sie durch das Dorf aus Decksmodulen spazierten. Er sprach mit der Offenheit, wie sie in der Beziehung zwischen einem Kommandeur im Marine Corps und dessen ranghöchstem Unteroffizier durchaus üblich war.

Quillain gab zunächst einmal ein undefinierbares Brummen von sich, ehe er antwortete, »Ich meine, dass wir uns hier in einer beschissen Situation befinden. Sie haben ja gehört, was unten am Strand gemunkelt wurde. Die Experten der Navy schaffen es einfach nicht, ihre vielgerühmten Landungsboote flott zu kriegen. Das hier ist ein bunt zusammengewürfelter Haufen, und die UNO-Generalversammlung macht es uns mit ihren Beschlüssen noch schwerer, hier irgendwas auszurichten – was immer wir hier ausrichten sollen!«

»Und nicht zu vergessen, wir haben auch noch ‘ne Lady als Kommandeur«, warf Tallman ein. »Vielleicht gehen wir allesamt zum Teufel, aber wenigstens tun wir’s politisch korrekt.«

Quillain blickte den grinsenden Unteroffizier finster an. In mehr als einer lebhaften Diskussion hatte er den Standpunkt vertreten, dass Frauen durchaus ihren Platz innerhalb der Streitkräfte haben sollten, nur nicht gerade als Oberbefehlshaber über eine Einheit des Marine Corps. Dabei machte es für ihn keinen großen Unterschied, dass es sich in diesem Fall um die hochdekorierte und in manchen Kreisen geradezu legendäre Amanda Garrett handelte. Nach Quillains Ansicht war es eine Sache, irgendwelche Knöpfe im Gefechtsleitstand eines Schlachtschiffs zu drücken, und eine ganz andere, als Infanterist im Dreck eines Schlachtfeldes zu liegen.

Sie erreichten das Deck der Seafighter-Gruppe, und ein Matrose wies ihnen den Weg zu den Offiziersquartieren. Wenig später standen die beiden Marines vor dem Wohncontainer mit der Aufschrift »Commander Tactical Action Force«. Von drinnen war eine weibliche Stimme zu hören.

Quillain nahm den Kevlar-Gefechtshelm ab und setzte stattdessen die beim Marine Corps übliche Arbeitsmütze auf. »Warten Sie hier auf mich«, sagte er, während er seine Kopfbedeckung auf dem dunklen Haar zurechtrückte.

»Ich werd mal nachsehen, mit was für einem Weib sie uns da zusammengespannt haben.«

Er ging die Stufe zur Tür hoch und klopfte an.

»Herein«, ertönte eine gedämpfte Altstimme über dem Summen der Klimaanlage.

Quillain öffnete die Tür und trat ein, um vor dem Schreibtisch Haltung anzunehmen. Er hob die Hand zu einem messerscharfen militärischen Gruß und stieß seine Worte wie eine Maschinengewehrsalve hervor.

»Captain Stone Quillain, Fox-Company, Second Bataillon, Sixth Marine Regiment, meldet sich zur Stelle, Ma'am!«

Amanda Garrett erwiderte den Gruß mit einer beiläufigen Geste, während sie in der Linken den Telefonhörer am Ohr hielt. »Stehen Sie bequem, Captain. Willkommen an Bord. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich bin gleich fertig.«

Quillain entspannte sich nur ein klein wenig in seiner kerzengeraden Haltung. Den Blick geradeaus gerichtet, studierte er seine Umgebung aus den Augenwinkeln.

Der kleine Raum war nicht nur Arbeits- und Wohnzimmer, sondern diente offensichtlich auch als Planungszentrale. Nahezu jeder Zentimeter Wandfläche war mit Karten und Luftaufnahmen bedeckt. Dazwischen waren jede Menge Computerausdrucke befestigt, die teilweise fast bis zum Fußboden reichten und die ausgiebig mit Anmerkungen versehen waren. Nur der Bereich am Kopfende der Koje war frei, doch auch hier lagen einige Bücher übereinander gestapelt.

Auf dem Schreibtisch standen mehrere Ordner aufgereiht, und der Laptop neben der Sprechanlage war geöffnet und betriebsbereit.

Natürlich erkannte er sie wieder. Jedem, der auch nur nebenbei die jüngsten Ereignisse in der Welt verfolgt hatte, war das Gesicht der Helden der Drake-Passage und der chinesischen Küste vertraut – das dichte kastanienbraune Haar, die großen haselnussbraunen Augen mit dem wachen Blick und die feinen Gesichtszüge, die nicht erst durch Make-up betont werden mussten, um attraktiv zu erscheinen.

Was die Nachrichtensendungen nicht vermittelt hatten, war die natürliche Vitalität und Dynamik, die von dieser Frau auszugehen

schien. Auch Quillain rahm dieses Phänomen wahr, obwohl er diesen Raum mit der festen Absicht betreten hatte, nichts in irgendeiner Weise Positives an seinem neuen Kommandeur zu finden. Ebenso wenig konnte er umhin, die sanfte Rundung ihrer Brüste unter dem Uniformhemd zu bemerken.

Quillain riss seine Aufmerksamkeit mit Gewalt von diesem Anblick los und wandte sie stattdessen dem Telefongespräch zu, das in seiner Anwesenheit geführt wurde.

»Ganz ehrlich, Lieutenant«, sagte Amanda Garrett, »es ist mir völlig egal, wie der Zeitplan für die Versorgung aussieht. Wir brauchen jetzt sofort zusätzliche Munition, und in Zukunft werden wir noch weit mehr brauchen. Wir haben hier ein großes Übungsprogramm laufen... Schließlich müssen wir unser Service-Personal als Hilfsschützen an Bord der PGs ausbilden... Ja, genau. Wir werden mindestens drei zusätzliche Lafetten für leichte Waffen pro Boot einsetzen, also können Sie alle bisherigen Pläne in den Papierkorb werfen... Ich weiß, dass mir nur ein gewisses Quantum zu Übungszwecken zusteht, Lieutenant. Wir haben es aber längst aufgebraucht und greifen schon auf unsere Reserven für den Gefechtsfall zurück... Wir brauchen alles: Kaliber 5,56 mm NATO-Standard, 40-mm-Granaten, alle Typen, außerdem Kaliber .50 – und zwar jede Menge Kaliber .50! Dazu zwei Dutzend M2-Maschinengewehre. Von allem benötigen wir doppelt soviel wie bisher.«

Die goldfarbenen Augen funkelten in Quillains Richtung. »Nein, streichen Sie das. Wir haben jetzt auch unsere Marines hier. Wir brauchen das Dreifache... Ja, genau, das Dreifache! Und sorgen Sie dafür, dass das Zeug eingeflogen wird. Wir haben nicht genug Zeit für den Seeweg!«

Quillain runzelte die Stirn. Er hatte diese Art Diskussion selbst oft genug führen müssen, um einem Quartermaster zusätzliche Übungsmunition abzuringen. Offensichtlich war sie unzufrieden mit der Antwort, die sie bekam. Ihre dunklen Augenbrauen zogen sich drohend zusammen, und ihre Stimme nahm einen eiskalten Ton an. »Lieutenant, das ist Ihr Problem, fürchte ich. Oder wollen Sie, dass Captain Stottard sich an Admiral MacIntyre wendet? Ich hoffe, ich muss nicht

selbst mit ihm reden. Also, kümmern Sie sich gefälligst um die Sache!«

Sie knallte den Hörer auf die Gabel und wandte sich Quillain zu, wobei ihr zorniger Gesichtsausdruck genauso schnell verschwand, wie er gekommen war. Sie erhob sich hinter dem Schreibtisch, streckte dem Marineinfanteristen die Rechte entgegen und schüttelte ihm kräftig die Hand.

»Tut mir Leid, Captain. Musste rasch noch ein paar Dinge regeln. Ich bin Captain Amanda Garrett, Dir TACBOSS hier vor Ort. Wir sind froh, dass Sie und Ihre Leute hier sind.«

»Danke, Ma'am«, antwortete Quillain steif. »Ich bin soeben mit meinem ersten Platoon angekommen und...«

»Ist der Rest Ihrer Company noch in Conakry?«, unterbrach sie ihn.

»Jawohl, Ma'am. Wir holen Sie bald...«

»Großartig! Sobald wir hier fertig sind, setzen Sie sich mit dem Hauptstützpunkt in Verbindung. Holen Sie auch Ihre beiden anderen Rifle Platoons auf die Plattform, aber lassen Sie Ihren Weapons Platoon in Conakry. Für diesen Zug habe ich einen Spezialauftrag.«

»Einen Spezialauftrag, Ma'am?«, fragte Quillain etwas verwirrt.

»Genau. Und einen sehr wichtigen noch dazu, mit dem wir möglichst bald beginnen müssen. Ich zeige Ihnen gleich einmal, wie die Lage hier aussieht.«

Amanda Garrett kam rasch hinter ihrem Schreibtisch hervor und trat an eine Karte, auf der die afrikanische Goldküste dargestellt war. Dabei eilte sie so knapp an Quillain vorüber, dass der verdutzte Marineinfanterist zwei Schritte zurückwich, um ihr nicht im Weg zu stehen.

»Also«, fuhr Amanda fort, »wir haben zwei Radarballon-Stationen eingerichtet; Guinea-Ost, hier vor der Küste Guineas und der Westafrikanischen Union, und Guinea-West vor der Küste Guineas und Guinea-Bissaus.«

Ihre Hand wanderte flink über die Karte. »Damit haben wir eine hundertprozentige Radarüberwachung der guineischen Küste. Das Problem ist nur, dass die Schiffe der TAGOS-Klasse, auf denen die Ballons installiert sind, ursprünglich für die Unterseeboot-Aufklärung

gebaut wurden und deshalb langsam und auffällig sind und außerdem sehr nahe an der Küste operieren müssen. Die Besatzung wurde von der Naval-Fleet-Auxiliary-Force übernommen, das heißt, es sind Zivilisten, die keinerlei Waffen an Bord haben. Wenn es zu einem Bogghammer-Angriff käme, waren sie völlig wehrlos. Deshalb bin ich so froh, dass Sie mit Ihren Leuten hier sind.«

»Wie meinen Sie das, Ma'am?«, fragte Quillain, immer noch ein wenig verwirrt.

»Sehen Sie, wir teilen Ihren Heavy Weapons Platoon in zwei Teams auf, die auf den beiden Radarbailon-Schiffen stationiert werden. Wie sieht die Bewaffnung Ihrer Leute genau aus?«

Quillain musste sich sehr konzentrieren, um auf ihre Frage einzugehen. »Meine Granatschützen und Raketenwerfer-Teams haben ihre Mark-19 und die SMAWs. Ich dachte mir, wir würden für die Arbeit hier keine Mörser brauchen, also habe ich stattdessen Ma-Deuce Fifties... will sagen, schwere Maschinengewehre Kaliber .50 mitnehmen lassen.«

»Gute Wahl, Captain! Könnte nicht besser sein. Wir lassen Ihre Leute in Conakry, bis... äh, übermorgen. So können sie sich ein wenig ausruhen und auf den Job vorbereiten. Dann bringen wir sie nach Einbruch der Dunkelheit mit dem Hubschrauber auf die beiden Schiffe. Wir ziehen sie wieder ab, sooft die Schiffe zur Versorgung nach Conakry kommen. Wenn wir die beiden Teams vor der Welt geheim halten, könnten wir bald jemandem eine böse Überraschung bereiten.«

»Ja, Ma'am«, stimmte der Marineinfanterist zu. Captain Garrett verstand es offenbar ausgezeichnet, andere zu überraschen.

Sie studierte aufmerksam die Karte, die Hände über dem Bauch gefaltet. »Damit wäre das erledigt«, fuhr sie nach einer Weile fort. »Nun zu Ihrem Rifle-Platoon. Ich weiß, dass Ihre Leute noch unter dem Jetlag leiden und sich erst akklimatisieren müssen. Was glauben Sie, wann sie einsatzfähig sind?«

»Das hängt von der Aufgabe ab«, antwortete Quillain prompt – erleichtert, dass er sich wieder auf sicherem Terrain bewegen konnte. »Was gibt es genau zu tun?«

»Mehrere amphibische Aufklärungseinsätze.«

Erneut ließ Amanda Garrett ihre Hand in einer schwungvollen Geste über die Karte wandern – diesmal zu den Küsten von Sierra Leone, Liberia und Guinea. »Hier liegt unser Problem, Captain. Wir müssen 1300 Kilometer Küste im Auge behalten. Mit Ihren 160 Mann und meinen fünf Kanonen- und Patrouillenbooten haben wir zwei verschiedene Missionen durchzuführen. Einerseits müssen wir Guinea vor den Angriffen der Westafrikanischen Union vom Meer her schützen, andererseits müssen wir auch den Schmuggel über die Elfenbeinküste unterbinden, mit dem die Union das Embargo der Vereinten Nationen unterläuft.«

Sie drehte sich zu Quillain um. »In Wirklichkeit haben wir zwei verschiedene Kriege, einen im Osten und einen im Westen – und wir können sie unmöglich beide gleichzeitig führen. Dazu fehlt uns ganz einfach die Ausrüstung – zumindest, wenn wir nach den Richtlinien der konventionellen Gefechtsführung vorgehen.«

Quillain stellte fest, dass sein Interesse unwillkürlich wuchs. »Was haben Sie für Pläne, Ma’am?«

»Wir zerlegen das Problem in verschiedene Teile, die wir einen nach dem anderen angehen.« Sie tippte mit dem Fingernagel leicht gegen die Karte, und zwar auf den Bereich, in dem die guineische Küste lag. »Unser erster Schritt wird es sein, das Netzwerk von Küstenstützpunkten zu zerstören, das die Union auf guineischem Territorium eingerichtet hat.«

»Die Westafrikanische Union hat Marinestützpunkte in Guinea?«

»Ja, sie haben kleine, gut getarnte Liegeplätze, die ihren Boghammer-Booten als Stützpunkte für ihre Überfälle dienen. Wir glauben, dass auch ihre Kommandotrupps von hier ihren Nachschub beziehen. Wenn wir diese Liegeplätze ausschalten, wäre das ein schwerer Schlag für die Union. Stellen wir es geschickt an, können wir der Union sogar empfindliche Verluste an Ausrüstung und Mannschaften zufügen.«

»Wissen wir schon, wo die Ziele genau liegen?«, fragte Quillain und studierte die Karte.

»Mehr oder weniger, ja«, antwortete Amanda mit einem geheimnisvollen Lächeln.

»Ich nehme an, Sie haben schon gehört, wieviel wir in letzter Zeit vermasselt haben?«

»Äh... ich habe gehört, dass die Hovercraft-Flottille mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, Ma'am«, antwortete Quillain diplomatischer, als er es selbst für möglich gehalten hätte.

»Das ist gut. In Wirklichkeit haben wir in den letzten Wochen alles getan, um wie die größten Idioten dazustehen, die je in der U.S. Navy Dienst getan haben. Wir haben Motorschäden inszeniert, wir haben Einsätze vermasselt, Patrouillen abgebrochen – kurz gesagt, wir haben alles getan, damit uns die Einheimischen und der Nachrichtendienst der Union für völlig unfähig hält. Und es hat sich ausgezahlt.«

Quillain stützte die Hände auf die Hüften. »Wie meinen Sie das, Ma'am?«, fragte er verblüfft.

»Die Marine der Union verliert ihre Angst vor uns. Abgesehen von dem Angriff auf den Stützpunkt in Conakry hat die Union ihre Küstenoperationen stark gedrosselt, seit die UN-Blockade in Kraft ist. Offensichtlich wollten sie sich zuerst einmal einen Eindruck von unserer Stärke verschaffen, bevor sie weitere Angriffe wagen. Also haben wir uns bemüht, einen möglichst schlechten Eindruck zu hinterlassen. Wie es scheint, haben wir damit Erfolg gehabt, denn sie beginnen wieder aktiver zu werden. Ihre Boghammer-Gruppen greifen schon wieder recht munter die guineische Küste an. Und jedes Mal verfolgen unsere TACNET-Aufklärungsdrohnen und unser Radar sie zu ihren Stützpunkten zurück.«

Sie zeigte auf mehrere rote Kreise, die entlang der guineischen Küste auf der Karte eingetragen waren. »Wir haben schon vier ihrer Stützpunkte ausfindig gemacht, und wir schätzen, dass uns noch höchstens zwei fehlen dürften. Und genau da kommen Sie mit Ihren Marines ins Spiel, Captain. Ich möchte Aufklärungspatrouillen zu jedem der Stützpunkte losschicken. Sie sollen das Terrain erkunden und überprüfen, ob es sich auch tatsächlich um die gesuchten Stützpunkte handelt. Wir werden Personenerfassungssensoren einsetzen, damit wir wissen, wann die Stützpunkte bemannt sind – und all das, ohne dass wir entdeckt werden. Ist das möglich?«

Quillain nickte entschieden, »Das ist möglich, Ma'am. Sagen Sie

uns nur Bescheid, wann es losgehen soll. Wie sieht der nächste Schritt aus?«

»Wir werden alle Stützpunkte mit einem einzigen koordinierten Schlag außer Gefecht setzen. Dazu werden wir einen Zeitpunkt wählen, an dem wir der Union die größtmöglichen Verluste zufügen können.« Mit grimmiger Miene fügte sie hinzu: »General Belewa und seine Leute sind zäh, gerissen und sehr flexibel. Also dürfen wir ihnen gar keine Gelegenheit geben, auf den Angriff zu reagieren. Wir zerstören das ganze Netzwerk mit einem Schlag, damit sie nichts haben, mit dem der Start eines Wiederaufbaus möglich wäre.«

Das war eine Vorgangsweise ganz nach Art der Marines – etwas, das Quillain bestimmt nicht erwartet hatte. »Der Plan hört sich recht solide an, Ma'am«, sagte er zurückhaltend. »Aber ich hätte nicht erwartet, dass meine Jungs an Land operieren würden. Unsere Einsatzvorgaben waren nicht ganz eindeutig in der Darstellung, was die Erlaubnis anging, auf guineischem Territorium operieren zu dürfen oder nicht.«

Amanda Garrett hob ironisch die Augenbrauen. »Mir ist diese Unklarheit auch aufgefallen, und ich werde mich hüten, genauer nachzufragen, bevor wir diesen Job erledigt haben. Wenn sie mir dann sagen, ich hätte meine Befugnisse überschritten, kann ich schön verlegen werden und sagen: ›Äh, tut mir Leid, da habe ich die Einsatzvorgaben wohl falsch verstanden‹.«

Sie wandte sich von der Karte ab und erwiderte Quillains Blick. »Keine Sorge, Captain. Wenn wir losschlagen, werden Sie auf meinen ausdrücklichen Befehl hin handeln. Gibt es Ärger, wird er mich allein treffen. Anders gesagt, ich wälze so etwas nicht auf meine Leute ab.«

»Das war auch gar nicht meine Sorge, Ma'am«, erwiderte Quillain ein wenig mürrisch. Verdammtd, es passte ihm ganz und gar nicht, dass eine Frau – noch dazu eine überaus attraktive – ihn ihres Schutzes versicherte.

Sie blickte ihm lächelnd in die Augen. »Oh, davon bin ich überzeugt, Captain, aber ich stelle gern von Anfang an klar, wie ich die Dinge handhabe. Jedenfalls weiß ich, dass noch jede Menge Arbeit vor Ihnen liegt, deshalb will ich Sie gar nicht länger aufhalten. Küm-

mern Sie sich um die Dinge, die wir besprochen haben. Wir sehen uns dann beim Essen in der Offiziersmesse und danach um zwanzig Uhr zur Besprechung in der Operations Group. Sie und Ihre Leute können dann die anderen Task-Force-Commander kennen lernen. Wir legen dann gemeinsam unsere weitere Vorgangsweise fest. Wir hoffen, dass Sie auch einiges beizutragen haben.«

»Ja, Ma'am. Danke, Ma'am.«

Sergeant Tallman, der sich an die Wand des Wohncontainers gelehnt hatte, richtete sich auf, als Quillain aus der Türe trat. Es fiel ihm auf, dass sein Chef einen etwas verblüfften und ziemlich nachdenklichen Gesichtsausdruck zeigte.

»Wie schlimm ist es denn, Skipper?«, fragte Tallman.

»Also, ich kann Ihnen gleich einmal zwei Dinge sagen«, antwortete Quillain nach einem Moment des Nachdenkens. »Erstens, wir haben es hier mit einer wirklich interessanten Sache zu tun. Und was das andere betrifft...« – er zeigte mit dem Daumen auf die Tür, aus der er soeben gekommen war – »... das ist alles andere als ein knackarschiges Weibchen.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1 4. Juni 2007, 06:32 Uhr Ortszeit

»Was wir da in Guinea erleben, ist wieder mal ein typisches Beispiel dafür, wie abhängig das Pentagon von seinem Hightech-Spielzeug ist. Sie haben jede Menge hochempfindliche technische Systeme in den Krisenherd transportiert, die noch dazu von unzureichend ausgebildeten, undisziplinierten Kids bedient werden, die kaum der High-School entwachsen sind – und da wundern sie sich noch, dass das Ganze nicht funktioniert.«

Der Beitrag wurde in der CNN-Sendung *Defense Today* ausgestrahlt. Der Mann, der die herbe Kritik aussprach, war ein Ex-Offizier von den Special Forces der Army, der eine zweite Laufbahn als Journalist begonnen hatte, in der er mit besonderer Vorliebe die amerikanische Militärpolitik aufs Korn nahm.

»Heißt das, Colonel«, wandte der Moderator ein, »Sie gehen davon aus, dass all das stimmt, was man da an Negativem über die neue Seafighter-Squadron hört?«

»Ich hätte Ihnen gleich sagen können, dass diese Luftkissenfahrzeuge nur wieder so ein teures Spielzeug sind, das nichts taugt. Die Navy weiß das auch, und jetzt werden die Herren nervös. Deshalb haben sie den neuen Superstar Amanda Garrett dorthin geschickt – in der Hoffnung, dass sie wenigstens irgendetwas Medienwirksames aus diesem Seafighter-Fiasko rausschlagen kann. Aber auch sie wird Mühe haben, die Sache zurechtzubiegen und...«

Amanda drückte eine Taste auf der Fernbedienung und schaltete damit den Videorecorder aus. »Gute Arbeit, Ladies and Gentlemen. Seit Wochen sagen die Experten nichts anderes mehr als dieser Herr da eben. Und General Belewa macht den Fehler, dass er auf sie hört. Jetzt liegt es an uns, es ihnen allen zu zeigen.«

Da und dort ertönte Gelächter im Briefing-Modul. In dem engen Raum drängten sich die Offiziere der Tactical Action Group, die Kommandanten und Ersten Offiziere der Seafighter und der Cyclone-Patrouillenboote, Stone Quillain und seine Marineinfanteristen und die ranghöchsten Systemoperatoren des TACNET-Systems. Einige saßen um den schmalen Tisch, andere standen an die Wand gelehnt – alle jedoch warteten gespannt darauf, was die Kommandeurin ihnen noch zu sagen hatte.

Amanda wandte sich von dem Bildschirm an der Wand ab und trat an die altmodische Tafel daneben. Rasch kritzelt sie ein paar Worte darauf.

MACHTPROJEKTION
AUFRECHTERHALTUNG
DER KOMMUNIKATIONSLINIEN AUF SEE
AUFRECHTERHALTUNG DER PRÄSENZ DER FLOTTE

»Das sind die drei klassischen Missionen, die von der Marine der Westafrikanischen Union im Moment durchgeführt werden«, fuhr sie fort. »Machtprojektion bedeutet in diesem Fall, dass sie den Krieg

dorthin tragen wollen, wo der Feind stationiert ist; zweitens versuchen sie, ihre Kommunikationslinien auf See aufrechtzuerhalten, und drittens geht es ihnen darum, ihre Flotte als strategische Bedrohung zu installieren. Wenn wir die Union daran hindern können, diese drei Vorhaben in die Tat umzusetzen, hätten wir unser Ziel so gut wie erreicht. Heute Abend machen wir den ersten Schritt dazu, und zwar genau... hier.«

Mit einer entschlossenen Geste unterstrich sie die Worte »Machtprojektion«.

Mit Hilfe der Fernbedienung rief Amanda eine Karte des Operationsgebietes auf den Bildschirm. Dann wandte sie sich wieder ihren Zuhörern zu, die Hände auf die Hüften gestützt.

»Ladies and Gentlemen, Sie alle kennen die Ausgangssituation. Mit Hilfe von TACNET und unseren Aufklärungsmissionen haben wir die Standorte von insgesamt sechs Bootsstützpunkten der Union an der Küste von Guinea ausfindig gemacht. Wir werden heute sowohl die drei großen als auch die drei kleinen Stützpunkte außer Gefecht setzen.«

Das Briefing-Programm am Bildschirm lief weiter; um jedes der Objekte schloss sich ein leuchtendes Zielsymbol. „Die beiden westlich gelegenen der drei großen Stützpunkte, L1 bei Rio Compony und L2 bei Cape Varga, werden von der *Sirocco* und der *Santana* ausgeschaltet. Jedes der Boote befördert als Kommandotrupp einen kompletten Zug Marines. Die drei kleineren Stützpunkte, S1 bei Conflict Reef, S2 bei Margot de Avisos und S3 bei Reviere Morbaya werden von den PCs übernommen. Auf diesen Booten wird je eine Gruppe Marines zum Einsatz kommen.“

Die erste Angriffswelle wird so koordiniert dass sie gleichzeitig abläuft, zumindest soweit die taktische Situation dies zulässt. Die beiden Cyclone-Boote werden um Punkt 0900 von Floater 1 ablegen. Die PCs werden nachmittags um 1500 folgen. Sämtliche Einheiten werden nach Einbruch der Dunkelheit ihren Landfall haben und um genau 2200 an ihren jeweiligen Zielen eintreffen. Das ist der Moment, in dem die Landungstruppen in Aktion treten.

Wir verfügen nicht über die notwendigen Aufklärungskapazitäten,

um alle Angriffe vollständig und ununterbrochen unterstützen zu können. Es werden jedoch zur Zeit des Angriffs alle Ziele zumindest einmal von einer Drohne angeflogen. Nach der ersten Angriffswelle werden die Kommandotrupps auf die Seafighter zurückkehren und das letzte Ziel, nämlich Reviere Forecariah, ansteuern, was dann in der Morgendämmerung ausgeschaltet werden soll. Die letzten Details der Operation entnehmen Sie an Bord Ihren Unterlagen und den Datenmodulen. Noch Fragen?«

»Ja, Ma'am«, ertönte eine Stimme, deren Akzent darauf schließen ließ, dass der Sprecher aus Georgia stammte. Amanda war nicht überrascht, dass es Stone Quillain war, der sich zu Wort meldete. Der Offizier des Marine Corps hatte, genau wie seine Kollegen, das Briefing an der hinteren Wand stehend verfolgt.

»Ich möchte nur zu bedenken geben, dass L3, der östlichste Stützpunkt, knapp 50 Kilometer von der Grenze zwischen Guinea und der Westafrikanischen Union entfernt ist. Wenn einer der Stützpunkte eine Warnung absetzen kann, ist es gut möglich, dass die L3-Truppen sich rechtzeitig in Sicherheit bringen können. Greifen wir aber L3 gleich mit der ersten Welle an, könnten wir die Truppen der Union leichter daran hindern, sich auf ihr eigenes Territorium zurückzuziehen. Ich glaube, ich habe auch schon bei der Einsatzplanung darauf hingewiesen.«

Amanda erwiderte den Blick des Marine mit ruhiger Miene. »Das haben Sie, Captain. Und ich versteh'e Ihren Einwand sehr gut.«

Sie schwieg einige Sekunden, sodass eine fast schon peinliche Stille eintrat, und wandte sich dann den übrigen Offizieren zu. »Dank der Boden-Sensoren, die unsere Marines installiert haben, wissen wir, dass zumindest vier der Stützpunkte bemannt sein werden. Das kommt uns sehr gelegen.« Mit etwas lauterer Stimme fügte Amanda hinzu: »Jedes Mal, wenn wir angreifen, sollten wir danach trachten, dass der Feind hohe Verluste an Menschen und Material hinnehmen muss. Wir müssen der Union klarmachen, dass ihre Opfer größer sind, als sie es sich leisten können, wenn sie sich mit uns auf einen Kampf einlassen. Wir müssen jede Chance nutzen, den Feind empfindlich zu treffen. Sie sollen uns fürchten! Und nun an die Arbeit!«

Meeresarm Reviere Morbaya
4. Juni 2007, 22:47 Uhr Ortszeit

Es gibt einen ganz bestimmten Trick, wie man möglichst geräuschlos durchs Wasser waten kann. Zunächst einmal ist es wichtig, zumindest bis zur Taille im Wasser zu stehen, um kein plätscherndes Geräusch durch die eigenen Schritte zu erzeugen. Außerdem sollten die Schritte möglichst klein sein, wobei man stets darauf achten sollte, dass man sicheren Grund unter den Füßen hat, um nicht die Balance zu verlieren.

Ein Special Operations Capable Marine, der für alle möglichen Arten von Kommandoeinsätzen ausgebildet wurde, beherrscht diese Dinge im Schlaf.

Captain Stone Quillain hielt einen Augenblick inne. Er schob das Nachtsichtgerät von den Augen hoch und betrachtete die Welt so, wie sie wirklich aussah.

Schwarz. So schwarz, wie es nur im Dschungel mitten in der Nacht sein konnte. So schwarz sogar, dass man das Gefühl hatte, es wäre möglich, die Dunkelheit mit den Händen zu greifen. Irgendwo in der Gegend sollte sich eigentlich ein Lagerfeuer befinden, doch davon konnte Quillain noch nichts erkennen. Er schob das Nachtsichtgerät wieder vor die Augen.

Jetzt konnte er wieder etwas sehen, auch wenn die Welt sich nur in verschiedenen Grünschattierungen zeigte. Sein AI2 (Advanced Image Intensifier)-Nachtsichtgerät verstärkte das Leuchten der Sterne, das hier und dort in Spuren durch die Baumkronen drang. Das Bild war zwar verschwommen, doch es reichte aus, um den Gezeitenarm im Flutgebiet zu erkennen – und auch die knorriigen Stämme der Mangroven am Ufer.

Quillain blickte sich kurz nach den zehn Männern seines Kommandotrupps um, die hinter ihm durchs Wasser wateten. Im Abstand von fünf Metern schoben sich die Marines langsam voran, die Waffen feuerbereit.

Bei jedem der Männer zeigte sich über der rechten Schulter ein grünlich-weißes Leuchten, das vom IFF-Transponder für die

Freund/Feind-Kennung stammte. Damit wurde verhindert, dass die Soldaten in einem Nachtgefecht auf einen der Ihren feuerten. Die Infrarot-Emissionen, die von dem Transponder ausgingen, waren zwar mit freiem Auge nicht zu sehen – das AEZ-Nachtsichtgerät vermochte sie jedoch sichtbar zu machen.

Leicht geduckt unter der Last ihrer Ausrüstung wateten die Marines dahin. Quillain selbst hatte sein gewohntes Gepäck dabei – die Mossberg 590-Schrofleite, seine zehn Pfund schwere Interceptor-Gefechtsweste sowie den in Tarnmuster gestrichenen Helm. An seinem MOLLE-Lasttragegurtzeug führte er nicht nur einen ordentlichen Trinkwasservorrat mit, sondern auch noch drei Patronentaschen mit je 16 Flintenpatronen, eine Beretta-Pistole Modell M9 mit vier Ersatzmagazinen zu je 15 Schuss, ein M7-Bajonett, ein Ka-Bar-Kampfmesser, eine Erste-Hilfe-Ausrüstung, Ersatzbatterien, vier Handgranaten sowie mehrere Leucht- und Rauchgranaten.

Auf Proviant und ein Zelt hatte er verzichtet; sie waren heute mit leichter Ausrüstung unterwegs.

An elektronischen Hilfsmitteln hatte Quillain außer seinem Nachtsichtgerät noch ein Funkgerät von der Größe einer Zigarettenzachetel dabei, das am Helm befestigt war. Das winzige AN/PRC-6725F-Gerät ermöglichte ihm via Kopfhörer und Mikrofon die Verbindung mit seinen Männern. Ein zweites Funkgerät, ein SINCGARS (Single Channel Ground Air Radio System)-PRC-6745-Leprechaun, war an seinem Rucksack angebracht und verband ihn über denselben Kopfhörer mit der Seafighter-Kommandozentrale.

Was den Funkverkehr betraf, wurde auf größte Disziplin geachtet. Das einzige Geräusch, das man über den internen Kanal hören konnte, war das leise Ausatmen von einem Dutzend angespannter und wachsamster Männer.

Quillain blickte nach vorn und ging weiter. Hin und wieder flogen ihm Gedankenfetzen durch den Kopf, wie ein Hintergrundrauschen, das seine Konzentration auf seine Aufgabe aber in keiner Weise beeinträchtigte.

Also, diese neuen AI2-Nachtsichtgeräte sind wirklich ein ganzes Stück besser als die alten NVG-(Night Vision Goggle-) Geräte. Nicht

so schwer, größere Reichweite und ein viel weiteres Gesichtsfeld. Trotzdem wäre es nett, wenn man sich zur Abwechslung auch wieder mal mit normalem Licht und den eigenen Augen umsehen könnte.

Rechter Fuß... Pause... linker Fuß... Pause... Pass auf diese verdamten Mangrovenwurzeln auf! Bleib lieber draußen im schlammigen Untergrund, auch wenn du dafür ins tiefere Wasser musst. Halt dich an den Sergeant vor dir und gib Acht, ob er dich vor einem Loch warnt.

Rechter Fuß... Pause... linker Fuß... Pause... Das hier ist Salzwasser, also sollten wir uns wegen der Pärchenegel keine Sorgen machen müssen, vor denen sie uns im Briefing gewarnt haben. Aber wie steht's mit Blutegeln? Ob die Blutegel hier in der Gegend auch im Salzwasser leben? Verdammt! Ich hätte mir den Schuhrand und die Hose mit Klebeband abdichten sollen. Aber dazu ist es jetzt zu spät.

Rechter Fuß... Vorsicht! Da ist es auf einmal ziemlich glitschig! Pause... linker Fuß. Die Schultern tun mir auch schon weh. Diese verdammtte Schrotflinte wird langsam schwer. Vielleicht sollte ich endlich auch eine M4 nehmen, wie alle anderen. Aber was soll's, das hätte ich mir früher überlegen müssen. Gib lieber auf die Umgebung Acht. Wir nähern uns langsam dem Ziel.

Der Sergeant hob eine Hand und gab damit das Signal zum Anhalten. Als er sich nach Quillain umdrehte, wirkte er mit seinem Nachtsichtgerät wie ein insektenartiger Roboter im Menschengewand. Quillain trat an seine Seite. Ihre Helme berührten einander fast, als sie sich im Flüsterton besprachen.

»Wie weit noch?«

Der Sergeant und seine Truppe waren schon hier gewesen. Sie waren diejenigen, die diese Gegend einschließlich des Bootsstützpunktes der Union erkundet hatten.

»Noch hundert Meter hier entlang, Skipper. Dann landeinwärts in Richtung Osten.«

»Okay. Dann ist ja soweit alles in Ordnung.«

In diesem Moment blickte rund sieben Meter von ihnen entfernt am weiter entfernten Ufer ein Krokodil auf und setzte sich in Bewegung.

»Scheiße!«

Es ist durchaus möglich, auch im Flüsterton einen Schrei auszustößen.

Das Tier, das doppelt so lang wie ein großgewachsener Mann war, stieß sich vom Ufer ab und ließ sich in das trübe Gewässer gleiten. Die Augen des Krokodils leuchteten gespenstisch weiß im Nachsichtgerät des Marineinfanteristen.

Der Sergeant legte seine Waffe an, eine Heckler & Koch-MP-5-Maschinenpistole. Quillain hob ebenfalls seine Waffe, doch sofort wurde ihm bewusst, dass es wie ein Donnerschlag im Dschungel widerhallen würde, wenn er feuerte. Die Mossberg in der Linken haltend, zog er mit der Rechten sein Ka-Bar-Messer.

Eine ganze Weile studierte das Krokodil sein Gegenüber. Dann endlich schien es zu dem Schluss zu kommen, dass die Aussichten nicht allzu günstig standen; es drehte ab und verschwand zwischen den Mangroven am Ufer,

Quillain und der Sergeant atmeten erleichtert aus.

»Sie sind wohl Tarzan, was, Skipper?«, flüsterte der Unteroffizier grinsend.

Quillain steckte das Messer wieder weg. »Scheiß auf Tarzan«, erwiderte er. »Ich Cheeta.«

»*Carondelet* meldet, dass Stützpunkt S1 am Conflict Reef ausgeschaltet ist«, berichtete Christine Rendino von Floater 1. »Wie vermutet, ist der Stützpunkt nicht besetzt. Keine Kontakte mit feindlichen Truppen. Erbeutet wurde leichtes Material sowie 50 Gallonen Benzin, außerdem verschiedene Dokumente. Lieutenant Clark wartet auf weitere Anweisungen.«

»Das war der leichtere Teil der Aufgabe«, antwortete Amanda mit leiser Stimme ins Mikrofon. »Das Landungsteam der *Carondelet* soll den Stützpunkt mit Video dokumentieren und dann zerstören.« Sie hatte eigentlich keinen Grund, leise zu sprechen; der Seafighter stand rund 500 Meter von der Küste entfernt. Sie tat es einfach instinktiv.

»Danach sollen sie kommen, um die *Queen* und die *Manassas* zu unterstützen«, fuhr sie fort. »Clark soll sich beeilen. Er ist jetzt unsere wichtigste Reserve.«

»Roger. Befehl verstanden.«

Amanda saß an der kleinen Navigatorstation im Cockpit der *Queen of the West*, von wo sie die Situation ihres Flaggschiffs sowie die der gesamten Operation im Auge behalten musste.

Die Lichter im Cockpit waren auf das absolute Minimum reduziert, während draußen vor den Fenstern nichts zu sehen war als eine sammene Dunkelheit. Sie konnte gerade noch die Umrisse von Steamer Lane und Snowy Banks erkennen, die weiter vorne schweigend mit Schutzhelmen auf den Köpfen und ihren Gefechtswesten, an den Steuerstationen saßen. Chief Tehoa hatte an der Waffenstation für die beiden schweren Browning-Maschinengewehre im Cockpit Platz genommen. Durch die offene Luke, in der er postiert war, drang etwas kühlere Luft herein, die der Crew überaus willkommen war.

»Wie sieht es für die *Santana* bei Rio Compony aus?«

»Stützpunkt L1 ist jetzt ebenfalls außer Gefecht«, berichtete Christinne Rendino. »Und die *Santana* hat einen wirklich guten Fang gemacht! Es waren zwar keine Kanonenboote dort, dafür war der Stützpunkt aber besetzt. Drei Guerillas wurden geschnappt, einer fiel im Verlauf des kurzen Schusswechsels. Keine Verluste auf unserer Seite. Erbeutet wurden 400 Gallonen Benzin, ein Haufen Dokumente und jede Menge Ausrüstung und Waffen. Genug, um einen ganzen Zug damit zu armieren. Unsere Leute wollen noch bis Tagesanbruch vor Ort bleiben und sich umsehen, ob es noch weitere Verstecke gibt.«

»Einverstanden, Chris. Die *Santana* und ihre Marines sollen dort bleiben, bis sie von guineischen Truppen abgelöst werden. Was ist mit den Teams der *Sirocco* und der *Manassas*?«

»Sie nähern sich ihren Zielen und werden schon bald mit ihrem Einsatz beginnen. Es gibt keinerlei Hinweise auf irgendwelche besonderen Aktivitäten in den Stützpunkten, die wir mit unseren Drohnen überwachen. Es sieht gut aus, Ma'am. Niemand ahnt etwas von unserem Einsatz.«

»Verstanden, Floater. Operation wie geplant fortsetzen.«

»Roger. Floater – Out.«

Wenige Augenblicke später leuchtete an den Kommunikationsanzeigen eine neue Ziffer auf. Ein anderer Sender innerhalb

des Kommandonetzwerks meldete sich. Amanda ging mit dem Joy-stick auf das Kanalsymbol und öffnete es mit einem Knopfdruck.
»Hier Royalty. Sprechen Sie, Mudskipper.«

»Marschieren jetzt landeinwärts. Ersuchen um Positionsüberprüfung.«

Captain Quillains Stimme klang heiser und zischend -sein Flüstern wurde vom Kommunikationssystem automatisch verstärkt.

»Augenblick, Mudskipper. Wir überprüfen Ihre Position sofort.« Amanda wandte sich dem taktischen Display zu.

Aus der vorangegangenen Aufklärungsarbeit wussten sie, dass es zwei Wege zum Stützpunkt der Union gab. Einer davon führte vom Meer her über einen engen Gezeitenarm mitten durch die Mangrove-n-sümpfe. Die *Queen of the West* befand sich im Augenblick vor der Mündung dieses Arms.

Es gab außerdem einen gewundenen Pfad entlang eines natürlichen Dammes, der landeinwärts durch den sumpfigen Regenwald führte. Die letzten Meter des Pfades waren durch Claymore-Minen und Maschinengewehrstellungen geschützt.

Dem Plan zufolge sollten die Marines einen zweiten kleineren Ge-wässerarm nutzen, der ungefähr 500 Meter westlich vom ersten Arm parallel zu diesem verlief. Quillain und seine Männer konnten auf diesem Weg bis zu einem Punkt vordringen, der direkt gegenüber dem Stützpunkt der Union lag. Von dort aus würden sie das Lager von seiner offenen Flanke her angreifen.

Stone Quillains SINCGARS-Funkgerät verfügte über einen einge-bauten GPS-Empfänger zur Satellitennavigation, zu der Amanda nun eine verschlüsselte Datenverbindung herstellte, um die Position des Landungsteams zu ermitteln. Wenige Augenblicke später erschien ein Symbol auf ihrem taktischen Display, als das Navigationssystem der *Queen* die Position der Marines in ihre Einsatzdatenbank aufnahm. Das Symbol befand sich genau am richtigen Punkt. Quillain und seine Leute waren dort, wo sie sein sollten.

»Mudskipper, wir haben Ihre Position überprüft«, antwortete Aman-da mit einiger Genugtuung über die seltene Tatsache, dass sie als Kommandantin die exakte Position ihrer Truppen kannte. »Marsch-

zahl zum Ziel null-acht-sieben. Ich wiederhole, null-acht-sieben. Entfernung zum Ziel vier-neun-null Meter.«

»Verstanden, Royalty. Wir rücken vor.«

»Viel Glück, Mudskipper.«

Es kam keine Antwort mehr, nur ein Doppelklick auf den Sende-knopf.

Amanda beugte sich vor und legte die Hand auf Steamer Lanes Schulter. »Es wird Zeit für den Endspurt. Bringen Sie uns rein.«

Der Kommandant des Hovercraft nickte. Er schob die Leistungshebel für die Elektromotoren in den Antriebsgondeln nach vorn und legte die Hand aufs Ruderrad. Die *Queen of the West* glitt auf ihrem geräuschlosen Elektroantrieb dahin, den breiten Bug auf die Mündung des kleinen Gewässerarms gerichtet.

Snowy Banks sprach leise in ihr Mikrofon – mit einer Stimme, die nicht so hell und klar wie sonst klang, sondern ein wenig heiser.

»An alle Stationen. Wir fahren jetzt in den Gezeitenarm ein. Schützen, Waffen entsichern. Ich wiederhole, Waffen entsichern.«

Chief Tehoa zog die Spannhebel seiner beiden Browning-Maschinengewehre nach hinten und brachte damit die ersten Patronen der Gurte in die Kammern; dann ließ er die Hebel wieder los, worauf die Federn der Schlagbolzen schussbereit gespannt waren. Das metallische *Ratsch-Klack!* der Maschinengewehrverschlüsse hallte in der Dunkelheit wider.

Es ist erstaunlich, wie geräuschlos eine Gruppe von gut ausgebildeten, schwerbewaffneten Männern sich durch dichtes Gestrüpp bewegen kann. Ihre Ausrüstung ist so fixiert, dass sie keinerlei Bewegungsspielraum hat. Die Gewehrläufe sind nach vorn gerichtet, um damit vorsichtig die Zweige beiseite zu schieben, ohne sie abzubrechen. Die Stiefel werden Millimeter für Millimeter vorgeschoben, wobei auf jeden noch so geringen Widerstand geachtet wird, den ein Zweig auf dem Boden bieten könnte. Und natürlich gilt es, alle schmerzhaften Dornen oder Insekten zu ignorieren, die es auf einen abgesehen haben.

Dieses eiserne Stillhalten ist ungemein ermüdend. Muskeln und Nerven sind ständig angespannt, sodass ein Marsch von wenigen hun-

dert Metern durch den Dschungel so anstrengend sein kann wie ein Zehn-Kilometer-Marsch auf der Straße.

Stone Quillain stellte fest, dass Bäume und Gestrüpp allmählich lichter wurden und dass seine Männer nun festen Boden unter den Füßen und es nicht mehr mit dem sumpfigen, von Mangrovenwurzeln durchsetzten Gelände von vorhin zu tun hatten. Sie hatten ihr Zielgebiet erreicht, die kleine Insel, auf der das Boot der Union verborgen lag.

Die Reichweite der Nachtsichtgeräte vergrößerte sich, als mehr Licht vom Himmel herunter zu ihnen durchdrang. Doch es gab auch noch eine andere Lichtquelle: ein weißes Flackern zwischen den Bäumen. Ein Feuer.

Der Feind.

Der Sergeant brauchte keine weitere Aufforderung. Er flüsterte seine Befehle ins Mikrofon, und die Marschkolonne bildete eine Schützenlinie. Eine der vier Mann starken Schützengruppen eilte zu der Stellung, die den landseitigen Zugang zur Insel abdeckte. Anhand von Computer-Simulationen hatte man dieses Manöver bereits Dutzende Male durchgespielt. Nun war die Stunde der Wahrheit gekommen.

Unten bleiben! Die Deckung ausnutzen. Tief geduckt von einem Gebüsch zum nächsten vorrücken. Runter auf den Boden, Robben, Sicherstellen, dass die Waffe durchgeladen ist, Entsichern. Finger weg vom Abzug.

Die Lage beobachten! Darauf achten, ob nicht irgendwo der Lauf einer feindlichen Waffe schimmert.

Nach unten sehen! Mit den Fingerspitzen ganz leicht über den Boden tasten. Ganz vorsichtig nach dem Draht einer möglichen Sprengfalle oder dem Stolperdraht einer Mine suchen.

Nach oben sehen! Die Bäume im Auge behalten. Im Geäst könnte sich ein feindlicher Scharfschütze verborgen halten.

Durchatmen! Von der Müdigkeit erholen, indem man mehrmals tief durchatmet, ehe man weiter vorgeht.

Quillain und sein Sergeant erreichten einen hüfthohen Erdwall und entdeckten ein Tarnnetz, unter dem sich ein ganzer Stapel von Fünf-

Gallonen-Kanistern befand. Der Geruch, der aus dem Versteck aufstieg, verriet, dass die Unionstruppen hier ihre Benzinvorräte gelagert hatten.

Sie drangen weiter vor. Nach wenigen Metern hatten sie freie Sicht auf das Lager.

Besonders eindrucksvoll sah es nicht aus. Es handelte sich lediglich um einige Hütten, die rund um ein Lagerfeuer standen. Die Bedeutung dieses Stützpunktes lag in seinen versteckten Ausrüstungs- und Treibstofflagern, die ringsum in den Wäldern angelegt worden waren. Für die Soldaten und Seeleute der Union war dieser Stützpunkt von unschätzbarem Wert, weil sie von hier aus ihren Nachschub erhielten und sich auf ihre Angriffe vorbereiten konnten. Für sie war dieses Lager wie ein guter Hafen – ein Ort, wo ein Soldat sich unter seinesgleichen sicher fühlen konnte.

Die Guerillas der Union fühlten sich jedoch ein klein wenig zu sicher. Es hatte sich so lange Zeit niemand in der Nähe ihrer Stützpunkte blicken lassen, dass sie gar nicht mehr damit rechneten, dass irgendjemand zu einer Bedrohung für sie werden könnte. Ein folgenschwerer Irrtum, wie sich gleich herausstellen sollte.

Acht Mann waren rund um das Feuer versammelt, manche in zerlumpten Tarnanzügen, andere in den sonnengebleichten Khakiuniformen der Unionsmarine. Sturmgewehre und Maschinenpistolen lehnten an den Baumstämmen, auf denen die Männer saßen, und ein Teekessel hing über dem glimmenden Feuer, das zwar Schutz gegen die Moskitos bot, aber kaum Wärme spendete. Zwei Matrosen arbeiteten an einem halb auseinandergenommenen Außenbordmotor, der auf einem Holzgestell lag. Neben dem Klimmen von Werkzeug und Klappern von Teebechern war auch das gedämpfte Gemurmel von Stimmen und gelegentliches Gelächter zu hören.

Quillains Nachtsichtgerät passte sich an die hellere Umgebung an, die von den niedrigen Flammen des Lagerfeuers erleuchtet wurde. Er blickte sich um und sah, dass die Lichter der Freund/Feind-Kennung knapp über dem Boden tanzten, als seine Männer ihre Positionen bezogen. Plötzlich erschien ein heller Lichtpunkt in seinem Gesichtsfeld, der sich auf die Männer einpendelte, die dort am Lagerfeuer

saßen. Ein zweiter Punkt folgte, dann ein dritter und ein vierter, bis jeder der Männer von einem solchen Leuchtpunkt fixiert wurde.

Es war nicht ganz einfach, mit einem Nachtsichtgerät durch ein herkömmliches Gewehrvizier zu blicken – deshalb verfügten die Marines über kleine Helium-Neon-Infrarot-Laser, die an die M4-Karabiner und M5-Maschinengewehre angeklippt werden konnten. Der Laser wurde dann genau auf die Stelle gerichtet, wo die Kugel auftreffen würde.

Der Laserstrahl des AN/PAQ-5-Laserscanners, das auf das ATZ-Nachtsichtgerät abgestimmt war, konnte lediglich vom Träger des Sichtgeräts, nicht aber mit freiem Auge wahrgenommen werden. Die westafrikanischen Guerillas ahnten nichts von der tödlichen Gefahr, in der sie sich befanden.

Die Entfernung betrug etwa 50 Meter. Quillain ließ sich auf ein Knie nieder und stützte den Lauf seiner Mossberg gegen die rauhe Rinde einer kleinen Mangrove. Er nahm seinen Mann aufs Korn, einen großgewachsenen hageren Soldaten, der eine Hand auf sein FALN-Gewehr gelegt hatte, während er am rauchenden Feuer saß. Quillain drückte mit dem Daumen den Laser-Auslöser. Er hätte schwören können, dass der Soldat kurz aufblickte, als ihn der Strahl traf.

»Team Red an Mudskipper«, meldete der Anführer der einen Schützengruppe über Funk. »Wir sind hinter ihrer MG-Stellung. Zwei Mann Bedienungen an den leichten MGs.«

»Roger, Red. Könnst ihr sie gefangen nehmen oder geräuschlos ausschalten?«

»Negativ. Zwei-Mann-Schützenlöcher. Beide Posten besetzt. Keine Schusslinie. Handgranaten.«

»Verstanden. Handgranaten. Macht euch bereit. Feuer frei auf mein Kommando.«

Die Rule of Engagement (ROE) für diese Mission verlangten, dass eventuelle feindliche Truppen erst aufgefordert werden mussten, sich zu ergeben, bevor das Feuer eröffnet werden durfte. Quillain kannte diese Regeln genau, und er war jederzeit bereit, sie zu ignorieren, wenn ihm dies nötig erschien.

Sorry, Herr Generalsekretär, aber draußen in der Welt funktionieren die Dinge nun mal ein wenig anders.

Quillain würde so vielen Unionsguerillas wie möglich eine Chance lassen, aber nicht, wenn er seine eigenen Leute dadurch in Gefahr brachte. Doch das war in diesem Fall gar nicht so einfach.

Quillain dachte für sich die Situation noch einmal durch. Die potentielle Feuerzone war ein annähernd dreieckiges Gebiet. Quillain und seine Leute befanden sich an der Spitze des Dreiecks, während das Lager der Union in der Mitte der Grundlinie lag. Am linken Eckpunkt der Dreiecksbasis befand sich die Maschinengewehrstellung der Union, die von seinem Scharfschützenteam aufs Korn genommen werden sollte.

Der rechte Eckpunkt wurde vom Boghammer-Liegeplatz gebildet, der sich außerhalb der Reichweite der Nachtsichtgeräte befand und teilweise von Bäumen und Gebüsch verdeckt war. Aufgrund der Daten, die man über die westafrikanischen Kanonenboote zur Verfügung hatte, wusste man, dass die Boghammer für gewöhnlich eine aus sechs Mann bestehende Besatzung hatten. Quillain hatte jedoch nur vier Unionsmatrosen im Visier. Konnte es sein, dass die restlichen beiden Männer auf dem Boot Wache hielten und an ihren Waffen saßen?

Quillains erste, instinktive Reaktion war die, ein zweites Team losschicken, um den Liegeplatz erkunden zu lassen. Angesichts seiner ohnehin beschränkten Feuerkraft erkannte er jedoch die Gefahr, seine Einheit allzu sehr in kleine Gruppen zu zersplittern und so keine durchschlagende Aktion mehr durchführen zu können. Außerdem war die Gefahr, entdeckt zu werden, umso größer, je länger sie sich hier draußen in der Dunkelheit hin und her bewegten.

Auch wenn ihm die Vorstellung gar nicht gefiel – er würde sich auf andere verlassen müssen. Er drückte auf die Sprechtaste seines Funkgeräts. »Royalty, Royalty, hier Mudskipper. Over...«

Die *Queen of the West* kroch langsam und – abgesehen von den Wellen ihres Kielwassers, die sich am Ufer brachen – nahezu geräuschlos den Gezeitenarm hinauf. Die Heckrampe und die Seitenluken standen offen, und die Läufe der neuen Waffen ragten in die Nacht hinaus wie

die suchenden Fühler eines Insekts. Die Schützen lehnten in ihren Gurten und warteten auf eine Gelegenheit, die Nachtsichtgeräte kurz abnehmen zu können, die Arme zu entspannen und einen Schluck Wasser zu trinken.

Sie waren keine richtigen Geschützmaate oder Feuerleit-Techniker. Eigentlich waren sie Mechaniker, Techniker oder Köche. Doch als Captain Garrett mit dem Wunsch nach zusätzlichen Schützen an die Mannschaft herangetreten war, hatten sie sich freiwillig gemeldet – obwohl sie damit Überstunden und ein zusätzliches Risiko auf sich nahmen.

Sie hatten sich nicht darum gerissen, an diesem Krieg teilzunehmen, doch jetzt waren sie mit einem Schlag mittendrin. Und wenn sie nach Hause zurückkehren würden, wollten sie sich nicht nachsagen lassen, dass sie bloß Däumchen gedreht hätten.

»Captain, wenn wir weiter vordringen, werden wir in dem engen Gewässerarm bald nicht mehr wenden können.«

Lane hatte ohne Zweifel Recht. In den vergangenen Minuten war die *Queen* immer wieder von Zweigen gestreift worden, die über die Uferböschung hinausragten. Amanda aktivierte den Laser-Entfernungsmeßer und sandte damit einen Mikrosekunden-Strahl aus. Zweihundert Meter – das war gerade richtig. Damit befanden sie sich noch außerhalb der Reichweite von weniger leistungsstarken Nachtsichtgeräten, wie die andere Seite sie eventuell besaß.

»Okay, Steamer. Maschinen stopp. Wir bleiben hier.«

Amanda nahm das mastmontierte Visiersystem zu Hilfe und richtete die restlichtverstärkende Videokamera geradeaus. Da waren Bäume und dichtes Gestrüpp am Ufer sowie – ein Stück landeinwärts – ein kleines Feuer. Von einem festgemachten Boghammer-Boot jedoch weit und breit keine Spur. Doch halt, an einer Stelle entdeckte sie dichtes Gestrüpp, das irgendwie seltsam ins Wasser ragte.

Amanda wechselte mit Hilfe des Trackballs am Joystick auf das Wärmebildsystem und hielt nach Infrarotstrahlung Ausschau.

Da war das, was sie gesucht hatte. Die IR-Strahlen drangen durch das Gewirr aus Zweigen und Tarngeflecht und förderten die hellen

Umrisse eines Boghammer-Bootes zutage, die sich vor dem Hintergrund des Sumpfgebietes abzeichneten. Das Boot war mit dem Bug voraus am mangrovenbestandenen Ufer festgemacht worden – und zwar mit genügend Spielraum, damit es sich mit den Wellen heben und senken konnte.

»Royalty, Royalty, hier Mudskipper«, hörte sie Stone Quillains eindringliches Flüstern in ihrem Kopfhörer. »Wir sind auf unserem Posten und einsatzbereit. Wie ist eure Position?«

»Mudskipper, wir liegen zweihundert Meter südlich des Liegeplatzes und haben den Liegeplatz und das Lager in Sichtweite.« Rasch führte Amanda eine GPS-Positionsbestimmung mit Hilfe von Quillains SINCGARS-Einheit durch. »Wir haben Ihre genaue Position.«

»Fein«, gab Quillain etwas ungeduldig zurück. »Sehen Sie das Kanonenboot und können Sie mir sagen, ob eine Crew an Bord ist?«

»Moment, Mudskipper.« Amanda suchte mit der Kamera das getarnte Boghammer-Boot ab. Es war zwar gut zu erkennen, lag aber unglücklicherweise genau auf einer Linie mit dem dahinterliegenden Lagerfeuer, welches das Wärmebild des Bootes etwas beeinträchtigte. Dadurch ließ sich nicht erkennen, ob sich auf dem kleinen Boot Wärme abstrahlende menschliche Körper befanden oder nicht.

»Royalty. Ich würde gern wissen, ob das verdammte Kanonenboot eine Crew an Bord hat.«

Amanda drückte die Sprechtaste. »Ich wiederhole, Mudskipper, einen Augenblick noch! Wir kümmern uns gerade um das Problem!«

Sie beugte sich zwischen den Pilotenplätzen vor. »Steamer, Snowy, könnt ihr mit euren Nacht sichtbrillen irgendetwas erkennen? Hat das Boghammer eine Crew an Bord?«

»Ma'am, ich kann nicht mal das Bog selbst erkennen«, antwortete Lane und schob sein Nachtsichtgerät hoch. »Fragen Sie Danno und Fryguy an den Feuerleitkonsolen. Die Zielsysteme haben eine bessere Infrarot-Auflösung als das MMS.«

»Okay.«

Danno O'Roark und Dwaine Fry hatten einen kleinen Vorteil gegenüber den Hilfsschützen an den offenen Luken. Sie waren mit den Waf-

fen an Bord des Seafighters bestens vertraut, da sie eine lange und intensive Ausbildung hinter sich hatten. Dennoch hatten auch sie noch keinen einzigen Schuss im Gefecht abgefeuert.

Der Schweiß, von dem ihre Anzüge durchtränkt waren, stammte nicht von der Hitze allein.

»Feuerleitstation, werft mal einen Blick auf eure Zielsysteme. Hat das Boghammer eine Crew an Bord?«

Die beiden jungen Seeleute richteten ihre Zielsysteme auf das Kanonenboot.

»Was meinst du, Fryguy?«

»Keine Ahnung, Danno. Vorne am Bug könnte was sein, aber sicher bin ich mir nicht.«

Danno war um vier Monate dienstälter als sein Kamerad, sodass auf ihm die Verantwortung lastete. Seine Kehle fühlte sich mit einem Mal unangenehm trocken an. Der TACBOSS wartete auf seine Meldung. Die Lady höchstpersönlich. Er hatte ebenfalls den Eindruck, dass sich an Bord des Boghammer etwas regte. Aber er konnte es einfach nicht mit Sicherheit sagen.

»Wir können nicht bestätigen, dass sich eine Crew an Bord befindet, Ma'am. Wir sind uns einfach nicht sicher.«

»Verstanden, Feuerleitstation«, antwortete Captain Garrett. »Halten Sie sich bereit.«

Sie ließ die Feuerleitstation in ihrer Kommunikationsschleife, sodass die beiden Bordschützen ihr folgendes Gespräch mit dem Landungstrupp mitverfolgen konnten. »Mudskipper, hier Royalty. Wir können die Anwesenheit einer Crew auf dem Kanonenboot weder bestätigen noch ausschließen.«

»Mist. Okay, Royalty. Dann fangen wir jetzt am besten an, Wenn das Boot eine Crew an Bord hat und sie auf uns feuern, dann müsst ihr sie außer Gefecht setzen.«

»Bestätigt Mudskipper.« Klick. »Okay, Feuerleitstation, ihr habt es gehört. Wenn das Boghammer feuert, dann schaltet ihr es mit den dreißig-Millimeter-Kanonen aus. Ich wiederhole, dreißig Millimeter. Werft noch einmal einen Blick auf eure taktischen Displays und gebt gut Acht, dass ihr nicht die Marines trefft.«

»Feuerleitstation, verstanden.«

Dannos Hals war so trocken, dass er nicht einmal mehr schlucken konnte, als er die Backbord-Waffenstation an seiner Konsole aufrief. »Jetzt geht's los«, sagte er mit heiserer Stimme.

»Team White. Team Blue. Wir schlagen zu. Haltet eure Position und feuert erst auf mein Kommando.«

Quillain hörte das mehrfache bestätigende Klicken im Kopfhörer und setzte den Kolben der Mossberg 590 an die Schulter.

»Team Red, leichte MGs ausschalten.«

Zwei Klicks kamen als Antwort. Quillain stellte sich jede einzelne Bewegung vor, die nun erfolgte: das Ziehen des Stifts, das Ausholen der Werfer und schließlich das Werfen der tödlichen kleinen Objekte, die unabirrt ihrer Bahn folgten.

... drei... vier... fünf.

Ein Aufflackern von weißem Licht und der doppelte Knall der Granatdetonation.

Die Soldaten am Lagerfeuer saßen einen Moment lang wie versteinert da.

»Keiner röhrt sich!«, brüllte Quillain. »Hier sind die United States Marines! Hände hoch und langsam von den Waffen weg! Wir haben euch im Visier!«

Keiner der Männer rührte sich von der Stelle. Es war, als wäre jede der Gestalten innerhalb des Feuerscheins von einem paralysierenden Strahl getroffen worden. Quillain wollte schon seine Aufforderung wiederholen, als von rechts plötzlich das Maschinengewehrfeuer auf die Marines eröffnet wurde.

Ein schweres 14,5-mm-Geschoss schlug in den Baum ein, an dem Quillain gelehnt hatte, sodass er den Mann, den er aufs Korn genommen hatte, aus dem Visier verlor. Der MG-Schütze feuerte blindlings in die Richtung, aus der Quillains Zuruf erfolgt war. Die Leuchtpurgeschosse fegten über die Köpfe der Marines hinweg, und es regnete Zweige und Holzsplitter auf sie herab. Instinktiv warfen sie sich auf den lehmigen Boden.

Im Lager der Westafrikaner stoben die Soldaten auseinander und

schnappten sich ihre Waffen. Das Feuer wurde mit Erde gelöscht, und im nächsten Augenblick eröffnete einer der Männer das Feuer auf die Marines. Auf den Knall des Gewehrschusses folgte das Hämmern einer Sterling-Maschinenpistole.

»Marines! Feuer erwidern!«

Das Feuer der Unionssoldaten wurde vom durchdringend peitschenden Knall der 5,56-mm-NATO-Standardmunition erwidernt. Quillain feuerte seinerseits in Richtung einer aufflammenden Gewehrmündung, ehe er wieder sein Funkgerät betätigte. »Royalty, Royalty! Wir haben einen Schusswechsel! Haltet uns das Kanonenboot vom Leib!«

»... wir haben einen Schusswechsel! Haltet uns das Kanonenboot vom Leib!« Amanda und die Crew der *Queen* hätten den dringenden Ruf nicht gebraucht, um zu wissen, was passiert war. Sie konnten die Flammen sehen, die vom Buggeschütz des Boghammer-Bootes ausgingen, und durch die offenen Seitenfenster des Cockpits hörten sie das Krachen des immer heftiger werdenden Schusswechsels.

Chief Tehoa, der an den Cockpit-Maschinengewehren saß, wusste also, was zu tun war. Er richtete die beiden Browning-MGs auf das Boghammer und drückte auf den Abzug, um das Kanonenboot mit einem Kugelhagel einzudecken.

Amanda wich zur Seite, als die heißen Patronenhülsen von oben ins Cockpit prasselten, und rief in ihr Kommandomikrofon: »Feuerleitstation! Feuer frei! Nehmt das Boghammer aufs Korn! Ausführung! Ausführung! Ausführung!«

Danno O’Roark, der an der Feuerleitstation 1 unter dem Cockpit saß, hörte den Befehl. Er hatte das Boghammer-Boot bereits im Visier und drückte sofort auf den Auslöser an seinem Joystick.

Nichts geschah.

Entsetzt überflog er die Anzeige für den Waffenstatus:

Backbord-Waffenstation
1 ** 30mm/Kanone gesichert**
2 ** 30mm/Kanone gesichert**

Scheiße! Er hatte vergessen, die Waffe zu entsichern!

»Feuerleitstation! Feuern auf das Boghammer eröffnen! Umgehend!«

In seiner Panik rief Danno eine neue Einstellung an den Waffensystemen auf. Dann drückte er noch einmal auf den Auslöser.

Oben im Cockpit der *Queen* traf ein zweiter Hilferuf ein. »Royalty! Royalty! Wir sind immer noch diesem verdammt MG-Feuer ausgesetzt! Wann könntt ihr endlich... Oh, Gott!«

Ein Dröhnen zerriss die Luft, das wie das Gebrüll eines gewaltigen Dinosauriers klang. Im nächsten Augenblick war die ganze Umgebung blau und orange erleuchtet und der Dschungel schien zu explodieren.

Danno O’Roark hatte das untrügliche Gefühl, dass ihm ein furchtbarer Fehler unterlaufen sein musste. Ein Blick auf das Display sagte ihm augenblicklich, was er in der Aufregung falsch gemacht hatte.

Backbord-Waffenstation

- 1 ** 2.75 RKT/Dauerfeuer
- 2 ** 2.75 RKT/Dauerfeuer

Sein Gehirn rief ihm zu, den Finger vom Abzug zu nehmen, doch seine Hand blieb wie festgefroren am Joystick, während die Raketen nacheinander losgeschickt wurden.

Zwei Ladungen. Sieben Hydra-Raketen pro Ladung wurden im Abstand von einer halben Sekunde abgefeuert; zehn Pfund hochexplosiven Sprengstoffs pro Rakete. Somit wurden innerhalb von dreieinhalf Sekunden nicht weniger als 140 Pfund Sprengstoff aus kürzester Entfernung abgefeuert. Die Wirkung konnte nicht anders als verheerend sein.

Das Tarngeflecht rund um das Boghammer löste sich in nichts auf, sodass in dem grellen Leuchten für einen Sekundenbruchteil die dunklen Umrisse des Bootes zu erkennen waren. Im nächsten Augenblick zerbarst das Kanonenboot in eine Milliarde Polyester splitter.

Mannsdicke Baumstämme wurden umgelegt und jahrhundertealte Mangroven knickten um, als der Raketen Hagel sich seinen Weg durch

den Dschungel bahnte. Glühende Baumteile prasselten auf die Aufbauten der *Queen* herunter. Amanda, Lane und Snowy duckten sich unwillkürlich, als Splitter gegen die Cockpitscheibe prallten. Mit einem wüsten Fluch stürzte Chief Tehoa ins Cockpit herunter; er hätte selbst nicht genau sagen können, ob er herabgesprungen war, um Deckung zu suchen, oder ob ihn die Erschütterung von seinem Platz an den MGs gefegt hatte.

Dann war mit einem Mal alles vorüber, und das einzige Geräusch war ein leises »Scheiße... Scheiße... Scheiße...«, das über Funk zu hören war.

»Feuer einstellen! Feuer einstellen! Alle Stationen, Feuer einstellen!«, rief Amanda über die Bordsprechanlage.

»Was, zum Teufel, ist überhaupt passiert?«, fragte Lane aufgebracht, während er sich in seinem Kommandosessel aufrichtete.

»Ich weiß auch nicht genau, Sir, aber irgendjemand wird dafür gera destehen müssen«, knurrte Tehoa und rappelte sich vom Boden hoch.

»Das ist jetzt nicht wichtig«, erwiderte Amanda. »Verdammmt, wir haben mit diesen Raketen vielleicht die Marines getroffen!«

Draußen in der Dunkelheit herrschte eine verhängnisvolle Stille. Nach dem Einschlag der Raketen war der Schusswechsel nicht wieder aufgeflammt. Alles, was man vom Cockpit aus erkennen konnte, war brennendes Benzin an der Wasseroberfläche.

»Mudskipper, Mudskipper, hier Royalty! Können Sie mich hören?«, sprach Amanda eindringlich in ihr Mikrofon. »Mudskipper, wie ist Ihr Status?«

Nach einigen quälend langen Sekunden des Schweigens meldete sich eine verärgert klingende Stimme: »Meint ihr, dass ihr genug Dynamit hochgejagt habt, ja?«

»Quillain, ist bei Ihnen alles in Ordnung? Sind Ihre Leute wohl auf?«

»Keine Verluste, aber wir werden einen Monat lang Holzsplitter spucken, glaube ich! Verdammtd, ich habe Sie gebeten, dass Sie uns das Kanonenboot vom Leib halten – nicht dass Sie die ganze Insel in die Luft jagen!«

Unter den gegebenen Umständen sah Amanda darüber hinweg, dass Quillains Art und Weise, mit einem ranghöheren Offizier zu sprechen,

nicht unbedingt korrekt war. »Sorry, Mudskipper«, antwortete Amanda etwas kleinlaut. »Wir... äh... hatten da ein kleines Problem mit den Waffensystemen. Wir haben die Systeme abgeschaltet.«

»Freut mich zu hören, Royalty. Übrigens kommen die Jungs von der Union nach und nach mit erhobenen Händen aus dem Busch. Das heißt, die, die noch gehen können.«

Amanda verspürte große Erleichterung. »Sehen Sie es mal so, Mudskipper – wenigstens haben wir sie dazu gebracht, aufzugeben.«

Sie hörte ein kurzes Schnauben in ihrem Kopfhörer. »Verdammt, zwei Meter näher – und ich hätte selbst aufgegeben!«

Meeresarm Reviere Morbaya

5. Juni 2007, 02:37 Uhr Ortszeit

Nachdem die *Queen of the West* den Gezeitenarm hinter sich gelassen hatte, wurden alle Lichter voll aufgedreht, um gleichzeitig Löschen und Laden zu können. Mit dem kleinen Schlauchboot wurden sowohl Marines als auch Gefangene vom Bootsstützpunkt zum Hovercraft befördert. Von dort wurden die Gefangenen am Seil in einen im Schwebeflug verharrenden CH-60-Transporthubschrauber verfrachtet, der sie nach Conakry bringen würde.

Es war keine leichte Sache, Menschen, die sich noch dazu sträubten, bei Nacht vom Deck eines Bootes in einen Hubschrauber zu befördern. Doch es ging nun einmal nicht anders. Die *Queen* hatte noch andere Aufgaben vor sich, sodass sie sich nicht mit zusätzlichen Passagieren belasten konnte.

An der Feuerleitstation saß Danno O’Roark, den Kopf auf der Konsole und das Gesicht in den Händen vergraben. »Ich bin erledigt«, murmelte er. »So gut wie tot.«

Sein Freund und Geschützkamerad Fryguy konnte nur nicken. »Ja, sieht ganz so aus.«

Plötzlich tauchte die Lady persönlich zwischen den beiden Feuerleitstationen auf. »Also schön, Gentlemen«, sagte sie knapp, »ich würde gern erfahren, was passiert ist.«

Mit zusammengebissenen Zähnen beschrieb Danno, wie es zu dem

irrtümlichen Raketenabschuss gekommen war – dass er vergessen hatte, zu entsichern, und dann auch noch in seiner Panik ins falsche Waffensystem geraten war. Er ließ nichts aus und machte keinen Versuch, sich herauszureden. Er hatte seine Aufgabe vermasselt und sich damit wahrscheinlich eine mögliche Laufbahn in der Navy verbaut – aber er würde nicht auch noch so tief sinken, dass er nach irgendwelchen lahmen Ausreden für seinen Fehler suchte.

Captain Garrett nickte nur, als er mit seinem Bericht fertig war. »Verstehe«, sagte sie schließlich. »Okay, Danno, ich möchte, dass Sie einen Bericht über den Vorfall schreiben. Konzentrieren Sie sich vor allem darauf, welche Änderungen Ihrer Meinung nach in unseren Waffensystemen, der Software und im operativen Ablauf vorgenommen werden sollten, damit solche Probleme in Zukunft nicht mehr auftreten. Sehen Sie zu, dass Sie den Bericht bis... sagen wir übermorgen fertig haben. Wir gehen ihn dann mit Lieutenant Commander Lane durch und überlegen uns, was wir tun können. Als ranghöchster Schütze an Bord der *Queen* müssen Sie mithelfen, diese Fehlerquelle aus dem System rauszubekommen. Okay?«

»Jawohl, Ma'am. Wird gemacht, Ma'am!«

Sie richtete sich auf und klopfte dem Gunner leicht auf die Schulter. Als Amanda ins Cockpit zurückkehrte, ließ sie einen überaus erleichterten jungen Mann zurück, der ab sofort bereit war, für sie durchs Feuer zu gehen.

»Da kommen sie!«, rief Snowy aus, während sie aus ihrem Seitenfenster nach achtern blickte.

Amanda öffnete die Luke in der Decke. Mit einem Fuß auf der Armlehne des Navigatorsessels und einer Hand am Sitz des Schützen zog sie sich aus dem Cockpit nach oben, um sich einen Überblick zu verschaffen.

Bei 40 Knoten (ca. 74 km/h) Fahrt war es jetzt kurz vor der Morgendämmerung angenehm kühl, und der Fahrtwind peitschte ihr das Haar um das Gesicht. Hier und dort leuchteten immer noch ein paar Sterne am Himmel, doch die rosa- und graufarbenen Streifen am östlichen Horizont kündigten bereits den Sonnenaufgang an. In dem schwachen rötlichen Licht konnte Amanda zwei stromlinienförmige

Fahrzeuge erkennen, die gerade die *Queen* überholten. Jeder der beiden Schatten ritt auf einem Kissen aus heller Gischt dahin.

Amanda ließ sich wieder ins Cockpit hinuntersinken und schloss die Luke, sodass das Dröhnen des Fahrwindes und das Heulen der Turbinen verebbte. Steamer Lane hatte bereits mit den beiden anderen Luftkissenbooten Kontakt aufgenommen.

»Frenchman und Rebel, Frenchman und Rebel. Hier spricht Royalty. Abmarsch zum Ziel L3 in Gefechtsformation.«

»Hübsches Rendezvous, Steamer«, bemerkte Amanda. »Wir liegen genau im Zeitplan. Die Tactical Action Group hat sich bis jetzt ein dickes Lob verdient.«

»Ja, Ma'am. Danke«, antwortete Lane. »Apropos Zeitplan, Ma'am. Wenn wir uns ein wenig beeilen, könnten wir den letzten Stützpunkt noch bei Dunkelheit erreichen.«

Amanda nahm an der Navigatorkonsole Platz. »Nein, das ist wirklich nicht nötig, Steamer. Halten Sie Ihre gegenwärtige Geschwindigkeit und sparen Sie Treibstoff. Der festgesetzte Zeitpunkt reicht völlig aus.«

Lane hob die Schultern und blickte sich zum zweiten Passagier um, so als wollte er sagen: »Tja, ich hab's versucht.« Stone Quillain sank tiefer in den Steuerbord-Klappssitz; seine Waffe hatte er neben sich an den Stuhl gelehnt. Der Marine roch nach Schlamm und Schweiß, und seine Augen funkelten kalt im immer noch mit Tarnfarbe beschmierten Gesicht. »Ich bin mir fast sicher«, sagte er nach einer Weile, »dass sich irgendjemand von einem der Liegeplätze, die wir zuvor aufs Korn genommen haben, davonstehlen konnte.«

»Das ist gut möglich«, pflichtete Amanda ihm bei.

»Vielleicht hat auch jemand einen Funkspruch abgesetzt. Die könnten schon wissen, dass wir kommen.«

»Kann durchaus sein, dass sie wissen, dass sich da etwas tut«, antwortete sie, den Blick auf die beginnende Dämmerung draußen vor dem Cockpitfenster gerichtet.

Quillain beugte sich vor. »Bestimmt haben sie sich schon auf unseren Angriff vorbereitet. Wenn wir bei Tageslicht auftauchen, werden sie uns sofort sehen und sich aus dem Staub machen, jede Wette.«

Amanda verhinderte es, dem zornigen Marine in die Augen zu blicken. Stattdessen hob sie den Kunststoffbecher von der Konsole und nahm einen Schluck Tee. »Wahrscheinlich.«

»Verdammter Mist, ich habe von Anfang an gesagt, dass wir zuerst den Stützpunkt L3 ausschalten sollten! Er ist der größte von allen und liegt außerdem dem Territorium der Union am nächsten. Von diesem Punkt aus kann es ihnen am ehesten gelingen, zu entwischen! Sie müssen nur ein paar Kilometer nach Süden die Küste entlang fahren, und schon sind sie in ihren Hoheitsgewässern!«

»Völlig richtig, Captain. Wie ich schon während des Briefings sagte, das alles trifft durchaus zu.«

Amanda nahm noch einen Schluck Tee, und Quillain ließ sich in seinen Sessel zurücksinken. Dabei murmelte er etwas vor sich hin – zum Glück für ihn nicht laut genug, um dafür vor das Kriegsgericht zu kommen.

Matakong Channel 5. Juni 2007, 05:19 Uhr Ortszeit

Die feurige Halbkugel der Sonne schob sich langsam über die niedrigen Hügel herauf, während die Seafighter-Squadron die Meerenge zwischen der Insel Matakong und der guineischen Küste durchfuhr. Der Himmel war klar und versprach einen weiteren sengend heißen Tag unter der afrikanischen Sonne. Die Passagiere und Besatzungsmitglieder einer Pinasse, die zum Festland unterwegs war, verfolgten mit besorgten Mienen die Vorüberfahrt der drei Luftkissenboote.

»Guten Morgen, Afrika!, tönte Christine Rendinos Stimme aus den Cockpit-Lautsprechern. Sie klang ziemlich überschäumend, obwohl sie die Nacht an einem Bildschirm in der Operationszentrale verbracht hatte.

»Was gibt es Neues, Chris?«, fragte Amanda.

»Fast zu viel, um es hier in Kurzform mitzuteilen. Wir haben zur Zeit sechzehn Gefangene, und dazu vier bestätigte Feinde, die im Gefecht gefallen sind. Wir haben über hundert Waffen erbeutet, darunter vier Seeminen, was unsere britischen Freunde vom Minensuch-

trupp besonders freuen wird. Außerdem haben wir mehrere Tonnen Treibstoff, Munition und Nachschubgüter sichergestellt, sowie jede Menge Dokumente. Manches von dem Zeug, was die Helis gebracht haben, konnte ich schon durchsehen – und ich muss sagen, wir haben genug Material, um sogar unsere misstrauischsten Journalisten davon zu überzeugen, dass Belewa hinter den Vorfällen in Guinea steckt.«

»Das ist gut, Chris, aber wir brauchten hier und jetzt ein wenig Unterstützung. Wir befinden uns hier im Matakong-Channel, ungefähr zehn Minuten vom Stützpunkt L3 entfernt.«

»Ich habe euch eine Predator-Drohne zum Stützpunkt rübergeschickt. Ihr könnt jederzeit verfolgen, was dort vor sich geht.«

Mit dem mastmontierten Visiersystem (MMS) war die AQ-1-Aufklärungsdrohne gerade noch zu erkennen; wie eine ferne Seemöwe zog sie über dem Bootsstützpunkt der Union ihre Kreise. Amanda rief die Daten auf, die von der Drohne gesammelt wurden, worauf auf dem Hauptmonitor an ihrer Konsole ein digitales Fernsehbild erschien. Eine etwas kleinere Version derselben Abbildung wurde auf Steamers und Snowys Steuerkonsole gezeigt.

Es war darauf ein bestimmter Abschnitt der charakteristischen Mangrovensümpfe zu sehen, der in die Bucht einer kleinen Halbinsel eingebettet war, die sich über die Nordseite des Forecariah-Deltas hinaus erstreckte. Im Zentrum des Gebietes unterbrach die Mündung eines kleinen Flüsschens die dicht bewaldete Küstenlinie.

»Womit haben wir's zu tun?«, fragte Amanda.

»Wir haben mindestens drei Boghammer im Stützpunkt, und unsere Bodensensoren zeigen über zwanzig Leute an, die ziemlich aktiv zu sein scheinen. In den letzten zwei Stunden hat es einige Funkverkehr gegeben – vor allem mit dem Armeehauptquartier in Freetown. Außerdem haben sie immer wieder versucht, Kontakt mit den anderen Stützpunkten aufzunehmen. Es hat aber niemand geantwortet – deshalb werden sie hier vermutlich langsam nervös.«

»Hab ich ja gleich gesagt«, brummte Quillain, während er über Amandas Schulter auf den Monitor blickte.

Amanda ignorierte die Bemerkung und betrachtete aufmerksam das Fernsehbild. »Sonst noch etwas? Irgendwelche Hinweise darauf, dass

sie vielleicht abhauen könnten?« Wenige Augenblicke später kam ein solcher Hinweis. Rote Flammen und schwarzer Rauch drangen aus dem Schutz der Mangroven hervor.

»Wow!«, rief Christine aus. »Das war ein Treibstofflager, das in die Luft geflogen ist! Moment...! Okay, Royalty, da scheint es mehrere Brandherde zu geben.«

Amanda nickte. »Okay, ihre Beobachtungsposten haben uns entdeckt. Sie vernichten ihre Lager. Als Nächstes dürfte ihr Munitionsbunker an die Reihe kommen.«

Wie als Reaktion auf ihre Worte erhob sich eine weitere Explosionswolke über die Baumwipfel.

Quillain seufzte frustriert. »Tja, da haben wir's. Sie zerstören alles, bevor sie abhauen.«

»Hmm«, antwortete Amanda geistesabwesend. »Wenn sie schlau wären, würden sie auch die Boghammers versenken und über Land heimzukehren versuchen. Aber das werden sie wohl nicht tun. Ich wette, dass sie versuchen, die Boote irgendwie hier rauszubekommen.«

Sie richtete sich so abrupt auf, dass Quillain durch die zurückschnellende Sessellehne ein Stückchen zurückgestoßen wurde. In ihren haselnussbraunen Augen war ein eigenständiges Funkeln zu erkennen – ein Feuer, das lange hinter Geduld und bedächtiger Überlegung verborgen gewesen war.

»Commander Lane. Alles auf Gefechtsstation! Miss Banks. Bereitschaftsbefehl an die Flottille! Überwassereinsatz! Captain Quillain, machen Sie Ihre Marines klar für den Einsatz!«

Steamer Lane gab das Alarmsignal, mit dem die Besatzung auf ihre Gefechtsstationen gerufen wurde. Kanoniere und Ladeschützen eilten an die Waffen. Alle Besatzungsmitglieder setzten ihre Ohrenschützer auf, während die Seiten- und Heckluken sich öffneten, sodass das Dröhnen des Fahrtwindes und das Kreischen der Turbinen hereinstrang,

»Feuerleitstation Eins und Zwei bereit! Waffenmodule ausgefahren! Waffen für Überwassereinsatz vorbereiten! Hellfires und Hydras sind auf den Startschienen!«

»Backbord-Granatwerfer ist bereit!«

»Steuerbord-Granatwerfer, alles klar!«

»Heck-MGs bemannt und einsatzbereit!«

Quillain zögerte einen Augenblick und wich zur Seite, als Chief Te-hoa die Leiter hinauf stürmte, um zu seinen MGs zu gelangen. »Hof-fentlich geht das gut, Captain«, sagte er schließlich, ehe er das Cockpit verließ.

Amanda hoffte das Gleiche. Sie wandte sich dem taktischen Display zu und setzte sich erneut mit der Operationszentrale in Verbindung.

»Chris, was geht auf dem Stützpunkt vor sich?«

»Bodensuchradar und FLIR zeigen an, dass sich auf dem Fluss einiges bewegt. Gleich kommen sie aus dem Schutz der Bäume hervor... Ja! Da tauchen drei Boghammer auf!«

Auf dem Echtzeit-Videobild waren drei Motorboote zu erkennen, die auf das offene Meer hinaus brausten. Knapp hintereinander schossen sie durch die niedrige Brandung und durchquerten die Bucht, um den heranstürmenden Luftkissenfahrzeugen zu entgehen und das Territorium der Westafrikanischen Union zu erreichen,

»Ich habe sie!«, rief Snowy aufgeregt. »Steamer, sie steuern direkt auf die Landzunge zu!«

Lanes rechte Hand ließ den Steuerhebel los, und sein Daumen schnellte in einer triumphierenden Geste nach oben. »Ja, ich sehe sie! Lauft, ihr Bastarde! Jetzt hilft euch kein Versteck der Welt mehr!«

»Abfangkurs, Steamer«, befahl Amanda und kniete sich zwischen die beiden Piloten. »Gehen Sie ran, bis wir gerade außer Reichweite ihrer Maschinengewehre sind, und halten Sie diese Entfernung.«

Lane drehte sich zu Amanda um und blickte sie fragend an. »Wir nehmen Sie nicht aufs Korn?«

»Oh, doch«, erwiderte Amanda lächelnd. »Aber zuerst möchte ich noch ein paar Botschaften abschicken.« Sie rief an ihrer Konsole den Kommandokanal auf. »Hier TAC-BOSS an Squadron. Bleiben Sie in Formation mit dem Flaggboot. Feuern Sie nur auf mein Kommando. Ich wiederhole, nur auf mein Kommando feuern.«

Die Kanonenboote der Union brausten quer durch die Forecariah-Bucht, direkt auf die Landzunge von Passe du Nord zu. Die dreizehn Meter langen Trimarane bockten und sprangen über die Wellentäler der Dünung hinweg. Gelegentlich schnellte eines der leichtgewichtigen Boote zur Gänze aus dem Wasser wie ein fliegender Fisch, um schließlich in einem explosionsartigen Aufschäumen der Gischt wieder ins nasse Element zurückzukehren.

An Bord der fliehenden Boghammer klammerten sich die Seeleute der Union an alles, was in Reichweite war, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Die Rudergänger an den Steuerungen wandten sich immer wieder um und holten das Letzte aus den 200-PS-Außenbordmotoren heraus.

Sie waren die unumschränkten Herren hier an dieser Küste gewesen. Es gab kein Boot, das sie nicht härtzen zerstören oder hinter sich lassen können. Zu Beginn hatten sie über die amerikanischen Luftkissenfahrzeuge nur gelacht, die ihnen wie ein ›mächtiger Wind‹ erschienen, ›der nicht richtig wehen kann‹.

Jetzt war den Seeleuten der Union das Lachen vergangen. Diese Meeresungeheuer mit den gefletschten Zähnen liefen in konstanter Entfernung hinter ihnen her, so als machten sie sich einen Spaß daran, genau dann zuzuschlagen, wenn es ihnen beliebte.

Die Heimat war nur wenige Minuten und Kilometer entfernt – doch diese Kilometer musste man zuerst einmal überbrücken. Die Bootsführer brüllten Befehle über das ohrenbetäubende Dröhnen der Außenborder hinweg, und die Besatzungsmitglieder begannen, Waffen und Munition über Bord zu werfen – in der Hoffnung, die Geschwindigkeit steigern zu können und sich doch noch in Sicherheit zu bringen.

Nachdem die Abteilung Marines auf seinen Einsatz vorbereitet war, kehrte Stone Quillain ins Cockpit der *Queen* zurück. Er nahm den Helm ab und setzte sich stattdessen einen Kopfhörer auf. »Wie sieht's aus?«, fragte er.

Eigentlich hätte er fragen wollen: »Was tun wir hier eigentlich?« Er wusste genau, dass die Seafighter jederzeit die Möglichkeit hatten, die

Boghammer-Boote einzuholen und abzuschießen. Der Marine konnte nicht verstehen, worauf man noch wartete. Diese Amanda Garrett schien die beunruhigende Gabe zu besitzen, immer wieder Dinge zu sehen, die ihm verborgen blieben.

»Es sieht gut aus, Captain«, antwortete sie aufgeräumt. »Wir haben Passe du Sud hinter uns und haben jetzt Point Sallatouk an Backbord. Jetzt ist es nicht mehr weit bis zur Grenze. Entschuldigen Sie mich, ich habe noch ein paar Kleinigkeiten zu erledigen.«

Sie wählte wieder den Kommandokanal. Quillain schaltete sich ebenfalls dazu, um mitzuhören, um was für ›Kleinigkeiten‹ es sich handelte.

»Carondelet, Manassas, hier TACBOSS. Die Bilder von TACNET zeigen an, dass die Boghammer den Großteil ihrer schweren Waffen über Bord geworfen haben. Wir können jetzt ein wenig näher heran gehen. Schließen Sie auf fünfhundert Meter auf, Mr. Marlin, und halten Sie die *Manassas* direkt in ihrem Kielwasser. Treiben Sie sie vor sich her. Mr. Clark, Sie setzen sie mit der *Carondelet* von der seeseitigen Flanke her unter Druck. Mr. Lane, Sie surfen doch so gern – dekken Sie mit der *Queen* die Küstenseite ab. Wenn die Jungs sich zum Strand flüchten wollen, schneiden Sie ihnen den Weg ab.«

Drei kurze Bestätigungen waren die Antwort. Die drei Seafighter beschleunigten und nahmen ihre neuen Positionen ein, sodass sie einen Halbkreis rund um die flüchtenden Boote bildeten.

Quillain starrte Amanda verblüfft an. »Sie treiben sie vor sich her!«, sagte er, als ihm zu dämmern begann, was sie vorhatte. »Sie treiben sie direkt auf die Küste zu!«

»Genau«, antwortete sie und nickte grimmig. »Die Fischerdörfer hier an der Küste haben sehr unter der Marine der Union zu leiden gehabt. Ich glaube, es tut ihrer Moral gut, wenn sie mit ansehen können, wie diese Herren von hier vertrieben werden.«

Die gejagten Kanonenboote und ihre Jäger liefen entlang eines Küstenstreifens, an dem jede Menge Pirogen zu sehen waren. Auf dem MMS-Display waren Gruppen von Fischern zu erkennen, die sich darauf vorbereiteten, ihre Netze auszuwerfen. Sie standen da und starrten wie gebannt auf den Konvoi, der da an ihnen vorüberzog.

Auch die Frauen und Kinder strömten aus dem Dorf an den Strand hinunter, vom Heulen der Hovercraft-Turbinen angezogen.

Die Angst, die in letzter Zeit ihr ständiger Begleiter gewesen war, wlich der Erkenntnis, dass es diesmal nicht sie waren, die um ihr Leben laufen mussten. Man kloppte einander auf den Rücken und schüttelte drohend die Fäuste gegen die flüchtenden Boghammer-Boote. Die ersten Jubelrufe ertönten, und die Fischer schickten den plötzlich so hilflosen Kanonenbooten höhnische Bemerkungen hinterher.

»Das Ganze ist auch ein Psychokrieg, Stone«, stellte Amanda fest.
»Wie ich schon im Briefing sagte – wenn wir diesen Krieg gewinnen wollen, dann müssen wir jede Gelegenheit nutzen, Belewa empfindlich zu treffen.«

»Captain Garrett«, warf Snowy Banks ein, während sie von ihrer Kopiloten-Station aufblickte. »Wir sind jetzt noch drei Minuten von der Grenze entfernt. Danach sind wir in den Hoheitsgewässern der Union.«

»Sehr gut, Lieutenant. Verfolgung fortsetzen. Das ist die nächste Botschaft, die wir ihnen mitzuteilen haben. Es gibt keine sichere Zuflucht mehr für sie.«

»Verzeihung, Ma'am«, meldete sich Steamer Lane zu Wort, »aber verbieten uns die Regeln für Kampfhandlungen der UN denn nicht, in die Hoheitsgewässer der Union einzudringen?«

»Wer hat denn gesagt, dass das irgendwas mit der UNO zu tun hat, Steamer?«

Sie jagten über die unsichtbare Linie hinweg, die sie vom feindlichen Territorium trennte. Als es klar wurde, dass die Seafighter die Verfolgung fortsetzen, versuchten die westafrikanischen Kanonenboote zum Strand auszubrechen, um sich auf das Festland zu retten.

»Feuerleitstation. Klarmachen zum Feuern.«

»Feuerleitstation ist bereit, Commander.«

»Wir setzen die 2.75-Rakete ein, Danno. Damit haben Sie ja schon Erfahrung. Ich möchte, dass die Bogs sich wieder vom Strand abwenden. Schicken Sie eine Salve Hydras zwischen die Kanonenboote und die Küste.«

»Schon unterwegs, Ma'am«, antwortete eine entschlossene Stimme.
»Systeme sind eingestellt... Feuer!«

Die Backbord-Waffensysteme der *Queen* richteten sich auf und schickten ihre Geschosse ab. Die Startschiene hob sich in der halben Sekunde zwischen zwei Abschüssen jedes Mal um ein ganzes Grad. Die Computersteuerung sorgte auf diese Weise dafür, dass die Hydras fächerartig in den azurblauen Himmel empor jagten.

Wenig später tauchten die Geschosse ins Wasser ein und detonierten, sodass sich zwischen den Boghammer-Booten und der Küste eine riesige Wasserwand auftürmte. Die Kanonenboote wichen zurück und wandten sich wieder seewärts.

»Gut gemacht, Mr. O'Roark.«

»Danke, Ma'am.«

»Floater an Royalty«, meldete sich Christine Rendino. »Ich möchte euch ja nicht den Spaß verderben, aber ihr bekommt Besuch. Ein größeres Kanonenboot ist unterwegs zu euch. Es liegt im Moment vor der Insel Yelibuya und läuft mit Höchstfahrt nach Norden. Die Kerle werden schon bald bei euch sein.«

»Verstanden, Chris. Die Sache entwickelt sich immer besser. Bleib dran und halt uns auf dem Laufenden. Royalty – out.«

Amanda blickte zu den übrigen Anwesenden in dem engen Cockpit auf. »Ich schätze, ihr habt es alle gehört, Leute. Es wird Zeit, dass wir Ernst machen. Snowy, sagen Sie den anderen, dass wir die Boghammer demnächst entern oder versenken werden. Sie sollen sie mit ihren Hellfire ins Visier nehmen und sich bereithalten. Feuerleitungstation, neuer Auftrag – noch einmal die 2.75-Raketen. Diesmal knallt ihr sie dem Führungsboot direkt vor den Bug.«

»Aye aye, Ma'am. Wird erledigt!«

Eine weitere Salve wurde abgefeuert – und sieben Gischtsäulen schossen zum Himmel empor und versperrten den feindlichen Kanonenbooten den Weg. Die Botschaft war klar und unmissverständlich: Einen Schritt weiter – und ihr seid fällig.

Der Kommandant der Unionsflotte warf seinem Rudergänger einen bitteren Blick zu, hob die Hand an den Hals und machte eine knappe Geste, als würde er sich die Kehle durchschneiden. Der Ru-

dergänger nahm den Leistungshebel zurück und stellte den Motor ab, worauf das Boot zum Stillstand kam. Die beiden anderen Boote folgten wenige Augenblicke später.

Es war nur noch das Geräusch der Wellen zu hören und das Ächzen und Knistern der Motoren, die von dem vergeblichen Sprint überhitzt waren. Und natürlich das triumphierende Heulen der amerikanischen Luftkissenboote, die rasch aufschlossen.

Den Kanonenboot-Crews der Union blieb nur noch eine Hoffnung: das weiße Aufblitzen einer Bugwelle, die sich vom südlichen Horizont her rasch näherte.

»*Carondelet*, Sie übernehmen das seeseitige Boot. *Manassas*, sie kümmern sich um das küstenseitige Boot. Wir übernehmen den Führer, Holen Sie die Gefangenen an Bord und bringen Sie so schnell wie möglich die Sprengladungen an.«

»Roger, *Queen*.«

»Wird gemacht.«

»Chris, was kannst du mir über das schwere Boot verraten, das auf uns zukommt?«

»Es ist ein wirklich schwerer Brocken. Die *Promise* – das Flaggschiff der ganzen Unionsmarine.«

»Verstanden. Das wird richtig... interessant.«

Die *Queen of the West* sank vom Luftkissen herab und lief im Schleichmodus auf das führende Boghammer-Boot zu. Jetzt, wo die Turbinen verstummt waren, konnte man das Surren des Cockpit-MG-Drehkranzes hören, als Chief Tehoa seine Maschinengewehre auf das feindliche Kanonenboot richtete. »Wir holen die Gefangenen über die Heckrampe an Bord«, sagte Amanda, zog den Stecker des Kopfhörers aus der Sprechlanlage und stöpselte ihn in ein kleines Funkgerät ein, das sie am Gürtel befestigte. »Steamer, halten Sie uns mit dem Bug zum Flaggschiff, das auf uns zukommt, und achten Sie darauf, dass wir es jederzeit mit unseren Geschützen aufs Korn nehmen können. Snowy, die *Manassas* und die *Carondelet* sollen den Kerl mit ihren Hellfire ins Visier nehmen. Wir eröffnen das Feuer nur, wenn sie auf uns feuern. Hoffen wir, dass die Kerle nicht gleich losballern.«

»Verstanden«, antwortete Lane stoisch und nickte. Der Hovercraft-Kommandant hatte eine Fliegersonnenbrille aufgesetzt, um seine Augen gegen das Licht der aufgehenden Sonne abzuschirmen. Die verspiegelten Gläser ließen nicht erkennen, was er empfand – doch seine Haut glänzte vom Schweiß, obwohl die Klimaanlage kühle Luft ins Cockpit blies. »Glauben Sie, dass er uns angreift, Ma'am?«

»Das weiß ich nicht, Steamer«, antwortete Amanda und ging nach achtern zum Niedergang. »Wir werden schon sehen«, sagte der Blinde.«

»Viel Glück, Ma'am!«, rief Chief Tehoa von seinem Platz an den MGs herunter.

»Viel Glück uns allen, Chief.«

Unten im Hauptaum bereitete Stone Quillain alles zum Entern des feindlichen Bootes vor. Während die *Queen* vor dem Boghammer in Position ging, waren die MGs am Heck auf die Bootsbesatzung gerichtet. Zwei Marines verstärkten das MG-Schützenteam, indem sie kniend ihre M4 Sturmgewehre mit untergesetzten M203-Granatwerfern auf das feindliche Boot richteten – die Granatwerfer ebenso durchgeladen wie die Gewehre.

»Waffen weg!«, tönte Quillains Stimme aus den Außenlautsprechern der *Queen*. »Auch die Messer, alles über Bord werfen!«

Es war ein Glück, dass so gut wie alle Einwohner von Sierra Leone und Liberia Englisch sprachen. Widerwillig kamen die westafrikanischen Soldaten dem Befehl nach.

»Okay, Hände hinter den Kopf! Alle! Niemand röhrt sich, bis er den Befehl dazu bekommt. Und jetzt kommt ein Mann nach vorn und übernimmt unsere Leine. Einer habe ich gesagt! Und langsam!«

Der Bug des Boghammer stieß polternd gegen die Heckrampe des Luftkissenfahrzeugs.

»Wir holten euch einen nach dem anderen an Bord! Du am Bug zuerst! Immer hübsch langsam, dann passiert euch nichts! Wer glaubt, er kann uns für dumm verkaufen, wird dafür bezahlen!«

Als die Matrosen der Union an Bord kamen, mussten sie eine nicht sehr angenehme Prozedur über sich ergehen lassen. Zwei Marines zogen den jeweiligen Gefangenen die Heckrampe herauf. Zwei weite-

re wirbelten ihn herum und rissen seine Arme im Rücken hoch, um ihm Nylon-Handschellen anzulegen. Danach nahmen zwei Marines eine kurze, aber peinlich genaue Durchsuchung vor, ehe wiederum zwei Männer den Gefangenen nicht gerade zimperlich dazu bewegten, auf einer Passagierbank Platz zu nehmen, wo er mit einem Gurt fixiert wurde.

Die ganze Aktion war in wenigen Minuten abgeschlossen.

»Sieht so aus, als hätten wir keine Probleme«, stellte Amanda fest, als das letzte Besatzungsmitglied des Kanonenbootes gefesselt war.

»Wir verstehen unser Handwerk«, gab Quillain zurück. »Corporal, alles klar zum Anbringen der Sprengladungen?«

»Aye aye, Sir.« Ein junger rothaariger Marine mit einem prall gefüllten Umhängebeutel trat Kaugummi kauend vor.

»Wie bringen Sie die Ladungen an?«

Der Sprengstoff-Experte warf einen fachmännischen Blick auf das Boghammer-Boot. »Eine Ladung C4-Sprengmasse in den Bug und eine weitere unter den Steuerstand, dann etwas Detonator Cord rund um die Rumpf Finnenseite und das Ganze mit einem M-60-Zünder verbunden«, sagte er, blies seinen Kaugummi auf und ließ ihn platzen. »Das Gewicht des Motors zieht das Boot unter Wasser. Dauert höchstens fünf Minuten.«

»Dann los. Und wenn Sie schon an Bord sind, sehen Sie gleich nach, ob Sie irgendwelche Dokumente finden können. Wahrscheinlich haben sie alles über Bord geworfen - aber man weiß ja nie.«

»Alles klar, Sir.«

Der mit Sprengstoff bepackte Marine machte zwei rasche Schritte die Heckrampe hinunter und sprang dann in den Bug des Boghammer-Bootes. Er wirkte phlegmatisch, ja, fast gelangweilt, als ginge ihn die ganze Sache kaum etwas an.

»Captain«, ertönte Steamer Lanes Stimme in Amandas Kopfhörer, »die *Promise* ist jetzt auf 3500 Meter herangekommen und nähert sich weiter. Die *Carondelet* und die *Manassas* haben sie im Visier.«

»Irgendwelche feindseligen Aktivitäten?«

»Tja, sie schießen nicht... noch nicht.«

»Okay. Ich gehe an Deck.«

»An Deck, Ma'am?«

»Ja. Ich muss da ein paar Kleinigkeiten klären.«

Amanda kletterte die Mittschiffs-Leiter hoch, die zum Oberdeck der *Queen* führte. Sie ging nach vorn und trat an die Seite von Chief Te-hoa, der über dem Cockpit an seinen MGs saß.

Der stämmige CPO nickte ihr zu. »Sie ist fast schon da, Ma'am. Ein richtig fetter Brocken, nicht wahr?«

»Hmm«, antwortete Amanda und nickte. »Ist schon komisch, wie groß sie einem vorkommen, wenn sie ihre Waffen auf einen richten.«

Das Flaggenschiff der Union war kaum noch tausend Meter entfernt. Sein schnittiger Bug wühlte die See auf, und aus dem Schornstein drang eine dicke Rauchfahne.

Die aufgehende Sonne schien auf Amanda nieder, und sie spürte den Schweiß unter ihrer Gefechtsweste. Sie öffnete das schützende Kleidungsstück und ließ es hinter sich auf das Deck fallen. Dann nahm sie auch noch den Helm ab und legte ihn auf die Weste. Sie schüttelte ihr Haar aus und genoss die frische Meeresbrise. Die Kevlarpanzerung würde gegen das Feuer eines schweren Geschützes ohnehin nicht viel ausrichten.

Hinter sich hörte sie das Surren der Waffenstationen, die ihr Ziel unaufhörlich im Visier behielten.

»Hab ich was versäumt?«, fragte Stone Quillain, der von der anderen Seite des Cockpits kam. Er hatte seine Schrotflinte unten gelassen und trug stattdessen das Abschussrohr einer Predator-Panzerabwehrwaffe auf dem Rücken. Wenn es zum Gefecht kam, wollte er offensichtlich nicht bloß zusehen.

Amanda verbiss sich das Lächeln. Der Marine mochte ja so manches Vorurteil mit sich herumschleppen – aber manches an ihm wusste sie durchaus zu schätzen. »Nein«, antwortete sie, »aber ich nehme an, dass sich hier bald etwas tut.«

Dreihundert Meter entfernt wurde das Ruder der *Promise* abrupt herumgerissen. Das Wasser schäumte unter ihrem Heck auf, als die Maschinen von einem Moment auf den anderen mit voller Kraft zurückgingen. Die Korvette lief am Bug der *Queen of the West* vorüber, ehe sie schließlich ganz gestoppt wurde. Gleichzeitig richtete sie ihre

Geschütze auf das Luftkissenfahrzeug. Der ehemalige Minenräumer war offensichtlich auf recht wirkungsvolle Weise in ein Kriegsschiff umgebaut worden, das stark einer Korvette ähnelte. Die Emerson-Kanonen vom Kaliber 30 mm auf dem Vorschiff waren schon von Haus aus an Bord gewesen, während man die beiden russischen 57er nachträglich hinzugefügt hatte. Sie waren in das Weldeck sowie das achterliche Ende der Aufbauten eingebaut, sodass das Schiff über eine beträchtliche Feuerkraft verfügte. Amanda und ihre Leute konnten mitverfolgen, wie die Kanoniere der Union ihre Waffen mit Granaten fütterten.

Amanda hörte eine Stimme in ihrem Kopfhörer flüstern. »Feuerleitstation Eins an TACBOSS. Für den Fall, dass wir feuern müssen, sollten Sie so schnell wie möglich nach achtern gehen. Dort, wo Sie jetzt stehen, ist es ziemlich ungemütlich, wenn wir die 30-mm-Kanonen abfeuern.«

»Danke für den Tipp, Danno«, antwortete sie in ihr Mikrofon. »Konzentrieren Sie sich ganz darauf, die 57-mm-Geschütze auszuschalten.«

»Die Scheißkerle sind tot, wenn sie auch nur einen Abzug berühren... Verzeihung, Ma'am.«

»Dann übernehme ich die Dreißiger am Bug«, warf Tehoa mit ruhiger Stimme ein. »Was haben Sie im Visier, Captain Quillain?«

»Die Brücke«, knurrte der Marine. Er ließ sich auf ein Knie nieder und legte das Schulterstück des Predator-Abschlussrohres an.

Sekunden später war von dem rund hundert Meter entfernten Schiff eine Stimme über Megafon zu hören. »Amerikanisches Kanonenboot, amerikanisches Kanonenboot, hier spricht der Kapitän des Kriegsschiffes *Promise* der Westafrikanischen Union! Sie sind in die Hoheitsgewässer der Union eingedrungen und halten außerdem widerrechtlich mehrere Angehörige der Unionsarmee gefangen. Lassen Sie sie unverzüglich frei, sonst eröffnen wir das Feuer!«

Amanda ließ eine Hand an den Gürtel sinken, wo sie über ihre Kommunikationsverbindung die Lautsprecher der *Queen* aktivierte. »Hier spricht Amanda Garrett, Captain der U.S. Navy Task Group, die im Rahmen der United Nations African Interdiction Force operiert.

Wir ersuchen um Klarstellung, was die gegenwärtige Situation betrifft. Befinden sich die Westafrikanische Union und der Staat Guinea im Kriegszustand?«

Eine Weile herrschte Schweigen. Amanda drückte erneut die Sprechtaste. »Ich wiederhole. Wir ersuchen um Klarstellung, Herrscht Krieg zwischen der Westafrikanischen Union und Guinea?«

Schließlich kam doch noch eine Antwort von der Brückennock der Korvette. »Es herrscht kein Krieg zwischen der Westafrikanischen Union und Guinea. Sie halten unsere Seeleute und unsere Boote widerrechtlich fest. Lassen Sie sie unverzüglich frei!«

Amanda erwiderte mit jenen Worten, die sie sich vorher wieder und wieder im Geist zurechtgelegt hatte. »Abgelehnt, Kapitän. Wir müssen Ihnen mitteilen, dass die Männer, die wir festgenommen haben, bei feindseligen Aktivitäten gegen das Volk und die Regierung von Guinea beobachtet wurden. Wir haben hieb- und stichfeste Beweise dafür. Wenn sie auf Befehl Ihrer Regierung gehandelt haben, dann ist die Westafrikanische Union schuldig, kriegerische Handlungen gegen den Staat Guinea durchgeführt zu haben.

Haben Sie jedoch nicht im Auftrag Ihrer Regierung gehandelt, dann sind sie nach geltendem internationalem Seerecht Piraten, die für alle seefahrenden Länder eine ernste Bedrohung darstellen. Ich muss Sie daher noch einmal fragen: Ist die Westafrikanische Union mit Guinea im Krieg?«

»Die Union ist mit keinem Land im Kriegszustand«, kam schließlich die widerwillige Antwort.

Amanda holte tief Luft und fuhr mit ihrer wohlüberlegten Argumentationskette fort. »Wenn das so ist, dann sind diese Männer nach geltendem internationalem Seerecht Piraten. Die United States Navy ist in Ihre Hoheitsgewässer eingedrungen, um von ihrem Recht Gebrauch zu machen, diese Straftäter zu verfolgen und festzunehmen. Wir werden sie den entsprechenden Behörden in Guinea übergeben, wo sie vor Gericht gestellt werden. Wir ziehen uns jetzt zurück.«

Es folgte Stille, ehe die Stimme von der Brücke des Unionsschiffes erneut ertönte; sie klang diesmal noch eine Spur angespannter als zuvor. »Wenn diese Gesetzesbrecher in den Hoheitsgewässern der

Westafrikanischen Union festgenommen wurden, dann ist die Union für sie zuständig. Wir ersuchen daher um Überstellung der Männer, damit sie vor ein Gericht der Westafrikanischen Union gestellt werden können.«

»Abgelehnt. Für weitere Diskussionen wenden Sie sich bitte an die Regierung von Guinea.«

Es kam keine Antwort.

»Tja«, murmelte Quillain, »jetzt steht es auf des Messers Schneide, schätze ich.«

»Hmm«, antwortete Amanda und nickte. »Wenn sie nachgeben, haben wir unseren Präzedenzfall für das Operieren in ihren Hoheitsgewässern. Wenn nicht... nun, dann müssen wir die Sache eben zu Ende bringen.«

»Hier Floater One«, meldete sich Christines Stimme in Amandas Kopfhörer. »Die *Promise* hat soeben ihren Hauptsender aktiviert. Unsere Signal Intelligence sagt uns, dass sie sich mit dem Hauptquartier ihrer Flotte in Verbindung setzen.«

»Verstanden, Floater.« Amanda wandte sich Tehoa und Quillain zu. »Die Sache ist ihm zu heiß. Er gibt nach.«

Ben Tehoa zuckte die Schultern. »Möglich, Ma'am, aber es kann immer noch sein, dass irgendein Narr auf den Knopf drückt.«

Das Cockpit-Seitenfenster zu Amandas Füßen öffnete sich. »Captain, die Squadron meldet, dass die Sprengladungen an den Boghammer-Booten angebracht sind.«

»Sehr gut, Mr. Lane. Geben Sie den Befehl zur Zündung. Die Flottille soll sich zurückziehen. Schleichmodus. Langsame Fahrt voraus.«

»Aye aye.«

Das Deck begann ganz leicht zu vibrieren, als die Schrauben der *Queen* sich im Wasser zu drehen begannen. Das verlassene Boghammer rumpelte langsam die Flanke des Seafighters entlang und schob sich schließlich in die breiter werdende Kluft zwischen dem Hovercraft und der Korvette. Das Kriegsschiff der Union rührte sich nicht von der Stelle, doch seine Geschütze waren nach wie vor auf die *Queen* gerichtet.

Quillain blickte auf seine Uhr. »Jetzt müsste es gleich soweit sein.«

Da ertönte das gedämpfte Krachen einer Explosion im Wasser, dessen Echo sich mit zwei nachfolgenden Detonationen vermischte. In einer Rauchwolke wurden Tausende von Splittern empor geschleudert, während sich das Kanonenboot binnen Sekunden mit Wasser füllte und sein Bug in die Höhe stieg. Wie der Sprengstoff-Experte vorhergesagt hatte, wurde das Boot vom Gewicht seines Motors hinuntergezogen. Die beiden anderen Boghammer sanken genauso rasch.

Rauch quoll aus den Schornsteinen der *Promise*, als die Korvette nach Süden abdrehte.

Quillain sicherte seine Waffe. »Ich schätze, die Sache war dem Mann doch zu heiß«, sagte er. Er schulterte das Predator-Abschussrohr und blickte zu Amanda hinüber. »Nicht schlecht, Ma'am«, fügte er mit einem kurzen Kopfnicken hinzu.

»Danke, Captain Quillain«, antwortete sie mit ernster Miene. »Das ist das netteste Kompliment, das ich seit langem bekommen habe.«

Im Cockpit stieß Snowy Banks einen Jubelruf aus, in den sogleich einige ihrer Kameraden einstimmten. Chief Tehoa hob seine kräftigen Arme und klatschte Beifall, während Amanda in einer triumphierenden Geste die Faust nach oben reckte.

»TACBOSS an Flottille«, sprach sie in ihr Mikrofon. »Alle operativen Aufgaben erfüllt! Ab nach Hause!«

Die ausgelassene Stimmung hielt während der ganzen Fahrt zurück zum Stützpunkt an. Über Funkverbindung wurden auch die Leute auf Floater 1 sowie die anderen Einheiten der UNAFIN-Truppen von der Jubelstimmung angesteckt. Ein EH-Merlin-Helikopter der britischen Patrouillenstaffel und ein Sea-Lynx-Hubschrauber von einer der französischen Patrouillenfregatten überflogen die Seafighter-Gruppe während ihrer Rückkehr zu Floater 1. Die Helikopter-Crews lehnten sich aus den Türen und winkten den Bootsbesatzungen anerkennend zu.

Steamer Lane führte sein Geschwader in hohem Tempo einmal rund um den Offshore-Stützpunkt, ehe sie sich der Auffahrtsrampe näherten. An der Reling der Plattform drängten sich die Angehörigen des Servicepersonals, um die Squadron zu begrüßen. Man klopfte den Mitgliedern der Crews und den Marines anerkennend auf die Schulter

und umarmte sie herzlich; die weiblichen Crew-Mitglieder ließen sich von ihren männlichen Kameraden mit Küssem beglückwünschen.

Amanda wurde als Kommandantin der Flottille etwas reservierter und würdevoller empfangen, als sie das Boot verließ; die Offiziere der Task Group beschränkten sich darauf, ihr zur Gratulation die Hand zu schütteln. Sie war froh, dass man sie nicht so bestürmte wie die anderen Crew-Mitglieder – zumal sie vermutete, dass sich bei ihr schon bald die Müdigkeit bemerkbar machen würde, wenn die Wirkung des Adrenalinstoßes erst einmal abgeklungen war.

Nur eine begrüßte sie alles andere als reserviert: Christine Rendino, die sie freudig umarmte. »Das hast du wieder mal prächtig hingekriegt«, sagte sie überschwänglich.

»Na ja, fürs Erste sieht es ganz gut aus. Habt ihr Admiral MacIntyre schon verständigt?«

„Ich versorge ihn regelmäßig mit Informationen. Ich weiß nicht, wie spät es jetzt gerade in Hawaii ist, aber er möchte dich sofort sprechen, hat er gesagt.«

»Okay, ich übernehme das Gespräch in meinem Quartier. Dann gönne ich mir erst einmal eine Dusche – mindestens zehn Minuten, da pfeife ich auf den Wasserverbrauch. Ich schätze, danach werde ich zwei Tage durchschlafen.«

Steamer trat zu ihr, als er diese Worte hörte. »Entschuldigung, Captain, aber da gibt es noch eine Sache, bei der die Squadron Ihre Hilfe braucht, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Es dauert nur eine Minute.«

»Aber klar, Steamer. Worum geht's?«

»Hier entlang, bitte, Ma'am.«

Lane führte sie zum Hovercraft-Hangar. Amanda bemerkte, dass der Großteil des PGAC-1-Personals versammelt war. Die meisten hatten ein erwartungsvolles Lächeln auf dem Gesicht. Ihr fiel auf, dass an einer Wand des Hangars offensichtlich etwas mit einem Segeltuch verhüllt war.

»Es ist Folgendes, Ma'am«, fuhr Steamer fort. »Wir sind ja eine ziemlich neue Truppe und haben noch kein offizielles Abzeichen. Es wollte uns auch nichts Rechtes einfallen, bis Lieutenant Banks sich an etwas erinnerte, was Sie an Ihrem ersten Tag hier gesagt haben.«

Steamer nickte der ziemlich aufgeregten Snowy zu. »Sie hat einen Vorschlag gemacht, und wir haben versucht, ihn weiter auszuarbeiten. Jetzt hätten wir gern, dass Sie sich ansehen, was dabei herausgekommen ist.«

Einer der Anwesenden zog das Tuch beiseite. Im nächsten Augenblick brach Amanda in herhaftes Gelächter aus. Das Abzeichen, das sie vor sich sah, hatte einen Durchmesser von über einem Meter und war in der Form eines Schildes angefertigt. Am oberen Ende prangten die Worte:

PGAC SQUADRON 1
THE THREE LITTLE PIGS

Auf dem Abzeichen waren drei Disneyartige afrikanische Warzenschweine mit riesigen Hauern abgebildet, die auf einem Seafighter der Queen-Klasse surften. Alle drei trugen weiße Navy-Mützen; darüber hinaus war eines der Schweine mit einer Augenklappe nach Piratenart und einer langen Zigarette ausgestattet. Am unteren Ende des Schildes war folgendes Motto zu lesen: ›Zum Teufel mit dem bösen Wolf.‹

»Wir wollten es Ihnen erst zeigen, nachdem wir wenigstens einen geglückten Einsatz hinter uns hatten«, fuhr Lane fort. »Wir hatten das Gefühl, dass wir uns das Recht darauf erst verdienen mussten. Was halten Sie davon, Ma'am?«

Amanda richtete sich auf und wischte sich die Lachtränen aus den Augen. Sie blickte in die Gesichter der Truppe, ihrer Leute, und hatte nach langer Zeit wieder das Gefühl, irgendwo dazuzugehören. Es war ein wirklich gutes Gefühl.

»Ich finde es großartig«, sagte sie so laut, dass alle es hören konnten. »Das Abzeichen ist genehmigt, aber mit einer kleinen Warnung. Der erste, der mich als ›Die alte Sau‹ bezeichnet, bekommt ernste Schwierigkeiten.«

**Hotel Mamba Point
Monrovia, Westafrikanische Union
8. Juni 2007, 11:15 Uhr Ortszeit**

Das Treffen war eine reine Formalität. Aber das traf auf 99 Prozent des diplomatischen Geschehens zu. Formalitäten, Protokolle, endlose Gespräche, die irgendwann wider Erwarten doch einen gewissen Fortschritt bewirken konnten. Vavra Bey hatte wenig Hoffnung, dass sich dieses kleine Wunder auch heute zutragen würde.

»Wir protestieren auf das Schärfste gegen das Eindringen von militärischen Einheiten der Vereinten Nationen in unsere Hoheitsgewässer.« General Belewa sprach die Worte mit steinerner Miene. »Das war eine krasse Verletzung unserer Souveränitätsrechte und ein unverzeihlicher Versuch, auf einen Staat Druck auszuüben.«

»Die Islamische Republik Algerien verurteilt diesen Akt des barbarischen Neokolonialismus ebenfalls auf das Schärfste!«, stieß Botschafter Umamgi wütend hervor. »Wir werden solche Akte der Aggression gegen einen befreundeten Staat nicht hinnehmen!«

Sie waren an diesem Tag in einem anderen Sitzungssaal im Hotel zusammengetroffen. Der Raum war diesmal mit einem runden Tisch ausgestattet. Belewa, Vavra Bey und der algerische Botschafter saßen in gleichen Abständen voneinander um den Tisch, während ihre Assistenten hinter ihnen entlang der Wände Platz genommen hatten. Vavra Bey überlegte, ob diese Anordnung vielleicht bedeutete, dass die Algerier eine gewichtigere Rolle in dieser Krise für sich reklamierten. Oder wollte Belewa die Vertreter der UNO nur daran erinnern, dass er keineswegs allein dastand?

Vavra Bey nahm sich jedenfalls vor, auf jede kleinste Reaktion ihrer Gesprächspartner zu achten.

»Gentlemen«, begann sie, »es besteht kein Zweifel darüber, dass eine Aggression stattgefunden hat. Doch die Frage, wer der eigentliche Urheber der Aggression ist, wird vom UN-Sicherheitsrat in einem etwas anderen Licht gesehen. Der Sicherheitsrat ist nämlich der Ansicht, dass die Maßnahmen der UNAFIN-Truppen angesichts der Umstände durchaus gerechtfertigt waren. Es wurden eindeutige Be-

weise dafür gesammelt, dass die Westafrikanische Union mit militärischen Mitteln gegen den Staat Guinea vorgeht.«

»Wir weisen diese Anschuldigungen zurück«, brummte Belewa. Die Ellbogen des kräftigen Afrikaners ruhten auf dem Tisch, und seine Finger waren zu einer doppelten Faust verschränkt, die sein finsternes Gesicht teilweise verdeckte.

»Und was ist dann das hier, General?«, fragte Vavra Bey und zeigte auf die Fotografien und fotokopierten Dokumente, die auf dem Tisch verstreut lagen. »Waffen und militärische Lager, die ganz eindeutig der Westafrikanischen Union gehören. Es wurden Dokumente sichergestellt, welche die Unterschriften Ihrer Marine- und Armeeoffiziere tragen. Da sind Gefechtspläne und Berichte über militärische Einsätze...«

»Alles Lügen!«, platzte Umamgi heraus. Halb stehend beugte er sich über den Tisch. »Wir haben diese Dokumente begutachtet. Es handelt sich ganz offensichtlich um Fälschungen westlicher Geheimdienste. Wir weigern uns, sie anzuerkennen!«

Vavra Bey bemerkte, wie ein Muskel in Belewass Gesicht zuckte und sich seine Augen für einen Moment verengten. Der Afrikaner atmete tief ein, ehe er das Wort ergriff. »Die Westafrikanische Union räumt die Möglichkeit ein, dass einige ihrer Bürger, vielleicht sogar einige Angehörige ihrer Streitkräfte, sich den Rebellen in Guinea angegeschlossen haben könnten. Viele Menschen in unserem Land lehnen die Korruption und Ungerechtigkeit ab, die in Guinea vorherrschen. Ich bestreite jedoch kategorisch, dass meine Regierung feindselige Handlungen irgendwelcher Art gegen unseren Nachbarstaat angeordnet hat.«

»Und was ist mit diesen Männern, General?«, wandte Vavra Bey mit ruhiger Stimme ein. »Ich meine die 34 Angehörigen der Westafrikanischen Union, die sich gegenwärtig im Gewahrsam der guineischen Regierung befinden. Wollen Sie sagen, Sie hätten nichts mit ihnen zu tun?«

Erneut zuckte ein Muskel in Belewass Gesicht. »Die Westafrikanische Union ist immer um das Wohl ihrer Bürger bemüht, ganz gleich, wo sie sich gerade aufhalten. Wir hoffen, dass die Vereinten Nationen

uns dabei behilflich sind, ihre Rückkehr zu erwirken. Der Botschafter von Guinea war in dieser Sache... überhaupt nicht gesprächsbereit.«

Vavra Bey hob die Schultern. »General, wenn diese Männer ohne Ihre Anweisung gehandelt haben, dann kann ich nichts für sie tun. Wie Sie schon sagten, besteht kein Kriegszustand zwischen Ihrem Staat und Guinea. Diese Männer können folglich nicht als Kriegsgefangene betrachtet werden. Ihr Schicksal liegt somit allein in der Hand der guineischen Gerichte, Ihre Männer werden des Mordes, der Piraterie und des Terrorismus angeklagt. Ich fürchte, dass die Strafen dafür sehr streng ausfallen werden.«

Vavra Bey blickte Belewa direkt in die Augen. »Wenn die Westafrikanische Union wenigstens einen Teil der Verantwortung für die Taten dieser Leute auf sich nehmen würde, könnte die UNO vielleicht zu ihren Gunsten intervenieren.«

Die Augen des Generals blickten eiskalt. »Es gibt darüber nichts mehr zu sagen.«

»Wie Sie wünschen.«

Vavra Bey holte eine cremefarbene Mappe aus ihrer Aktentasche hervor, die das silberne Siegel der Vereinten Nationen trug. Sie legte die Mappe in die Mitte des Konferenztisches. »Wie Ihnen von Ihrem Botschafter bei den Vereinten Nationen gewiss mitgeteilt wurde, hat der Sicherheitsrat beschlossen, aufgrund der vorliegenden Beweise entsprechende Maßnahmen zu ergreifen. Das Handelsembargo gegen die Westafrikanische Union wurde auf alle Güter, mit Ausnahme von Lebensmitteln und medizinischen Versorgungsgütern, ausgeweitet. Außerdem wurden die Regeln für Kampfhandlungen für die UNAFIN-Truppen dahingehend abgeändert, dass nun auch Operationen innerhalb der Hoheitsgewässer der Union gestattet sind. Es liegt im Ermessen der UNAFIN-Kommandanten, solche Operationen durchzuführen, sollten diese nötig sein, um die Blockade aufrechtzuerhalten.«

»Jede weitere Verletzung unserer territorialen Souveränität wird mit bewaffnetem Widerstand beantwortet!«:

»Wie Sie meinen, General«, sagte Vavra Bey und schloss die Mappe mit einer entschiedenen Geste.

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1
8. Juni 2007, 17:21 Uhr Ortszeit

*Liebster Arkady,
tja, jetzt ist es also passiert. Wir haben zumindest die erste Runde hinter uns. Ich denke mittlerweile, dass ich Glück hatte, mitten in einer Krise dieses Kommando zu bekommen. Hier musste ich mich total hineinknien. Ich wurde ins kalte Wasser geworfen und musste sehen, wie ich zurechtkomme. Ich hatte keinen Augenblick Zeit, darüber nachzudenken, was ich vielleicht alles falsch gemacht habe.*

Auch in anderer Hinsicht hatte ich Glück. So wie mit unserem früheren Team auf der Cunningham habe ich auch hier eine Truppe von wirklich guten Leuten an meiner Seite. Ich hoffe, dass ich ihrem hohen Standard gerecht werde und darf nur nicht vergessen, dass ich mich an die Stammesregeln und die Umgebung anpassen muss. Wenn mir das gelingt, dann glaube ich, dass ich klarkommen werde.

Wir haben jetzt General Belewas Bootsstützpunkte in Guinea ausgeschaltet, und es hat sich überraschenderweise niemand über unsere, etwas unorthodoxe Vorgangsweise beschwert. Die hiesige Regierung ist ganz einfach erleichtert darüber, dass wir sie zumindest für eine Weile von dem Druck befreit haben. Jetzt, wo es uns gelungen ist, die Unionstruppen zu vertreiben, gilt es darauf zu achten, dass sie nicht zurückkommen.

Wir haben deshalb eine Grenzpatrouille eingerichtet, mit der auch ich jeden Tag unterwegs bin – oder vielmehr jede Nacht, denn hier scheint sich das meiste nachts abzuspielen. Ich bin gerade von einer solchen Patrouille zurückgekehrt. Tatsächlich habe ich nicht vor, ständig hier auf der Plattform herumzusitzen und das Kommando über die Flottille anderen zu überlassen.

Auch jetzt, wo wir die Stützpunkte ausgehoben haben, sieht unsere Lage nicht allzu rosig aus. Wir haben viel zu wenig Boote, um die ganze lange Küste abzudecken. Meine ›Three Little PGs‹ sind zwar schnell, aber so schnell auch wieder nicht (Ach ja, schau dir mal das Bild an, das ich dir mitgeschickt habe – das mit unserem neuen Flottillenabzeichen. Ich habe unabsichtlich die Idee dazu geliefert). Ich

fürchte, wenn sich die Situation hier zuspitzen sollte, würden wir ernste Probleme bekommen.

Als Offizier der Überwasser-Streitkräfte gebe ich es nur ungern zu, aber ich wünschte, ich hätte dich und deine Helis hier bei mir. Und das, mein Liebster, aus mehr als einem Grund. Ich denke oft an unsere letzte Nacht zusammen im Cockpit der Seeadler, besonders an die Momente kurz vor dem Einschlafen. Ich hoffe, auch du denkst noch manchmal daran, und ich hoffe auch, dass wir bald einmal Gelegenheit haben, das Gespräch von damals fortzusetzen. Da gibt es bestimmt noch einiges zu bereden.

Pass gut auf dich auf und lass es dir gutgehen.

Amanda

P.S. Chris lässt dich herzlich grüßen

**Vor der guineischen Küste
Ein Kilometer südwestlich von Point Sallatouk
11. Juni 2007, 23:30 Uhr Ortszeit**

Es war ein seltsames Gefühl, wenn die *Queen of the West* auf den niedrigen Wellen dahinritt. Glitt sie ohne Luftkissen übers Wasser, dann spürte man ein leichtes Zögern im Schlingern des Bootes, Amanda dachte über dieses Phänomen nach und kam zu dem Schluss, dass es wahrscheinlich durch die Schürze unter dem Rumpf verursacht wurde. Steamer Lane lümmelte in seinem Kommandantensessel und blickte in die Dunkelheit hinaus, eine Hand ständig auf der Antriebssteuerung. Hin und wieder bewegte er die Hand, worauf die *Queen* ganz leicht erzitterte, wenn er die Leistung ein wenig erhöhte, um das Boot in Position zu halten.

Wie gewöhnlich hatte die *Queen* die küstennahe Position bezogen. Amanda warf einen Blick auf das taktische Display und sah, dass das Patrouillenboot *Sirocco* rund zehn Kilometer weiter seewärts seiner immer gleichen Bahn folgte. Und noch einmal zehn Kilometer weiter draußen fuhr die französische Korvette *La Fleurette* ihre Kreise. Man konnte jedoch davon ausgehen, dass sich, wenn überhaupt, nur hier an der Küste etwas ereignen würde.

Amanda erhob sich von ihrem Platz und streckte sich, so gut dies in dem engen Cockpit möglich war. »Wie sieht es aus, Snowy?«, fragte sie und blickte durch die Luke in der Decke hinaus.

»Es ist eine wunderschöne Nacht heute, Ma'am.« Die Kopilotin des Luftkissenbootes saß am Rand der Luke, so dass sie als Silhouette vor dem Hintergrund der Sterne zu sehen war. Sie nahm ihr restlichtverstärkendes Fernglas herunter, und ein schwacher blassgrüner Lichtschein huschte über ihr hübsches Gesicht. »Es gibt nichts Besonderes zu sehen – abgesehen von ein paar Feuern drüber am Strand. Fischer, glaube ich.«

»Meinen Sie, dass sich etwas zusammenbraut, Captain?«, warf Steamer von seinem Platz an der Steuerung aus ein.

»Ich bin mir nicht sicher.« Amanda beugte sich vor, um aus dem Cockpitfenster zu blicken, die Ellbogen auf die Rückenlehne des Pilotensessels gestützt. Die Nacht war gerade hell genug, dass man Meer, Land und Himmel unterscheiden konnte. »Ich erwarte eigentlich schon seit einigen Tagen irgendeinen Schritt von unserem Freund Belewa.«

»Ich weiß nicht recht. Wir haben ihm doch einen recht empfindlichen Schlag versetzt, Ma'am.«

»Das ist es ja gerade, Steamer. Wir haben ihn empfindlich getroffen, indem wir seine Stützpunkte in Guinea ausgeschaltet haben. Bestimmt will er sie sich irgendwie zurückholen.« Amandas Augen verengten sich, als sie sich einmal mehr in die Gedanken ihres Gegners hineinzuversetzen versuchte. »Er weiß jetzt auch, dass wir gut sind. Aber er ist sich noch nicht sicher, wie gut. Ich schätze, er wird es möglichst bald herausfinden wollen.«

Amanda richtete sich auf und klopfte gegen die Rückenlehne. »Egal, ich gehe jetzt erst einmal hinunter und genehmige mir eine Tasse Tee. Kann ich Ihnen beiden etwas mitbringen?«

»Nein, danke, Ma'am. Ich habe noch genug hier oben.«

»Ich ebenfalls, Captain!«, rief Snowy.

Amanda stieg die Leiter hinunter. »Okay, ruft mich, wenn sich etwas tut.«

Die Seitenluken und die Heckrampe waren sicherheitshalber ge-

schlossen, sodass der Seafighter eine abgeschlossene kleine Welt für sich bildete, die vom gedämpften bläulichen Licht der Gefechtsbeleuchtung erhellt war. Ein Dieselmotor schnurte vor sich hin, und man hörte das Rauschen der Luft in der Klimaanlage. Die Seeleute und Marines, egal ob im oder außer Dienst, sprachen mit gedämpfter Stimme.

Im Laufgang an Backbord waren die Hilfsschützen still in ein Kartenspiel vertieft, während drüben an der offenen Luke des Backbord-Maschinenraums Scrounger Caitlin ausgestreckt an Deck lag, die Augen geschlossen, den Kopf auf eine zusammengeknöllte Schwimmweste gebettet. Aus dem Kopfhörer ihres tragbaren CD-Players war leise Swingmusik zu hören. Im Hauptraum war ein Mitglied einer Schützengruppe der Marines in eine alte Ausgabe von *Guns and Ammo* vertieft, während sein Partner auf einer Bank lag und ein Buch von John Steinbeck las.

Andere wieder nahmen die Gelegenheit wahr, ihren Schlafrückstand aufzuholen. Alle vier Kojen in der winzigen Unterkunft waren belegt, während weiter achtern einige Marines im Schlauchboot schliefen.

Gunner's Mate Daniel O'Roark hatte Wache in der Feuerleitstation unter dem Cockpit. Mit ernster Miene saß er an seiner Konsole und verfolgte aufmerksam die Abbildungen, die von der restlichtverstärkten Videokamera und vom Radar hereinkamen.

Amanda lächelte. Sie hatte sich in dem Jungen nicht getäuscht. Seit dem unglücklichen Vorfall, den er verschuldet hatte, tat er alles, um seinen Fehler gutzumachen und sich zu beweisen. Aus ihm würde bestimmt etwas werden.

Amanda ging an der Cockpitleiter vorbei und trat in die kleine Offiziersmesse. Stone Quillain und Ben Tehoa saßen an dem keilförmigen Tisch, jeder einen Becher Kaffee vor sich. Der Chief Petty Officer hatte einen Kugelschreiber in der Hand und ein Blatt Papier vor sich liegen, das bereits zur Hälfte beschrieben war.

»Sie schreiben mal wieder einen Brief nach Hause, Chief?«, fragte Amanda, während sie einen mit Wasser gefüllten Becher in den Mikrowellenherd stellte.

»Ja, Ma'am. Ist ein Brief an meine Töchter.«

Amanda holte den dampfenden Becher aus dem Herd und tauchte einen Teebeutel hinein. Sie hatte vergessen, einen Vorrat ihrer Lieblingssorte Earl-Grey mitzunehmen, sodass sie sich mit einem herkömmlichen schwarzen Tee begnügen musste. »Sie wissen ja, dass wir auf der Plattform jederzeit E-Mails verschicken können?«

»Oh ja. Auf diese Weise bespreche ich die Routineangelegenheiten mit meiner Frau. Aber für meine persönlichen Briefe verwende ich immer noch lieber Papier.« Der stämmige Chief lächelte ein wenig verlegen. »Das gibt dem Ganzen eine besondere Note, finde ich.«

»Das versteh ich gut«, antwortete Amanda und setzte sich zu den beiden Männern an den Tisch. Sie hatte immer noch einen ganzen Stapel Briefe von ihrem Vater daheim in ihrem Schreibtisch – Erinnerungen an seine Zeit auf See. Daneben fanden sich auch einige Briefe der Männer, die in ihrem Leben eine Rolle gespielt hatten. Elektronische Kommunikation war sicher sehr praktisch, aber doch irgendwie unpersönlich. Sie nahm sich vor, das nächste Mal, wenn sie wieder an Arkady schreiben wollte, auch zu richtigem Papier zu greifen.

»Habe ich Ihnen schon einmal ein Bild von meiner Familie gezeigt, Capt'n?«

»Nein, Chief, haben sie nicht.«

Tehoa holte eine zerknautschte Brieftasche aus seiner Hüfttasche hervor, klappte sie auf und reichte sie Amanda. Das Foto sah genauso mitgenommen aus wie die Brieftasche selbst – doch die rundliche, heiter dreinblickende Samoanerin und die beiden kleinen Mädchen darauf waren noch sehr gut zu erkennen. Die Mädchen waren vielleicht sechs und acht Jahre alt und hatten beide große dunkle Augen und glänzendes schwarzes Haar.

»Sie sind wirklich sehr hübsch, Chief«, sagte Amanda aufrichtig. »Alle drei.«

»Da kann ich Ihnen nicht widersprechen, Ma'am«, antwortete Tehoa stolz und steckte die Brieftasche wieder ein.

Stone Quillain hatte die ganze Zeit über still an seinem Platz an der Ecke des Tisches gesessen. Doch Amanda hatte sehr wohl bemerkt, dass er sie die ganze Zeit über mit seinem durchdringenden Blick angesehen hatte.

Als attraktive Frau war es Amanda Garrett durchaus gewohnt, dass Männer sie anblickten. Wenn die Umstände und die Umgebung danach waren, hatte sie gegen diese Art der Aufmerksamkeit auch gar nichts einzuwenden. Sie hegte jedoch den Verdacht, dass Captain Quillains Interesse an ihr andere Gründe hatte.

Seit dem Augenblick, als der Marine zur Task Force gestoßen war, hatte Amanda das Gefühl, dass er sie mit prüfendem Blick musterte, dass er jede ihrer Handlungen als Kommandeurin genau analysierte und beurteilte. Und sie gestand ihm auch durchaus das Recht zu, sie kritisch zu beobachten, so wie dies jeder andere tun durfte, der unter ihrem Kommando diente. Amanda selbst fand, dass sie die Verpflichtung hatte, die hohen Erwartungen ihrer Untergebenen zu erfüllen.

Stone Quillain war beileibe nicht der Erste, der im Laufe ihrer Karriere in der Navy ihre Fähigkeiten in Frage stellte. Und er würde auch ganz bestimmt nicht der Letzte sein. Vielleicht war es gar nicht so schlecht, wenn man sich immer wieder aufs Neue beweisen musste; es bewahrte einen davor, nachlässig zu werden.

Amanda nahm einen Schluck von ihrem Tee.

»Entschuldigung, Capt'n«, sprach Quillain sie schließlich an, »aber mir ist aufgefallen, dass das keine Standardwaffe ist, die Sie tragen. Was ist das überhaupt für eine Ding?«

»Eine Ruger SP 101.« Sie öffnete den Holster an ihrem Gürtel und zog den kleinen Revolver aus rostfreiem Stahl hervor. Dann klappte sie die Trommel aus und reichte die Waffe dem Marine. »Technisch gesehen ist es eine Fünfschuss-Magnum Kaliber 357, aber ich verwende nur Kaliber .38 Special damit.«

Quillain runzelte die Stirn und ließ die Patronen in seine Hand gleiten. Er hielt den Revolver ins Licht und drehte die Trommel mit dem Daumen, wobei er die Kammern mit dem Blick des Kenners nach Spuren von Abnutzung oder Schmutz begutachtete.

Amanda spürte, dass sie erneut einer Prüfung unterzogen wurde; diesmal ging es darum, ob sie die für die Marines schlimmste aller Sünden beging, ihre Waffe zu vernachlässigen.

»Wie kommt es, dass Sie sich für einen Revolver entschieden haben?«, fragte Quillain neugierig.

Ihre Wahl war mit einer ganz bestimmten Geschichte verbunden. Leider kam sich Amanda heute noch ein wenig dumm vor, wenn sie daran dachte. Der Marine blickte sie erwartungsvoll an. Sie spürte, dass er aufrichtig bemüht war, sie besser zu verstehen – deshalb beschloss sie, dass er die Wahrheit erfahren sollte.

»Das ist eine lange Geschichte«, begann sie, »die vor ungefähr zehn Jahren begann, als ich noch im Range eines Lieutenant Junior Grade stand. Der Kampf gegen den Drogenhandel zur See war damals eine wichtige Sache, zu der sowohl die Navy als auch die Küstenwache ihren Beitrag leistete. Damals bekamen eine Reihe von Marineoffizieren die Gelegenheit, zur Küstenwache überzuwechseln, um auf Coast-Guard-Schiffen Erfahrung zu sammeln. Ich sah darin eine Chance, einmal von der Küste wegzukommen, und so meldete ich mich freiwillig. Jedenfalls hielten wir damals einen Thunfischklipper aus Ecuador an. Ich führte das vier Mann starke Inspektionskommando an, das an Bord ging, um das Boot zu inspizieren. Wir hatten, ohne es zu wissen, einen Jackpot erwischt. Der Trawler war in Wirklichkeit ein Drogentransporter, der mehrere Tonnen Morphinbase mit sich führte. Außerdem waren einige bewaffnete Männer des Drogenkartells an Bord, die nicht die Absicht hatten, so einfach aufzugeben.«

Chief Tehoa hatte seinen Brief zur Seite gelegt und hörte nun ebenfalls interessiert zu.

»Irgendwie beschlich mich sofort das Gefühl, dass da etwas nicht stimmte, als wir an Bord des Klippers gingen. Niemand war an Deck, außer dem Matrosen, der uns empfing – und der wirkte seltsam nervös. Er wollte uns ständig dazu bewegen, dass wir unter Deck gingen oder ins Deckhaus, wo uns die Leute auf unserem Schiff nicht mehr hätten sehen können. Ich ließ mich jedenfalls nicht darauf ein und befahl, den Mann von zweien unserer Leute bewachen zu lassen, während ich das Oberdeck zu durchsuchen begann. Als ich um eine Ecke bog, kam mir plötzlich ein anderes Mitglied der Crew entgegen – ein Mann mit einem SKS-Karabiner in der Hand. Damit komme ich zu der Frage, warum ich mir ausgerechnet diese Waffe ausgesucht habe. Damals hatte ich eine Standard-M9-Beretta, und das Ding machte mir, ehrlich gesagt, ziemliche Angst.«

Amanda seufzte und zuckte entschuldigend die Schultern. »Verstehen Sie mich nicht falsch, die Beretta ist eine ausgezeichnete Waffe. Nur muss man genau wissen, wie man mit ihr umzugehen hat. Nun, ich kenne mich mit Gewehren ganz gut aus. Mein Vater hat mir das Schießen beigebracht, als ich noch in die Grundschule ging. Zu meinem sechzehnten Geburtstag hat er mir eine Browning-Doppelflinke geschenkt, damit wir gemeinsam zum Tontaubenschießen gehen konnten. Aber mit den Faustfeuerwaffen habe ich nie richtig umzugehen gelernt. In Annapolis haben sie uns zwar die grundlegenden Dinge beigebracht, und ich war auch jeden Monat am Schießstand, wie es vorgeschrrieben ist, aber ein guter Schütze bin ich bei weitem nicht.

Nun, jedenfalls rief ich meinen Leuten eine Warnung zu und zog meine Pistole. Leider ging kein Schuss los – ich hatte nämlich vergessen, das Ding zu entsichern. Und bis ich endlich den Sicherungshebel gefunden hatte, war es auch schon passiert: Ich hatte eine Kugel abbekommen.«

Quillain hob fragend die Augenbrauen. »Hat es Sie schlimm erwischt?«

Amanda griff sich unwillkürlich an die linke Schulter, wo sie durch den dünnen Stoff des Uniformhemds die Narbe spürte. »Nein, nicht allzu schlimm. Es war ein glatter Durchschuss, das Schlüsselbein war gebrochen.«

»Was geschah weiter, Captain?«, wollte Tehoa wissen.

»Nicht mehr viel. Meine Leute nahmen den Schützen mit ihren M16 aufs Korn und holten mich raus.«

In Wirklichkeit war es nicht ganz so einfach gewesen. Es war noch zu einem erbitterten Schusswechsel auf den Decks des Klippers gekommen, bis endlich nach quälend langen Minuten des Wartens Hilfe eintraf.

Amanda fand jedoch, dass das für das heutige Thema nicht von Belang war. »Jedenfalls war das Erste, was ich tat, nachdem ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, mir die einfachste, verlässlichste und absolut idiotensicherste Waffe zu besorgen, die es gab. Einige Leute, die sich auf dem Gebiet auskennen, empfahlen mir die Ruger – und die trage ich heute noch mit mir herum.«

Quillain schob die Patronen wieder in den kleinen Revolver und gab ihr die Waffe zurück. »Ja, so gut wie alles, was sie bei Ruger machen, ist wirklich solide Ware, das muss man ihnen lassen.«

Der stattliche Marine zögerte einen Augenblick und räusperte sich. »Die Sache ist nur so: Wenn Sie noch länger solche Sondereinsätze durchführen, dann drängt sich der Gedanke auf, ob Sie sich nicht doch etwas Schwereres zulegen sollten. Fünf Schuss Kaliber .38 FMJ Munition – das ist ganz okay, wenn man an einer Gangway in San Diego Wache schiebt, aber in einem größeren Schusswechsel richtet man damit nicht viel aus.«

»Da haben Se nicht ganz Unrecht, Stone«, antwortete Amanda, während sie den Revolver wieder in das Holster steckte, »Was würden Sie vorschlagen?«

Der Marine dachte einen Augenblick nach. »Ich würde Ihnen eine alte 1911 A-Coltpistole Kaliber .45 empfehlen. Das eine oder andere Exemplar lässt sich immer noch aufstreiben.«

Amanda blickte ihn erstaunt an. »Ein 45er Colt? Das ist ja fast eine kleine Haubitze. Damit käme ich nie zurecht.«

»Aber sicher! Ich kenne viele Frauen, die sehr gut damit klarkommen«, erwiederte der Marine in eindringlichem Ton. Sein Interesse an der Sache schien mit jeder Sekunde zu wachsen. »Sie haben nicht ein derart großes Griffstück wie bei der Beretta, und das Gewicht der Waffe fängt den Rückstoß auf. Und wenn es um die Aufhaltekraft geht, dann lässt dieser Colt nichts zu wünschen übrig.«

»Könnten Sie mir vielleicht einen besorgen, damit ich ihn mal ausprobieren kann?«, fragte sie.

Quillain nickte. »Ich glaube schon. Ich werde mal mit meinem Waffenmeister sprechen. Er kennt überall die richtigen Leute.«

Amanda war schon froh, einmal ein richtiges Gespräch mit Quillain führen zu können – aber auch sein Vorschlag schien durchaus etwas für sich zu haben. »Okay«, sagte sie, »aber ich würde eine kleine Anleitung brauchen. Der Colt Kaliber .45 ist eine Waffe für Experten.«

»Mein Spieß weiß alles, was es über diese Waffe zu wissen gibt. Als wir zur Beretta wechseln mussten, weinte Tallman drei Tage lang,

dann zog er los und betrank sich ordentlich. Er kann Ihnen alles zeigen.«

Quillain zögerte einen Augenblick und blickte auf seinen halbvollen Kaffeebecher hinunter. Als er wieder aufblickte, war da ein neuer Ausdruck auf seinem kantigen Gesicht- so als würde er Amanda nun wirklich akzeptieren. »Und ich kann Ihnen auch helfen, wenn Sie möchten.«

Amanda musste sich das Lächeln verbeißen. Manchmal passierte es, dass man eine Schlacht gewann, wenn man es am wenigsten erwartete. Sie nickte dem großem Marine zu. »Danke, Stone. Abgemacht.«

»He, Capt'n Garrett«, ertönte Steamer Lanes Stimme aus dem Cockpit. »Die Einsatzzentrale möchte dringend mit Ihnen sprechen. Es gibt etwas zu tun!«

Amanda sprang von ihrem Sessel hoch und ließ ihren Tee stehen.

Snowy hatte bereits ihren Platz in der Cockpitluke verlassen und war auf ihren Kopilotensessel zurückgekehrt, um die Start-Checkliste durchzugehen. Steamer gab Amanda den Kommandokopfhörer zurück. »Das taktische Display zeigt an, dass wir da ein Ziel haben, das sich langsam in guineischen Hoheitsgewässern bewegt. Ops weiß schon mehr.«

»Danke, Steamer.« Amanda setzte den Kopfhörer auf. »Einsatzzentrale, hier ist Royalty. Was habt ihr für uns?«

Christine Rendino war am anderen Ende der Leitung. Sie schien immer da zu sein, wenn Amanda draußen im Einsatz war. »Es ist genau das eingetreten, was du vorhergesagt hast. Eine Patrouille aus drei Boghammer-Booten hat sich zur guineischen Grenze aufgemacht. Zwei sind wieder umgekehrt, eines hat die Grenze überquert. Es ist jetzt gerade zwei Kilometer über der Grenze und läuft immer noch nach Norden, nicht weit von der Küste entfernt. Die Jungs dürften mit rund fünf Knoten unterwegs sein. Sie haben überhaupt keine Lichter gesetzt und schleichen auf Zehenspitzen dahin. Einer unserer Predators behält das Boot im Auge. Ich glaube, sie wissen nicht, dass wir sie beobachten.«

»Gute Arbeit, Chris! Bleibt weiter dran! Steamer – alles auf Gefechtsstation! Klarmachen zum Abfangmanöver!«

»Marines, fertigmachen! Bereithalten zum Entern!« Stone Quillain brüllte den Befehl mehr aus Gewohnheit als aus Notwendigkeit. Rund um ihn waren seine Leute und die Geschützbesetzungen der Navy längst dabei, ihre Helme aufzusetzen und Gefechtswesten anzulegen.

Die *Queen* war unterwegs – doch sie brauste nicht auf ihrem Luftkissen dahin, sondern schlich mit ihrem geräuschlosen Hilfsantrieb wie auf Samtpfoten durch die Nacht. An Backbord und Steuerbord gingen die Mittschiffsluken auf, und die Rohre der Granatwerfer fuhren in Position. Achtern sank die Heckrampe mit einem zischenden Geräusch der Hydraulik herunter, und die schlankeren Läufe der Maschinengewehre wurden in die Dunkelheit hinaus gerichtet. Die kühle Luft, die sich dank der Klimaanlage im Inneren des Luftkissenbootes angesammelt hatte, strömte in die Nacht hinaus und wurde durch feucht-heiße tropische Luft ersetzt, die zusammen mit der salzigen Gischt hereindrang.

»Also gut, Ladies and Gentlemen«, tönte Amanda Garretts ruhige Stimme aus den Lautsprechern. »Wir haben folgende Situation: Ein Boghammer-Boot der Union läuft die Küste entlang, vermutlich in einer Aufklärungsmission. Da es sich direkt auf uns zu bewegt, brauchen wir nur zu warten. Wir werden versuchen, das Boot aus dem Hinterhalt anzugreifen und es uns zu schnappen. Ich hoffe, dass uns das ohne Einsatz von Waffen gelingt. Daher für alle Fälle in Bereitschaft bleiben. Wir halten Sie über die weitere Entwicklung auf dem Laufenden.«

Die Marineinfanteristen an Bord der *Queen* bezogen ihre Stationen. Sie saßen mit dem Rücken gegen das Schott gelehnt und hielten die Waffen griffbereit. Quillain war sich dessen bewusst, dass zwölf Augenpaare auf ihn gerichtet waren und nur auf sein Zeichen warteten.

Er tat, als müsse er gähnen.

»Sieht nicht so aus, als würde sich in nächster Zeit etwas tun. Weckt mich mal, wenn sie uns brauchen.«

Er setzte sich am Ende der Bank nieder und schloss die Augen, den Helm im Schoß und die Mossberg an sein Bein gelehnt. Er hatte nicht vor, wirklich zu schlafen. Über seinen Kopfhörer war er ständig mit dem Bordgesprächssystem des Luftkissenbootes verbunden. Aufmerksam

die angespannt klingenden Stimmen auf dem Kommandokanal verfolgend, war er so ständig auf dem Laufenden über die Situation.

»Bog hält seinen Kurs, bleibt auf drei-sechs-null Fahrt immer noch bei fünf Knoten. Annäherungsgeschwindigkeit zehn Knoten. Entfernung 3500 Meter... Danke, Chris... Steamer, der Kerl bewegt sich immer noch in unmittelbarer Küstennähe. Ist das ein Problem für uns...? Kommt drauf an, Ma'am. Möchten Sie ihn am Strand oder lieber weiter draußen schnappen?... Versuchen wir's weiter draußen... Feuerleitstation. Haben wir ihn auf dem Radarschirm?... Jawohl, Ma'am. Entfernung jetzt dreitausend Meter, und ich glaube, ich sehe ihn schon... Okay, Danno. Können Sie bestätigen, dass es das Bog ist...? Ja, ganz sicher, Captain. Ich sehe ihn deutlich. Es ist ein Bog... Okay. Schützen, nehmt ihn mit den Hellfire ins Visier. Wenn er wegläuft, will ich einen schnellen Abschuss... Roger, Ma'am, Hellfire sind startklar. Wir haben ihn im Visier... Entfernung Zweitausend... Entfernung Fünfzehnhundert... Lasst ihn nur näherkommen... Aye, aye, Ma'am. Entfernung eintausend. Komm nur ran... Wir haben seine Position, Captain. Ziel peilt rechts voraus... Okay, Steamer. Position halten. Kein Kielwasser mehr. Er soll ganz nahe rankommen... Roger. Entfernung sechs-fünfzig... Wärmescheinzielwerfer besetzen. Wir schnappen ihn bei Fünfhundert... Okay, noch ein klein wenig... Okay, aufgepasst... Wärmescheinziele... Feuer!«

Die Flare-Mörser auf dem Oberdeck der *Queen of the West* gaben ein hohl klingendes Krachen von sich und schleuderten ihre Geschosse zum Himmel empor. Im nächsten Augenblick wurden die Wellen hinter der Heckrampe hell erleuchtet, als sie das grelle Licht der Magnesiumbrandsätze reflektierten.

»KANONENBOOT DER UNION!« Amanda Garretts Stimme klang wie die einer zornigen Göttin. »HIER IST DIE UNITED STATES NAVY, UNTER DEM MANDAT DER VEREINTEN NATIONEN! SIE SIND WIDERRECHTLICH IN GUINEISCHE HOHEITSGEWÄSSER EINGEDRUNGEN. STOPPEN SIE SOFORT, DAMIT WIR AN BORD KOMMEN KÖNNEN. ICH WIEDERHOLE, STOPPEN SIE SOFORT, WIR KOMMEN AN BORD! WENN SIE WIDERSTAND LEISTEN, ERÖFFNEN WIR DAS FEUER!«

Quillain richtete sich auf und setzte den Helm auf. »Dann mal los, Jungs! Ich schätze, wir bekommen etwas zu tun!« Er drückte die Sprechtaste seines Funkgeräts. »Cockpit, hier Entermannschaft. Wie sieht es aus?«

»Scheint zu klappen«, antwortete Amanda vorsichtig.

»Sie haben ihre Motoren abgestellt und liegen in etwa vierhundert Metern Entfernung ruhig da.«

Eine weitere Salve von Magnesiumbrandsätzen stieg empor und tauchte die Umgebung in grelles Licht.

»ENTFERNEN SIE DIE MUNITIONSGURTE AUS IHREN MASCHINENGEWEHREN UND WERFEN SIE ALLE HANDWaffen ÜBER BORD. NEHMEN SIE DIE HÄNDE HOCH. WENN SIE KEINEN WIDERSTAND LEISTEN, GESCHIEHT IHNEN NICHTS.«

»Okay, Stone«, wandte sich Amanda an den Marine. »Es kann losgehen. Die übliche Vorgangsweise. Wir holen sie über die Heckrampe an Bord.«

»Aye aye, Ma'am.« Quillain nahm den Daumen von der Sprechtaste. »Marines, klarmachen zur Aufnahme der Gefangenen! Sicherungsteam, Granatwerfer laden und auf Station gehen!«

Die *Queen* näherte sich dem Boghammer-Boot. Die Sicherheitsgurte an der Heckrampe wurden entfernt und die beiden Schützen luden Granaten in die Granatbecher ihrer M4/M203-Waffen.

Der Navy-Schütze am Heck-Maschinengewehr wandte sich an Quillain. »Welche Beleuchtung möchten Sie?«

»Wir nehmen weißes Licht. Warten Sie auf das Kommando des Captains und strahlen Sie sie dann an – direkt in die Augen.«

»Aye aye, Sir.«

Die zweite Salve Magnesiumbrandsätze sank ins Meer und leuchtete noch einmal kurz zwischen den Wellen auf, ehe sie erlosch. In einem bedächtigen Manöver wandte die *Queen* dem Boghammer das Heck zu. Quillain spürte, wie sich alle Muskeln in ihm anspannten. Dies war der Augenblick der größten Verwundbarkeit, da der Seafighter nun nur noch seine Heckwaffen sowie die Handwaffen der Marines in die

Waagschale werfen konnte. Eine schlanke Gestalt in Gefechtsweste trat an Quillains Seite.

»Wie sieht es aus?«, fragte Amanda.

»Sag ich Ihnen in einer Minute, Captain. Alles klar an den Scheinwerfern?«

»Ja, Sie können anfangen.«

Dank Scrounger Caitlins Fähigkeiten im ›Organisieren‹ war die Heck-MG-Lafette mit zwei starken Quecksilberjodid-Scheinwerfern ausgestattet worden. Als der Schütze sie nun einschaltete, wurde die Dunkelheit von zwei silberfarbenen Lichtstrahlen durchdrungen, die den niedrigen graugrünen Rumpf des Kanonenbootes erhellten.

Der Seafighter schob sich langsam auf das Boghammer-Boot zu. Je näher sich die beiden Boote kamen, umso mehr Details konnte man erkennen. Auf dem Kanonenboot war man den Anweisungen gefolgt und hatte die Munitions gurte aus den schweren Maschinengewehren entfernt. Die Läufe der Waffen waren nach unten gerichtet. Es waren auch keine leichten Waffen zu erkennen; die sechs Mann Besatzung des Kanonenbootes saßen in einer Reihe da, die Hände hinter dem Kopf, die Gesichter dem amerikanischen Boot zugewandt.

Die Entfernung verringerte sich weiter – 50 Meter... 40 Meter...

Plötzlich läutete eine Alarmglocke in Quillains Kopf. »Verdammt! Die verarschen uns!« Er riss seine Mossberg hoch und lud eine ›Flechette‹-Patrone in die Kammer. »Ich brauche mehr Schützen hier!«, rief er.

Sofort eilten mehrere Marines mit schweren und leichten Maschinengewehren an die Seite ihres Kommandeurs. Spannhebel wurden zurückgerissen, und die Waffen auf Dauerfeuer gestellt, Amanda Garrett wurde zwar respektvoll, aber dennoch nachdrücklich zur Seite geschoben, als die Marines an der Heckrampe in Stellung gingen.

»Ziel aufnehmen! Wenn sich einer der Kerle röhrt, ich meine, wenn einer auch nur einen Finger krümmt, dann feuert ihr! Captain Garrett, lassen Sie das Boot anhalten! Gehen Sie nicht näher an das Boghammer ran!«

Ohne einen Augenblick zu zögern, gab Amanda die Anweisung über ihr Mikrofon weiter. Das Kommando über die Operation war zumin-

dest für den Moment an Stone Quillain übergegangen. Das leise Dröhnen der Schrauben verstummte, sodass nur noch das Knarren des Rumpfes und das gelegentliche schlurfende Geräusch eines Stiefels zu hören war, wenn ein angespannter Marine sich mit dem Stampfen des Bootes bewegte. Die Boghammer-Crew blickte weiter in das grell weiße Scheinwerferlicht.

»Okay!«, brüllte Quillain laut genug, dass er auf die Lautsprecher des Seafighters verzichten konnte. »Werft die Handgranaten über Bord! Macht keinen Unsinn, sonst seid ihr fällig!«

Der Kapitän des Unionsbootes stieß einen wortlosen Schrei aus. Sechs Arme holten aus und ließen die tödlichen runden Waffen erkennen, die die Männer die ganze Zeit über hinter dem Kopf in der Hand gehalten hatten.

Auf der *Queen* wurde kein Befehl gegeben. Ein Dutzend automatischer Waffen ratterte los und bedeckte das feindliche Boot mit einem tödlichen Geschossagel. Die leeren Patronenhülsen funkelten im Licht der anhaltenden Feuerstöße. Das presslufthammerartige Donnern der schweren Browning-MGs vermischtete sich mit dem Knattern der SAW-Maschinengewehre und dem abgehackten Krachen der M4-Karabiner. Die Granatwerfer spien ihre tödliche Ladung aus, worauf die Schützen in den Karabiner-Modus wechselten und die dreißig Schuss aus ihren vollen Magazinen abgaben. Stone Quillain ließ den Finger am Abzug seiner Mossberg und repeteierte so schnell, dass die Patronenhülsen fast im gleichem Rhythmus ausgeworfen wurden wie bei einer automatischen Waffe.

Das Polyester-Schandek des feindlichen Kanonenbootes zersplitterte unter dem vehementen Beschuss und auch die Crew ging in dem Geschossagel unter. Die Handgranaten konnten zwar nicht mehr geworfen werden, als sie aber aus den leblosen Händen der Männer zu Boden fielen, krepierten sie dennoch.

Einer der Männer stürzte über die Reling des Bootes und folgte der Granate nach, die ebenfalls über Bord gefallen war. Im nächsten Augenblick wurde er zurück ins Boot gewirbelt, von der Unterwasserdetonation der Handgranate hochgeschleudert. Die Handgranaten explodierten eine nach der anderen und zerrissen das Kanonenboot vom

Bug bis zum Heck. Die explodierenden Treibstoffzellen taten ein Übriges und verwandelten das Boot in ein einziges Inferno.

Auf dem Luftkissenboot verstummten die Waffen. Jemand stieß einen wüsten Fluch aus, als er eine heiße Patronenhülse hervorholte, die ihm unters Hemd geraten war.

Quillain blickte zu Amanda Garrett hinüber. Sie hatte sich von dem brennenden Wrack abgewandt – die Augen geschlossen, die Zähne zusammengepresst. Als sie spürte, dass Quillain sie ansah, riss sie sich zusammen und öffnete die Augen. Bewusst starre sie auf das sinkende Kanonenboot hinüber.

Quillain nickte langsam. Wenn man die Verantwortung dafür trug, dass es passierte, dann sollte man auch den Konsequenzen ins Auge sehen können.

»Das hat wohl doch nicht so gut geklappt«, sagte sie mit einem leichten Zittern in der Stimme. »Beim nächsten Mal versuchen wir es anders.«

»Das sollten wir, Skipper«, stimmte Quillain zu, während er seine Mossberg nachlud. »Da fällt uns bestimmt etwas Besseres ein.«

Sie blickte ihn neugierig an. »Wie haben Sie den Trick mit den Granaten erraten?«

»Gewusst habe ich's ja nicht«, antwortete Quillain nachdenklich. »Aber wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre, hätte ich genau das versucht.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

12. Juni 2007, 06:12 Uhr Ortszeit

Mit einem letzten Schub der Propeller hob sich die *Queen of the West* über den Rand der Auffahrtsrampe empor und glitt in den Hangar, wo sie sich mit einem metallisch-seufzenden Geräusch auf ihre zerknitterte Schürze niederließ. Steamer Lane beugte sich aus dem Cockpitfenster und hielt einen Finger hoch, um der Service-Crew zu signalisieren, dass es ein weiteres Abschusssymbol aufzumalen gab.

Die Marines schlurften steifbeinig die Heckrampe hinunter, um sich zunächst zum Waffenreinigen und dann unter die Dusche und in die

Kojen zu begeben. Die Heckschützen folgten ihnen, die schweren MGs Kaliber .50 zu zweit zwischen sich tragend. Die Turbinentechniker und Gunner des Hovercraft sprachen mit den Serviceleuten über die eine oder andere Besonderheit, die sich während der Nacht in den Systemen gezeigt hatte.

Als Amanda und die beiden Hovercraft-Piloten von Bord gingen, wartete bereits ein Melder am Fuß der Rampe. »Captain Garrett, Commander Rendino bittet darum, Sie in der Briefing-Zentrale sprechen zu dürfen.«

»Gut, bin schon unterwegs«, antwortete Amanda und wandte sich ihren beiden Begleitern zu. »Steamer, es sieht so aus, als müssten Sie und Snowy die Operation allein aufarbeiten.«

»Kein Problem«, sagte der Commander und nickte. »Wir kümmern uns darum, Skipper.«

»Danke, Steamer.«

»Keine Ursache. War eine gute Jagd letzte Nacht, Captain.«

»Gute Jäger, Commander.«

Während Steamer und seine Erste Offizierin weggingen, kam Stone Quillain, seine Schrotflinte geschultert, die Heckrampe herunter. Als er an Amanda vorüberging, nickte er ihr kurz zu, und seine stets sehr ernste Miene hellte sich etwas auf. Amanda nickte ebenfalls und hatte Mühe, sich das Lächeln zu verbeißen. Der SOC-Marine war immer noch etwas reserviert, doch auch an dieser Front hatte es deutliche Fortschritte gegeben. Sie hängte sich den Revolvergurt über die Schulter und machte sich auf den Weg zur Briefing-Zentrale.

Als sie den Raum betrat, waren die Bildschirme voll mit Karten vom Grenzgebiet zwischen der Westafrikanischen Union und der Elfenbeinküste, jenem Gebiet, das die Einwohner der Goldküste ›Frenchside‹ nannten. Davor stand Christine Rendino neben einem stämmig gebauten rothaarigen Mann in Fliegermontur, mit dem sie die Karten aufmerksam studierte.

»Hi, Boss – Ma'am. Darf ich Ihnen Commander Evan Dane vorstellen? Er ist der Kommandeur der britischen 847th Provisional Patrol Helicopter Squadron, die die UNAFIN unterstützt.«

»Freut mich, dass ich endlich Gelegenheit habe, Sie kennenzulernen,

Commander«, sagte Amanda, legte ihren Gurt auf den Tisch und streckte ihm die Hand entgegen. »Es freut mich auch, dass ich wieder mal mit der Royal Navy zusammenarbeiten kann.«

»Ganz meinerseits, Captain Garrett«, antwortete Dane mit einem festen Händedruck. »Das war verdammt gute Arbeit, die Sie und Ihre Leute da bei diesen Bootsstützpunkten geleistet haben. Es wurde auch Zeit, dass hier mal jemand das Heft in die Hand nimmt.«

»Wir hatten Glück, dass alles so gut gelaufen ist.« Die Hände auf die Hüften gestützt, wandte sich Amanda den Kartendisplays zu. »Was gibt's?«

»Ein kleines Projekt, an dem Commander Dane und ich gerade arbeiten«, antwortete Christine. »Während du mit den Little Pigs die Stützpunkte ausgeschaltet hast, haben wir versucht, etwas gegen den Schmuggel zu unternehmen, der über die Elfenbeinküste läuft.«

»Hat es sich bestätigt, dass es diesen Schmuggel tatsächlich gibt?«

»Hundertprozentig! Drüber auf der Frenchside geht es zu wie auf dem Ventura-Freeway am Freitagabend.«

Dane nickte zustimmend. »Ich kann Ihnen stundenlange Videoaufnahmen mit Pirogen und Pinassen zeigen, die nach Einbruch der Dunkelheit, größtenteils mit Benzinfässern beladen, in die Gewässer der Union eindringen.«

Christine nickte mit ernster Miene. »Die Westafrikanische Union hat ein Netzwerk von Agenten im Küstengebiet der Elfenbeinküste errichtet. Sie haben aus den Einwohnern der Fischerdörfer Leute rekrutiert, die ihnen helfen, ihren Treibstoffschmuggel durchzuführen, um das UNO-Embargo zu umgehen.«

»Wie bist du ihnen auf die Schliche gekommen, Chris?«

»Durch meine eigenen Agenten natürlich, die ich in den Küstendorfern habe.«

»Ich hatte es wissen müssen. Welche Mengen werden da befördert?«

»Tausende Gallonen pro Woche.« Christine verschränkte die Arme und lehnte sich zurück gegen die Tischkante. »Wahrscheinlich nicht genug, um den Bedarf der Union zu decken, aber ganz sicher genug, damit sie einige Monate länger durchhalten. Und die transportierten Mengen nehmen ständig zu.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass die Union überhaupt so viel Treibstoff braucht«, wandte Amanda nachdenklich ein.

»Das ist alles relativ. Was bei uns in L.A. an einem Tag im Stoßverkehr verbrannt wird, damit würden sie hier wahrscheinlich ein ganzes Jahr auskommen. Trotzdem sind sie vom Treibstoff abhängig. Mehr als zwei Drittel ihrer Elektrizität kommt von Dieselgeneratoren. Sie müssen ihre Kommunikationsnetze und die Nahrungsmittelverteilung aufrechterhalten, und Belewa führt außerdem einen Krieg gegen Guinea. Jede einzelne militärische Operation braucht große Mengen Treibstoff.«

»Also ist Belewa an diesem Punkt besonders empfindlich?«

Christine nickte. »Genau. Das ist eindeutig Belewass Schwachstelle. Wenn wir ihm den Ölhhahn abdrehen, ist es aus mit ihm.«

»Tja, was tun wir derzeit, um das zu erreichen?«, warf Amanda ein.

»Bisher leider nicht allzu viel«, antwortete Dane mürrisch.

»Der Commander hat Recht«, stimmte Christine zu. »Der ursprüngliche Plan sah vor, dass die Elfenbeinküste mit ihrer Marine und den Booten im Zolldienst den Schmuggel unterbindet, unterstützt von TACNET und Commander Danes Helikoptern. Aber leider hat das bisher nicht so recht geklappt.«

»Wie viele Boote wurden bisher geschnappt?«

»Alles in allem kein einziges.«

»Kein einziges!«, rief Amanda ungläubig aus.

»Genau, Captain«, bemerkte Dane sarkastisch. »Es war nicht ganz leicht, aber wir haben dieses miese Ergebnis trotzdem geschafft.«

»Ja«, fuhr Christine fort. »Wir sind ihnen ständig auf den Fersen, aber schnappen können wir sie trotzdem nicht.«

»Gibt es da ein Problem mit den Küstenwachbooten von der Elfenbeinküste?«

Christine hielt einen Finger hoch. »Mit dem Boot. Einzahl. Die Elfenbeinküste hat nicht mehr als ein Boot für diese Sache abgestellt – einen neun Meter langen Kabinenkreuzer mit einem leichten Maschinengewehr, das wahrscheinlich nicht mehr benutzt wurde, seit das Land unabhängig wurde.«

»Und selbst dieses Boot ist nicht zur Stelle, wenn man es braucht«,

warf Dane verärgert ein. »Entweder ist es gerade auf irgendeiner nicht näher definierten Mission, oder es wird repariert. Manchmal hat auch nur der Captain den verdammten Zündschlüssel in seiner anderen Hose vergessen.«

»Dann hat sich Belewa wohl mit der Regierung der Elfenbeinküste abgesprochen?«

»Davon kann man ausgehen.« Die Intel-Offizierin zeigte auf die Karte von Westafrika. »Die Strategie der Union sieht bisher so aus, der Elfenbeinküste den Arsch zu küssen, und Guinea in denselben zu treten. Die Elfenbeinküste ist militärisch gesehen schwerer zu knakken, weshalb Belewa wohl beschlossen hat, sich die stärkere der beiden Schwestern im Moment lieber zur Freundin zu machen, bis er imstande ist, es gegen sie aufzunehmen. Er versucht auch gar nicht, die Wirtschaft des Landes zu destabilisieren, weil ein relativ wohlhabendes Land eine bessere Operationsbasis für seine Schmuggelaktivitäten bietet. Er hat der Elfenbeinküste auch nie mit einem militärischen Eingreifen gedroht – also sieht die Regierung und auch die Bevölkerung des Landes weg, wenn man die UNO-Blockade umgeht, Vor allem, wenn da und dort ein wenig geschmiert wird.«

»Mit anderen Worten«, warf Amanda ein, »sie werden den Bruch des Embargos zwar nicht offiziell billigen, tun aber auch nichts dagegen, wenn ihre Bürger die Union unterstützen.«

Christine nickte. »Genau. Sie dürfen ihre Haltung nur nicht zu deutlich zeigen. Es gibt zu viele UN-Beobachter in den Grenzgebieten, als dass der Schmuggel offen über die Straßen betrieben werden könnte. Und durch den Dschungel kann man auch keine allzu großen Mengen befördern. Das heißt, es bleibt nur der Seeweg übrig.«

»Wo wir eigentlich imstande sein sollten, sie zu stoppen.«

»Theoretisch schon, Captain«, warf Commander Dane ein. »Erst vergangene Nacht hatten wir wieder eine gemeinsame Aktion mit Einheiten vom Zoll der Elfenbeinküste.« Danes Gesicht rötete sich zusehends, während er fortfuhr. »Hergott nochmal! Ich habe eine dreiviertel Stunde über einer Pinasse mit einer ganzen Ladung Benzinfässern im Schwebeflug gehangen. Dabei hatte ich alle Lichter eingeschaltet und warf jede Menge Leuchtbomben ab. Das Küstenwachboot

war zu der Zeit keine zwei Seemeilen entfernt – und dennoch behaupteten sie, dass sie das Ziel nicht sehen könnten.«

»Ich schätze, es wurden schon Protestnoten an die Regierung der Elfenbeinküste abgeschickt?«

»Aber ja«, antwortete die Nachrichtendienst-Offizierin. »Und die Antwort war, dass es auf Seiten ihrer Leute keinerlei Versäumnisse gäbe. Da außerdem keine schmuggelnden Boote erwischt wurden, gibt es offiziell auch keinen Schmuggel, den man bekämpfen müsste – deshalb werden die Grenzen noch lässiger bewacht als bisher.«

»Oh, Gott.« Amanda rieb sich die müden Augen.

»Wir sind nicht mehr in Kansas, Ma'am. Hier in Afrika herrschen andere Gesetze.«

»Meine Leute und ich, wir können nicht mehr tun, Captain«, sagte Dane mit ernster Miene. »Nicht ohne Überwasser-Unterstützung. Wir können ja nicht auf die schmuggelnden Boote feuern. Es sind unbewaffnete kleine Boote, mit Zivilisten als Mannschaft. Und von einem herumtanzenden Hubschrauber aus können wir auch keine Enterungen durchführen.«

»Ja«, stimmte Christine zu. »Wir müssen etwas tun, um den Schmuggel an einem bestimmten Punkt zu unterbinden. Dazu brauchen wir ein Boot drüber an Frenchside. Eines, auf das wir uns verlassen können. Können Sie so ein Boot zur Verfügung stellen, Captain?«

Amanda hatte keine Antwort parat. Sie wandte sich um und begann langsam auf und ab zu gehen. Als sie wieder an den Bildschirm mit der Karte trat, wo die beiden Offiziere standen, schüttelte sie den Kopf.

»Ich würde so gern ja sagen, aber ich kann es mir einfach nicht erlauben.«

»Aber wir haben doch schon jemanden da draußen, den wir einsetzen könnten«, warf Christine ein.

Die Intel-Offizierin griff zur Fernbedienung und rief einen Überblick über die vorhandenen Kräfte auf. »Als wir die Bootsstützpunkte der Union außer Gefecht setzten, errichteten wir hier vor der Grenze zwischen der Westafrikanischen Union und der Elfenbeinküste eine Beobachtungsstation. Wir haben hier ein Radarballonschiff, das die

Küste ständig überwacht. Eines der Cyclone-PCs, die *Santana*, begleitet es zur Zeit. Wir könnten doch die *Santana* abziehen und sie auf Schmugglerjagd schicken. Nebenbei würde sie dem Radarschiff immer noch einen gewissen Schutz bieten.«

Erneut schüttelte Amanda den Kopf. »Aber wer deckt dann die *Santana*? Die Union verfügt über eine Streitmacht von fast zwanzig Boghammer-Booten, die vor Harper liegen, in unmittelbarer Nähe der Elfenbeinküste.« Amanda beugte sich vor und zeigte auf einen Punkt auf dem Bildschirm. »Sie könnten jederzeit auslaufen. Dieses Radarschiff, welches ist es? Die Bravo? Sie hat einen Trupp Marines an Bord. Zusammengenommen haben sie und die *Santana* genug Feuerkraft, um sich zur Wehr zu setzen. Wenn sie sich trennen, würden sie von einem Schwarm Boghammer wahrscheinlich in Stücke gerissen. Wir würden mindestens zwei Stunden brauchen, um ein PG zur Unterstützung hinzuschicken. Das ist viel zu lang.«

Amanda wandte sich dem britischen Heli-Piloten zu. »Es sei denn, wir könnten auf eine gewisse Deckung aus der Luft zählen. Wie steht's damit, Commander?«

„Ich würde gerne zusagen, Captain Garrett, aber die einzige Waffe meiner Merlins ist ein MG in der Tür. Ich weiß nicht, ob wir damit gegen die Boghammer viel ausrichten würden.«

»Könnten Sie nicht ein paar Sea-Skuas aufstreiben?«

Dane verzog das Gesicht. »Ich versuche schon seit wir hierher verlegt wurden meine Antischiff-Lenkwaffen zurück zu bekommen, aber das Außenministerium bewilligt einfach ihre Verwendung hier im Krisengebiet nicht. Sie meinen, dass Offensivwaffen – ich zitiere – „eine Provokation darstellen und deshalb für eine friedenssichernde Mission ungeeignet sind“. Ich schätze, wir haben da oben irgendeinen Idioten, der mit dem Idioten auf Ihrer Seite verwandt sein muss, der Ihren Leuten damals in Somalia keine Panzer zugestand.«

Amanda seufzte. »Tja, das wär's dann wohl.«

»Aber es muss doch einen Weg geben, wie wir das hinbekommen«, beharrte Christine. »Können wir denn nicht ein PG dort stationieren? Oder eine ständige Patrouille mit einem Seafighter und einem PC einrichten?«

Wieder schüttelte Amanda den Kopf. »Geht auch nicht, Chris. Ein Hovercraft kann nicht so lange vor der Küste liegen wie ein PC. Dafür sind sie einfach nicht gebaut. Damit würden wir unsere Crews und auch das Material in kurzer Zeit überbeanspruchen, Außerdem haben wir nicht genug Boote, um alle Aufgaben gleichzeitig zu erfüllen. Belewa wird nur darauf warten, dass wir einmal nicht präsent sind.«

Amanda lehnte sich gegen den Konferenztisch. »Tatsächlich sind wir im Moment so dünn besetzt, dass ein Unfall oder Maschinenschäden die gesamte Operation gefährden würde. Wir können nicht noch mehr leisten. Wir müssen den Treibstoffschmuggel für eine Weile gewähren lassen.«

»Verdammter, wir sind doch hier, um das zu unterbinden!«, warf Christine enttäuscht ein.

»Ja, aber auch um die guineische Küste zu schützen«, erwiderte Amanda. »Unsere Mittel erlauben uns nur, eines davon umzusetzen. Im Moment muss die Hilfe für Guinea Vorrang haben.«

»Damit ergibt sich eine Pattstellung, die auf lange Sicht Belewa einen Vorteil bringt.«

»Das ist mir schon klar, Chris.«

Auf dem Tisch stand ein Metallkrug mit Eiswasser und ein Stapel Pappbecher. Amanda griff einen Becher und goss sich etwas Wasser ein.

»Leider ändert das auch nichts an unserer gegenwärtigen taktischen Situation«, sagte sie und nahm einen Schluck Wasser.

»Und was machen wir als Nächstes?«

»Wir können im Moment überhaupt nichts tun, fürchte ich.«

»Gar nichts?«

»Der Ball ist wieder im Feld der Union«, erwiderte Amanda bitter. »Wir haben unsere Möglichkeiten ausgeschöpft, indem wir ihre Stützpunkte außer Gefecht setzen. Jetzt müssen wir uns wieder darauf beschränken, zu reagieren. Wenn wir freie Hand hätten, würden wir die Navy der Union weiter schwächen, bis nichts mehr davon übrig ist. Da es sich aber um eine Mission unter UN-Mandat handelt, kommt das nicht in Frage. Wir können nichts weiter tun, als unsere Patrouillen zu fahren und Aufklärungsmaterial für die Nachrichten-

dienste zu sammeln – und darauf warten, dass Belewa wieder etwas unternimmt.«

Dane stieß ein leises Brummen aus. »Das gefällt mir aber gar nicht, Captain.«

Amanda hob die Augenbrauen. »Damit stehen Sie nicht allein, Commander, aber ich fürchte, wir haben keine andere Wahl.«

»Und was passiert, wenn Belewa aktiv wird?«, beharrte Christine.

»Dann kann ich nur hoffen, dass wir es so rechtzeitig bemerken, um darauf reagieren zu können. Und dann, vielleicht, sind wieder wir an der Reihe.«

Hotel Mamba Point

Monrovia, Westafrikanische Union

12. Juni 2007, 06:20 Uhr Ortszeit

»Kein Kontakt, General. Die Aufklärungspatrouille des westlichen Geschwaders hat noch nicht einmal den ersten vereinbarten Funkspruch abgesetzt. Unser Agent in Port Sallatouk meldet, dass es Maschinengewehrfeuer vor der Küste gegeben hat und dass ein Boot in Flammen stand. Wir müssen davon ausgehen, dass es das Unsere war.«

Belewa nickte nachdenklich. »Es ist schon so, wie ich gesagt habe, Sako. Wir haben es mit einer Leopardin zu tun.«

Die persönliche Operationszentrale des Generals war in einer Zweizimmer-Suite eingerichtet, und zwar im selben Stockwerk wie sein Büro und sein Wohnbereich. Die Möbel waren entfernt und durch die funktionelle Einrichtung eines Militärhauptquartiers ersetzt worden. Mit seinen Wandkarten und Feldtelefonen unterschied es sich grundlegend von Befehls- und Führungszentralen hochentwickelter Länder, die heutzutage von Computern dominiert werden. Doch für Belewass Zwecke war diese Einsatzzentrale durchaus ausreichend. Die Fähigkeiten und der Einsatz der wenigen Mitarbeiter seines Stabs, die Belewa persönlich ausgewählt hatte, machten den Mangel an Hochtechnologie wett.

»Hat der Nachrichtendienst schon die Soldaten befragt, die von den

Stützpunkten entkommen sind?«, erkundigte sich Belewa, zum nächsten Punkt der morgendlichen Besprechung übergehend.

»Jawohl, General. Wir haben drei Überlebende gefunden, die alle mehr oder weniger das Geiche berichten. Die Stützpunkte wurden angegriffen – offensichtlich nach sorgfältiger Aufklärungsarbeit. Die Angreifer forderten unsere Männer zur Übergabe auf. Wurde Widerstand geleistet, antworteten sie mit überlegener Feuerkraft.«

»Sind die Angreifer einwandfrei identifiziert?«

»Jawohl, General.« Brigadier Atiba zögerte einen Augenblick und nahm einen Schluck von dem bitteren Tee aus der Kantine. »United States Marines. Sie gaben sich auch als solche zu erkennen, als sie unsere Leute zum Aufgeben aufforderten.«

»Hmm.« Belewa nahm ebenfalls einen Schluck Tee. »Es handelte sich also um amerikanische Truppen auf guineischem Boden. Was sagt ihre Presse dazu?«

»Unser Büro des strategischen Nachrichtendienstes hat eine Pressemeldung des Weißen Hauses aufgefangen, in der von einem Erfolg der Afrikapolitik von Präsident Childress die Rede ist. Auf CNN und TBN war wenig darüber zu vernehmen. Da die UNAFIN und Guinea für die Mehrheit der Amerikaner nicht allzu wichtig sind und da die Operation ein Erfolg war, ohne dass es Opfer zu beklagen gab, wurde dem Vorfall von den amerikanischen Medien kaum Aufmerksamkeit geschenkt.«

Belewa schwieg und trank noch einen Schluck Tee. Sein Blick war in die Ferne gerichtet,

»Wie ist der Status unserer Langstreckenpatrouillen? Wie sehr beeinträchtigt uns der Verlust der Bootsstützpunkte?«

»Das trifft uns hart, Sir.« Atiba führte den General zu einer Wandkarte Guineas, die mit verschiedenfarbigen Nadeln bestückt war. »Wir haben acht Patrouillen im Grenzgebiet zwischen Conakry und der Grenze zu Guinea-Bissau. Sie erhielten ihren Nachschub über unsere Kanonenboote. Jetzt, wo die Stützpunkte zerstört sind, befinden sie sich völlig abgeschnitten auf feindlichem Territorium.«

»Haben wir noch Funkkontakt mit ihnen?«

»Jawohl, General.«

»Dann hol sie heim, Sako. Gib ihnen Anweisung, ihre Operationen abzubrechen und zurückzukehren.«

Atiba runzelte fragend die Stirn. »Das wäre das Ende unserer Operationen in Westguinea.«

»Das ist mir vollauf bewusst. Es gefällt mir auch nicht, dass Guinea dadurch Zeit gewinnt, neue Kräfte zu sammeln. Aber es bleibt uns nun einmal nichts anderes übrig. Hungernde Soldaten kämpfen nicht gut. Wenn wir den Feldzug in Guinea weiter fortsetzen, wird uns das nur noch mehr gute Männer kosten und unseren Feinden einen weiteren billigen Sieg verschaffen. Wir werden uns zurückziehen, bis wir eine neue Nachschublinie hergestellt haben.«

»Und wann wird das sein, General?«, fragte Atiba frustriert.

Belewa fixierte seinen jungen Stabschef mit seinem durchdringenden Blick, bis dieser zur Seite schaute. »Früher als du glaubst, Herr Brigadegeneral«, sagte Belewa mit leiser Stimme. »Und früher als sie glauben«, fügte er hinzu, mit dem Teebecher auf die Karte deutend.

Belewa trank aus und stellte den Becher auf eine Ecke des Feldtisches. »Also gut«, sagte er und richtete sich auf. »Wir werden ein Netz spinnen, Sako. Ein Netz, mit dem man einen Seeleoparden fangen kann. Ich will, dass die amerikanischen Küstenpatrouillen ständig beobachtet werden. Ich möchte wissen, wie sie operieren. Ich möchte stets auf dem Laufenden sein, wenn es irgendwelche Veränderungen bei ihnen gibt. Organisiere eine Besprechung mit dem Befehlshaber des militärischen Abschirmdienstes und dem Leiter des strategischen Nachrichtendienstes. Der Kommandeur Marineoperationen soll auch daran teilnehmen.

Die Leute vom strategischen Nachrichtendienst haben die Aufgabe, via Internet Informationen über Captain Amanda Garrett von der United States Navy zu sammeln.« Der General lächelte grimmig, bevor er fortfuhr: »Wir müssen mehr über diese Leopardin wissen. Was sie ißt, wann sie schläft, was sie denkt und was sie fürchtet. Dann, mein Freund, werden wir schon sehen.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

12. Juni 2007, 08:26 Uhr Ortszeit

»Ops, hier spricht Captain Garrett. Ich bin in meinem Quartier, wenn ihr mich braucht.«

Sie legte den Hörer auf. Es war ein langer Tag gewesen... Nein, einen Tag konnte man es gar nicht nennen – immerhin hatte ihr ›Arbeitstag‹ am Abend zuvor begonnen.

Sie ließ die Rollläden herunter und schaltete die Klimaanlage ein. Dann legte sie eine frische Khakiuniform und Unterwäsche zurecht, sodass beides im Notfall rasch zur Hand war. Schließlich stolperte sie in das enge Badezimmer und entledigte sich unterwegs ihrer schweißgetränkten Uniform.

Der wassersparende Duschkopf spendete ihr ein dreiminütiges lauwarmes Tröpfeln. Als Kommandeurin der Task Group hätte Amanda die Wasserbeschränkung nicht einhalten müssen, doch hätte sie das als eine Art Betrug an ihrer Crew empfunden und widerstand deshalb für gewöhnlich dieser Verlockung. Dafür fing sie allmählich an, einen der etwas seltsamen Gebräuche schätzen zu lernen, die sie an Bord der Plattform beobachtet hatte.

Viele Frauen hatten stets eine kleine Shampoo-Probe bei sich. Sobald es einen heftigen Regenguss gab, wurde allgemeine Haarwäsche ausgerufen, und alle Frauen außer Dienst schwärmt auf die Decks hinaus, um die plötzliche Fülle frischen Wassers zu nutzen.

Während sie ihr schulterlanges kastanienbraunes Haar mit den letzten paar Tropfen spülte, die aus der Dusche kamen, nahm sie sich vor, sich entweder auch diesem Brauch anzuschließen, oder sich eine Kurzhaarfrisur zuzulegen.

Ohne sich vorher abzutrocknen, ließ sie sich auf die Koje sinken und genoss die wenigen Augenblicke einer angenehmen Kühle, als die Feuchtigkeit auf ihrer Haut verdunstete. Sie kuschelte sich in ihr Kissen und versuchte einzuschlafen.

Doch das war gar nicht so einfach. Zu viele Gedanken schwirrten immer noch in ihrem Kopf herum.

Im Krieg ist die wichtigste Voraussetzung für den Sieg stets die In-

itiativ. Wer nur noch verteidigt, muss schließlich verlieren. Und genau das war die Situation, in der sie sich augenblicklich befand. Die Initiative lag eindeutig bei Belewa. Es war ja schön und gut, seine Schläge abzublocken, aber auf diese Weise fand man sich von vornherein damit ab, auch manchen Treffer einstecken zu müssen.

Amanda konnte sich mit dieser Vorstellung nur schwer anfreunden. Immerhin bedeutete es, dass sie ihre Leute dadurch in Gefahr brachte. Und das alles um irgendwelcher ROEs willen. Regeln für Kampfhandlungen also, die irgendwo in der Abgehobenheit der internationalen Diplomatie ausgearbeitet worden waren. So etwas sah auf dem Papier ja recht nett aus – aber es hatte nichts damit zu tun, wie die Dinge im Kampfgebiet wirklich liefen.

Sie erinnerte sich an die Geschichten, die einige der alten Kameraden ihres Vaters in der Navy einst erzählt hatten. Das waren noch Offiziere, die in Vietnam gewesen waren, also Männer, die den Albtraum eines jeden Soldaten durchlebt hatten, nämlich Befehle befolgen zu müssen, die ganz offensichtlich falsch waren. Hatten auch sie manchmal wach gelegen, so wie Amanda jetzt?

Verdamm! Amanda drehte sich auf den Rücken und starre an die Decke. *Also schön*, sagte sie sich, *wenn du schon deine kostbare Schlafzeit mit Nachdenken verbringst, dann versuche wenigstens, konstruktiv zu denken. Die Regeln für Kampfhandlungen kannst du nicht ändern. Du kannst nicht verhindern, dass Belewa zuschlägt, wann, wo und wie er will. Aber du kannst sehr wohl einen Plan dafür ausarbeiten, was anschließend geschehen soll. Wie kannst du aus einem Angriff der Union die Rechtfertigung für einen Gegenschlag ableiten? Und wo soll der Gegenschlag erfolgen? Und was am wichtigsten ist – wie kannst du Belewa so empfindlich treffen, dass du die strategische und taktische Situation zu deinen Gunsten veränderst?*

Mehr als 45 Minuten vergingen, ehe schließlich ein Lächeln Amandas Lippen belebte.

Sie erhob sich von ihrer Koje und setzte sich an den Schreibtisch. Nachdem sie ihren Computer eingeschaltet hatte, nahm sie über die digitale Kommunikationsverbindung Kontakt mit der Waffenabteilung des Stützpunktes in Conakry auf. Sie kümmerte sich nicht um die

militärisch sicherlich nicht ganz einwandfreie Tatsache, dass sie nackt war, und begann zu tippen.

VON:
CMDRUSNTACFORCES-MOB 1 AUTHENTICATOR
SWEETWATER-TANGO-038

AN: CMDRUSNORDIV-CONAKRY
BETRIFFT:WAFFEN-SPEZIALOPERATIONS

BRAUCHE SCHNELLSTMÖGLICH ZWEI (2) WAFFENPAKETE FÜR PG-AC-1. JEDES DIESER PAKETE SOLL PRO PG DER SQUADRON DIE VOLLE LADUNG (24 BEHÄLTER = 168 SCHUSS) 2.75-HYDRA-RAKETEN ENTHALTEN. ALLE RAKETEN SOLLEN 17 PFUNDGEFECHTSKÖPFE TRAGEN. EINS (1) DER PAKETE VERBLEIBT AUF DEM STÜTZPUNKT CONAKRY, DAS ZWEITE SOLL AN BORD VON FLOATER 1 GE-SCHAFFT WERDEN. SÄMTLICHE RAKETEN SOLLEN AUF PALETTEN VERPACKT UND FÜR SOFORTIGE VERWEN-DUNG VORBEREITET SEIN.

CAPT. AMANDA GARRETT, KOMMANDEUR

Jetzt erst konnte sie einschlafen.

**Hotel Camayenne,
Conakry, Guinea
26. Juni 2007, 13:17 Uhr Ortszeit**

Ähnlich wie Conakrys größter Flughafen durch den UN-Einsatz in Beschlag genommen wurde, nahmen die diplomatischen Bemühungen das größte und beste Hotel der Stadt für sich in Anspruch. Das Hotel Camayenne lag am westlichen Strand der schmalen Halbinsel, nach der es auch benannt war. Der Hotelbetrieb litt natürlich sehr unter der schlechten allgemeinen Wirtschaftslage des Entwicklungslandes, aber auch unter dem Krieg, der momentan die Region heimsuchte. De-

noch versuchte man, einen gewissen internationalen Standard aufrechtzuerhalten.

Vice Admiral Elliot MacIntyre, der wieder einmal an den Kriegschauplatz zurückgekehrt war, um sich mit seinen Kommandeuren vor Ort zu besprechen, hatte den Vormittag dazu benutzt, mit den Mitgliedern der zivilen UNAFIN-Verwaltung verschiedene Fragen abzuklären – eine zwar notwendige, aber nicht besonders interessante Aufgabe.

Es gab jedoch einen Lichtblick bei der ganzen Sache: Amanda Garrett nahm ebenfalls an den Besprechungen teil, um das Personal der Vereinten Nationen über die Veränderungen an der guineischen Küste in Kenntnis zu setzen. Und als Belohnung für seine Beschäftigung mit den langweiligeren Seiten seines Jobs gestattete MacIntyre sich, Amanda Garrett zum Mittagessen einzuladen. Zu seiner großen Freude nahm sie die Einladung an.

Sie trafen sich im Hotelrestaurant, wo sie im Schatten einer Palme saßen und die angenehm kühle Brise des Passatwinds genossen, der vom Meer heraufwehte. Ihr Gespräch wechselte von beruflichen zu alltäglichen Themen und wieder zurück.

MacIntyre hatte den Eindruck, dass sich Amanda sowohl an ihren neuen Rang als auch an die neue Umgebung gewöhnt hatte. Ihre goldbraune Haut bildete einen lebhaften Kontrast zum Weiß ihrer Tropenuniform. Er erinnerte sich daran, dass sie während ihres Gesprächs über Videotelefon noch bedeutend blasser ausgesehen hatte. Ebenso hatte ihr kastanienbraunes Haar in der Sonne einen kupferfarbenen Ton angenommen. Doch da war noch etwas anderes, das sich an ihr verändert hatte – etwas, das MacIntyre nicht hätte in Worte fassen können. Ein gewisse Sicherheit... eine Zufriedenheit?

»Also, wie schätzen Sie alles in allem Ihre Aufgabe hier ein?«, fragte er, als der Kellner die Teller abgeräumt hatte.

»Ich bin mir noch nicht sicher«, antwortete Amanda stirnrunzelnd.

Viele Frauen wirken attraktiv, wenn sie lächeln; viel seltener kommt es jedoch vor, dass eine Frau auch dann noch attraktiv ist, wenn ihre Gesichtszüge ernst sind. MacIntyres verstorbene Frau besaß diese Gabe. Er stellte nun fest, dass dies auch auf Amanda zutraf.

»In mancherlei Hinsicht kommt es mir vor«, fuhr sie fort, »als wäre es auch anfangs in Vietnam so ähnlich gewesen.«

»Das klingt nicht gerade vielversprechend,«

Amanda nahm einen Schluck von ihrem Sherry-Soda. »Ich habe damit nicht unbedingt die strategische Situation gemeint, sondern mehr das ganze Drumherum. Die ehemalige französische Kolonie, die unter militärischem Druck steht. Der späte Versuch von außen, die Situation doch noch zu retten. Die Zonen, wo das Leben ganz normal weiterläuft, während nicht weit entfernt ein erbitterter Krieg tobt.«

Sie zeigte mit einem Kopfnicken auf die Tennisplätze des Hotels, wo ein Match im gemischten Doppel ausgetragen wurde, und den Swimmingpool, in dem sich ein gutes Dutzend Badegäste vergnügten.

Die Sicherheitsabsperrungen waren ein gutes Stück entfernt und wurden von Bäumen und Sträuchern teilweise verdeckt.

MacIntyre gab einen brummenden Laut von sich. »Normal würde ich das hier nicht nennen. Die Wirklichkeit, das ist das, was da draußen im Dschungel vor sich geht.«

Amanda nickte bestätigend. »Stimmt, es ist alles eine Frage des Standpunkts. Auch meine Perspektive hat sich in letzter Zeit etwas verändert. Ich habe mich nämlich ziemlich intensiv mit den Küsten- und Flussoperationen während des Vietnamkriegs beschäftigt.«

»Haben Sie zufällig Don Sheppards Buch Riverine gelesen?«

Amanda nickte nachdrücklich. »Oh ja, ein hervorragendes Buch – militärisch gesehen und auch als Lesestoff. Diese Männer hatten es in vielerlei Hinsicht mit ähnlichen Problemen zu tun wie wir hier. Ich hoffe, ich kann daraus einiges für mich übernehmen.«

»Haben Sie denn schon ein paar verwertbare Anregungen?«

»Hm... ja, doch. Ich glaube, dass wir den Küstenkrieg vor Südvietnam eigentlich gewonnen haben. Nur ist das angesichts der strategischen Gesamtsituation nicht mehr ins Gewicht gefallen.«

MacIntyre griff nach dem Whisky, den er sich gern nach dem Essen genehmigte. »Glauben Sie, dass wir hier gewinnen können?«

»Ehrlich gesagt, Admiral, bin ich mir da nicht so sicher. Kommen Sie in einem Monat wieder, dann weiß ich schon mehr.«

MacIntyres Mundwinkel zuckten nach oben. »Die Verabredung gilt.«

»Admiral MacIntyre... Guten Tag, Sir.« Ein Marineoffizier in weißer Tropenuniform blieb an ihrem Tisch stehen. Es war ein schlanker, gutaussehender Mann, dessen Sprechweise einen leichten französischen Akzent durchschimmern ließ; an seiner Uniformmütze, die er unter dem Arm trug, prangte das Abzeichen der französischen Marine.

MacIntyre hätte selbst nicht genau sagen können, warum ihn das Auftauchen des Mannes in diesem Moment so sehr störte. Er ließ es sich jedoch nicht anmerken und erhob sich, um ihm die Hand zu schütteln. »Kapitän Trochard. Freut mich, Sie zu sehen. Darf ich vorstellen – Captain Amanda Garrett, mein Tactical Action Group Commander. Amanda, das ist Fregattenkapitän Jacques Trochard von der Patrouillenkorvette Fleurette.«

»Ah, Captain Garrett«, sagte Trochard gutgelaunt. »Endlich lerne ich Sie kennen!«

Amanda hatte sich ebenfalls erhoben und schüttelte ihm die Hand. Doch als sich seine Finger um die Ihren schlossen, lächelte der französische Offizier und beugte sich galant über ihre Hand.

MacIntyre biss die Zähne aufeinander.

Falls der Franzose mit seiner galanten Geste beabsichtigt hatte, Amanda ein wenig aus der Fassung zu bringen, so schlug sein Ansinnen fehl. Sie neigte nur den Kopf und lächelte wie eine Königin, die die Ehrenbezeugung eines Höflings wohlwollend zur Kenntnis nimmt.

»Es freut mich, dass ich Ihnen endlich persönlich gegenüberstehe, Captain Garrett«, murmelte der französische Offizier, als er sich wieder aufgerichtet hatte. »Nachdem wir schon so viele Telefongespräche geführt haben.«

»Sie haben also schon zusammengearbeitet?«, fragte MacIntyre, wie er hoffte, in höflichem Ton.

»In gewisser Weise, ja. Kapitän Trochard und ich hatten da vor kurzem ein kleines Problem, das es auszuräumen galt.«

»So ist es, Herr Admiral«, fügte Trochard hinzu. »Ein Crew-Mitglied eines ihrer Boote brach meinem besten Torpedoschützen den Kiefer.«

»Was sich der Mann voll und ganz verdient hatte, wie wir übereinstimmend fanden.«

»Nach einiger Diskussion, ja«, antwortete Trochard herzlich lachend. »Ich werde jetzt nicht den politisch inkorrekteten Fehler begehen, zu sagen, dass Captain Garrett für eine Frau einen überaus ernstzunehmenden Gegner darstellt.«

»Sie lernen dazu, Herr Kapitän«, murmelte sie.

Während MacIntyre das Gespräch verfolgte, stellte er fest, dass es ihm nicht mehr so viel wie zuvor ausmachte, dem französischen Freigattenkapitän einen Stuhl anzubieten.

»Aber nur für einen Augenblick, Herr Admiral«, sagte Trochard und nahm Platz. »Die Pflicht ruft mal wieder – ich muss gleich zur *Fleurrette* zurück.«

»Mir geht es nicht anders«, warf Amanda ein. »Einer meiner Sea-fighter läuft heute Nachmittag aus, und ich werde mit an Bord sein.«

»Captain Garrett und ich haben gerade über die Situation hier gesprochen«, sagte MacIntyre. »Wir haben sie mit früheren, nicht gerade ruhmreichen Konflikten in Südostasien verglichen. Sie sind ja schon seit einigen Jahren hier in der Gegend, Kapitän. Sehen Sie auch gewisse Parallelen?«

»Nur eine.« Trochard hielt einen Augenblick inne, um ein Glas Weißwein zu bestellen. »Beides sind Kriege, die nicht zu gewinnen sind«, fügte er hinzu.

»Meinen Sie wirklich, Herr Kapitän?«, warf Amanda mit ruhiger Stimme ein. »Ich würde dem noch nicht unbedingt zustimmen.«

»Das kommt daher, mein lieber Captain, dass Sie noch neu hier sind und erst einsehen müssen, wie vergeblich das alles hier ist. Aber sehen Sie mich nicht so finster an – ich liebe nämlich la belle Afrique wirklich. Ich möchte sogar meinen Ruhestand hier verbringen – vorausgesetzt es gibt dann noch etwas hier, wo man seinen Ruhestand genießen kann.«

Trochard nahm sein Glas Wein entgegen und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Ich möchte Ihnen ein paar Dinge über Afrika erzählen – und über das, was wir ihm angetan haben. Dir Amerikaner lernt den Kontinent ja gerade erst kennen. Wir Franzosen hingegen sind schon

seit langem hier. Wir kamen mit den anderen Europäern, als dieser Kontinent noch eine unberührte Wildnis war und jeder schwarze Stamm und jedes Königreich genau so viel Land einnahm, wie es der Tradition entsprach und wie man mit der Gewalt seiner Speere halten konnte. Es war ein System, das für die Menschen hier funktionierte, und sie waren damit zufrieden.

Wir Europäer hatten jedoch andere Vorstellungen. Wir teilten uns Afrika auf wie einen Kuchen. Jede Kolonialmacht nahm sich ein saftiges Stück davon. Wir zogen Linien auf Landkarten, die von einer Kolonialverwaltung überwacht und mit der Gewalt unserer Bajonette verteidigt wurden. Es war uns völlig gleichgültig, dass diese Linien oft absolut willkürlich und mitten durch alte Stammesgebiete verliefen und traditionell gewachsene kulturelle und sprachliche Einheiten auseinanderrissen. Hauptsache, unser System funktionierte im Hinblick auf unsere Absichten, und wir waren zufrieden.

Doch die Zeiten des Kolonialismus gingen vorüber und die Europäer kehrten nach Hause zurück – und mit ihnen ihre Statthalter und Armeen. Nur die Linien blieben, die wir auf den Landkarten gezogen hatten. Wir hinterließen dem Kontinent unsere Einteilung in lauter kleine Kästchen, durch deren Grenzen ganze Völker auseinandergerissen worden waren. Und alle diese Kästchen stehen nun unter der Führung instabiler Regierungen. Diese Leute sind mit der Situation unzufrieden. Sie wollen, dass sich etwas ändert. Aber die Regierungen haben Angst davor, diese Linien auf der Karte neu zu ziehen, weil sie fürchten, dass sie das verlieren würden, was sie besitzen.«

Trochard nahm einen Schluck von dem etwas herben Wein. »Afrika besteht heute zwar nicht mehr aus lauter Kolonien – aber es ist auch noch nicht wieder das alte Afrika. In Wirklichkeit weiß Afrika nämlich nicht, was es eigentlich ist – und das ist das Problem.«

»Und was wäre Ihrer Ansicht nach die Lösung, Kapitän?«, fragte MacIntyre.

»Die Lösung? Ich kann Ihnen sagen, wie die Lösung aussehen könnte. Nicht die Lösung, für die Paris oder Washington eintreten, sondern eben die Lösung des Jacques Trochard. Wir sollten uns allesamt zurückziehen und die ganze verdammte Sache sich selbst überlassen –

die Grenzlinien, die kleinen Kästchen, die Regierungen, alles. Und wenn dann alles zum Teufel gegangen ist, sollen die Afrikaner selbst die Trümmer aufsammeln und sie so zusammensetzen, wie sie es für richtig halten.«

»Und die vielen Menschen, die bei diesem Zusammenbruch ums Leben kommen würden, Herr Kapitän?«, wandte Amanda mit leiser Stimme ein.

»Der Admiral hat mich nach einer Lösung gefragt, mein guter Captain, und ich habe ihm eine vorgeschlagen. Ich sage nicht, dass es eine gute Lösung ist – es ist bloß die einzige, die ich sehe.«

MacIntyre stieß ein verständnisvolles Brammen aus und hob sein Bierglas. »Ich muss zugeben, dass ich auch kein Patentrezept weiß.«

»Ich auch nicht«, sagte Amanda und hob ihr Glas ebenfalls. »Aber dürfte ich trotzdem einen Vorschlag machen. Gentlemen? Versuchen wir doch, ein wenig Zeit für Afrika zu gewinnen. Vielleicht kommt ja eines Tages jemand, der klüger ist als wir.«

Drei Gläser stießen feierlich aneinander.

Die von dem Fregattenkapitän dargelegte, eher pessimistische Einschätzung prägte die Stimmung auch noch, als er bereits gegangen war.

»Meinen Sie, dass Trochard Recht hat, Admiral, und dass die Sache tatsächlich längst verloren ist?«

MacIntyre schüttelte den Kopf. »Schwer zu sagen, Amanda. Ich weiß nur, dass es sehr oft vorkommt, dass Menschen einfach zu früh aufgeben.«

Sie schenkte ihm ein herzliches Lächeln. »Da stimme ich Ihnen zu. Und wenn ich schon scheitern muss, dann möchte ich wenigstens alles versucht haben, bevor ich mich vorzeitig in mein Schicksal füge.«

»Diese Einstellung gefällt mir,«

Ein fernes Heulen drang vom östlichen Ende der Halbinsel zum Hotel herauf. Amanda hob den Kopf und lauschte. »Das ist die *Queen* «, sagte sie schließlich. »Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen wollen, Admiral. Ich muss zum Stützpunkt zurück.«

»Natürlich, Captain«, antwortete MacIntyre und unterdrückte das

plötzliche Bedauern, das er empfand. »Mein Fahrer kann Sie Hinterbringen.«

»Danke, Sir«, sagte sie lächelnd und strich sich eine Locke ihres vom Wind zerzausten Haars aus der Stirn.

»Keine Ursache, Captain«, gab er etwas brummig zurück. »Darf ich Sie zum Wagen begleiten?«

»Es wäre mir eine Ehre, Sir.«

Sie gingen durch die geschäftige Hotelhalle zum Haupt -eingang, als Amandas Blick auf den kleinen Geschenkartikelladen gegenüber fiel. Sie blieb so abrupt stehen, dass MacIntyre gegen sie stieß.

»Irgendwas nicht in Ordnung?«, fragte er.

»Nein, Sir.« Sie schüttelte den Kopf, den Blick immer noch auf die Auslage des Ladens gerichtet. »Es ist nur so, dass da etwas in der Auslage liegt, was mich auf eine Idee bringt. Wenn Sie mich einen Augenblick entschuldigen... Ich glaube, ich muss mir einen Hut kaufen.«

»Captain Garrett ist an Bord, Skipper«, ertönte Chief Tehoas Stimme über die Bordsprechanlage der *Queen of the West*. »Sie ist auf dem Weg zum Cockpit.«

»Alles klar, Chief«, antwortete Steamer Lane gutgelaunt. »Bereitet da hinten schon mal alles zum Auslaufen vor. Wir brechen in einer Minute auf.«

»Aye aye, Sir. Übrigens, Captain Garrett hat Geschenke mitgebracht.«

Steamer und Snowy blickten einander verdutzt an. Als sie Schritte von der Cockpitleiter her hörten, drehten sich die beiden Piloten in ihren Sitzen um.

»Oooh, das ist ja toll!«, stieß Snowy hervor.

Mit stolz erhobenem Haupt betrat Amanda das Cockpit. Sie hatte immer noch ihre weiße Tropenuniform an, doch statt der Standard-Uniformmütze für Frauen trug sie ein flottes schwarzes Barett, auf dem ein silbernes U.S.N.-Abzeichen zum Anstecken prangte.

»Stimmt, Snow«, pflichtete Lane ihr bei. »Das ist wirklich toll. Wann bekommen wir denn unsere, Captain?«

»Jetzt gleich.« Amanda setzte einen großen Papiersack ab. »Ich habe genug davon für die ganze Crew. Es gibt kleine, mittlere und große, und sie lassen sich in der Größe verändern, damit sie genau passen. Auch Abzeichen habe ich genug. Die tun es fürs Erste – bis wir unser eigenes Abzeichen entworfen haben.«

»Gehört das Barett jetzt zur Standardausrüstung?«, fragte Snowy, während sie in dem Papiersack wühlte.

»Sie sind für die gesamte Tactical Action Group genehmigt – und natürlich speziell für die Seafighter. Ich habe das schon mit Admiral MacIntyre abgeklärt. Außerdem habe ich eine Vereinbarung mit einem Geschäft drüben beim Hotel Camayenne getroffen. Sie werden die Barets ab jetzt ständig vorrätig halten. Unsere Leute können sie also direkt dort bestellen.«

»Also wirklich, Captain, das ist echt stark.« Steamer begutachtete eingehend seine neue Kopfbedeckung. »Irgendwie meine ich mich erinnern zu können, schon einmal von einer Navy-Einheit gelesen zu haben, die auch solche schwarzen Barets trug.«

Amanda nickte. »Das PER-Geschwader in Vietnam. Wir machen so ziemlich die gleiche Arbeit wie die Jungs damals. Mir hat der Gedanke irgendwie gefallen, dass wir so was wie ihre Nachfolger sind, auch wenn es sich bei uns um eine ganz neue Truppe handelt. – Aber es gibt auch noch einen ganz anderen Grund«, fuhr Amanda mit einem schelmischen Lächeln fort, »einen viel persönlicheren. Seit ich dieser von Männern dominierten Navy angehöre, hasse ich den verdammten flachen Aschenbecher, diese Mütze, die zur Standardausrüstung für Frauen gehört. Ich habe mir geschworen, dass ich, wenn ich einmal den entsprechenden Rang und den nötigen Einfluss dazu haben sollte, etwas daran ändern werde. Und, Ladies and Gentlemen, dieser Tag ist jetzt gekommen.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

29. Juni 2007, 14:05 Uhr Ortszeit

Das Dröhnen eines startenden Seafighters unterbrach die Zwei-Personen-Konferenz im Briefing-Trailer. Amanda und Christine wussten beide, dass es zwecklos war, sich zu unterhalten, wenn die mächtigen Turbinen aufzuheulen begannen. Geduldig warteten sie, bis das Luftkissenfahrzeug die Startrampe verlassen hatte und auf See war.

»Okay, Chris«, sagte Amanda, als das Dröhnen auf ein erträgliches Maß zurückgegangen war, »was wolltest du eben über deine Anti-Schmuggel-Kampagne sagen?«

»Nur, dass sie schon ganz gut läuft.« Die Intel-Offizierin legte eine Plastik-Sandwichtüte auf den Tisch. Außer einer bedruckten Karte mit dem Abzeichen der Three-Little-Pigs-Flottille in der rechten oberen Ecke enthielt die Tüte ein Päckchen Kaugummi, Streichhölzer, Bleistift und Schreibblock sowie ein schwarzes Isolierband.

»Das ist nur ein Beispiel. Wir haben eine Menge verschiedener Dinge, die wir in unterschiedlicher Zusammensetzung in die Tüten geben: Süßigkeiten, Angelhaken, Angelschnur, Rasierklingen – allerlei Zeug, das die Fischer hier gut gebrauchen können. Die Karte ist in Englisch und Französisch bedruckt und erklärt in Kurzform, worum es bei der UNAFIN-Mission geht und was wir erreichen wollen. Wir geben jedem der Boote, das wir kontrollieren, ein solches Paket – damit sie es uns nicht übelnehmen, dass wir ihr Boot durchsuchen.«

»Und, hilft uns das weiter?«, wollte Amanda wissen.

»Es scheint so, ja«, antwortete Christine. »Zumindest bei den Leuten aus Guinea. Wir machen digitale Fotos von jedem Boot, das wir kontrollieren, und fügen sie in unsere Datenbank ein. Davon schenken wir jedem Crewmitglied und Passagier an Bord einen großen Acht-mal-zwölf-Farbausdruck – das freut die Leute immer.«

»Die Pakete sollten aber auch nicht zu toll sein – sonst treiben sie sich nur noch in unseren Patrouillenzonen in der Hoffnung herum, dass wir sie kontrollieren.«

Die Nachrichtendienst-Offizierin lachte. »Wir bemühen uns um einen Mittelweg.«

»Das ist gut«, sagte Amanda und nickte. »Sobald wir genug Zeit dafür haben, würde ich gern ein Entwicklungsprogramm für die Fischerdörfer aufbauen. Wir könnten regelmäßig unsere Ärzte rüberschicken, und unsere Seabees könnten ihnen helfen, ihre Dörfer auszubauen. Wenn wir die Küstenbevölkerung auf unserer Seite hätten, würde das die ganze Situation ändern...«

Amanda hielt erneut inne. Das Geheul des auslaufenden Hovercraft war zwar nahezu verstummt, dafür machte sich nun wieder das vertraute staubsaugerartige Dröhnen bemerkbar. Sie griff nach dem Tischtelefon, doch es läutete, bevor sie es noch berührt hatte.

»Garrett.«

»Captain, hier Operationszentrale. Commander Lane meldet, dass die *Queen of the West* eine Systempanne hat. Sie brechen ihre Patrouille ab und kehren zur Plattform zurück.«

»Hat der Commander gesagt, wie schwer die Panne ist?«

»Er war sich selbst nicht sicher, Captain. Er sprach von irgendeinem Hydraulikproblem.«

Amanda runzelte die Stirn. »Hydraulik«, das konnte alles Mögliche bedeuten. »Okay, Ops. Ich kümmere mich darum.« Sie legte den Hörer auf und erhob sich von ihrem Stuhl. »Komm mit, Chris, wir haben ein Problem.«

Die *Queen* kehrte in langsamer Fahrt zurück. Sie lief zwar auf dem Luftkissen, schwankte aber sichtlich, so als hätte sie Mühe, den Kurs zu halten. Als Amanda an die Reling der Plattform trat fiel ihr auf, dass sich das Geräusch der Propeller ziemlich ungleichmäßig anhörte.

Etwa zwanzig Meter vor der Leeseite von Floater 1 sank die *Queen of the West* von ihrem Luftkissen auf die Wellen nieder. Kaum waren die Schubpropeller zum Stillstand gekommen, gingen auch schon die Luken am Sturmdeck auf, und mehrere Gestalten traten ins Freie. Scrounger Caitlin und Chief Tehoa tauchten mittschiffs auf, während Steamer Lane vom Cockpitdom herunterglitt. Alle drei gingen sofort nach achtern.

»He, Steamer!«, rief Amanda ihm zu. »Was ist denn passiert?«

»Hydraulikausfall an den Seitenrudern!«, rief er zurück. »Wir haben auf einmal Druck verloren – keine Ahnung, warum.«

Scrounger legte sich am Rand des Decks auf den Bauch.

Während Chief Tehoa sie am Gürtel ihrer Hose festhielt, beugte sie sich vor, um eine Platte an der Seite des Bootsrumpfs zu entfernen. Nachdem sie den Verschluss geöffnet hatte, ging die kleine Luke auf, und weinfarbene Hydraulikflüssigkeit strömte hervor. Scrounger inspizierte das Innere des Systemabteils eine Weile und gab dann das Zeichen, dass Tehoa sie wieder hochziehen solle. Sie besprach sich mit dem Chief und Lane und rief dann zur Plattform hinüber: »Wir haben wahrscheinlich eine beschädigte Druckdichtung am Vorratsbehälter! Die Reparatur wird in jedem Fall zwei Stunden dauern, Ma'am.«

Eine Alarmglocke ging in Amandas Hinterkopf los, und ein kurzer Schauer lief ihr über den Rücken.

»Also gut!«, rief sie nach einem kurzen Zögern zurück. »Aber seht zu, dass es so schnell wie möglich erledigt wird. Wir haben es eilig, Commander.«

»Alles klar, Captain. Versteht sich doch von selbst!«, rief Lane ein wenig verdutzt zurück.

Amandas innere Alarmglocke hörte nicht auf zu läuten. Stirnrunzelnd blickte sie in den Hangar, wo die *Carondelet* stand. Die Service-Crew war gerade dabei, die Schürze auszuwechseln – eine Arbeit, die, wie Amanda wusste, zwei bis drei Stunden in Anspruch nahm. Ihre Beunruhigung wurde noch größer.

»Chris. Komm mit in die Operationszentrale.«

Amanda und Chris eilten durch den Vorhang, hinter dem sich im Trainer die Einsatzzentrale befand, die lediglich durch die Bildschirme beleuchtet war. »Captain in der Zentrale«, ging der gewohnte Ruf durch die Reihen der Systemoperatoren.

Amanda trat sofort an den zentralen Bildschirm. »Weitermachen. Wo ist Lieutenant Dalgren?«

»Hier, Ma'am«, meldete sich der Offizier vom Dienst, der nur als ein Schatten unter vielen zu erkennen war. »Gibt es ein Problem?«

»Kann sein. Die *Queen* wird mit einiger Verspätung in Guinea-Ost eintreffen. Setzen Sie sich mit der *Manassas* in Verbindung und sagen Sie Lieutenant Marlin, dass er zwei Stunden länger auf seinem Posten bleiben muss.«

»Äh, Verzeihung, Ma'am, aber wir haben da anscheinend noch ein Problem. Die *Manassas* hat sich gerade gemeldet und um vorzeitige Ablösung ersucht.«

»Was? Warum?«

»Der Treibstoff ist ihnen unerwartet ausgegangen, Ma'am. Lieutenant Marlin ersucht um Erlaubnis, sofort zur Plattform zurückzukehren.«

»Zu wenig Treibstoff?« Amanda wandte sich dem großen taktischen Display zu, auf dem die eingesetzten Einheiten sowie der Küstenverkehr rund um die Patrouillenstation Guinea-Ost zu sehen waren. »Was, zum Teufel, hat Marlin bloß angestellt, dass ihm der Treibstoff ausgeht?«

»Es ist nicht Tonys Schuld, Captain. Die *Santana*, das Patrouillenboot, das unser Radarschiff eskortiert, musste heute früh nach Conakry zum Nachbunkern. Sie wird erst heute Abend wieder auf ihrem Posten sein. Die *Manassas* ist seither ständig hin und her ge pendelt und hat einerseits die *Valiant* gedeckt und andererseits weiter ihre Inspektionen durchgeführt.«

»Verflixt und zugenährt!« Amanda studierte die Computergrafik Karte, die das Grenzgebiet zwischen der Union und Guinea zeigte. Auf dem Display waren nur drei bläulich leuchtende Symbole von UN-Einheiten zu sehen: das Schiff mit dem Radarballon, ein einzelnes britisches Minensuchboot und die *Manassas*, die einzige wirkliche Kampfeinheit in diesem Verband.

»Wo liegt die französische Patrouille?«, fragte sie frustriert.

»Die französische Flottille führt ihre Inspektionen in der Nähe der Grenze zur Elfenbeinküste durch. Die sind mindestens acht Stunden entfernt, Ma'am.«

»Wie sieht es mit der guineischen Marine aus?«

»Im Augenblick nichts auf See oder verfügbar, Ma'am.«

»Verdamm...« Sie hatte das Gefühl, als käme hier eine gewaltige

Lawine ins Rollen. Einen Schritt zurücktretend, wandte sie sich mit leiser Stimme an Christine. »Jetzt mal ganz ehrlich, Chris, dieser Lieutenant Marlin – wie ist seine Meldung einzuschätzen?«

»Der Mann ist ein Draufgänger«, murmelte die Offizierin. »Er ist ein Macho und geht bei einem Einsatz aufs Ganze. Wenn er meldet, dass er nicht mehr kann, dann kann man davon ausgehen, dass er höchstens noch ein Gläschen Sprit übrig hat. Wenn du ihm sagst, er soll aushallen, wird er es versuchen, aber dann könnte es sein, dass er weder genug Treibstoff hat, um zu kämpfen, noch um nach Hause zurückzukehren.«

»Also gut.« Es war genau das eingetreten, was Amanda befürchtet hatte. Eine Verkettung von unglücklichen Umständen hatte dazu geführt, dass es zu einem Riss in dem ohnehin sehr dünnen Netzwerk gekommen war, das sie aufgebaut hatten – zu einer Lücke, die sie nicht schließen konnte.

Doch es half ohnehin nichts – es galt eine Entscheidung zu treffen. »Offizier vom Dienst. Folgende Meldung an die *Manassas*: ›Kehren Sie sofort und so schnell es ihre Treibstoffreserven erlauben, zur Plattform zurück.‹ Dann setzen Sie sich mit der *Valiant* und dem britischen Minensuchboot in Verbindung. Sagen Sie ihnen, dass sie für eine Weile auf sich allein gestellt sein werden. Sie sollen die Augen offenhalten. Geben Sie auch eine Meldung an die Service-Teams der *Queen* und der *Carondelet* durch: Reparaturen beschleunigen! Das Boot, das als Erstes fertig ist, läuft sofort aus.«

»Aye aye, Captain.«

Amanda wandte sich wieder Christine zu. »Egal, was wir anstellen, wir haben auf jeden Fall eine Lücke in unserem Patrouillennetz im Grenzgebiet, und das für zwei bis vier Stunden. Was könnte die Union damit anfangen?«

Die Intel-Offizierin zuckte die Schultern. »Das hängt von zwei Faktoren ab – zum einen, ob sie die Lücke entdecken. Das ist relativ wahrscheinlich, wenn man bedenkt, dass sie ein dichtes Netzwerk von Küstenspähern haben. Zum anderen hängt es davon ab, wie schnell sie reagieren können. Die Frage ist, ob sie auf einen solchen Moment gewartet haben und in der Lage sind, sofort zu starten. Zwei bis vier

Stunden, das ist nicht sehr viel Zeit, um eine Operation in die Wege zu leiten. Wenn sie aber startklar sind, dann sieht die Sache anders aus.«

»Nehmen wir das schlimmstmögliche Szenario an. Sie sind vorbereitet und startklar.«

»Ich würde sagen, in diesem Fall können wir uns auf einiges gefasst machen.«

Die Crews der beiden Seafighter arbeiteten mit der Konzentration und Präzision von Chirurgen, die eine Organtransplantation durchführen – und dennoch dauerte die Reparatur nicht, wie vorgesehen, zwei Stunden, sondern drei. Amanda ging schweigend auf den Decks von Floater 1 auf und ab. Es hätte ohnehin keinen Sinn gehabt, die Serviceleute anzutreiben oder der Wache in der Einsatzzentrale über die Schulter zu gucken.

Die *Manassas* kam schließlich von Westen her angetuckert; ihre Turbinen gerieten ins Stottern und fielen schließlich ganz aus, als sie noch fast einen halben Kilometer von der Plattform entfernt war. Im Schleichmodus schob sie sich an die Plattform heran, wo man sogleich begann, mit einem Schlauch Kerosin in die knochentrockenen Treibstoffzellen zu leiten. Amanda beschleunigte ihre Schritte und wartete darauf, dass das erste ihrer Boote seetüchtig wurde.

Die *Queen of the West* gewann schließlich das Rennen. Scrounger Caitlin schloss die letzte Luke. »Das wär's!«, rief sie. »Klar zum Auslaufen!«

»Okay!«, rief Lane aus dem Cockpitfenster zurück. »Triebwerke starten!«

»Moment noch!« Amanda sprang über die Reling und auf das Deck des Luftkissenbootes hinunter. »Ich bin heute mit von der Partie, Steamer.«

»Willkommen an Bord, Captain. Dann los!«

Die *Queen* brauste in Richtung Nordwesten, eine Gischtspur hinter sich herziehend.

»Volle Pulle, Steamer!«, wies Amanda ihn an.

»Ich hole alles raus, Ma'am!«, antwortete Lane über die Schulter. »Snowy, wann kommen wir in Guinea-Ost an?«

»Wir sind in ungefähr zwei Stunden vor Ort, Captain«, antwortete die Kopilotin.

Amanda lehnte sich im Navigatorsessel zurück und versuchte sich zu entspannen. Zwei Stunden noch, bis die Lücke in ihrem Verteidigungssystem geschlossen sein würde. Doch es kam immer noch keine Reaktion von Seiten der Union. Vielleicht war ihnen die Sache ja entgangen. Vielleicht waren sie auch nicht vorbereitet. Bitte, lieber Gott, lass nicht gerade heute den schlimmsten aller möglichen Fälle eintreten.

Snowy Banks neigte den Kopf zur Seite und hob eine Hand an den Kopfhörer. »Ma'am, TACNET möchte Sie sprechen. Commander Rendino auf dem Kommandokanal.«

»Danke, Snowy, ich übernehme.« Amanda setzte den Kopfhörer auf. »Chris, Amanda spricht.«

»Wir haben Probleme, Ma'am«, tönte Christines knisternde Stimme in ihrem Kopfhörer. »Große Probleme.«

»Was ist passiert?«

»Die Boghammer der Union laufen massenhaft von der Yelibuya-Meerenge aus.«

»Wie viele?«

»Alle! Siebzehn Stück! Beide Geschwader schicken alles los, was seetüchtig ist.«

Amanda hatte das Gefühl, dass ihr das Herz stehenblieb. »Wann sind sie gestartet?«

»In den vergangenen fünfzehn bis zwanzig Minuten. Unser Predator hat den Stützpunkt um 16:30 Uhr überflogen, und da sah noch alles normal aus. Als er dann zurückkehrte, waren plötzlich alle Anlegestegle leer. Sie müssen nur darauf gewartet haben, dass unsere Drohne vorüberflog, um dann sofort loszubrausen.«

»Können wir ihren Kurs verfolgen?«

»Ja, die *Valiant* draußen an Guinea-Ost hat sie mit ihrem Überwasser-Suchradar erfasst. Die Bogs laufen direkt auf sie zu.«

»Schick sofort die *Carondelet* und die *Manassas* los! Sie sollen uns folgen! Die *Valiant* soll auf Gefechtsstation gehen und dann mit voller Fahrt in Richtung offene See laufen. Lass den Boghammer-Verband

von einer Drohne beschatten. Außerdem müssen zwei Helis mit einer Schadenkontrollausrüstung und Sanitätspäckchen ausgerüstet werden.«

Amanda stieß die Anweisungen hervor wie aus der Pistole geschossen. Dann wandte sie sich dem Piloten des Bootes zu, um ihm einen Befehl zuzurufen. Das war jedoch nicht mehr nötig. Steamer Lane hatte die Leistungshebel bereits bis zum Anschlag vorgeschoben, und die *Queen of the West* brauste mit kreischenden Turbinen ihrem Ziel entgegen.

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

29. Juni 2007, 17:10 Uhr Ortszeit

»Commander Rendino, sehen Sie sich das bitte an, Ma'am.« Eine Stimme erhob sich über das leise Gemurmel, das zwischen den Operatoren der TACNET-Zentrale hin und her ging. Christine eilte die Workstations entlang zur Konsole für elektronische Aufklärung. »Was gibt's, Murphy?«, fragte sie und hockte sich neben den Systemoperator.

»Ich habe einen ganzen Haufen aktive Sender«, antwortete der Elint-Spezialist. »Wir wussten ja, dass die Union ein Netzwerk von Küstenspähern hat, aber nach den Signalen, die ich jetzt reinbekomme, ist es viel umfassender, als wir angenommen haben. Sehen Sie selbst.«

Auf dem ELINT-Display erschien ein Symbol vor der Küste der Union, ein Sender, den TACNET durch Funkpeilung ausgemacht hatte. Das Symbol, das mit einer Reihe von Codebuchstaben und -zahlen ausgestattet war, folgte drei ähnlichen Symbolen, die bereits zuvor auf dem Display aufgetaucht waren.

»Sehen Sie... Da ist wieder einer. Sobald die *Queen* in Sichtweite kommt, wird ein weiterer Sender aktiv und gibt eine Positionsmeldung durch. Nach den Emissionsprofilen zu schließen, handelt es sich durchwegs um indonesische Anlagen.«

Der Systemoperator folgte mit dem Finger dem Kurs des Hovercraft-Flaggschiffs. »Sie können den Kurs fast genauso gut verfolgen wie wir selbst, Ma'am.«

»Warum, zum Teufel, haben wir diese Stationen nicht schon früher entdeckt?«, knurrte Christine.

»Weil sie bis zum heutigen Tag kein einziges Mal gesendet haben, Ma'am. Die Union muss dieses Sendernetzwerk für spezielle Einsätze bereitgehalten haben.«

»Scheiße! SIGINT«, rief Christine mit lauter Stimme, »was bekommen Sie von den Sendern der Union herein?«

»Nach der Stationsbezeichnung kommen eine Reihe von Zahlen – wahrscheinlich eine Zielidentifikation sowie Richtungs- und Geschwindigkeitsangaben«, antwortete der Operator an der benachbarten Konsole. »Sie verwenden irgendeinen einfachen Code, der aber nicht zu knacken ist.«

»Okay. Das bringt uns nicht weiter. ECM-Operator, bereiten Sie alle elektronischen Gegenmaßnahmen vor! Gehen Sie auf ihre Frequenzen. Störsender einschalten! Breites Spektrum! Volle Leistung!«

Der ELINT-Operator blickte erschrocken auf. »Ma'am, wenn wir voll aufdrehen, stören wir damit den gesamten zivilen Funkverkehr von hier bis Marrakesch!«

Christine warf ihm einen eiskalten Blick zu, »Mr. Murphy, sehe ich aus wie jemand, der sich auch nur einen Pfifferling darum schert, wie gut der Radioempfang in Marrakesch ist? Legt die Kerle lahm!«

Von den Sendern auf Floater 1 sowie den beiden Radarballon-Schiffen und den TACNET-Landstationen in Conakry und Abadjan ging ein gebündelter elektronischer Aufschrei durch den Äther, der einen Großteil des Funkspektrums mit einem Tuch statischer Geräusche zudeckte.

In der TACNET-Zentrale rissen sich mehrere Operateuren die Kopfhörer herunter, um dem durchdringenden Pfeifen und Kreischen zu entkommen. Die Späher, die die Union entlang der Goldküste postiert hatte, taten es ihnen ohne Zweifel gleich. Christine Rendino nickte zufrieden. »Das ist euch hoffentlich eine Lehre«, knurrte sie.

»Commander Rendino!«, rief ihr einer der Systemoperatoren von der Predator-Steuerstation zu. »Wir haben eine Situationsänderung beim Boghammer-Verband.«

Die Intel-Offizierin eilte sofort zu ihm. »Was gibt's?«

Der Drohnen-Pilot rief auf einem Bildschirm die Videoabbildungen auf, die die Drohne von der Kanonenboot-Gruppe der Union lieferte. Auf dem Monitor erschien das vielfache weiße Kielwasser der Boote, die sich über die azurblaue See schoben. Nach einer Weile teilte sich das Geschwader plötzlich; die Hälfte der Boote änderte die Richtung.

»Acht Bogs laufen weiter auf die *Valiant* zu, Ma'am. Neun sind jetzt auf Kurs drei-eins-null.«

»Taktisches Display! Was haben wir in dieser Richtung?«

»Nichts, Ma'am. Warten Sie mal... nichts außer der HMS *Skye*, dem britischen Minensuchboot!«

»Oh, mein Gott! Benachrichtigen Sie sofort Captain Garrett. Dann setzen Sie sich mit den Briten in Verbindung und sagen ihnen, dass gleich jemand zum Tee vorbeikommt!«

Station Guinea-Ost

29. Juni 2007, 17:31 Uhr Ortszeit

Leutenant Mark Traynor, der Kommandant des britischen Minensuchbootes HMS *Skye*, wischte sich mit dem Handrücken den brennenden Schweiß aus den Augen und hob dann erneut das Fernglas an die Augen. Seite an Seite kamen sie in einer Linie daher – neun weiße Kielwasserstreifen am Horizont, in deren Mitte jeweils der dunkle Punkt eines Boghammer-Bootes zu sehen war.

»Wir haben sie mit dem Radar erfasst, Captain!«, rief der Quarter-master aus dem Ruderhaus der *Skye*. »Entfernung zu den Booten der Union dreitausend Meter – verringert sich weiter. Kontakte machen 35 Knoten Fahrt.«

»Gut. Behalten Sie sie im Auge.« Der junge Engländer bemühte sich, mit ruhiger, gleichmäßiger Stimme zu sprechen; so wie er sich immer vorgestellt hatte, dass man es in einer solchen Situation tun sollte. Genauso versuchte er, das Zittern seiner Hände zu unterdrücken, als er das Telefon in der Brückennock aus dem witterfesten Gehäuse nahm.

»Radio Operator, haben wir schon eine Antwort vom Atlantikkommando?«

»Noch keine Antwort, Sir«, meldete der Funker.

Traynor legte wieder auf. Diese verdammten Admiräle, die irgendwo 3000 Kilometer entfernt saßen und auf deren Befehle er warten musste! Er brauchte Anweisungen, und zwar sofort!

Er ließ sich noch einmal die dringende Botschaft durch den Kopf gehen, die er vor einer Viertelstunde vom amerikanischen TACBOSS empfangen hatte:

»HMS Skye. Eine Gruppe von Kanonenbooten der Union ist unterwegs zu Ihrer Position. Wir glauben, dass ein Angriff auf Ihr Boot unmittelbar bevorsteht! Wir raten Ihnen, den Kurs zu ändern und sich der USS Valiant anzuschließen! Bitte rasch handeln!«

Doch dann erinnerte sich Traynor auch an ein Gespräch, das er mit seinem Flottillenkommandeur geführt hatte. *Vergessen Sie nicht, mein Junge, dass Sie bei all dem UN-Papierkram immer noch ein Offizier der Royal Navy sind. Und nehmen Sie sich in Acht vor diesem Weib, das den Laden für die Yanks hier schmeißt. Sie ist eine Fanatikerin, die ständig Ärger sucht. Machen Sie nur Ihren Job und folgen Sie den Anweisungen, die Sie erhalten, dann bekommen Sie bestimmt keine Probleme.*

Traynor fand eigentlich, dass diese Amerikanerin bereits mehrmals bewiesen hatte, dass sie sehr wohl wusste, wovon sie sprach. Dennoch hatte er gezögert, ihrer Empfehlung zu folgen, und hatte sich mit der Bitte um Anweisungen an sein Hauptquartier gewandt.

Genauso gut hätte er in einen menschenleeren Wald hineinrufen können. Es war bereits fünf Uhr vorbei in London, und seine Nachricht lag wahrscheinlich auf irgendeinem leeren Schreibtisch. Doch jetzt war es ohnehin zu spät.

Wenigstens war er von sich aus auf Gefechtsstation gegangen – falls das überhaupt noch etwas nützte. Traynor beugte sich vor und rief über die Brückenreling hinunter: »Geschützmannschaften! Laden und Feuerbereitschaft herstellen!«

Auf dem Vordeck begannen die Gunner damit, die 30-mm-Maschinenkanone der *Skye* zu laden. In den Brückennocks führten auch die MG-Schützen die Gurte mit 7,62-mm-Munition in ihre Maschinengewehre ein. Der junge Matrose, der sich mit Traynor auf der

Backbord-Brückennock befand, fingerte mit zitternden Händen an seiner Waffe herum, bevor er sie endlich schussbereit hatte.

»Nur ruhig«, murmelte Traynor.

»Jawohl, Capt'n, Sir. Glauben Sie, dass es zum Kampf kommt, Sir?«

»Nein, Matrose, ich glaube, sie bluffen nur«, antwortete Traynor, ohne wirklich davon überzeugt zu sein. »Ich glaube nicht, dass die Jungs hier aus der Gegend es wagen, sich mit der Royal Navy anzulegen.«

Zwölf Seemeilen weiter im Südosten lief das Radarschiff USS *Valiant* von der Naval Fleet Auxiliary Force um sein Leben. Mit seinem silberfarbenen Antennenballon hoch über sich in der Luft, steuerte das kleine Schiff auf die offene See hinaus – in dem verzweifelten und von vornherein vergeblichen Versuch, seinen Verfolgern zu entkommen.

»Sie übernehmen das Ruder, Sergeant. Wenn wir durch irgendein Manöver helfen können, sagen Sie uns auf der Brücke Bescheid.«

»Danke, Capt'n«, antwortete Gunnery-Sergeant Enrico DeVega in sein Mikrofon. »Wird gemacht. Im Moment sollten wir aber einfach weiter hinaus auf die offene See laufen.«

DeVega stand am achterlichen Ende der Aufbauten, während unter ihm auf dem langen, offenen Winschdeck das zwanzig Mann starke Sonderkommando der Marines seine Gefechtsstation bezogen hatte. Ma Deuce-MGs Kaliber .50 und Mark-19-Granatwerfer waren entlang der Reling auf niedrigen Dreibeinen montiert, während achtern die SMAW-Teams die Raketen für ihre Panzerabwehrwaffen israelischer Bauart an Deck bereitlegten.

Ein grimmiges Lächeln erschien auf den dunklen Gesichtszügen des Unteroffiziers. Vor zehn Jahren war er noch ein junger Bursche gewesen, der in einem unterprivilegierten Viertel von San Antonio gelebt hatte. Allein durch pures Glück und den Beistand der Heiligen Mutter Gottes war er der Jugendstrafanstalt entgangen – und den High-School-Abschluss hatte er weniger durch Leistung geschafft als durch Einschüchterung seiner Lehrer. Doch dann war der Tag gekommen,

an dem er das erste Mal die Tätowierung einer Bande trug und in das Haus seiner Mutter stolziert kam, mit dem Gefühl, ein richtiger Mann zu sein. Sein Onkel Jaime war gerade zu Besuch dagewesen. Sein Onkel von den Marines mit all seinen Orden, die er in den Einsätzen von Granada, im Libanon und bei der Operation Desert Storni verliehen bekommen hatte. Ohne ein Wort zu sagen, hatte er Enrico am Kragen gepackt und in den Hof hinausgeworfen. Dort hatte Onkel Jaime ihn vor den Augen der gesamten Nachbarschaft grün und blau geprügelt, bis Enrico um Gnade flehte. »Du willst einer Bande beitreten?«, brüllte sein Onkel ihn an. »Schön! Aber dann soll es meine Bande sein! Da werden wir ja sehen, ob du ein richtiger Mann bist oder nicht!« Am nächsten Tag hatte ihn Onkel Jaime ins Rekrutierungsbüro des Marine Corps geschleppt. Was würde Onkel Jaime heute sagen, wenn er sehen könnte, dass sein Neffe eine so heikle Operation kommandieren durfte?

DeVega hob den Feldstecher an die Augen und beobachtete die weißen Kielwasserlinien, die sich der *Valiant* von achtern näherten. »Schützen«, rief er, »Laden, Entsichern und Ziel auffassen!«

»Unionsboote ändern ihre Formation, Capt'n!«

»Ich sehe sie, Quartermaster.« Traynor beobachtete die Linie der Kanonenboote mit seinem Feldstecher. Die in der Mitte laufenden drei Boghammer hielten auch weiterhin und mit unveränderter Geschwindigkeit auf die *Skye* zu. Die beiden äußeren Gruppen beschleunigten jedoch und schickten sich an, das Minensuchboot von den Flanken her anzugreifen, sodass sich die Linie der feindlichen Boote zu einem Halbkreis umformierte. Das Manöver erinnerte Traynor an etwas, das er einmal in einem Buch über Afrika gelesen hatte. Die Büffel-Taktik!

Dieses Manöver hatten einst die Impis, die Kampfregimenter der Zulus, angewendet. Dabei griff die Kampfgruppe in der Mitte den Feind Vierkant von vorn an, während zwei andere Einheiten, die Hörner des Büffels, von den Flanken her vorrückten. Mit dieser Taktik hatten die Zulus einst halb Afrika erobert – und nun sah sich die *Skye* mit der selben Taktik konfrontiert.

»Schützen, bereithalten!«

An Bord der *Valiant* beobachtete Sergeant DeVega, wie die Boghammer der Union sein Schiff umkreisten und sich dabei gerade außerhalb der Reichweite der Geschütze hielten. DeVega hatte noch nie von der Büffel-Taktik, geschweige denn etwas von einem Reich der Zulu gehört. Doch was ein Flankenangriff war, wusste er sehr wohl. Er nahm sein M4-Sturmgewehr zur Hand. Im Magazin waren dreißig Schuss Leuchtspurmunition, um das Feuer seiner Schützen zu leiten. Unter dem Lauf befand sich ein M203-Granatwerfer, der sich im Gefecht vielleicht noch als sehr nützlich erweisen würde.

Irgendwo bellte jemand einen Befehl in ein Funkmikrofon. Außenbordmotoren heulten auf, und die Boghammer-Gruppen gingen zum Angriff über. Die halbkreisförmig angeordneten Boote stürzten sich auf ihre Beute.

Traynor und DeVega. Zwei gut ausgebildete und fähige Soldaten, die wussten, wie man sich in einer kritischen Situation verhielt. Sie kamen von unterschiedlichen Schulen und waren in anderen Philosophien der Kriegsführung ausgebildet worden, doch nun hatten sie im selben Sekundenbruchteil dieselbe wichtige Entscheidung zu treffen.

»Funker! Geben Sie einen Warnruf an die Kanonenboote durch!«

»Verdamm! Nehmt die Kerle aufs Korn!«

Bis zur allerletzten Sekunde konnte Lieutenant Mark Traynor nicht glauben, dass es tatsächlich zu einem Feuergefecht kommen würde. Und als es dann doch soweit war, begriff er immer noch nicht, dass alles wirklich passierte.

Von einem Moment auf den anderen begannen die neun Boghammers, die sein Boot umzingelt hatten, die Aufbauten der *Skye* systematisch zu beharken. Achtzehn schwere Maschinengewehre feuerten mit über 300 Schuss pro Sekunde panzerbrechende Munition vom Kaliber 14 Millimeter.

»Geben Sie einen Warnruf an die Kanonenboote durch!« Dieser sinnlose Befehl würde Mark Traynor für den Rest seines Lebens verfolgen.

Irgendetwas traf Traynor, etwas Feuchtes und furchtbar Verstümmeltes, das den britischen Offizier von den Beinen riss. Es war der

Körper des jungen Matrosen, der das Maschinengewehr in der Brückenkennock bedient harte. Von einem halben Dutzend schwerer Geschosse getroffen, war er von seinem Posten einfach weggefegt worden.

Weiter vorne feuerte die 30-mm-Kanone der *Skye* unmittelbar hintereinander drei Granaten ab. Im nächsten Augenblick sank jedoch der Schütze, von einem Dutzend Kugeln getroffen, in seine Gurte zurück, und auch die anderen Mitglieder der Geschützbedienung starben im Geschosschlag der feindlichen MGs.

Die dünnwandigen, aus Aluminium und Verbandmaterialien bestehenden Aufbauten der *Skye* boten keinen wirklichen Schutz gegen die schweren Projektilen, von denen sie regelrecht zersiebt wurden. Männer fielen im Ruderhaus, auf den Laufgängen und in den Maschinenräumen – völlig überrumpelt von der plötzlichen Angriffswelle.

Auf der Brückenkennock lag Traynor bewegungsunfähig in einer Blutlache, die zum Teil aus seinem eigenen Blut, zum Teil aus dem des jungen Schützen bestand. Er konnte nichts mehr tun, um sein Schiff oder die Besatzung zu retten. Alles, was ihm noch blieb, war, um die Gnade einer tödlichen Kugel zu beten.

Die Boghammer kamen noch näher heran, sodass ihre Crews auch die Gewehre und Maschinenpistolen einsetzen und das hilflose Minensuchboot mit ihrem Kugelhagel belegen konnten. Eines der Boote brauste ganz nahe an die *Skye* heran und setzte sich sogar der Gefahr aus, vom Feuer der eigenen Leute getroffen zu werden. Die erste Handgranate wurde an Deck geschleudert. Dann die zweite... und die dritte...

Südöstlich davon spielte sich ein ganz anderes Szenario ab. Die nach wie vor unbeschädigte *Valiant* lief weiter auf die See hinaus, von einer Gruppe schwer getroffener Boghammer verfolgt.

In der Einsatzbesprechung zuvor hatte man dem Geschwaderkommandeur der Union noch versichert, dass das Radarschiff der Amerikaner unbewaffnet sei. Aus diesem Grund hatte man die kleinere und weniger gut ausgebildete Kanonenboot-Gruppe mit dieser speziellen Aufgabe betraut.

Kaum hatten sie jedoch ihren Angriff gestartet, zeigte das vermeint-

lich unbewaffnete Schiff die Zähne und feuerte eine Breitseite ab, die einem Schlachtkreuzer alle Ehre gemacht hätte. Keines der Boghammer war in dem heftigen Beschuss versenkt worden, doch das feindliche Schiff hatte den Verband gesprengt und ihn damit der Initiative beraubt. Die Kanonenboote hatten es plötzlich sehr eilig, außer Reichweite des Geschosschlags zu gelangen.

Der Kommandant der Boghammer-Gruppe überlegte, welche Möglichkeiten ihm noch blieben – doch sie erschienen ihm allesamt nicht besonders verheißungsvoll. Einzelne Boote seiner Gruppe hatten vorsichtig versucht, das amerikanische Schiff von den Flanken her anzugehen – doch die Antwort war stets vehementes Geschützfeuer gewesen, dem man nichts entgegenzusetzen hatte.

Die Boghammer hatten immer wieder versucht, das Feuer zu erwidern, doch auf größere Entfernung waren die Amerikaner im Vorteil. Das umgebauten TAGOS-Schiff bot eine außerordentlich stabile und seetüchtige Plattform für Gefechte auf See – ganz im Gegensatz zu den bockenden »Nusschalenrümpfen« der Boghammer, sodass die Verteidiger der *Valiant* eine viel höhere Trefferwahrscheinlichkeit hatten als ihre Verfolger.

Der Offizier der Unionsmarine wusste, dass er den Feind nur dann wirklich fordern konnte, wenn er seine Boote in Nahkampfdistanz brachte – doch das würde unweigerlich bedeuten, dass es auf seiner Seite Opfer geben würde. Vielleicht sogar in großer Zahl.

Der Boghammer-Kommandant hatte seine Sache während des anfänglichen Angriffs wirklich gut gemacht. Doch der erste Elan war verpufft, und nun sah er sich einer Pattstellung gegenüber. Er war ein durchaus tapferer junger Mann – doch es brauchte schon Mut ganz besonderer Art, angesichts eines so unerwarteten Gefechtsverlaufs noch einmal das Signal zum Angriff zu geben – zumal wenn dabei mit Sicherheit viele seiner Männer, vielleicht auch er selbst, den Tod finden würden.

»Käpt'n«, sagte sein Rudergänger etwas beunruhigt, »Wir sind schon ziemlich weit draußen.«

Der Mann hatte Recht. Das amerikanische Schiff lief mit Höchstfahrt in Richtung Süden auf das offene Meer hinaus, und die afrikani-

sche Küste war nur noch ein schmaler Strich am nördlichen Horizont. Der Boghammer-Kommandant dachte über die Worte seines Rudergängers nach. Seine Boote waren nicht für die hohe See geschaffen. Er bekam auch keine neuen Positionsangaben über das amerikanische Luftkissenboot mehr. Wenn sein Geschwader einem dieser amerikanischen Monster in die Hände lief, würden sie regelrecht in Stücke gerissen werden. Und was das Scheitern seines Angriffs betraf, so war daran eindeutig eine völlig unzureichende Aufklärungsarbeit schuld. Niemand hatte gewusst, dass das amerikanische Radarschiff doch bewaffnet war. Ihn traf also sicher keine Schuld. Genauso wenig konnte man ihm vorwerfen, dass er seine Gruppe nicht einem extremen Risiko aussetzen wollte.

»Sie haben Recht, Rudergänger«, antwortete er und versuchte, sich seine Erleichterung nicht anmerken zu lassen. »Wir sind schon zu weit draußen. Wir müssen uns fürs Erste damit zufriedengeben, dass wir sie verjagt haben. Wenden Sie und rufen Sie die anderen zurück.«

An Bord der *Valiant* verflüchtigte sich der süßliche Geruch nach Schießpulver und Raketen-Treibladungen allmählich mit dem Wind. Geschossenhülsen glitzerten, als sie über Bord gekehrt wurden, und auf den Decksplanken waren schwarze Flecken vom Rückstrahl der SMAW-Waffen zurückgeblieben. Oben in den Aufbauten beobachtete ein Ex-Bandenmitglied aus San Antonio mit Genugtuung, wie die westafrikanischen Kanonenboote sich in Richtung der fernen Küste zurückzogen. »Ayyy, ihr Helden!«, rief er ihnen voller Hohn nach.

PGAC-2, USS *Queen of the West* 29. Juni 2007, 17:48 Uhr Ortszeit

»Raus damit, Chris«, forderte Amanda sie über Funk auf. »Wie sieht's aus?«

»Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht, Ma'am«, meldete die Intel-Offizierin. »Zuerst die gute: Die Boghammer-Gruppen ziehen sich offensichtlich zu ihren Stützpunkten zurück. Die USS *Valiant* meldet, dass sie die Angreifer erfolgreich zurückschlagen konnte und

dass es weder Schäden noch Verluste gegeben hat. Sie kehrt wieder auf ihren Posten zurück.«

»Was ist mit dem britischen Minensuchboot?«

»Das ist die schlechte Nachricht. Wir haben keine Verbindung mehr mit der HMS *Skye*, abgesehen von ihrem Notruf. Von unserem Radar her wissen wir, dass sie sich noch über Wasser hält – aber sie treibt wie tot dahin. Wir haben sie vor ein paar Minuten mit einer Drohne überflogen – es scheint sie schlimm erwischt zu haben. Ich habe sofort unsere Rettungshubschrauber losgeschickt.«

»Sehr gut, Chris. Wir sind immer noch etwa eine halbe Stunde von der *Skye* entfernt. Was kannst du mir über die Boghammer sagen?«

»Beide Gruppen haben sich zerstreut. Die Boote scheinen unabhängig voneinander zum Yelibuya-Stützpunkt zurück zu laufen. Soll ich dir die Peilung zum nächstgelegenen Boghammer angeben?«

Amanda biss die Zähne zusammen. »Negativ, Chris. Ich möchte, dass du so viele Boghammer wie möglich auf ihrem Weg zurück verfolgst. Ihre Rückkehr soll genau aufgezeichnet werden. Setz jede verfügbare Aufklärungseinheit dazu ein. Ich möchte den hieb- und stichfesten Beweis, dass diese Boghammer-Gruppen aus dem Yelibuya-Stützpunkt ausgelaufen sind.«

»Wird gemacht, Ma'am.«

Eine Rauchfahne erhob sich über dem Horizont – das stille Anzeichen dafür, dass da ein Schiff hilflos im Wasser trieb. Während sich die *Queen* dem Fahrzeug näherte, das mit schwerer Schlagseite da lag, wurde das Ausmaß der Zerstörung immer deutlicher. Die Aufbauten waren schwarz vom Feuer und der Rumpf von Kugel- und Granattreffern übersät. Überall waren Blutspuren zu sehen.

Amandas Zorn wuchs, als weitere Details deutlich wurden. Ihr Zorn richtete sich nicht gegen die Angreifer, sondern gegen sich selbst, weil sie den Angriff zugelassen hatte.

»Steamer, gehen Sie längsseits.«

»Aye aye, Captain.«

Nach ihrem langen und verlorenen Wettkauf sank die *Queen* von ihrem Luftkissen herab. Ihre Turbinen waren bereits verstummt, als sie

längsseits der Bordwand des schwer angeschlagenen Bootes zum Stillstand kam. Amanda öffnete die Luke in der Decke und stemmte sich hoch, um sich einen Überblick zu verschaffen. In der zunehmenden Abenddämmerung blickten die überlebenden Crew-Mitglieder der *Skye* auf sie herab – mit rußverschmierten Gesichtern, in denen noch immer das Entsetzen über die Ereignisse geschrieben stand. Alle schienen sie um Jahre gealtert zu sein.

»*Skye!*«, rief Amanda zu ihnen hinauf. »Wo ist euer Kommandant?«

»Hier«, antwortete ein offensichtlich verwundeter junger Mann. »Leutenant Mark Traynor. Kommandant der HMS *Skye*... oder zumindest von dem, was von ihr noch übrig ist.«

»Ich bin Captain Amanda Garrett, U.S. Navy, Kommandeurin der Seafighter-Task-Force. Es tut mir Leid, Leutenant. Es tut mir wirklich sehr Leid, dass wir nicht früher kommen konnten.«

»Und mir tut es Leid, dass wir Ihre Warnung nicht ernst genug genommen haben, Captain!«, antwortete der Engländer mit Nachdruck.
»Wie hoch sind Ihre Verluste?«

»Acht Tote, acht Verwundete. Es ist uns gelungen, das Feuer zu löschen, aber unsere Maschinen sind ausgefallen. Wir können uns nur noch mit unseren Pumpen über Wasser halten. Ich selbst möchte auf dem Schiff bleiben und es retten, wenn es möglich ist – aber wäre es Ihnen vielleicht möglich, die Verwundeten zu übernehmen?«

Amanda zögerte einen Augenblick, bevor sie antwortete »Ich fürchte, das wird nicht möglich sein, Leutenant. Wir haben noch eine andere Operation vor uns. Aber die Rettungshubschrauber sind schon unterwegs. Sie sollten in wenigen Minuten hier sein. Ich habe außerdem die USS *Santana* angewiesen, Ihnen so rasch wie möglich zur Hilfe zu kommen. Sie wird Sie dann zu Floater 1 schleppen, wo man Ihr Schiff reparieren kann. Tut mir Leid, aber mehr können wir im Augenblick nicht tun.«

»Verfolgen Sie die Kerle, die uns das angetan haben?«, fragte Traynor mit schwacher Stimme.

»Das habe ich vor.«

»Mehr könnte ich mir gar nicht wünschen. Ich wünsche Ihnen viel Glück und gute Jagd, Captain – und vielen Dank.«

Amanda ließ sich ins Cockpit der *Queen* zurück sinken und schloss die Luke hinter sich. »Okay, Steamer. Legen sie los, wir haben's eilig.«

»Aye aye, Ma'am«, antwortete der Hovercraft-Commander. »Die *Carondelet* und die *Manassas* sind ebenfalls schon unterwegs.«

»Sehr gut«, antwortete Amanda und hockte sich zwischen die beiden Pilotensessel. »Sie sollen sich uns anschließen.«

»Wir haben außerdem eine Meldung hereinbekommen, während sie an Deck waren«, warf Snowy Banks ein. »Von Admiral MacIntyre. Er ist gerade auf dem Stützpunkt in Conakry und hat uns den Befehl erteilt, die Boghammer zu verfolgen und anzugreifen.«

»Bestätigen«, gab Amanda zurück. »Steamer, nehmen Sie Kurs auf Conakry. Holen Sie raus, was Sie können.«

»Conakry?«, fragte Lane und drehte sich zu ihr um. »Captain, Admiral MacIntyre hat gerade befohlen, dass wir die Boghammer verfolgen sollen, Ma'am!«

»Ich bin mir vollauf dessen bewusst, was der Admiral befohlen hat, Commander! Nur entscheide ich selbst, wie wir diesen Befehl ausführen werden! Und jetzt nehmen Sie Kurs auf Conakry! Und zwar mit dreimal Wahnsinniger Voraus!«

Die Entschiedenheit, mit der sie sprach, ließ keinen Widerspruch aufkommen. »Aye aye, Captain«, antwortete Lane und wandte sich wieder seiner Steuerkonsole zu. »Sie sind der Boss.«

»Miss Banks«, fuhr Amanda mit der gleichen Entschiedenheit fort, »setzen Sie sich mit der Logistikabteilung in Conakry in Verbindung. Sie haben eine spezielle Waffenladung für uns vorbereitet. Sie wissen dort schon, was ich meine. Sagen Sie ihnen, sie sollen das Paket beitreihalten, wenn wir ankommen. Außerdem soll alles bereit sein zum Auftanken. Sagen Sie, dass alles schnell... nein, blitzartig über die Bühne gehen muss!«

»Jawohl, Ma'am.«

»Dann setzen Sie sich mit TACNET in Verbindung. Sie sollen uns alle verfügbaren Daten über den Flottenstützpunkt Yelibuya übermitteln. Alles, was sie haben. Vor allem das, was von der letzten Aufklärungsmission vorliegt.«

Nachdem sie ihre Anweisungen gegeben hatte und die *Queen* wieder unterwegs war, begab sich Amanda hinunter zu den Feuerleitstationen. Sie trat zu Danno O'Roarke und Dwaine Fry und legte ihnen beiden die Hände auf die Schulter.

»Gentlemen, wenn Sie mich bitte in die Messe begleiten, es gibt Arbeit für uns.«

UN-Stützpunkt Conakry, Guinea 29. Juni 2007, 19:35 Uhr Ortszeit

Es war bereits dunkel, als die Three Little Pigs die Rampe des Stützpunkts von Conakry hochschwebten. Nachdem die Turbinen der Sea-fighter verstummt waren, sprangen rund um die Rampe die Beleuchtungsgeneratoren an, um den gesamten Bereich in gleißendes Licht zu tauchen. Draußen in der Dunkelheit standen mit umfangreichen Waffenpaketen beladene LKWs der Navy. Alles war da, und genau so wie Amanda es bestellt hatte.

Treibstoffschläuche wurden angeschlossen und Pumpen liefen schnurrend an. Auf den Luftkissenfahrzeugen wurden die Luken über den Waffenschächten geöffnet. Sofort begann ein Waffenteam mit der heiklen Aufgabe, die Lenkwaffen, die man an Bord hatte, nach oben zu holen, um sie durch andere, noch wirkungsvollere zu ersetzen.

Ein offener Hummer brauste heran. »Ist Captain Garrett hier?«, rief der Mann am Lenkrad laut, um sich bei dem Lärm der Ladearbeiten verständlich zu machen.

»Hier bin ich, Matrose!«, rief Amanda von der *Queen* herunter. »Was gibt's?«

»Admiral MacIntyre möchte Sie im Hauptquartier sprechen«, meldete der Seemann. »Sofort, Ma'am.« Der junge Mann war entsprechend aufgeregt – war ihm doch bewusst, dass sich da offensichtlich ein handfester Konflikt zwischen zwei hochrangigen Vorgesetzten anbahnte.

Amanda lächelte grimmig. »Ausgezeichnet«, antwortete sie. »Ich wollte den Admiral ohnehin sprechen. Ich bin gleich bei ihm.«

»Steamer!«, rief sie ins Cockpit hinunter. »Ich werde höchstens zwanzig Minuten weg sein. Ich möchte, dass hier alles ordnungsgemäß abgeschlossen wird und dass wir startklar sind, wenn ich zurückkomme.«

»Wir werden bereit sein, Ma'am«, antwortete die gedämpfte Stimme.

Amanda stieg die Außenleiter hinunter. »Natürlich immer vorausgesetzt«, fügte sie für sich hinzu, »dass ich selbst zurückkomme.«

Hätte man gesagt, dass Admiral MacIntyre ungehalten dreinblickte, so wäre das eine glatte Untertreibung gewesen. Der knorrige Flaggoffizier schien vor Ärger förmlich Funken zu sprühen. Amanda wurde in das kleine Büro geführt, das er sich im Gebäude des UNO-Hauptquartiers eingerichtet hatte, und nahm vor seinem Schreibtisch Haltung an. Ihre Miene blieb völlig unbewegt.

»Ich nehme an, Captain«, begann MacIntyre in kühlem Ton, »dass Sie meinen Befehl erhalten haben, die Boghammer-Gruppe der Union zu verfolgen und anzugreifen. Schließlich haben Sie ihn ja bestätigt.«

»Ich habe Ihre Befehle erhalten, Sir.«

»Würden Sie mir dann erklären, Captain«, fuhr MacIntyre etwas lauter fort, »warum Sie beschlossen haben, diesen Befehlen nicht Folge zu leisten?«

»Ich bitte um Vergebung, Admiral«, erwiederte Amanda mit etwas leiserer Stimme, »aber ich habe gerade erst damit begonnen, eben diese Befehle auszuführen.«

MacIntyre hob eine Augenbraue. »Das dürfte aber schwierig werden, Captain«, erwiederte er schroff, »wenn man bedenkt, dass die Kanonenboote der Union bereits wieder sicher zu ihrem Stützpunkt zurückgekehrt sind, wie wir von unserem Nachrichtendienst wissen.«

Zum ersten Mal senkte Amanda den Blick, um Admiral MacIntyre in die zornfunkelnden Augen zu sehen. »Dessen bin ich mir bewusst, Sir. Und das ist genau das, was ich auch erreichen wollte.«

Der Admiral runzelte die Stirn und zögerte einen Augenblick. »Sprechen Sie weiter, Captain«, sagte er schließlich. »Was haben Sie vor?«

Amanda lockerte ihre kerzengerade Haltung ein wenig. »Sir, ich bin deshalb nicht zur direkten Verfolgung der Boghammer-Gruppe übergegangen, weil eine solche zwecklos gewesen wäre. Die Flottillen der Union haben sich nach ihrem Angriff zerstreut, wie es der Taktik des klassischen Guerillakriegs entspricht. Die Boote sind völlig unabhängig voneinander zu ihrem Stützpunkt zurückgekehrt. Wir hätten vielleicht zwei oder drei von ihnen erwischt, aber ein wirklich entscheidender Gegenschlag wäre nicht möglich gewesen. Deshalb habe ich beschlossen, die Boote unbehelligt zum Stützpunkt zurückkehren zu lassen«, fügte Amanda hinzu und trat an die Landkarte an der Wand. Sie zeigte mit dem Finger auf einen bestimmten Punkt an der Westküste von Sierra Leone. »Sie befinden sich im Augenblick genau hier, auf dem Marinestützpunkt Yelibuya.«

Sie drehte sich wieder zu MacIntyre um. »Genau, wie Sie zuvor gesagt haben, Sir. Wir haben sie jetzt alle an einem Punkt konzentriert. Der Grund, warum ich mit der *Queen of the West* nach Conakry kam, ist, dass ich sie mit SSMS aufrüsten wollte. Mit diesen Boden-Boden-Lenkwaffen möchte ich unverzüglich nach Yelibuya aufbrechen und die Boghammer-Gruppen einschließlich ihres Stützpunktes ausschalten.«

MacIntyre war so verdutzt, dass er seinen Ärger vergaß. »Lieber Himmel, Amanda, das können Sie doch nicht im Ernst vorhaben?«

»Und ob ich das ernst meine, Admiral. Wir haben hier eine einzige Gelegenheit – und die will ich mir nicht entgehen lassen.«

»Wir sind durch unser UN-Mandat nur ermächtigt, das Embargo durchzusetzen und den Staat Guinea zu schützen. Es sind also ausschließlich Maßnahmen zur Verteidigung gestattet! Wir haben keinerlei Befugnis, die Westafrikanische Union anzugreifen!«

»Das ist eine Sache der Auslegung, Sir.« Amanda trat wieder an seinen Schreibtisch und stützte die Hände auf die Tischplatte. »Der Marinestützpunkt von Yelibuya ist die eigentliche Bedrohung für unsere Streitkräfte und die guineische Küste. Die Boghammer, die von dort auslaufen, sind so etwas wie die Kugeln, die aus Belewas Gewehr abgefeuert werden. Heute hat er mit diesem Gewehr auf uns geschossen. Wenn man es so betrachtet, ist die Zerstörung des Stützpunkts von

Yelibuya reine Selbstverteidigung und bewegt sich deshalb im Rahmen unseres Mandats.«

»Verdammter Amanda«, erwiderte MacIntyre und schüttelte den Kopf. »Ich weiß, dass Sie sich nicht scheuen, auch mal extreme Entscheidungen zu treffen. Deshalb habe ich Sie ja auch für diesen Job geholt. Aber wenn Sie so weit gehen, wird man Ihnen vorwerfen, dass Sie ganz bewusst die geltenden ROEs überschritten haben, um die direkte Konfrontation mit Belewa zu suchen.«

Amanda nahm die Hände vom Schreibtisch und richtete sich auf. »Das stimmt ja auch.« Sie trat einen Schritt zurück. Mit verschränkten Armen begann sie in dem engen Büro auf und ab zu gehen. »Verdammter nochmal, Sir, wir haben einfach nicht die Mittel, um diesen Krieg konventionell zu führen. Der Angriff auf unser Radarschiff und das britische Minensuchboot zeigt das doch ganz deutlich.

Wenn wir Belewa die Wahl lassen, wann und wo er zuschlägt, dann überlassen wir ihm von vornherein den Sieg. Gegen einen Gegner von Belewass Kaliber kann ich einen solchen Zermürbungskrieg nicht gewinnen. Es muss mir möglich sein, selbst in die Offensive zu gehen. Und falls mich die ROEs des UN-Mandats daran hindern, muss ich diese Regeln eben ein wenig weiter auslegen, wenn ich zum Gegenangriff aushole. Das ist die einzige Möglichkeit, die mir bleibt. Heute habe ich eine solche Gelegenheit zum Gegenangriff. Ich muss Belewa so nachhaltig treffen, dass sich die strategische Gesamtsituation ändert. Diese Chance kann ich mir nicht entgehen lassen!«

MacIntyre seufzte und schüttelte den Kopf. »Du lieber Himmel, Amanda, ich verstehe Sie ja. Rein militärisch gesehen gebe ich Ihnen nebenbei bemerkt Recht, Aber wir müssen auch noch andere Faktoren berücksichtigen. Eine solche Eskalation könnte schwerwiegende Konsequenzen haben.«

»Das ist mir durchaus bewusst, Sir«, erwiderte Amanda und blieb vor dem Schreibtisch stehen. »Es schadet schließlich nichts, wenn sich die Diplomaten und Politiker mit der Sache auseinandersetzen. Aber ich bin nun einmal hier, um diesen Krieg zu führen – und das mache ich, so gut ich kann. Meine Erfahrung und mein Instinkt sagen mir, dass ein Angriff auf den Stützpunkt von Yelibuya das Beste ist, was

wir in der jetzigen operativen und strategischen Situation tun können.«

Sie blickte MacIntyre direkt in die Augen. »Offen gestanden, Sir, ich hätte mir gewünscht, Sie wären heute Abend nicht hier. Ich hätte Ihnen eine Nachricht zukommen lassen und den Einsatz dann durchgeführt. Um die Konsequenzen hätte ich mich später gekümmert. Aber leider sind Sie nun einmal vor Ort, und das Ganze fällt auf Sie zurück. Mir ist vollauf bewusst, dass Sie als CINC-NAVSPECFORCE natürlich mehr Dinge zu bedenken haben als ich. Deshalb können Sie auch nicht so rasch reagieren wie ich. Aber wie die Dinge jetzt stehen, kann ich Sie nur ersuchen, mir den Angriff auf den Stützpunkt von Yelibuya zu genehmigen. Wir müssen es tun, wenn wir diesen Konflikt erfolgreich beenden wollen.«

MacIntyre betrachtete die schlanke, sonnengebräunte junge Frau, die da vor ihm stand. »Sagen Sie mir eines, Captain«, sagte er schließlich. »Was ist, wenn ich mich gegen den Angriff auf Yelibuya entscheide?«

»Dann, Admiral«, antwortete sie mit ruhiger Stimme, »werde ich die volle Verantwortung für den Angriff der Union heute Abend und für die unterlassene Verfolgung der Boghammer-Gruppen übernehmen. Außerdem werde ich um Enthebung von diesem Kommando ersuchen. Ich habe kein Interesse daran, einen Krieg zu führen, den ich nicht gewinnen darf.«

Früher hätte er eine solche Aussage als eine Drohung oder einen Bluff empfunden. Auch heute noch würde er so etwas von manchen Offizieren in seiner Umgebung nicht dulden – doch bei Amanda Garrett verhielt es sich anders. Aus ihrem Mund war so etwas eine Feststellung von Tatsachen, nicht mehr und nicht weniger. Die Antwort auf eine Frage, die er ihr gestellt hatte.

Im nächsten Augenblick begann er zu lachen. »Gütiger Gott... schließlich habe ich mir das ja selbst eingebrockt«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Danke, Captain... danke, Amanda, dass Sie mich daran erinnert haben, dass es, zumindest theoretisch, darum geht, zu gewinnen, und um sonst nichts.«

Er richtete sich in seinem Stuhl auf, und in seinen Augen war ein spöttisches Funkeln zu lesen, das jedoch allein ihm selbst galt. »Sie haben mich auch daran erinnert, dass es in dieser Welt der Durch-

schnittlichkeit und der faulen Kompromisse immer noch Leute gibt, die sich mit so etwas nicht zufriedengeben. Sie haben in allen Punkten Recht, Captain. Operation genehmigt. Machen Sie es so, wie Sie es vorhaben. Und verzeihen Sie mir, dass ich vorübergehend versuchte, Sie an die kurze Leine zu nehmen und Ihnen zu sagen, was Sie zu tun hätten. Ich werde mich künftig wieder um meine eigenen Angelegenheiten kümmern und mich mit den Diplomaten und Politikern herumschlagen. Inzwischen machen Sie ruhig weiter so und gewinnen Sie den Krieg für all diese Leute. Egal, ob es denen passt oder nicht.«

Amanda schenkte ihm ein Lächeln, das den gedämpft erleuchteten Raum zu erhellen schien. »Aye aye, Sir.«

Marine-Stützpunkt Yelibuya Sound 30. Juni 2007, 01:21 Uhr Ortszeit

Der Marine-Stützpunkt von Yelibuya war zwar nicht mit Norfolk oder Portsmouth zu vergleichen, doch Kapitän Jonathan Kinsford war trotzdem zufrieden mit seinem Kommando. Während er langsam zum Bunker seines Kommandopostens schlenderte, überblickte er sein kleines Reich im Licht des zunehmenden Mondes.

Der Stützpunkt von Yelibuya war einst in der Kolonialzeit eine Palmöl-Plantage gewesen. Das alte Herrenhaus thronte immer noch über dem namenlosen Flüsschen, das in die Yelibuya-Meerenge mündete. Heute diente das Haus als Offizierskasino und -quartier, während die alte Hafenmole nun als Pier zum Betanken der Boote verwendet wurde. Weiter flussaufwärts waren am östlichen Ufer des kleinen Gewässers mehrere kleinere Anlegestege gebaut worden, an denen die Kanonenboote der Union ihre Liegeplätze hatten. Gleich dahinter hatte man mehrere Waffen- und Motor-Werkstätten errichtet sowie eine Anlage für notwendige Reparaturarbeiten an den Booten.

Zwischen dem Herrenhaus und den darunterliegenden Wäldern befanden sich die Zelte für die Mannschaftsdienstgrade und der mit Sandsäcken geschützte Wall des Munitionsbunkers. Etwas weiter unterhalb, zwischen Herrenhaus und Strand, stand die ebenfalls mit Sandsäcken geschützte Befehlsstelle, für die Kinsford verantwortlich

war. Kinsford war stolz auf seinen Posten. Da er großen Wert auf Sicherheit legte, hatte er ein paar hundert Meter flussabwärts, an der Mündung, zwei weitere Befehlsstellen einrichten lassen – an jedem Ufer eine, die beide gut befestigt und mit Bofors-L70-40-mm-Luftabwehrkanonen ausgerüstet waren.

Der Stützpunkt lag in völliger Dunkelheit, so wie Kinsford es befohlen hatte. Als einziges Licht war das gelegentliche Aufflackern einer Taschenlampe zu sehen, das von den Männern der Nachtwache stammte. Aus dem Offizierskasino war jedoch noch leise Musik zu hören.

Die Bootskommandanten der Boghammer-Gruppen waren gerade dabei, ihren Sieg über die UN-Mandatstruppen zu feiern. Ihr Stützpunktkommandant hatte lange mit ihnen gefeiert, und er vermutete, dass das kleine Fest noch bis zum Morgen andauern würde. Doch Kinsford war sich bewusst, dass er als Kommandeur ein Vorbild zu sein hatte. Außerdem vermutete er, dass sich die hohen Tiere in Monrovia gleich bei Tagesanbruch melden würden, um einen Statusbericht zu verlangen. In solchen Augenblicken war es nicht unbedingt empfehlenswert, verkaterzt zu sein. Dementsprechend hatte er mindestens ein halbes Dutzend Einladungen zu einem »letzten Glas« ausgeschlagen und sich verabschiedet, um einen kleinen Rundgang zu unternehmen, der ihm auch gleich einen etwas klareren Kopf verschaffen sollte. Seine Stiefel knirschten auf den Kieselsteinen des Weges, während er zu seinem Kommandoposten zurückkehrte. Er würde noch einmal kurz beim Offizier vom Dienst vorbeischauen und dann sein Feldbett im Bunker aufsuchen, um ein paar Stunden zu schlafen. In den Offiziersquartieren hätte er bei dem Lärm, der dort herrschte, wahrscheinlich ohnehin kein Auge zutun können.

Im Kommandobunker roch es penetrant nach Moder. »Lagebericht, Leutnant!«, befahl Kinsford, während er durch die mit einem Moskitonetzen versehene Tür trat.

»Alles ruhig, Herr Kapitän!«, antwortete der Offizier vom Dienst und blickte von seinem Feldtisch auf. Er und die beiden Funker waren die Einzigen, die zu dieser Stunde noch Dienst taten. »Keine besonderen Vorkommnisse zu melden.«

»Auch noch nichts über eine Reaktion der UN-Truppen auf unseren Angriff?«

Vom Licht der Gaslaterne erleuchtet, die auf dem Boden stand, schüttelte der Offizier der Wache den Kopf. »Nichts Neues bisher. Weder etwas über die Landleitungen noch über die Sprechfunkkanäle der Marine. Und der Funkverkehr unserer Späher an den Küsten wird immer noch von den Amerikanern gestört.«

»Na toll«, brummte Kinsford. »Dann müssen wir wohl auf die Post warten, bis wir wissen, was sich so tut.«

Kinsford ging zum Feldbett, das in einer Ecke des Bunkers untergebracht war. »Ich lege mich jedenfalls für ein paar Stunden hin, Lieutenant. Drüber im Haus geht es mir ein wenig zu ausgelassen zu.«

»Verstanden, Herr Kapitän. Hier unten ist es sehr ruhig um diese Zeit.«

Die Worte des Offiziers vom Dienst sollten sich jedoch schnell als Irrtum herausstellen. Während Kinsford seine Stiefel aufschnürte, läutete eines der Feldtelefone. Der Offizier der Wache nahm den Hörer ab und wechselte ein paar rasche Worte mit dem Anrufer.

»Herr Kapitän, eine der Geschützstellungen meldet eine Beobachtung vor der Küste.«

»Können sie das Ziel identifizieren?«

»Nein, Sir. Drei unbekannte Boote scheinen sich der Küste zu nähern.«

PGAC-02 USS *Queen of the West*

30. Juni 2007, 01:34 Uhr Ortszeit

Die *Queen* verlangsamte ihre Schleichfahrt – und dementsprechend wechselten auch die Zahlen auf der Anzeige des GPS-Empfängers in einem verzögerten Rhythmus. »Langsame Fahrt voraus«, murmelte Amanda. »Recht so...! Maschinen Stopp! Halten Sie uns auf dieser Position.«

Das Positionssymbol auf dem GPS-Display stimmte nun genau mit der Angabe überein, die ins Feuerleitsystem eingegeben worden war.

»Position halten, aye«, antwortete Steamer Lane. Geschickt regulier-

te er Leistung und Schraubensteuerung, wirkte so den Einflüssen von Wellen und Wind entgegen und hielt das Boot genau in der vorgegebenen Position.

»Hier ist Rebel. Melde mich auf Position«, tönte Lieutenant Tony Marlins Stimme aus dem Lautsprecher. Wenig später meldete sich auch Clark von der *Carondelet*. »Hier ist Frenchman, bin auf Posten.«

Ungefähr eine knappe Seemeile entfernt erkannte man die Mündung eines kleinen Dschungelflusses, der silbrig im Mondlicht glänzte und landeinwärts im Küstenwald verschwand. Mit Hilfe des MMS konnte man auch die Gebäude des Boghammer-Stützpunktes an den Ufern ausmachen.

Sie waren am Ziel. Jetzt galt es, den Plan in die Tat umzusetzen.

»Little Pigs«, sprach Amanda in ihr Kommandomikrofon, »hier spricht Little Pig Lead. Feuerbereitschaft herstellen.«

Servomotoren schnurrten und Waffenstationen hoben sich in Position. Ladearme beförderten die Raketen auf die Startschienen.

»Frenchman. Geladen und feuerbereit.«

»Rebel. Geladen und feuerbereit. Datenverbund hergestellt.«

»Verstanden, Rebel und Frenchman«, bestätigte Amanda und wechselte zur Bordsprechanlage. »Feuerleitstation, Daten Verbindung herstellen. Feuerbereitschaft herstellen.«

Unter dem Cockpit drückte Danno O'Roarke die Tastenfolge, durch die das Feuerleitsystem der *Queen of the West* mit den Systemen ihrer beiden Schwesterboote verbinden ließ. Zwischen den drei Luftkissenbooten wurden nun kybernetische Botschaften ausgetauscht, um sich über die Ziele zu verstständigen, die man aufs Korn nehmen würde - entsprechend dem Plan, den Danno, Fryguy und Amanda während des Vorrückens so sorgfältig ausgearbeitet hatten.

Waffenstationen schwenkten hemm und hoben sich empor, als würden sie ihre Beute aufspüren wollen.

»Feuerleitsysteme sind miteinander vernetzt, Captain. Wir beginnen jetzt mit der Zielauswahl... Programm läuft... System ist entsichert und einsatzbereit.«

»Also gut, Mr. O'Roark – Feuer frei.«

Zwei Raketenbehälter pro Waffenstation. Zwei Stationen pro Ho-

vercraft, also sechs Stationen insgesamt- das machte zwölf Salven von 2.75-Zoll-Artillerieraketen, die innerhalb von dreieinhalb Sekunden abgefeuert wurden. Kreischend jagten sie von den Startschienen, und ihre Feuerschweife tauchten die Wellen in ein goldfarbenes Licht.

Die leeren glühenden Raketenbehälter wurden automatisch über Bord geworfen. Die Startschienen gingen in die Vertikale, und die Ladearme bereiteten die nächste Salve vor. Im gesamten Ablauf war keinerlei Eingreifen durch Menschenhand mehr erforderlich. Alles wurde jetzt von den Bordcomputern bzw. dem sorgfältig ausgearbeiteten Feuerleitprogramm übernommen.

Sieben Raketen pro Behälter. Zwölf Behälter pro Waffenstation. Zwei Stationen pro Hovercraft – das machte 72 Raketenbehälter, die ihre tödliche Ladung abschicken konnten.

Blitze schossen von der Meeresoberfläche empor und Donner hallte vom Land wider. Feuerschweife zogen über den Himmel hinweg, bevor die Hydras wie glühende Kohlen auf den Stützpunkt von Yelibusya niederprasselten.

72 Raketenbehälter – das machte 504 Raketen, von denen jede einen 17-Pfund schweren Gefechtskopf trug. Und das alles brach innerhalb von drei Minuten über das Zielgebiet herein.

»Kapitän Kinsford, die unbekannten Boote haben das Feuer eröffnet! Wir sind...« Mit einem krachenden Geräusch wurde die Telefon Verbindung unterbrochen; dann hörte alles am anderen Ende – die Anlage samt Besatzung – zu existieren auf.

Das Donnern der Hydra-Salven, die das 40-mm-Geschütz zerstörten, übertönte das Heulen und Pfeifen der Raketen, die auf den Hauptstützpunkt zujagten. Die Nacht wurde zum Tag, als das grelle Leuchten der Explosionen durch die Sehschlitz des Kommandobunkers drang.

Kinsford hatte zufällig gerade in Richtung des alten Herrenhauses geblickt, sodass er Zeuge von dessen Vernichtung wurde. Das Holz vermochte den Raketen keinerlei Widerstand entgegenzusetzen. Sie bohrten sich durch die Wände und explodierten, worauf sich das gesamte zweistöckige Gebäude von seinem Fundament zu erheben und

einen Moment lang in der Luft zu schweben schien, ehe es zerbarst. Die Erschütterung rüttelte den Kommandobunker durch, sodass Kinsford und die Männer der Wache quer durch den Raum geschleudert wurden. Der Kommandeur klammerte sich an einen Stützbalken und musste mitansehen,, wie sein Stützpunkt rund um ihn Stück für Stück zerstört wurde.

Die Boote und Molen kamen als Nächste an die Reihe. Eine ganze Kette von Explosionen zog sich bis zur Flussmündung hinunter und ließ die Anleger und die daran festgemachten Boote zerbersten, als wären es bloß Spielzeugschiffchen. Die Spur der Verwüstung zog sich bis hin zu den Tankpiers und den alten Molen; das Tankboot selbst löste sich in einer Wolke aus explodierendem Treibstoff auf.

Als Nächstes wurden die Werkstattgebäude aufs Korn genommen, von denen buchstäblich kein Stein auf dem anderen blieb. Nachdem die verschiedenen Einrichtungen der Marine dem Erdboden gleichgemacht waren, sprang der Funke der Zerstörung auf die Zeltquartiere der Mannschaftsdienstgrade über, die in tausende Fetzen gerissen wurden. Kinsford konnte nur beten, dass es allen Männern gelungen war, sich in den nahegelegenen Wald zu flüchten.

Als Letztes kam das Gebäude mit den Fahrzeugen an die Reihe, deren explodierende Benzintanks allerdings nicht mehr entscheidend zu der allgemeinen Zerstörung beitrugen.

Dann war es vorbei.

Das Echo der sich lawinartenartig ausbreitenden Explosionen verlor sich irgendwo tief im Dschungel, während am Strand nur noch das Knistern von brennendem Holz und das gelegentliche Krachen von hochgehender Bereitschaftsmunition auf den brennenden Kanonenbooten zu hören war. Erschüttert tappte Kinsford von einem Sehschlitz zum nächsten, um sich im Licht der brennenden Gebäude ein Bild von der Verwüstung zu machen. Nichts war übriggeblieben. Oder fast nichts. Die einzigen Gebäude, die noch standen, waren die Befehls- und Führungszentrale und das Munitionsdepot. Nachdem die Angreifer offensichtlich eingesehen hatten, dass die Bunker stark genug waren, um dem Ansturm der Artillerieraketen zu widerstehen, hatten sie ihre Feuerkraft auf andere Ziele gelenkt.

Doch was nutzte einem noch Munition, wenn man keine Waffen mehr hatte, um sie abzufeuern? Und wozu brauchte man eine Kommandozentrale, wenn es keine Truppen mehr gab, die man hätte kommandieren können?

Die Funkgeräte waren von ihren Gestellen gekippt und die beiden Funker lagen daneben am Boden – der eine lang ausgestreckt und benommen, der andere schluchzend und wie ein Embryo zusammengekauert. Kinsford ging zu den beiden Männern hinüber und schlug ihnen mit der flachen Hand ins Gesicht, um sie wieder einigermaßen zu sich zu bringen.

»Ich brauche eine Verbindung mit dem Flottenhauptquartier in Monrovia... Nein, wartet... verbindet mich lieber gleich mit dem Führungszentrum in Mamba Point. Ich muss... ich muss das hier melden.«

Es war das Einzige, was er noch tun konnte.

Mamba Point, Monrovia

30. Juni 2007, 01:40 Uhr Ortszeit

Es war ein freudiger Abend im Hauptquartier der Union gewesen – in allen Quartieren, außer einem einzigen.

»Das alles gefällt mir gar nicht, Sako. Wir sind gescheitert.«

»Obe, ich versteh dich nicht«, erwiderte Brigadegeneral Atiba geduldig und lehnte sich gegen den Tisch des Generals. »Wir haben doch einen großen Sieg errungen. Du hast einen großen Sieg errungen.«

Belewa ging in seinem Büro auf und ab, den finsternen Blick auf den Fußboden gerichtet. »Das hat nichts zu besagen. Sako. Ja, es ist natürlich immer gut, wenn man eine Schlacht gewinnen kann. Es kommt uns sicher zugute, dass wir das britische Minensuchboot zerstört haben. Und auch, dass wir die Blockade unterlaufen konnten. Aber unser wichtigstes Ziel haben wir nicht erreicht.«

Belewa blieb mitten im Zimmer stehen und starre auf die Karte an der Wand, auf der die Küste der Westafrikanischen Union zu sehen war. »Wenn wir dieses Radarschiff zerstört hätten – das wäre ein

echter Sieg gewesen. Damit hätten wir der Leopardin ein Auge ausgestochen. Ich hätte es wissen müssen, dass sie das Schiff nicht ganz unbewaffnet lässt, und ich hätte all unsere Kräfte gegen das eine wirklich wichtige Ziel aufbieten müssen. Stattdessen machte ich den Fehler, allzu viel zu wollen. Ich ließ mich dazu verleiten, ein Ziel anzugreifen, nur weil es gerade in Reichweite war. General? Pah, ein Narr bin ich!«

»Dann möchte ich jetzt diesen Narren auf ein Bier einladen.« Atiba griff nach den beiden Flaschen, die er in Belewas Büro mitgebracht hatte. Er öffnete sie an der Schreibtischkante und reichte Belewa lächelnd eine davon. »Wer hat mir einmal gesagt, dass man nicht jede Schlacht gleich am ersten Tag gewinnen kann? Und dass man manchmal die Zähne zusammenbeißen und es am nächsten Tag noch einmal versuchen muss?«

Nach und nach erschien ein etwas widerwilliges Lächeln auf Belewas Lippen. »Ein Narr, der damals noch ein einfacher Armeeoffizier war, hat dir das gesagt«, antwortete er und nahm die Flasche entgegen. »Heute bin ich der Führer einer großen Nation, Sako, und ich kann mir solche Fehler nicht mehr leisten.«

»Dann trinken wir auf die Fehler, die wir uns nicht mehr leisten können.«

Die beiden Soldaten stießen mit den Bierflaschen an und nahmen einen Schluck.

»Ahh!« Obe Belewas Gesicht entspannte sich für einen Augenblick, ehe der finstere Gesichtsausdruck zurückkehrte. »Sako, hast du schon überprüft, ob auch wirklich alle Kanonenboote zurückgekehrt sind?«

»Zum dritten Mal, es sind alle Boote in Yelibuya eingetroffen.«

»Überhaupt kein Kontakt mit den amerikanischen Kanonenbooten?«

»Nein!« Atiba schüttelte ungeduldig den Kopf. »Also wirklich, Obe. Das klingt ja fast so, als wärst du enttäuscht, dass wir keine Verluste hinnehmen mussten.«

»Nein, natürlich bin ich froh darüber. Aber man muss sich doch fragen, warum das so ist.« Belewa trat wieder an seinen Schreibtisch und ließ sich in den Sessel sinken. »Wenn uns die Amerikaner überhaupt nicht verfolgen, dann frage ich mich schon, was sie wohl vorhaben.«

»Kann es denn nicht sein, dass wir ganz einfach Glück hatten?«, fragte Atiba geduldig und setzte sich auf die Schreibtischkante. »Vielleicht haben sie ihre eigene Operation vermasselt.«

Belewa hob ungläubig eine Augenbraue. »Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Wenn uns die Leopardin nicht verfolgt, dann hat sie uns vielleicht schon überholt und liegt jetzt irgendwo auf der Lauer.«

Der Stabschef lachte kurz auf. »Du und deine Leopardin, Obe. Das klingt ja so, als würdest du sie für eine Hexenmeisterin halten.«

»Langsam glaube ich, dass sie das wirklich ist, Sako. Manchmal habe ich während unserer Besprechungen das Gefühl, als würde ihr Geist auf meiner Schulter sitzen und sich über meine Tollpatschigkeit krummlachen.«

»Du lieber Himmel, Obe. Sie ist bloß eine Frau!«

»Ha! Und wie oft hat ›bloß eine Frau‹ schon einen Narren aus dir gemacht, mein Freund?« Belewa grinste und nahm noch einen Schluck von seinem Bier. »Ich erinnere mich da an eine kleine Tänzerin in einem Club in Lagos...«

Die Tür wurde aufgerissen, ohne dass jemand angeklopft hätte. Ein erschrocken dreinblickender Funker steckte den Kopf herein. »General Belewa! Gerade ist ein Notruf von Yelibuya gekommen! Der Flottenstützpunkt wurde zerstört!«

»Was?«, Brigadegeneral Atiba sprang hoch. »Wer hat ihn angegriffen? Wie schlimm hat es uns erwischt?«

»Das haben sie uns nicht gesagt, Sir. Es kam nur der eine Funkspruch. Und sie haben auch nicht gesagt, dass der Stützpunkt angegriffen wird. Sie haben gesagt, dass er zerstört wurde!«

»Setzen Sie sich mit dem Stützpunkt in Verbindung«, sagte Belewa und erhob sich von seinem Sessel. »Versuchen Sie, Näheres zu erfahren. Ich will wissen, was dort draußen los ist.«

»Das haben wir schon versucht, Herr General. Der Stützpunkt Yelibuya antwortet nicht.«

PGAC-02 USS *Queen of the West*
30. Juni 2007, 01:40 Uhr Ortszeit

Die Seafighter drehten von der Küste und von dem Leuchten ab, das den Himmel über dem Flottenstützpunkt erhelle. Ihre Turbinen wurden gestartet, und sie hoben sich auf ihre Luftkissen, um nach Hause zurückzukehren. Doch einen Schlag galt es noch auszuteilen. Die sargförmige, für vier Lenkwaffen konstruierte Startzelle richtete sich in einem Winkel von 45° aus dem Oberdeck der *Queen* auf. »SeaSLAMs sind scharf und feuerbereit, Captain.«

»Sehr gut, Danno. Feuern Sie nach eigenem Ermessen. Bringen wir den Job zu Ende.«

Im Licht der Bildschirme an der Feuerleitkonsole blickte Danno O’Roarke zu Dwaine Fry hinüber. »Ich nehme Ziel eins, du Ziel zwei. Machen wir’s ordentlich. Ich möchte nicht, dass diese Clowns von der *Carondelet* nach uns saubermachen müssen.«

»Drück du nur auf den Knopf, Mann«, erwiderte Fryguy, die feingliedrigen Finger um den Joystick geschlossen. »Die Sache ist so gut wie gelaufen.«

Eine Treibladung detonierte, und die Plastikkappe der ersten Lenkwaffenzelle zerbarst, als das schlanke, torpedo-artige Geschoss sich hindurchbohrte. Unter Federdruck stehende Tragflächen breiteten sich am Mittelpunkt des über vier Meter langen Rumpfes aus, nachdem der Flugkörper das Abschussrohr verlassen hatte. Eine Mikrosekunde später öffneten sich auch die Heckflossen. Während der SeaSLAM über die Decks emporschoss, ging ein Befehl blitzschnell vom Bordcomputer des Flugkörpers zur Startrakete in seinem Heck. Die Festbrennstoffrakete wurde gezündet, und der Flugkörper jagte weiter zum Himmel empor. Die als Booster bezeichnete Startrakete war nach wenigen Sekunden ausgebrannt – doch das kleine Mantelstromtriebwerk wurde bereits aktiviert. Nachdem die Startrakete ausgebrannt war und sich abgetrennt hatte, zündete das Strahltriebwerk und übernahm nun den Antrieb des Flugkörpers. Schutzklappen wurden an der Nase des Projektils abgestoßen und gaben die Linsen eines restlichtverstärkenden Kamerasytems frei.

Ein zweiter Landziel-Flugkörper folgte dem ersten wenige Sekunden später in die Nacht hinaus. In 2000 Fuß Höhe gingen die beiden Flugkörper noch mit ihrem Startkurs in den Horizontalflug, doch schon nach kurzer Zeit machten sie kehrt und nahmen Kurs auf die Küste, auf den Stützpunkt von Yelibuya.

Die SeaSLAM ER (wobei diese Bezeichnung für SEA-launched Standoff Land Attack Missile Expanded Range, also von See gestartete Landziel-Abstandswaffe mit vergrößerter Reichweite steht) ist eine wirklich »clevere Bombe«. Zumindest so intelligent, wie man sich ein Waffensystem nur vorstellen kann. In der Feuerleitstation der *Queen of the West* erschienen auf den Displays Fernsehbilder, die von den Kameras in den Nasen der SeaSLAMs aufgenommen wurden. Mit geschickten Händen steuerten Danno und Fryguy ihre Lenkwaffen auf die zugewiesenen Ziele.

Flottenstützpunkt Yelibuya, Kommandobunker 30. Juni 2007, 01:42 Uhr Ortszeit

»Wir haben jetzt eine Verbindung mit Mamba Point, Herr Kapitän!«, rief einer der Funker mit krächzender Stimme.

Die Luft im Bunker kratzte im Hals – sie war von einem Gemisch aus dichtem Rauch und Sprengstoffchemikalien erfüllt, und darüber hinaus von dem üblen Geruch nach verbranntem Fleisch. Kinsford stolperte zu der teilweise intakt gebliebenen Funkkonsole und nahm das Mikrofon in die Hand. »Mamba Point. Hier spricht Kapitän Kinsford vom Stützpunkt Yelibuya. Können Sie mich hören?«

»Wir hören Sie, Yelibuya.« Aus dem Lautsprecher drang die schwache, sehr fern klingende Stimme; Bote aus einer Welt, die von der Katastrophe verschont geblieben war. »Wie ist die Lage bei Ihnen?«

Kinsford hatte Mühe, die Worte aus seiner ausgetrockneten Kehle zu pressen. »Mamba Point. Der Stützpunkt in Yelibuya wurde zerstört...«

Der Kapitän der Westafrikanischen Union sollte keine Gelegenheit mehr bekommen, die Antwort zu hören. Von draußen drang plötzlich ein durchdringendes Heulen herein, das immer lauter wurde und

schließlich in eine Explosion mündete, die viel lauter war als alle zuvor und die alle Anwesenden im Kommandobunker von den Beinen riss. Stützbalken knickten ein, Sand rieselte von oben, und die Funkanlage wurde gänzlich aus der Wand gerissen.

Kinsford rappelte sich hoch und warf einen Blick hinaus. Der Munitionsbunker existierte nicht mehr. An seiner Stelle gähnte jetzt nur noch ein schwarzer, rauchender Krater im Erdboden.

Die Angreifer hatten die befestigten Einrichtungen zuvor noch ausgelassen – doch nun waren sie mit mächtigeren Waffen zurückgekehrt, um auch die letzten Reste in Schutt und Asche zu legen. Und wenn sie Waffen hatten, die stark genug waren, um den Munitionsbunker zu zerstören...

»Raus!«, brüllte Kinsford. »Alles raus hier!« Er stürmte auf die enge Tür des Bunkers zu, doch da war schon wieder dieses drohende, durchdringende Heulen zu hören.

Ein mächtiger Pfeiler bohrte sich durch die Tür. Für einen Sekundenbruchteil sah Kinsford noch den grauen Zylinder mit den zerknitterten Flossen, ehe der 500-Pfund-Gefechtskopf zündete.

»TACNET, hier Little Pig Lead. Over.«

»TACNET hört. Over.«

»Chris, ist die Drohne immer noch über dem Stützpunkt in Yelibuya?«

»Positiv. Wir haben einen Predator vor Ort.«

»Verstanden. Wir haben unseren Einsatz abgeschlossen. Kannst du uns etwas über den Status des Stützpunktes sagen?«

»Welcher Stützpunkt, Ma'am?«

»Verstanden, TACNET. Operation abgeschlossen. Wir kehren zu Floater One zurück. Little Pig Lead – Over and Out.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

30. Juni 2007, 03:10 Uhr Ortszeit

Einer nach dem anderen tauchten die Seafighter aus der Dunkelheit auf. Sie glitten die Auffahrtrampe hoch und kamen im Hangar zum

Stillstand, wo sie sich mit einem seufzenden Geräusch der langsamer drehenden Hubschrauben auf den Bauch niedersinken ließen. Die wartende Bodenmannschaft kam herbei und begann mit dem Service, noch ehe sich die Luken des Hovercraft öffneten.

Amanda verließ die *Queen of the West* und streckte den Arm mit geballter Faust empor, womit sie den Crews der drei Seafighter das Signal zum Sammeln gab. Während sich ihre Leute um sie scharten, stieg sie auf einen Werkzeugkasten, um zu ihnen zu sprechen.

»Gestern Nachmittag«, begann sie, »hat uns die Union ziemlich geärgert. Aber heute haben wir uns erholt und den Spieß umgedreht. Gute Arbeit, Leute. Der Feind wird das so bald nicht wieder versuchen. Eigentlich müssten wir General Belewa ein Dankschreiben schicken. Denn durch seinen Angriff hat er uns erst die Möglichkeit verschafft, ihn richtig aufs Korn zu nehmen. Nach der Einsatzbesprechung möchte ich, dass alle Crews sich zunächst einmal richtig ausschlafen. Ihr werdet es brauchen. Um zwölf Uhr erwarte ich die Offiziere und CPOs im Ops. Wir werden uns neue Patrouillenzonen und Operationsstrategien überlegen, und auch neue Ziele. Es wird keine passiven Patrouillen mehr geben. Wir werden nicht mehr darauf warten, dass die andere Seite irgendetwas unternimmt. Ladies and Gentlemen, das nächste Mal, wenn wir auslaufen, gehen wir in die Offensive.«

Es gab keinen lauten Jubel, wie man ihn vielleicht in irgendeinem Hollywood-Schinken gehört hätte; stattdessen war da ein trotziges Funkeln in den übermüdeten Augen der Anwesenden zu sehen und ein grimmiges Lächeln auf ihren Lippen. Ansonsten ließen die versammelten Seeleute nur ein leises Brummen der Zustimmung vernehmen.

Es war genau die Reaktion, auf die Amanda gehofft hatte.

Nachdem sie die Crews entlassen hatte, suchte sie ihr Quartier auf. Dort erwartete sie Christine Rendino, wie bereits über Funk vereinbart. Die Intel-Offizierin hatte einen Stoß Computerausdrucke unter dem Arm.

»Da hast du alles, was wir über Belewass Küstenschmuggel gesammelt haben«, teilte Christine ihr mit.

»Sehr gut, Chris.« Amanda hängte Gefechtsweste und Revolvergurt

an den Haken. Sie ließ sich in ihren Stuhl sinken und gähnte herhaft. »Wie ist der Status des britischen Minensuchboots? Konnten sie es über Wasser halten?«

»Sie haben ein halbes Dutzend zusätzlicher Pumpen gebraucht – aber sie haben es geschafft. Die *Santana* hat sie im Schlepptau – sie sollten heute irgendwann im Laufe des Morgens eintreffen. Die Royal Navy hat darum ersucht, dass wir das Boot hierbehalten, bis es jemand begutachten kann und entscheidet, ob sich eine Reparatur lohnt.«

»Kein Problem. Wir haben genug Platz für die Crew – beziehungsweise die Überlebenden, müsste man sagen.« Amanda gähnte erneut und beugte sich über den Schreibtisch, um sich den schmerzenden Nacken zu reiben. »Wenn die *Santana* ihre Mission beendet hat, soll sie sich der *Sirocco* auf der Station Union-Ost anschließen. Deine Stunde ist gekommen, Chris, wie ich es dir versprochen habe. Wir werden uns ab sofort um Belewas Schmuggel kümmern.«

»Wow! Aber du hast doch gesagt, dass wir nicht genügend Schiffe und Crews hätten«, erwiderte Christine und setzte sich ihrem Captain gegenüber an den Tisch.

»Ja, das war damals. Und heute ist heute. Jetzt, wo wir Yelibuya mitsamt dem Boghammer-Geschwader ausgeschaltet haben, verfügt Belewa nur noch über zwei Drittel seiner ursprünglichen Seestreitkräfte. Außerdem besteht keine unmittelbare Gefahr mehr für die guineische Küste. Jetzt können wir darangehen, ihn ein wenig zu ärgern.«

Du hast doch angedeutet, dass Belewa ohne diesen Treibstoffschmuggel keinen Krieg mehr führen kann. Okay, wenn wir mit den Seafightern und den PCs diese Verbindung jetzt kappen, dann treffen wir ihn nicht nur strategisch, indem wir ihm den Ölhahn zudrehen, sondern auch operativ. Seine verbliebenen Marinekräfte sind dann nämlich in Frenchside gebunden, weil sie versuchen werden, seine Kommunikationslinien zu verteidigen.«

»Ja.« Christine nickte nachdenklich. »Und mit dem Radarschiff, den Aufklärungsdrohnen und den britischen Patrouillen hubschraubern sollten wir jedes Manöver der Unionsmarine rechtzeitig erkennen können.«

»Genau. Und nachdem ihre Marine praktisch wirkungslos ist, können wir die Bewachung der guineischen Küste der guineischen Marine und deren Küstenwache überlassen. Wir haben eine echte Chance, Chris. Zum ersten Mal haben wir eine echte Chance.« Amanda griff nach der Mappe, die zuoberst auf dem Stoß lag, den Christine mitgebracht hatte.

»Die Karten sind jetzt völlig neu gemischt«, fuhr sie fort, während sie die Mappe öffnete. »Wir müssen sofort einen neuen Einsatzplan ausarbeiten, um diesen Schmugglern das Handwerk zu legen.«

Christine neigte den Kopf und blickte ihre Freundin aufmerksam an. »Ah... das ist ja alles schön und gut, aber meinst du nicht, dass du dir erst einmal ein paar Stunden Schlaf gönnen solltest?«

Amanda lachte leise. »Oh, das wäre sicher nicht schlecht. Aber ich brauche bis heute Mittag zumindest die Grundzüge für den neuen Einsatzplan. Ich will, dass unsere Leute schon heute Abend da draußen sind und Jagd auf die Schmuggler machen. Du kannst dich ruhig aufs Ohr hauen. Ich werd noch ein Weilchen an der Sache herumbasteln.«

Christine erhob sich mit einem resignierten Seufzer, ging zu dem kleinen Ecktisch hinüber, auf dem Amandas Kochplatte stand, und setzte etwas Wasser für eine Kanne Tee auf. »Okay, ich denke, wir sollten an den Punkten anfangen, wo die Union die Ware übernimmt...«

Draußen am Himmel machten sich die ersten Anzeichen der Morgenröte bemerkbar.

Flottenstützpunkt Yelibuya Sound 30. Juni 2007, 06:01 Uhr Ortszeit

Der Hubschrauber der Unionsarmee berührte am Rande des Gebietes, das von der Katastrophe heimgesucht worden war, mit den Kufen den Erdboden. Die beiden Passagiere stiegen aus und suchten sich einen Weg zwischen den Kratern und immer noch glimmenden Trümmern.

Einige andere waren schon vor ihnen gekommen. Pioniere der Ar-

mee waren damit beschäftigt, verstreute Munition, die nicht explodiert war, mit Warnflaggen zu versehen. Auch Überlebende der Marine waren zugegen, die immer noch unter Schock standen und kaum glauben konnten, dass sie der Katastrophe entronnen waren.

Obe Belewa und Sako Atiba blieben bei dem völlig zerstörten Wrack eines Boghammer-Kanonenbootes stehen, das mehr als sechzig Meter weit aus dem Wasser geschleudert worden war.

»Du hattest Recht, Obe«, sagte Atiba mit tonloser Stimme. »Sie muss eine Hexe sein.«

Die Hände in die Hüften gestemmt, betrachtete Belewa die Ruinen des Marinestützpunkts. »Nein, Sako«, antwortete er nach einigen Augenblicken. »Für uns ist sie etwas viel, viel Schlimmeres. Sie ist ein Krieger.«

Station Union-Ost Juli 2007

Und der neue Krieg begann.

Es war ein Krieg, in dem es nicht auf Gewehre und Lenkwaffen ankam, sondern auf Wachsamkeit und Schlauheit – ein Krieg zwischen kleinen Booten, die schattenhaft durch die Nacht glitten, und einer Handvoll Jäger, die ständig auf der Lauer lagen.

»Okay, Johnny Bull Lead, er ist gerade mal einen halben Kilometer vor eurer Nase. Peilung drei-eins-null.«

Das Knattern der Hubschrauberrotoren in Christines Kopfhörer bildete den Hintergrund zur Stimme des britischen Piloten. »Verstanden, Floater. Wir haben einen jungen Burschen da draußen – allein in einer kleinen Piroge. Wir gehen jetzt ran.«

Christine saß an ihrer Workstation in der TACNET-Zentrale und verfolgte das Geschehen auf dem Radardisplay. Sie kaute zufrieden an ihrem Milky-Way-Riegel und beobachtete, wie das Transponder-Symbol des Merlin-Helikopters der Royal Navy langsam auf das anonyme Radarsignal im Zentrum des Bildschirms zukroch.

»Bin jetzt direkt über dem kleinen Scheißer. Ich wiederhole, Floater,

ein sehr kleines Boot. Sieht aus, als war' s bloß ein Fischer. Wenn er Benzin schmuggelt, muss er's in einer Feldflasche haben. Sind Sie sicher, dass das der Kerl ist, den wir suchen?«

Christine aktivierte ein zweites Display. Seit zwei Stunden beobachtete sie mit ihren Leuten nun schon die Fischerboote der Elfenbeinküste, die unweit der Hoheitsgewässer der Westafrikanischen Union ihre Kreise zogen. Sie rief die Radarbilder auf, die sie in den vergangenen zwei Stunden empfangen hatte und stellte auf schnellen Vorlauf. Unter den kreisenden Booten fiel ihr eines auf, das in einem Schlangenlinienkurs nach Nordwesten auf die Küste zulief.

»Roger, Johnny Bull. Das ist der Bursche, den wir suchen. Sind Sie sicher, dass nichts Ungewöhnliches an dem Boot ist?«

»Jetzt, wo Sie' s erwähnen. Floater – der Kerl hat ein Riesending von einem Motor für ein so mickriges Boot.«

»Okay! Dann ist alles klar! Ich wette, der Kerl betätigt sich als Schlepper. Sehen Sie sich mal in seinem Kielwasser um. Ich schätze, da werden Sie was Nettes entdecken.«

»Roger, Floater. Werd ich machen.«

Christine nahm noch einen Bissen von ihrem Milky-Way-Riegel und wartete ab.

»Sie hatten Recht, Floater«, meldete sich Dane wenig später erfreut. »Da sind vier Benzinfässer direkt unter der Oberfläche. Wir sind direkt über den Fässern. Der Bursche muss das Tau losgeworfen haben, als wir auftauchten.«

»Schade. Wir können ihm wohl nichts nachweisen.«

»Aber er wird seine Ware auch nicht abliefern können. Mein Schütze macht sich bereit, die Dosen zu öffnen.«

Es folgten vier knatternde Maschinengewehrsalven. »Was sagt man denn dazu? Mir kommt vor, dieser ungehobelte Kerl zeigt uns den Stinkefinger.«

»He, Scrounger, was haben Sie da drüben gefunden?«

»Ungefähr vierzig Kanister Diesel unter Deck, dazu ein Dutzend Kisten Motoröl.«

»Was sagt der Kapitän dazu?«

»Er behauptet, das wäre für den Eigenbedarf. Er sagt, dass er unterwegs ist, um seine Mutter zu besuchen.«

»Wo lebt seine Mutter denn? In Norwegen?«

Von der Seitenluke der *Queen of the West* aus beobachtete Stone Quillain die schwer beladene Pinasse, die längsseits dahintrieb. Das enge Deck war gerammelt voll mit Kästen voller brauner Flaschen. Es mussten Hunderte von Kästen sein.

»Tag, Käpt'n, wie geht's?«, rief der Skipper gutgelaunt von der Pinne am Heck herüber,

»Sehr gut, danke!«, rief Quillain zurück. »Wo kommen Sie denn her, und wo soll's hingehn?«

»Von Half Cavalla, kurz vor Frenchside. Ich fahr rauf nach Fish-town. Ist ja wohl nicht verboten, oder?«

»Kommt drauf an, was Sie geladen haben, Junge. Was haben Sie denn so dabei?«

»Nur Bier, Käpt'n. Bier ist ja wohl erlaubt, oder? Wir brauen prima Bier in Half Cavalla. Möchten Sie 'nen Kasten?«

Quillain schüttelte den Kopf. »Sehr freundlich, danke, nein. Aber ich mach Ihnen einen Vorschlag. Es ist ja so 'ne Affenhitze heute und Sie arbeiten wirklich hart – warum genehmigen Sie sich nicht 'n Bierchen für uns beide?«

Der Skipper grinste zurück und trat zu den Kästen, die am Heck gestapelt waren. Als er eine Flasche hervorholte, hob Quillain seine Schrotflinte.

»Nein, nicht von diesen, Junge. Nimm doch lieber eine Flasche von dort vorn.« Der Lauf seiner Mossberg zeigte wie ein Finger auf die weiter vorne gestapelten Kästen.

Dem Skipper des Bootes erstarb das Lächeln auf den Lippen. Zögernd ging er nach vorn und nahm sich eine Flasche. Als er sie öffnete, zeigte das »Bier« ganz und gar keine Neigung, zu schäumen.

»Und jetzt nimmst du einen ordentlichen Schluck, mein Freund.«

Entschlossen hob der Mann die Flasche an die Lippen. Es bildeten sich Blasen in der Flasche, die Backen des Mannes blähten sich auf, ehe er die Flüssigkeit explosionsartig ausspie. Er sackte an der Reling

des Bootes zusammen und übergab sich. Der Geruch nach Benzin und Erbrochenem drang bis zur Luke der *Queen* herauf.

»Das war wirklich tapfer, mein Junge«, sagte Quillain mit einem gewissen Mitgefühl. »Wir müssen dich leider trotzdem festnehmen und dein Boot in die Luft jagen – aber ich muss sagen, meine Hochachtung, du hast wirklich alles versucht.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

7. Juli 2007, 18:26 Uhr Ortszeit

Die Cola-Dose fiel ins Meer. Halb gefüllt mit Wasser schaukelte sie auf den Wellen und glitzerte dabei in der Abendsonne. Dann brüllte der 45-er Colt auf. Zwei mannshohe Wasserstrahlen schossen empor und ließen die Dose auf den Wellen tanzen. Die dritte Kugel traf die rot- und silberfarbene Dose und tauchte sie unter Wasser. Durch die Erschütterung aufgeschreckt, tauchte ein kleiner Fisch auf, worauf sofort einer der halbzahmen Kormorane zustieß und sich die willkommene Beute schnappte.

»Na, wie war das?«, fragte Amanda stolz und senkte die rauchende Waffe.

»Nicht gut und nicht schlecht«, brummte Quillain. »Es geht so, würde ich sagen.«

Er nahm eine leere Sodadose aus der Pappschachtel, die auf dem alten Tisch stand, tauchte sie in einen Eimer mit Salzwasser und ließ sie volllaufen, ehe er sie hoch in die Luft schleuderte, zwanzig Meter über den Rand der Plattform hinaus.

Seine Hand kam jedoch nicht zur Ruhe – er schnappte sich rasch die Beretta M9, die auf dem Tisch lag, und feuerte blitzschnell zweimal. Beim zweiten scharfen Knall der 9-mm-Pistole zerbarst die Dose in einem Sprühregen aus Aluminiumsplittern und Wasser.

Amanda warf dem Marine einen vorwurfsvollen Blick zu. »Hat Ihre Mutter Ihnen nicht beigebracht, dass ein echter Gentleman immer die Dame gewinnen lässt?«

Die Ohrenschützer, die sie trug, verliehen ihren Worten einen hohlen Klang. Amanda und Quillain hatten sich an der Backbordseite der

Plattform einen provisorischen Schießstand eingerichtet und es sich zur Gewohnheit gemacht, nach dem Abendessen noch ein paar Schießübungen einzulegen – zumindest in den Nächten, in denen keine frühe Patrouille auf dem Programm stand.

Quillain lachte leise. »Aber könnte es nicht sein, dass Sie sich dann als Frau diskriminiert fühlen? Da würde ich mir einen Haufen Schwierigkeiten einhandeln.«

»Das schon, aber auf mein Selbstbewusstsein würde es Wunder wirken.«

»Ich hab ja gesagt – Sie machen sich.« Quillain legte die Beretta auf den Tisch zurück und streifte die Ohrenschützer ab. »Machen Sie auch die Übungen, die ich Ihnen empfohlen habe?«

»Ja, wenn die Zeit dafür reicht«, antwortete Amanda schuldbewusst.

Quillain warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu. »Fünfzehn Minuten morgens und abends! Schlafen können Sie noch genug, wenn Sie erst mal im Ruhestand sind!« Der Marine verfiel in den strengen Ton des Ausbilders. »Es gibt nur eine Art und Weise, wie man eine 1911-A-Coltpis-tole im Gefecht trägt: Patrone in der Kammer, Hahn gespannt und den Hebel auf gesichert! Sie müssen lernen, wie man mit dem Daumen entsichert, während man die Waffe bereits zieht. Das Ganze muss instinktiv ablaufen – im Gefecht hat man keine Zeit, an so etwas zu denken! Also muss man es üben, bis es automatisch geht! Das heißt, mindestens dreitausendmal. Und lernen Sie es lieber gleich richtig, weil man mindestens zehntausendmal braucht, um sich etwas falsch Angelerntes wieder abzugewöhnen!«

»Aye aye, Captain«, antwortete Amanda kleinlaut und fühlte sich wieder in ihre Zeit als Neuling auf der Marineakademie zurückversetzt,

Quillain bremste sich in seinem Eifer. »Ja, äh... es ist eben einfach wichtig, Ma'am.«

»Das weiß ich ja, und ich weiß es auch zu schätzen, dass Sie mir alles Notwendige beibringen, Stone. Was nun? Noch ein paar Dosen?«

»Ich würde sagen, sitzend und kniend schießen Sie schon ganz passabel, aber stehend freihändig sollte es noch besser werden.«

»Okay, aber das muss ein paar Minuten warten. Wir haben ein paar Fischer in der Nähe.«

Einen knappen Kilometer draußen tauchte eine schwarze Silhouette zwischen Floater 1 und der feuerroten Sonne auf, die sich bereits zum Horizont herabsenkte. Eine einzelne Piroge, die mit ihrem kleinen Segel vor dem Wind lief.

Quillain stieß ein kurzes Schnauben aus. »Sie glauben doch nicht, dass die Kerle tatsächlich fischen?«

»Natürlich nicht. Man sieht manchmal die Linsen ihrer Feldstecher glitzern. Wir wissen, dass es sich um einen Späher der Union handelt. Aber unter den momentanen Regeln für Kampfhandlungen müssen wir sie gewähren lassen.«

»Warum das?«, brummte Quillain und nahm das Magazin aus der M9, um die Patronen einzusetzen. »Ich meine, jeder verdammte kleine Hinterhof-Terrorist und Diktator kann mit den USA machen, was er will – unsere Botschaften in die Luft jagen, unsere Soldaten foltern, unsere Kinder auf der Straße ermorden –, und keiner sagt auch nur ein Wort. Aber wenn es darum geht, dass wir zurückschlagen, dann müssen wir uns an die allerstrengsten Regeln halten, sonst gibt es weltweites Protestgeschrei. Warum ist das so, frage ich mich?«

»Das hat einen sehr guten Grund«, antwortete Amanda und nahm ihren Karabiner zur Hand.

»Was für einen?«, fragte Quillain mit zusammengekniffenen Augenbrauen.

Sie blickte den stattlichen Marine lächelnd an. »Das alles muss so sein, weil wir nun mal die Guten sind.«

UNO-Stützpunkt Conakry, Guinea 9. Juli 2007, 15:25 Uhr Ortszeit

»Ihr Männer müsst lernen, dass wir immer noch Angehörige der United States Navy sind, auch wenn ihr hier an der afrikanischen Küste stationiert seid!«

Der junge Lieutenant schritt würdevoll vor seinem Feldtisch auf und ab, in aufrechter Haltung, die Bügelfalten seiner weißen Uniform

tadellos in Form. Es war seine erste Wache als Offizier vom Dienst in der Küstenpatrouillenabteilung in Conakry, und wie jeder junge Offizier nahm er seinen Job hundertprozentig ernst.

»Es kommt nicht von Ungefähr, dass es bestimmte Uniformvorschriften gibt«, erklärte er weiter, »und dass wir uns daran zu halten haben!«

Danno und Fryguy standen etwas verlegen da und schwiegen. Als ›Uniform‹ konnte man ihre Bekleidung nur insofern betrachten, als sie so ziemlich das Gleiche trugen. Ihre ärmel- und knopflosen Baumwollhemden wiesen keinerlei Rangabzeichen auf, nur das ›Three-Little-Pigs‹-Emblem über der linken Brust. Beide Gunner trugen außerdem das schwarze Barett der Seafighter-Task-Force, das schweißgetränkt und von der Sonne ausgebleicht war.

»Ihr Männer hier draußen solltet ein Vorbild sein. Ihr dient unter dem Kommando eines der fähigsten, angesehensten und berühmtesten Offiziere der gesamten Flotte. Ich bin überzeugt, dass Captain Amanda Garrett von ihren Leuten erwartet, dass sie wie richtige Soldaten auftreten und nicht wie billige Rambo-Verschnitte!«

Gerade als der junge Offizier den Höhepunkt seiner Standpauke erreichte, klopfte es an der Tür.

»Herein!«

»Entschuldigen Sie, Lieutenant. Ich habe gehört, Sie hätten zwei meiner Leute hier. Gibt es irgendein Problem?«

Amanda Garrett stand in der Tür. Die Adler auf dem Kragen ihres Khaki-Hemds waren voller Flecken, so wie das gesamte ärmellose und von der Sonne ausgebleichte Hemd. Ihre Hose war etwa in der Mitte der Oberschenkel abgeschnitten, und an dem Gürtel, den sie aus einem Rucksackriemen angefertigt hatte, trug sie ein Navy-Mark-IV-Überlebensmesser und ein altes, abgetragenes Revolverholster. Ihre bloßen Füße steckten in landesüblichen Gummisandalen. Die abgenutzte Cunningham-Baseballkappe hatte sie tief über die fragend dreinblickenden Augen gezogen.

Für einen Augenblick herrschte völlige Stille in dem kleinen Büroraum.

»Nein, Ma'am«, antwortete der Offizier seufzend. »Kein Problem.

Es war alles nur ein... Missverständnis. Ihre Männer stehen jederzeit zu Ihrer Verfügung.«

Amanda nickte freundlich. »Hab ich mir doch gleich gedacht. Danno und Fryguy sind schließlich zwei meiner besten Leute. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie irgendetwas angestellt haben könnten. Danke, dass Sie so umsichtig waren, Lieutenant. Gentlemen, brechen wir auf.«

Mit nüchternen und stoisch ruhigen Mienen folgten Danno und Fryguy ihrem Captain zur Tür hinaus. Erst als die Tür sich fast hinter ihnen geschlossen hatte, krümmten sie sich vor Lachen.

UNO-Flüchtlingslager Kissidougu

Guinée-Forestière-Hochland

10. Juli 2007, 12:34 Uhr Ortszeit

Das Flüchtlingslager Kissidougu war ein Fleck von einem knappen Quadratkilometer Größe mitten im Regenwald, auf dem ein Zelt neben dem anderen stand. Eine dünne Rauchwolke, die von zahllosen kleinen Feuern stammte, hing über dem Lager. Darunter bevölkerten Unmengen von Menschen die schlammigen Wege; Menschen, die nichts mehr besaßen, die keine Heimat mehr hatten außer diesem von der UNO eingerichteten Lager.

Eine lehmige Straße und ein behelfsmäßiger Hubschrauber-Landeplatz waren die einzigen Bindeglieder mit der Außenwelt. Vorsichtig tastete sich der CH-60-Hubschrauber der Marines nach unten, um im Lager zu landen.

»Wie viele Vertriebene haben Sie hier in Kissidougu, Lieutenant?«, fragte Christine die Frau, die sie durch das Lager führte.

»Kissidougu ist das kleinste der acht Durchgangslager an der Grenze«, antwortete die belgische Krankenschwester der U.S. Army, die mit einem Arbeitsanzug bekleidet war und ihr hellbraunes Haar zu einem Knoten im Nacken zusammengebunden hatte. Sie war eigentlich eine hübsche junge Frau, wenngleich dies im Moment durch die Müdigkeit die sich tief in ihr Gesicht gegraben hatte, nicht so zur

Geltung kam. »Gegenwärtig haben wir ungefähr achttausend Menschen hier. Es ist schwer, sie exakt zu zählen. Jeden Tag kommen neue dazu – auf der anderen Seite gibt es täglich welche, die an den Strapazen sterben.«

»Also schiebt Belewa noch mehr seiner Landsleute über die Grenze ab?«

»Er hat nie damit aufgehört«, erwiderte die Krankenschwester, während sie über die vom Regen schlüpfrigen Laufbretter gingen, die zum Feldlazarett führten. »Sie kommen nicht mehr in großen Wellen wie zu Beginn – eher in kleinen Gruppen von höchstens dreißig Leuten. Manchmal sind es nur einzelne Familien. Die Soldaten der Union treiben sie jetzt durch den dichten Dschungel und die Sumpfgebiete, um die guineischen Grenzpatrouillen zu umgehen. Wenn sie eines der Lager erreichen, sind sie oft in einem sehr schlechten Zustand; sie leiden an allen möglichen Krankheiten, sind halb verhungert und zu Tode erschöpft. Wir tun für sie, was wir können, mit den bescheidenen Möglichkeiten, die wir haben.«

Christine blickte die überfüllten Reihen der Zelte entlang. »Aber hat der Plan der UNO nicht vorgesehen, dass die Lager nur Zwischenstationen sein sollen? Wollte man die Leute nicht in die größeren Unterkünfte an der Küste weiterleiten?«

Die Krankenschwester blickte sie mit einem bitteren Lächeln an. »Leider haben sie sich nicht mit General Belewa abgesprochen, bevor sie den Plan aufstellten. Die Straße nach Faranah wurde vermint. Wir konnten eine Woche lang keinen Flüchtlingskonvoi zur Küste schicken. Genauso wenig konnten Versorgungsgüter geliefert werden. Wir bekommen zwar einiges auf dem Luftweg, aber mit dem Hubschrauber kann nicht so viel bewältigt werden. Der Hungertod hängt wie ein Damoklesschwert über dem Lager. Ich weiß nicht, was wir tun sollen, wenn das Wetter umschlägt.«

»Ich habe in meinem Heli ein paar Nahrungsmittel mitgebracht. Einige Kisten mit MRE-Feldrationen«, fügte Christine ein wenig verlegen hinzu. Das Angebot schien angesichts der drohenden Hungersnot nicht allzu beeindruckend.

Doch die Krankenschwester schenkte ihr ein aufrichtiges Lächeln.

»Mit heißem Wasser zubereitet, kann man aus einer Ration genug Suppe machen, um eine ganze Familie für einen Tag am Leben zu erhalten. Danke. Es kommt uns sehr gelegen. Bitte hier lang, Commander. Der Mann, den Sie sprechen wollen, liegt dort drüber.«

So wie das gesamte Lager war auch das aus Zelten bestehende Lazarett hoffnungslos überfüllt. Längst war jedes Feldbett belegt – und mittlerweile wurden auch die Plätze dazwischen zur Gänze für Krankenlager verwendet. Die Kranken, Verletzten und Sterbenden lagen auf einfachen Strohlagern auf dem Boden, und das medizinische Personal zwangt sich, so gut es ging, zwischen ihnen hindurch – mit den mechanischen Bewegungen von Menschen, die allzu lange ohne Pause mit derselben Arbeit beschäftigt waren.

Langsam zwängten sie sich zwischen den Feldbetten und Strohsäcken hindurch. »Was für Verletzungen haben die Leute denn?«, fragte Christine und schaute nach rechts und links. »Gibt es Hinweise auf systematische Misshandlung durch die Unionstruppen?«

»Das hängt davon ab, was man unter ›Misshandlung‹ versteht«, antwortete die Schwester stirnrunzelnd. »Wenn Sie damit meinen, dass sie gefoltert oder geschlagen werden – das nicht. Zum mindest nicht die, die keinen Widerstand leisteten. Belewas Leute achten darauf, dass die Vertriebenen zumindest gut genug beisammen sind, damit sie von allein über die Grenze kommen. Wenn man aber unter Misshandlung versteht, dass Familien, alte Menschen und Kinder in die Wildnis gejagt werden, ohne ausreichend Nahrung und Medizin – diese Form der Misshandlung passiert tagtäglich.«

Die Krankenschwester hielt inne und zeigte auf eine kleine, reglos daliegende Gestalt auf einem Feldbett. »Nur ein Beispiel«, sagte sie mit leiser Stimme. »Dieses kleine Mädchen hier ist fünf Jahre alt. Sie wurde von einer Schlange gebissen, einer Baumschlange. Es gibt kein Serum dagegen. Sie wird irgendwann heute Nachmittag sterben.«

Die Schwester zwang sich, keine Gefühlsregung zu zeigen, und setzte ihren Weg zwischen den Betten fort. »Es gibt tatsächlich auch Menschen, die geschlagen wurden, die Schuss- oder Stichwunden aufweisen. Aber diese Dinge passieren meistens auf dieser Seite der Grenze. Die Einheimischen haben selbst kaum genug, um ihre Familien zu

ernähren, und sie betrachten die Vertriebenen als eine Bedrohung, als eine Art menschlichen Heuschreckenschwarm. Wird einer der Vertriebenen dabei erwischt, wie er etwas von einem Feld oder aus einer Scheune stiehlt, dann geht es ihm schlecht.«

Sie erreichten das Ende des Lazarets und blieben beim letzten Feldbett in der Reihe stehen. »Hier, Commander, ich glaube, das ist der Mann, den Sie sprechen möchten. Aber fassen Sie sich bitte kurz. Er ist alt... und sehr müde.«

»Ich werd mich bemühen, Lieutenant. Und vielen Dank.«

Christine schaltete das kleine Aufnahmegerät ein, das sie in der Hemdtasche trug, und kniete sich an das Feldbett. »Verzeihung, Sir«, fragte sie mit leiser Stimme, »sind Sie Professor McAndrews? Professor Robert McAndrews?«

Der Mann war völlig abgemagert. Sein weißes Haar bildete einen starken Kontrast zu der tiefbraunen wettergegerbten Haut. Die Augen waren zwar tief in die Höhlen gesunken – sie zeigten jedoch immer noch einen wachen Ausdruck, als sie sich schließlich öffneten.

»Südkalifornien«, sagte er. »Habe ich Recht?«

»Stimmt, Sir«, antwortete Christine lächelnd. »Ventura, ich bin ein Valley-Girl.«

»Dachte ich mir's.« Der alte Mann nickte leicht. »Ich habe vier Jahre an der UCLA in Kalifornien unterrichtet. Ein sehr ausdrucksstarker Dialekt. Ja, ich bin Robert McAndrews. Und Sie?«

»Lieutenant Commander Christine Rendino, United States Navy, zur Zeit im Rahmen der UNO-Interdiction-Force tätig. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Professor, würde ich mich gern mit Ihnen unterhalten.«

»Warum nicht? Ein Besuch von einer hübschen jungen Dame ist mir immer willkommen.« McAndrews drehte sich mühsam auf die Seite, um sich Christine zuzuwenden. »Wie kann ich Ihnen helfen – oder der United States Navy und der UNO?«

»Professor, ich bin als Nachrichtendienst-Offizierin damit beschäftigt, Informationen darüber zu sammeln, was in der Westafrikanischen Union vor sich geht. Ich hoffe, dass Sie mir da ein wenig helfen können.«

McAndrews runzelte die Stirn. »Ich wüsste nicht, wie, Miss Rendino. Wenn Sie irgendwelche militärischen Geheimnisse erfahren möchten, kann ich Ihnen bestimmt nicht weiterhelfen. In diesen Kreisen habe ich mich nicht bewegt.«

»Das habe ich auch nicht erwartet, Professor«, erwiderte Christine und hockte sich mit überkreuzten Beinen neben das Feldbett. »Ich hatte gehofft, dass Sie mir in einer viel brisanteren Sache behilflich sein könnten.«

»Was für eine Sache meinen Sie?«

»Ich habe mir gedacht, Sie könnten mir vielleicht einen Eindruck davon vermitteln, was zur Zeit in der Westafrikanischen Union vor sich geht – und auch im Kopf von General Belewa.«

Der alte Mann lachte leise auf. »Das wäre Stoff genug für eine ganze Doktorarbeit. Ich hoffe, Sie haben es nicht eilig.«

Christine lächelte und schüttelte den Kopf. »Okay, dann fangen wir mit etwas Einfacherem an.« Sie beugte sich ein wenig vor und blickte McAndrews in die Augen. »Sehen Sie, Professor, ich habe in den letzten Tagen einiges über Sie erfahren. Ich weiß, dass Sie Ihren Doktor in Geschichte und politischen Wissenschaften gemacht haben und dass Sie in beiden Fächern einen sehr guten Ruf genießen. Sie kamen in Liberia zur Welt und sind auch dort aufgewachsen. Als Ihr Land in den achtziger Jahren im Chaos versank, gingen Sie fort und lehrten an einigen der angesehensten Universitäten der Welt. Doch als General Belewa an die Macht kam, kehrten Sie nach Hause zurück, wo man Sie mit offenen Armen aufnahm. Wir wissen, dass Sie maßgeblich an der Neuorganisation des Bildungswesens mitgearbeitet haben und dass Sie dafür verantwortlich sind, dass die erste Universität in der Westafrikanischen Union eröffnet wurde. Und dennoch sind Sie jetzt unter denen, die Belewa aus dem Land vertrieben hat. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, darüber zu reden, würde ich gerne erfahren, wie es dazu kam.«

McAndrews verzog das Gesicht. »Es gibt keinen Grund, warum ich nicht darüber sprechen sollte, Miss Rendino. Ich beging einen Kardinalfehler. Ich wurde zu etwas, was man in der Westafrikanischen Union nicht gebrauchen kann: zu einer kritischen Stimme.«

»Was genau haben Sie gesagt oder getan, das Belewa nicht gefiel?«

McAndrew hob eine seiner schneeweissen Augenbrauen. »Ich wollte die Politik in der Westafrikanischen Union wiederbeleben. Seit Belewa an der Macht ist, gibt es nur noch ›Regierung‹, was etwas ganz anderes ist.«

»Ich verstehe, was Sie meinen. Wie haben Sie Ihr Anliegen durchzusetzen versucht?«

Der alte Mann lächelte milde, »Liberia war einst eine Demokratie. Vielleicht nicht die beste aller Demokratien, aber immerhin. Ich stellte fest, dass ich das vermisste, und so ging ich daran, eine Partei zu gründen.«

»Eine Partei?«

»Ja. So etwas ist heutzutage nicht gestattet – und das wollte ich ändern. Ich hatte einmal sogar Gelegenheit, darüber ausführlich mit Belewa zu diskutieren.«

»Was sagte er dazu?«

»Er nickte und meinte, dass es irgendwann dazu kommen würde, wenn die Zeit reif sei.« Die Gesichtszüge des alten Mannes verhärteten sich. »So lange wollte ich aber nicht warten. Ich hatte das Gefühl, dass die Zustände in der Westafrikanischen Union ein sofortiges Engagement notwendig machten.«

»Was meinen Sie konkret?«

»Oh, das ist nicht schwer zu erraten. Ich war zum Beispiel gegen die Aggressionen gegenüber unseren Nachbarstaaten. Ich war auch dagegen, dass ganze Teile der Bevölkerung entreicht und verbannt wurden und dass wir auf Konfrontationskurs mit der UNO gingen. Die Wiederherstellung der Demokratie war eigentlich unsere geringste Sorge. Aber einige von uns meinten, dass das der erste Schritt zur Lösung der übrigen Probleme sei.«

»Und so gründeten Sie Ihre Partei.«

»Genau«, stimmte McAndrews lächelnd zu. »Ich wollte die Partei zunächst heimlich organisieren. Erst wenn wir eine gewisse Stärke erreicht hätten, wären wir als eine Art ›loyale Opposition‹ an die Öffentlichkeit gegangen. Wir wären in einen Dialog mit Belewass Regierung getreten, um Reformen durchzusetzen und dafür zu sorgen, dass

unsere Gesellschaft wieder demokratisch organisiert wird. Auch auf den internationalen Kurs unseres Landes wollten wir Einfluss nehmen. Alles lief großartig. Wir nannten uns die Vereinigte Demokratische Partei der Westafrikanischen Union, hatten zwölf Mitglieder aus dem Bildungsbereich, einen recht eindrucksvollen Briefkopf und hatten unser Manifest bereits zur Hälfte aufgesetzt... als die Staatspolizei zu Besuch kam.«

»Und so wurden Sie auch zu einem Vertriebenen.«

»Genau«, antwortete McAndrews in bitterem Ton. »In der Westafrikanischen Union werden Staatsfeinde nicht an die Wand gestellt und erschossen, man wird auch nicht in den Kerker geworfen oder gefoltert. Das wäre nicht effizient. Nein, sie werfen einen weg wie ein gebrauchtes Papieretaschentuch.«

»Aber immerhin waren Sie freiwillig nach Liberia zurückgekehrt und arbeiteten mehrere Jahre mit Belewas Regierung zusammen, bevor Sie mit Ihrem Oppositionsprojekt begannen. Sie mussten doch wissen, worauf Sie sich einlassen.«

»Da haben Sie völlig Recht, Miss Rendino, Aber ich habe in meiner Dummheit an ein Märchen geglaubt.«

»Ein Märchen?«

»Ja, das Märchen vom ›guten Diktator‹. Mittlerweile habe ich eingesehen, dass es so etwas nicht gibt. Ein Diktator ist ein Diktator. Punkt.«

Der Professor hob den Kopf vom Kissen und musterte Christine eingehend. »Jetzt sagen Sie mir eines, Miss Rendino. Was halten Sie von General Belewa? Ich will nicht von Ihnen hören, wie Ihre Regierung auf ihn reagiert, sondern was Sie persönlich von ihm halten – und von dem, was er bisher getan hat.«

Die Intel-Offizierin musste kurz überlegen. »Nun, es ist sicher verwirrend, dass er einen Krieg gegen seine Nachbarländer führt und so viel Leid verursacht, wie es hier im Lager kenntlich wird. Aber auf der anderen Seite muss ich zugeben, dass er auch so manches Gute bewirkt hat.«

»Sehen Sie, Miss Rendino! Und darin liegt die ganze Tragödie der Westafrikanischen Union und des Mannes, der das Land führt. Obe-

Belewa hat in der Tat viel Gutes getan. Man kann durchaus sagen, dass er ein großer Mann und Führer ist. Aber alle seine Erfolge sind mit dem Makel behaftet, dass er ein Tyrann ist, der mit eiserner Hand regiert! Er hat das Leben vieler Menschen verbessert, aber für mindestens ebenso viele hat er nichts als Leid gebracht.«

»Man kann über Mussolini sagen, was man will«, murmelte Christine, »aber er hat wenigstens dafür gesorgt, dass die Züge pünktlich fahren.«

»Ein passendes Zitat, Miss Rendino. General Obe Belewa träumt von einem vereinten, friedlichen und wohlhabenden Westafrika. Gegen dieses Ziel ist absolut nichts einzuwenden. Aber in der Westafrikanischen Union darf es nur noch seine eigene Version dieses Traums geben. Wenn jemand anders seinen eigenen Traum hat, wird er verstoßen! Es gibt nur noch eine einzige erlaubte Linie – den Weg Belewases! Sein Konzept! Sein Ideal! Und das wird letzten Endes zu Belewases Untergang führen – und zu dem der Westafrikanischen Union.«

Erschöpft ließ sich der alte Mann wieder in die Kissen sinken. »Kein Mensch kann immer Recht haben, Miss Rendino, und ein Diktator hat niemanden, der ihm widersprechen würde, wenn er sich irrt.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1 12. Juli 2007, 01:10 Uhr Ortszeit

Bräh! Bräh! Bräh...! Die Deckshupen der Plattform ließen ihr metallisch klingendes Signal ertönen, das die Crew zu den Waffen rief.

Amanda wurde abrupt aus tiefem Schlaf gerissen und blickte mit verschlafenen Augen auf die Leuchtzeiger ihrer Armbanduhr. »Nicht schon wieder!« Zu all dem Lärm, der sich rund um ihr Quartier erhob, begann nun auch das Telefon auf ihrem Schreibtisch zu läuten. Amanda rollte sich von ihrem Feldbett herunter, stolperte zum Tisch und nahm den Hörer ab. »Garrett.«

»Der Unionsexpress rollt an, Captain«, meldete der Offizier vom Dienst der Plattform. »Ihr schweres Kanonenboot-Geschwader ist aus Port Monrovia ausgelaufen und nähert sich mit 22 Knoten. Commander Gueletti hat bereits alles auf Gefechtsstation befohlen.«

»Gut so. Haben Sie sonst irgendwelche Aktivitäten beobachtet?«

»Negativ, Ma'am. Sonst ist alles beim Alten.«

»Das muss noch nichts bedeuten. Bleiben Sie wachsam.«

Amanda legte rasch Hemd, Hose, Gürtel und Gefechtsweste an. Sie hängte sich einen Restlicht-Feldstecher um den Hals und setzte den Kommandokopfhörer auf. Schließlich schlüpfte sie in ihre Sandalen und eilte in die Nacht hinaus.

Die Plattform war bereits zum Leben erwacht; überall tummelten sich dunkle Gestalten im gedämpften blutroten Licht der Decksbeleuchtung. Marines und Leute von der Navy strömten halb angezogen und verschlafen aus ihren Quartieren und zu den Geschützständen. Amanda eilte direkt zu Starboard 4, einem der Geschütztürme, die vom Little-Pigs-Service-Team bemannnt waren.

Sie kletterte die Leiter hinauf und stellte fest, dass die Drei-Mann-Crew, die in diesem Fall aus zwei Männern und einer Frau bestand, bereits auf ihrem Posten war. Sie hatten die Nylon-Abdeckung schon von der Mark-96->Over-and-under-mount abgezogen und luden die Bushmaster-Maschinenkanone mit dem Gurt, in dem die 25 mm Patronen für diese Waffe steckten. Außerdem führten sie eine Granate in den darunter angebrachten 40-mm-Granatwerfer ein. Der Schütze, ein Electrician's Mate, wie sein Rangabzeichen am Arbeitshemd verriet, aktivierte sein Nachzielgerät und den Drehringantrieb der Waffe, worauf die Gyro-Stabilisatoren mit einem Summen anliefen. Sein Ladeschütze, ein Signalgast, schaffte weitere Munition heran, während der weibliche Yeoman neben ihm den Kopfhörer überstülpte. »Geschützturm Vier bemann und feuerbereit«, meldete die junge Frau über ihr Mikrofon. Sie hörte einen Augenblick zu, ehe sie mit Nachdruck meldete: »Drei Ziele kommen auf uns zu... Peilung drei-eins-null.« Der Richtschütze lehnte sich mit den Schultern gegen die gekrümmte Auflage der Bushmaster-Kanone und presste seine Augen gegen das Nachzielgerät. Das blassgrüne Licht, das aus den Okularen drang, zeichnete eine Art Waschbärenmaske auf sein Gesicht. Mit Hilfe des Steuerhebels richtete er das lange Kanonenrohr auf das Ziel. Amanda hob ihr Marineglas an die Augen, um nach den feindlichen Booten Ausschau zu halten. Da waren sie wieder, die schnittige *Pro-*

mise, der elegante Kabinenkreuzer *Allegiance* und schließlich die *Unity*, ein eher schlichtes Boot chinesischer Bauart. Die drei großen Kanonenboote liefen nun in einer Entfernung von ungefähr 2000 Metern in einer Linie parallel zur Plattform. Die Vergrößerung und Lichtstärke von Amandas Glas reichten aus, um ihr zu zeigen, dass die Kanonenboote ihre Geschütze auf die Plattform gerichtet hatten.

Aber das war auch in den Nächten zuvor nicht anders gewesen.

Amanda hörte ein Klicken im Kopfhörer, ehe sich Tony Marlin meldete. »Captain, sollen wir die *Manassas* startklar machen?«

»Negativ, Tony«, antwortete sie. »Machen Sie mit Ihren Wartungsarbeiten weiter. Das hat Vorrang. Ich fürchte, dass Sie und Ihre Crew heute Nacht die ganze Arbeit allein machen müssen.«

»Wir kommen schon zurecht, Captain. Aber ich freue mich trotzdem darauf, wenn wir wieder hinaus zum Patrouillendienst kommandiert werden, damit wir wieder mal ein wenig Schlaf bekommen.«

Vom führenden Kanonenboot schossen plötzlich mehrere Funken empor, die zwischen der Bootsflottille und der Plattform zerbarsten. Das grelle Leuchten einer Magnesiumgranate erfüllte den Himmel. Der Schütze fuhr augenblicklich von seinem Nachtsichtgerät zurück, das durch die plötzliche Überlastung im Moment unbrauchbar geworden war. »Verdammtd«, stieß er halblaut hervor. »Das ist jetzt schon die vierte Nacht hintereinander, dass uns diese Irren ärgern! Was soll dieser ganze Scheiß überhaupt?«

»Sie versuchen uns zu zermürben, Carlyle«, antwortete Amanda. »Indem sie uns nicht schlafen lassen, wollen sie erreichen, dass wir nachlässig werden. Ein alter Trick. Schon im Zweiten Weltkrieg, auf Guadalcanal, setzten die Japaner ständig Seeflugzeuge ein, mit denen sie unsere Stellungen überflogen. Unsere Leute nannten sie ›Louie die Laus‹ und ›Charlie die Waschmaschine‹. Sie kreisten stundenlang und warfen kleine Störbomben ab – nur damit unsere Leute nicht schlafen konnten.«

»Lassen wir ihnen das durchgehen, Captain?«

»Es bleibt uns nicht viel anderes übrig. Wir dürfen nun mal nur feuern, wenn auf uns geschossen wird. Solange sie uns bloß provozieren, müssen wir stillhalten.«

Der Gunner murmelte etwas in sein Nachtsichtgerät. Amanda lächelte. »Keine Sorge,«, sagte sie, »sie können nicht ewig damit weitermachen. Diese Kanonenboote brauchen jedes Mal, wenn sie auslaufen, eine bestimmte Menge Diesel. Wir können unseren Schlaf später nachholen, aber Belewas Treibstoffvorräte gehen irgendwann zur Neige.«

Die drei Boote setzten ihre Drohgebärde fort und umkreisten die Plattform in gleichbleibender Entfernung. Eine zweite Leuchtgranate schoss über die Plattform hinweg, zerbarst und ließ ihr metallisch-grelles Licht herabregnern. In dem Lichtschein konnte Amanda beobachten, wie die Schützen der anderen Geschütztürme ihr Ziel mit den Waffen verfolgten. Auf dem Dach des Kanonenboot-Hangars hatten die Marines Javelin- und Stinger-Panzer- bzw. Flugabwehrstartgeräte installiert. Amanda erkannte Stone Quillains schlanke Gestalt; er hockte neben einem der Gunner.

Andere Schützenteams waren hinter den Sandsack-Splitterschutzwänden an den Rändern der Plattform in Stellung gegangen, mit Mark- 19-Granatwerfern und Ma-Deuce-MGs Kaliber .50 bewaffnet. Außerdem hielten sich weitere Marines bereit, um heimlich aufzubrechen und die feindlichen Boote anzugreifen, falls dies notwendig werden sollte. Nach einer Weile sah Amanda, wie einer der Marines etwas von seinem MOLLE-Rucksack löste, weit ausholte und den Gegenstand auf das Meer hinausschleuderte.

Ein dumpfer Knall ertönte vor der Plattform, und ein Wasserstrahl schoss hoch in die Luft und glitzerte im schwächer werdenden Licht des Brandsatzes. Die Granate sollte den Feind davon abhalten, Kampfschwimmer loszuschicken, um irgendwelche Sabotageakte an der Plattform auszuführen.

Amanda aktivierte ihr Mikrofon. »Kommandoturm, hier Captain Garrett. Geben Sie mir bitte Commander Gueletti.«

»Gueletti spricht, Captain.«

»Es scheint wieder mal eine lange Nacht zu werden, Steve. Ich schlage vor, dass wir die Gefechtsbereitschaft auf fünfzig Prozent zurücknehmen. Gönnen wir unseren Leuten noch ein wenig Schlaf.«

»Okay, Captain. Wir gehen auf fünfzig Prozent zurück. Ich habe den

Köchen gesagt, sie sollen Feldrationen und heißen Kaffee bereithalten. Wir schicken Ihnen gleich was rauf.«

»Können wir gebrauchen, Steve. Danke.«

Amanda blickte zu der jungen Frau in ihrem Schützenteam hinüber. »Geben Sie mir mal Ihren Kopfhörer, Yeoman. Ich bin ohnehin noch eine Weile hier oben – Sie können sich ein wenig Schlaf genehmigen.«

»Ja, Ma'am. Danke.« Amanda nahm ihren leichten Kopfhörer ab und setzte sich stattdessen den schwereren auf, den die junge Frau ihr reichte. Diese zog sich in einen Winkel der Plattform zurück und verwendete die schwere Gefechtsweste aus Schaumstoff und Kevlar als Kopfkissen. Auf der anderen Seite der Lafette machte es sich der Funker bequem, sodass nur noch Carlyle, der Richtschütze, in Bereitschaft blieb.

Der TACBOSS und der Gunner, der eigentlich Electrician's Mate war, hielten ihre stille Nachtwache.

Der leichte Wind strich über Amandas Wangen. Zerstreut nahm sie wahr, dass er aus Nordosten wehte, was für diese Gegend eher ungewöhnlich war. Der Passatwind an der afrikanischen erreichte sie das Festland nicht wie üblich bei Kap Verde, sondern an einem bestimmten Punkt der Küste von Gabun.

Die Konvergenzzone war bereits unter den Seeleuten früherer Tage als windstille Zone bekannt, in der höchstens ein leichter Wind zu spüren ist. Andererseits weiß man auch, dass in diesem Gebiet oft heftige Stürme und Gewitter entstehen können. Ein solches Tiefdruckgebiet kam für gewöhnlich aus der entgegengesetzten Richtung, nämlich aus Südwesten. Amanda runzelte nachdenklich die Stirn, ehe sie ihre Aufmerksamkeit wieder den um die Plattform kreisenden Kanonenbooten zuwandte.

Im nachlassenden Leuchten der Magnesiumgranate war kurz ein schwaches Aufflackern am Horizont zu sehen – ein Blitz, der in weiter Ferne zuckte.

Die innertropische Konvergenzzone

Juli 2007

Amanda bemerkte nicht, welch tiefgreifende Umwälzung sich in der Atmosphäre zu vollziehen begann.

Der erste von mehreren außerordentlich starken Hochdruckkeilen schob sich über den Nordatlantik, was vorübergehend das gesamte globale Wettergefüge durcheinanderbrachte. Die innertropische Konvergenzzone, die beständige äquatoriale Tiefdruckrinne zwischen den Passatwindgürteln der Nord- und Südhalbkugel, wurde über tausend Kilometer weit nach Süden gedrängt. Deshalb erreichte sie das Festland nicht wie üblich bei Kap Verde, sondern an einem bestimmten Punkt der Küste von Gabun.

Die Konvergenzzone war bereits unter den Seeleuten früherer Tage als windstille Zone bekannt, in der höchstens ein leichter Wind zu spüren ist. Andererseits weiß man auch, dass in diesem Gebiet oft heftige Stürme und Gewitter entstehen können. Ein solches Tiefdruckgebiet bildete sich nun vor der Küste von Gabun. Es steckte zwischen den Passatzonen fest und konnte nicht landeinwärts wandern, sodass es während der nächsten zehn Tage düster über dem Äquator verharrete – eine riesige Wolkendecke, die Wärme und Feuchtigkeit absorbierte wie eine Batterie, die sich überlud, und dabei ständig an Größe und Stärke zunahm.

Dann löste sich das ausgedehnte Hochdruckgebiet über dem Nordatlantik so rasch wieder auf, wie es gekommen war, und das gewohnte Wettergefüge stellte sich wieder ein. Die innertropische Konvergenz trat an ihre gewohnte Stelle, und der Südpassatgürtel kehrte nach Norden an die Goldküste zurück und schob dabei das Tief aus Gabun vor sich her.

Das mächtige Tief war nun zwischen den beiden Passatgürteln eingekiekt wie ein Kieselstein zwischen zwei gegenläufigen Rädern, sodass es sich schließlich zu drehen begann.

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

22. Juli 2007, 05:28 Uhr Ortszeit

Amanda schreckte aus dem Schlaf hoch, doch konnte sie nicht sagen, warum. Das Telefon hatte nicht geklingelt, es hatte keinen Alarm gegeben und es hatte auch niemand an die Tür geklopft. Durch die Rollläden drangen die ersten Anzeichen der Morgendämmerung herein. Es war kühl in ihrem Quartier und – abgesehen vom Dröhnen der Klimaanlage – auch völlig still. Und dennoch war irgendetwas nicht in Ordnung, auch wenn sie nicht hätte sagen können, was.

Amanda hob den Kopf vom Kissen hoch und versuchte zu erspüren, was ihr dieses Gefühl verursachte – wie eine Mutter, die spürte, dass mit ihrem Kind etwas nicht stimmte. Plötzlich wurde ihr bewusst, was es war. Die See. Irgendetwas war mit der See nicht in Ordnung.

Floater 1 war eine riesige stabile Plattform – doch der Komplex aus zusammengesetzten Schwimmpontons ruhte auf der Meeresoberfläche und antwortete dementsprechend mit einem regelmäßigen Stampfen und Schlingern auf die Wellenbewegung des Wassers.

Der Rhythmus dieser Bewegungen, der Amanda so vertraut geworden war, hatte sich geändert. Und diese plötzliche Änderung war zutiefst beunruhigend.

Amanda erhob sich von ihrem Feldbett, zog Hemd, Hose und Sandalen an und trat auf das Deck hinaus.

Roter Himmel am Morgen – bringt dem Seemann Sorgen...

Der alte Spruch fiel ihr plötzlich ein.

Die Luft war unbewegt und stickig. Einige Leute der Morgenwache standen etwas beunruhigt an der Reling herum; offensichtlich wurden sie von demselben unangenehmen Gefühl beschlichen wie Amanda. In Richtung Osten hatte sich der Himmel scharlachrot verfärbt, und von Süden schoben sich schwere Roller heran – fast direkt auf die Breitseite von Floater 1 zu. Die Wellen hatten etwas beunruhigend Lebendiges an sich, so als würden sie von einem gewaltigen Herzschlag tief unten im Meer erzeugt. Amanda blickte zum südlichen Horizont hinaus und studierte die Wolkenfront die sich dort aufzutürmen begann und in einem Bogen über den Himmel spannte.

»Verdammtes!«, murmelte Amanda und eilte zu ihrem Quartier zurück. Sie warf einen Blick auf das Barometer, das innen an der Tür angebracht war. Was sie da sah, veranlasste sie, sogleich zum Kommandoturm der Plattform zu laufen.

Plattformkommandant Steven Gueletti befand sich ganz oben auf dem Turm innerhalb der Glaswände des Beobachtungsdecks, und er war nicht allein. Christine Rendino und der Meteorologe der Plattform waren ebenfalls anwesend. Sie sahen allesamt aus, als hätten sie kein Auge zugetan.

»Guten Morgen, Captain«, sagte Gueletti grimmig. »Ich wollte Sie gerade rufen. Es bräut sich etwas zusammen.«

»Ich hab's bemerkt«, antwortete Amanda, während sie die Leiter heraufstieg. »Was ist mit dem Wetter los?«

»Es ist diese verdammte Sturmfront, die schon die ganze Zeit im Süden gelegen hat. Sie hat sich in Bewegung gesetzt und kommt direkt auf uns zu.«

»Das sieht mir aber nicht wie eine normale Sturmfront aus, Steve«, entgegnete Amanda und trat an den zentralen Kartentisch.

»Ist es auch nicht«, antwortete der Seabee-Offizier, »Jetzt nicht mehr. Dieses Mistding wurde gestern Abend plötzlich aktiv. Wir haben die Sache über die Wettersatelliten verfolgt.«

»Warum habt ihr mich nicht verständigt?«

»Das wäre verfrüht gewesen, solange wir uns nicht sicher waren«, warf Christine ein. »Aber jetzt ist es so weit – also willkommen an Bord.«

In einer Ecke begann ein Drucker anzulaufen. »Wir bekommen neues Material vom Satelliten rein, Sir«, meldete der Meteorologe.

»Dann sehen wir's uns mal an, Clancy.«

Der Meteorologe brachte mehrere Farbausdrucke, die er auf dem Kartentisch ausbreitete.

»Ach du dicke Scheiße!« Diesmal war es kein Fluch, sondern ein erschrockenes Flüstern. Da war das gewaltige Auge eines Wirbelsturms zu sehen, und rundherum drehten sich weiße und graue Wolkenmassen, die nahezu den gesamten Golf von Guinea ausfüllten.

»Das dürfte es eigentlich gar nicht geben«, sagte Gueletti mit tonlo-

ser Stimme. »In diesen Gewässern kommt es normalerweise zu keinen tropischen Stürmen.«

»Oh, doch«, entgegnete Amanda. »Vielleicht nur zweimal in hundert Jahren, aber es kommt vor. Und wie es aussieht, haben wir den Jackpot geknackt.« Sie blickte zum Meteorologen hinüber. »Wie sehen die Vorhersagen aus?«

»Nach den Daten, die wir von den Meteo-Bojen auf dem Ozean reinbekommen, haben wir im Moment Windstärke Zehn. Der Wind weht an der Oberfläche mit fünfzig Knoten; wir haben Wellen von sieben bis acht Metern, außerdem starken Regen. Aber der Sturm nimmt rasch zu. Viel schneller als alles, was ich bis jetzt erlebt habe.«

Amanda nickte. »Das wundert mich nicht. Wenn es hier schon einmal zu einem tropischen Wirbelsturm kommt, dann muss es schon etwas besonders Tückisches sein.«

»Da gebe ich Ihnen völlig Recht, Ma'am. Ein solcher Hurrikan dürfte eine Spur der Verwüstung hinter sich herziehen.«

Ein weiterer Drucker wurde aktiv, und Christine er hob sich, um das Blatt Papier zu holen. »Es ist eine Nachricht vom National Hurricane Center«, berichtete sie, während sie das Dokument las. »Unser Baby wurde inzwischen ›tropischer Wirbelsturm Iwan‹ getauft. Er dürfte sich bis heute Abend zu einem richtigen Hurrikan auswachsen.«

»Iwan der Schreckliche«, warf Gueletti mit säuerlicher Miene ein. »Wenigstens haben die Jungs Sinn für Humor.«

»Nun, wir wissen jetzt, wann er zuschlagen wird. Die Frage ist nur, wo«, wandte Amanda ein. »Gibt es schon eine Vorhersage, an welchem Punkt er die Küste erreicht?«

»Ja, Ma'am.« Der Meteorologe schob einige der Satellitenfotos beiseite, um die Karte auf dem Tisch freizumachen. »Wenn Iwan seine gegenwärtige Richtung beibehält, sollte das Auge genau westlich von uns die Küste erreichen, irgendwo zwischen unserer Position und der guineischen Grenze.«

Amanda hob die Augenbrauen. »Das heißt, wir würden genau im nordöstlichen Quadranten des Sturms liegen. Das wäre ein besonders gefährlicher Abschnitt. Besteht die Möglichkeit, dass er die Richtung ändert?«

Der Wissenschaftler schüttelte den Kopf. »Es gibt keine Hinweise darauf, Ma'am.«

»Wie viel Zeit bleibt uns?«

»Das Auge wird bis morgen Mittag die Küste erreichen. Die Spitze wird ungefähr vier Stunden früher eintreffen - sagen wir um acht Uhr. Wir haben also etwas mehr als einen Tag.«

Amanda wandte sich Commander Gueletti zu. »Okay, Steve, folgende Situation: Wir haben es mit einem Wirbelsturm zu tun, der direkt auf uns zuhält. Wir sind in der denkbar ungünstigsten Position. Sie wissen besser als jeder andere in der Navy, wie viel Floater 1 aushält. Wie stehen unsere Chancen?«

Der Seabee-Offizier antwortete mit grimmiger Miene: »Captain, die einzige Chance, die man bei einem Sturm auf See hat, ist, sich rasch aus dem Staub zu machen. Da wir das nun mal nicht können, bleibt uns nichts übrig als dazusitzen und es über uns ergehen zu lassen... auch wenn's wehtut.«

Amanda nickte. »Ich hab verstanden. Weitermachen, Commander. Tun wir, was wir tun müssen.«

Gueletti griff nach dem Telefon, das am Rand des Kartentisches stand. »Achtung, hier spricht der Plattform-Kommandant.«

Jenseits der Fenster des Glashauses dröhnte seine Stimme über die Decks von Floater 1 hinweg. »Alle Mann an Deck! Alle Wachen! Alle Divisionen! Luken dicht machen und auf schwere See vorbereiten. Ich wiederhole, Luken dicht und auf schwere See vorbereiten.«

Gueletti legte den Hörer auf. »Da haben wir einiges vor uns, Captain«, sagte er.

Amanda blickte weit hinaus zur Küste der Westafrikanischen Union. »Aber da sind wir nicht die Einzigsten«, antwortete sie.

Hotel Mamba Point, Monrovia 22. Juli 2007, 08:19 Uhr Ortszeit

»Der Großteil unserer Bevölkerung hat wahrscheinlich noch nie einen solchen Sturm erlebt«, sagte Belewa und schüttelte den Kopf. »Wir müssen uns vor allem um die Küstendorfer kümmern. Alles was auf

Meeresniveau liegt wird überschwemmt werden. Wir müssen unsere Leute landeinwärts schaffen, wo sie in Sicherheit sind.«

»Radio Monrovia und Radio Freetown bringen regelmäßig Sturmwarnungen und die Anweisung, die Dörfer zu evakuieren«, antwortete Brigadegeneral Atiba. »Alle Dörfer werden außerdem von ihren Provinzbehörden telefonisch verständigt.«

»Und was ist mit den Dörfern, die nicht über Radio oder Telefon erreichbar sind? Das reicht alles nicht, Sako. Wir müssen mehr tun, und zwar schnell.«

Belewas persönliche Kommandozentrale war zum Bersten überfüllt – nicht nur mit Dienst habendem Personal, sondern mit ständig ein und aus gehenden Boten und Funktionären der verschiedenen Regierungsstellen. Einige kamen, um dringend benötigte Berichte und Informationen zu liefern. Die meisten jedoch tauchten auf, um sich noch dringendere Befehle und Anweisungen zu holen. Belewa und Atiba hatten schon vor dem Morgengrauen zu arbeiten begonnen. Sie waren unermüdlich von Tisch zu Tisch gegangen, um Befehle, aber auch aufmunternde Worte auszuteilen.

»Ich will die volle Mobilmachung aller Miliz- und Arbeitskompanien. Auch die Polizei- und Staatspolizeireserven. In allen Städten und Verwaltungsbezirken herrscht Kriegsrecht. Die Sondergerichte sind befugt, jeden zu verurteilen, der sich drückt oder beim Plündern erwischt wird. Es darf keine Plünderungen geben, die Ordnung muss aufrecht erhalten werden.«

»Jawohl, Sir. Was ist mit der regulären Armee und Marine?«

»Alle Gefechtsoperationen werden eingestellt. Sämtliche Einheiten werden zum Katastropheneinsatz beordert. Alles außer den Garnisonen und Patrouillen an der guineischen Grenze.«

»Wird gemacht, General«, antwortete Atiba, »aber wir sollten im Auge behalten, dass dieser Sturm für die UN-Truppen genauso verheerend sein dürfte wie für uns. Es könnte sich da eine Gelegenheit eröffnen, um aktiv zu werden.«

»Das ist durchaus überlegenswert, Sako, und sobald wir eine freie Minute haben, werden wir uns darum kümmern. Im Augenblick haben wir jedoch einen gefährlicheren Feind zu bekämpfen.«

Durch die Fenster der Kommandozentrale konnte man verfolgen, wie sich im Süden die Wolken aufzutürmen begannen. Belewa ging langsam vor den Fenstern auf und ab, die Augen halb geschlossen, während seine Worte dem Fluss seiner Gedanken folgten. Atiba hatte Mühe, alles niederzuschreiben, was sein General ihm auftrug.

»Ich will, dass Infanterie- und motorisierte Patrouillen sich in die Küstengebiete aufmachen. Alle Küstendorfer, oder zumindest so viele, wie wir erreichen können, sollen benachrichtigt und zum Evakuieren aufgefordert werden. Das Armeetransportkommando und die Zivilverkehrsbehörde müssen alle verfügbaren Einheiten aufbieten. Auch der nötige Treibstoff dafür wird genehmigt...«

In diesem Augenblick betrat ein Funkoffizier den Raum, einen verblüfften Ausdruck auf dem Gesicht. Er ging rasch zu Atiba hinüber und flüsterte ihm ein paar Sätze zu. Die Verblüffung war nun auch auf der Miene des Stabschefs zu sehen.

»Obe... General Belewa, es hat sich etwas... Außerordentliches ereignet.«

Belewa blieb am Fenster stehen. »Was gibt's, Sako?«

»Es ist das Satellitentelefon, die internationale diplomatische Leitung. Eine Frau hat sich gemeldet, die behauptet, sie wäre die Kommandeurin der amerikanischen UN-Truppen. Sie möchte mit dir sprechen, Obe.«

Belewa sah seinen Stabschef mit großen Augen an. Dann blickte er aus dem Fenster in Richtung des amerikanischen Offshore-Stützpunkts und des aufziehenden Sturms.

»Sagt ihr, ich nehme ihren Anruf gleich entgegen. Brigadegeneral Atiba, Sie kommen mit mir. Die anderen, weitermachen.«

Sie gingen in die Kommunikationszentrale hinüber, die auf der anderen Seite der Hotelhalle eingerichtet war. Die Satellitenschüssel war auf dem Balkon installiert, und Belewa schnippte mit den Fingern, auf den Kassettenrecorder und die Freisprecheinrichtung deutend, bevor er den Hörer annahm. Atiba und der Funkoffizier hörten mit, als er den Hörer ans Ohr hob.

»Hier spricht General Belewa von der Westafrikanischen Union. Mit wem spreche ich?«

»Hier spricht Captain Amanda Lee Garrett von der United States Navy, zur Zeit Kommandantin der U.S.-Einheiten der United Nations African Interdiction Force. Danke, dass Sie meinen Anruf entgegennehmen, General.«

Es war eine angenehme Frauenstimme, eine klare Altstimme, die ein klein wenig rau klang. Sie sprach in überaus sachlichem Ton. Dennoch überlegte Belewa für einen kurzen Augenblick, wie diese Stimme wohl klingen mochte, wenn sie ein Liebesgedicht sprach. Verärgert über sich selbst schob er den Gedanken beiseite.

»Worüber möchten Sie mit mir sprechen, Captain Garrett?« Er zweifelte keine Sekunde an der Identität der Anruferin.

»Über Angelegenheiten, die eigentlich über die entsprechenden diplomatischen Kanäle laufen sollten«, antwortete die Frau. »Wir haben jedoch beide nicht genügend Zeit für so etwas. Sie wissen bestimmt schon Bescheid über den Sturm, der auf uns zukommt.«

»Ja, Captain. Wir wissen Bescheid.«

»Wir innerhalb der UNAFIN-Task-Force sind uns der Gefahr bewusst, die der Wirbelsturm für die Bevölkerung an den Küsten bedeutet. Wir wissen auch, wie schwer es für Sie ist, die Leute dort rechtzeitig zu warnen. Wir möchten Ihnen unsere Hilfe anbieten.«

Belewa blickte auf und sah seinen verblüfften Offizieren in die Augen. »Ihre Hilfe?«

»Ja, General«, antwortete sie in ruhigem Ton. »Ich habe bereits meine Funkstationen angewiesen, Sturmwarnungen über die zivilen Radiofrequenzen durchzugeben. Wir wissen, dass auch Sie Zugang zu den herkömmlichen Wetterstationen via Internet haben – wir möchten Ihnen aber trotzdem die neuesten Informationen von unserem National Hurricane Center und von der Meteorologie-Abteilung des Atlantik-Flottenkommandos übermitteln. Können Sie uns eine Datenleitung geben?«

Verdamm! Was sollte er nur darauf antworten! Er konnte nur nicken und dem Funkoffizier ein zustimmendes Signal geben. *Ja, um Himmels willen, machen Sie die Leitung frei!*

»Wir kümmern uns um die Leitung, Captain«, antwortete Belewa, während seine Gedanken auf Hochtouren arbeiteten. Was hatte sie nur

vor? Was für eine Falle konnte sich dahinter verbergen? »Ich... ich danke Ihnen. Das kommt sehr unerwartet.«

»Warum, General?«, fuhr die ruhige Altstimme fort. »Wir sind beide Berufsoffiziere, die in einen Konflikt zwischen unseren Ländern involviert sind. Wir wissen aber auch beide, dass es Zeiten gibt, wo dieser Konflikt zu ruhen hat. Jetzt ist so ein Moment gekommen. Die USA und die Vereinten Nationen führen keinen Krieg gegen die Zivilbevölkerung der Westafrikanischen Union, und dieser Bevölkerung droht jetzt die allergrößte Gefahr.

Deshalb schlage ich einen Waffenstillstand vor, der mit sofortiger Wirkung beginnt und bis 48 Stunden nach dem Ende des Hurrikans andauert, damit wir beide unsere Kräfte auf die Katastrophenhilfe und eventuelle Rettungsmaßnahmen konzentrieren können. Aus meiner Sicht ist das größte Problem, vor dem wir jetzt stehen, die rechtzeitige Evakuierung Ihrer tiefgelegenen Küstengebiete. Wir sind bereit, Ihnen dabei zu helfen – und auch bei der Katastrophenhilfe danach.«

»Auf welche Weise?«, fragte Belewa vorsichtig.

»Sie wissen doch von unseren Aufklärungsdrohnen und unseren Möglichkeiten zur Informationsbeschaffung, General. Ich bin bereit, Ihnen diese Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen, genauso wie wir der guineischen Regierung helfen. Viele Ihrer isolierten Küstendorfer haben keinen Radioempfang und keine Telefonverbindung. Wir können für Sie die Dörfer aufspüren, wo allem Anschein nach bereits evakuiert wird, und auch die, wo dies noch nicht der Fall ist. Dadurch könnten sich Ihre Leute auf die Dörfer konzentrieren, die noch keine Warnung erhalten haben. Nach dem Hurrikan können wir die Gebiete auffinden, die am schwersten getroffen wurden. Wenn wir auf diese Weise zusammenarbeiten, sollte es uns gelingen, die Opfer möglichst gering zu halten, die Ihrer Nation drohen.«

Himmel, sie hatte ja so Recht. Mit welcher Begründung sollte er ihr Angebot zurückweisen? Gab es irgendeinen Grund außer seinem persönlichen Stolz und seinem Misstrauen?

»Wie wollen Sie den Waffenstillstand durchführen, Captain Garrett? Was für Garantien verlangen Sie?«

»Ihr Offiziersehrenwort, Sir«, kam ihre Antwort furchtlos und ohne zu zögern, »so wie ich Ihnen das meine gebe.«

»Abgemacht, Captain. Der Waffenstillstand tritt in einer Stunde in Kraft und dauert bis 48 Stunden nach dem Ende des Sturms. Ich... danke Ihnen im Namen des Volkes der Westafrikanischen Union.«

»Im Namen von UNAFIN danke ich Ihnen, dass Sie die Hilfe annehmen. Können wir die Angelegenheit damit in die Hände unserer Stäbe legen, damit sie alle nötigen Details vereinbaren? Ich schätze, wir beide haben noch eine Menge zu tun.«

»Das stimmt, Captain.«

Belewa legte den Hörer auf. Wie seltsam das doch war! Wie konnte es sein, dass ein Mensch ein erbitterter Feind war und dass man ihm dennoch instinktiv vertraute? Obe Belewa schwor sich, dass er dieser Amanda Garrett eines Tages in die Augen blicken würde.

Vorausgesetzt, sie beide überlebten.

Brigadegeneral Atiba stand an Belewass Seite, als er mit leiser Stimme zu ihm sprach: »Obe, war das klug? Ich meine, die Almosen unserer Feinde so einfach anzunehmen? Es wird für die Welt so aussehen, als könnten wir uns nicht allein um unsere Bürger kümmern.«

Belewa wandte sich seinem Stabschef zu. »Nein, Sako, ich weiß nicht, ob das klug war oder nicht. Ich weiß nur, dass ich es tun musste. Richte die Leitung zwischen unserer Katastrophen-Zentrale und dem amerikanischen Stützpunkt ein. Die Zeit ist knapp. Es spielt keine Rolle, wer uns diese Hilfe anbietet – jetzt gilt es auf jeden Fall, sie zu nutzen.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

23. Juli 2007, 03:05 Uhr Ortszeit

Es war eine Nacht, in der Adrenalin und schwarzer Kaffee an die Stelle des Schlafes traten. Es galt alles festzuzurren und zu sichern. Was nicht entsprechend geschützt werden konnte, musste wenigstens irgendwie befestigt sein. Und wenn alles vertäut war, sicherte man es noch einmal mit einem Extratau, nur um wirklich sicherzugehen. Man konnte gar nicht genug tun, denn aus dem Süden nahte schon der Zorn der Götter.

Die 1-MC Lautsprecher mussten gegen das Knattern der Hubschrauberrotoren ankämpfen. »Status-Bravo-Mannschaft! Steuerbord-Wache! Melden Sie sich am Heli-Landeplatz Red One und Green Two zum Evakuieren! Sofort!«

Amanda streifte zwischen Schatten und Licht der Arbeitsbeleuchtung hin und her, um den Fortgang der Arbeiten zu überwachen. Immer wieder fielen ihr mit ihrem geschulten Seemannsauge Schwachstellen auf. Floater 1 war mit keinem anderen Wasserfahrzeug zu vergleichen, mit dem sie jemals einen Sturm hatte überstehen müssen. Doch sie hatte in der Vergangenheit einiges gelernt, was auch hier anwendbar war.

»He, ihr Leute beim Trailer!«, rief sie einem der Arbeitsteams zu. »Vergesst nicht, die Luft aus den Reifen zu lassen. Wir müssen den Windwiderstand soweit es geht verringern und den Schwerpunkt so tief wie möglich setzen.«

»Zu Befehl, Ma'am«, antwortete der ranghöchste Petty Officer.

»Und sichert diese Markise mit zusätzlichen Tauen. Das Tuch zerreißt wie Kleenex, wenn es der Wind erwischt.«

»Aye aye.«

»Captain!«, rief eine andere Stimme, diesmal mit einem britischen Akzent. Leutenant Mark Traynor kam mit seinem steifen Bein übers Deck gehumpelt. »Entschuldigen Sie, Captain Garrett, aber ich muss Sie noch einmal um einen Gefallen bitten.«

»Nur zu, Leutenant. Was kann ich für Sie tun?« Amanda und die an-

deren Angehörigen der amerikanischen Besatzung von Floater 1 hatten mit einiger Bewunderung verfolgt, wie die Crew der HMS *Skye* sich bemüht hatte, ihr angeschlagenes Boot zu retten. Viele Besatzungsmitglieder, einschließlich des Kommandanten, waren an Bord der Plattform geblieben, um mitzuhelfen, das schwer beschädigte Minensuchboot wieder flott zu machen.

»Ich würde die *Skye* gern etwas weiter mittschiffs an der Leeseite der Plattform platzieren, wenn das möglich ist«, sagte der Engländer fast entschuldigend. »Da wäre sie etwas besser geschützt. Wir könnten bei dem Manöver ein wenig Hilfe gebrauchen, wenn sich Arbeitskräfte finden ließen.«

»Kein Problem, Lieutenant. Ich lasse Commander Gueletti ein Team zusammenstellen, das Ihnen hilft. Es tut mir Leid, dass der schwere Schlepper nicht rechtzeitig gekommen ist, um Sie noch vor dem Sturm hier wegzubringen. Glauben Sie, dass Sie morgen Probleme bekommen werden?«

»Nein, Ma'am«, antwortete Traynor entschieden. »Wir werden nicht zulassen, dass zu viel Wasser eindringt – und wenn wir es austrinken müssten.«

Während Traynor wieder zu seinem Schiff zurückkehrte, läutete es in Amandas Kopfhörer. Sie trat zwischen zwei Conex-Container, um den Anruf entgegenzunehmen. »Garrett hier«, meldete sie sich und umschloss den Kopfhörer mit den Händen, um bei dem Lärm ringsum besser verstehen zu können.

»Hier spricht Chris. Wir schließen jetzt die Floater-TACNET-Zentrale. Alle Systeme werden ab sofort vom Stützpunkt in Conakry betreut.«

»Was ist mit der *Bravo* und der *Valiant*?«

»Beide haben ihre Radarballons eingeholt und laufen auf das offene Meer hinaus«, antwortete die Intel-Offizierin. »Diese alten TAGOs wurden für den Einsatz im Nordatlantik gebaut. Die können schon einen Sturm vertragen. Die *Santana* liegt in Conakry vor Anker, und die *Sirocco* ist nach Abidjan unterwegs.«

»Gut. Wie sieht es mit der Datenleitung nach Monrovia aus?«

»Sie nehmen alles an, was wir ihnen schicken. Wir füttern sie von Conakry aus ständig mit den neuesten Wetterinformationen, solange die Satellitenverbindung steht. Ich musste aber die Drohnen zurückpfeifen. Der Wind wird langsam zu stark für sie.«

»Alles klar. Wann brichst du mit deinen Leuten auf?«

»Wir nehmen den nächsten Shuttle-Flug. He, wenn wir am Strand von Conakry ankommen, könnten wir doch eine richtig schöne Hurrikan-Party steigen lassen.«

Amanda zögerte einen Augenblick, ehe sie antwortete: »Vielleicht, Chris. Wir sehen uns dann später.«

Sie ging weiter nach achtern zu den Hovercraft-Hangars. Dort schien alles gut verzurrt und gesichert zu sein, um dem ankommenden Sturm zu trotzen. Selbst die ›Three-Little-Pigs‹-Schilder an den Außenschotts hatte man abgenommen und verstaut. Die PGs selbst standen mit eingeschalteten Positionslichtern startbereit da, während die letzten Mitglieder der Crew an Bord kletterten.

»He, Captain!« Während Amanda die Drehplattform betrat, kam Steamer Lane auf sie zugelaufen und Snowy Banks hinter ihm her. »Wir haben Sie gesucht, Ma'am«, sagte Lane. »Wir sind startklar. Brauchen Sie jemanden, der Ihre Sachen an Bord bringt?«

Amanda schüttelte den Kopf. »Nicht nötig, Steamer. Ich bleibe hier an Bord der Plattform.«

Die beiden Hovercraft-Piloten blickten einander fast erschrocken an. »Bei allem schuldigen Respekt, Captain«, wandte Snowy vorsichtig ein, »aber sind Sie sicher, dass das in dieser Situation wirklich klug ist?«

»Ich schätze, das kommt drauf an, was Sie unter ›klug‹ verstehen, Snowy«, erwiderte Amanda lächelnd, »Ich hatte einmal für zwei Jahre das Kommando auf einem Ozeanschlepper im Atlantik. Da habe ich das eine oder andere über Operationen mit solchen Bargenten gelernt – auch bei schwerer See. Ich denke, ich kann mich hier ein wenig nützlich machen. Commander Gueletti und seine Seabees werden genug zu tun haben, wenn der Sturm losbricht. Und da wir gerade von dem Sturm sprechen«, fügte sie hinzu, um jeden weiteren Protest von Seiten ihrer Offiziere zu unterbinden, »ihr solltet euch jetzt wirklich bee-

len. Ihr seid ohnehin schon knapp dran, und bis zum Stützpunkt in Conakry ist es ein weiter Weg.«

»Wie Sie meinen, Captain«, antwortete Lane widerstrebend. »Mir wäre es trotzdem lieber, Sie würden mit uns kommen.«

»Mir passiert schon nichts. Geben Sie nur auf sich selbst Acht da draußen.«

»Keine Angst, Captain. Wenn uns die See ein wenig zu heftig wird, können wir mit unserer *Queen* ja an Land fahren.«

»Seid trotzdem vorsichtig. Ich möchte auf keinen Fall der erste Task-Force-Commander in der Geschichte der Navy sein, der ein Schiff durch einen umgestürzten Baum verliert.«

Amanda beobachtete die startenden Luftkissenboote, wie sie sich eines nach dem anderen ans Ende der Startrampe schoben, um schließlich in die unruhige See zu gleiten. Sie trat an die Steuerbord-Reling und sah, wie die Positionslichter der Boote schließlich in der Dunkelheit verschwanden.

Obwohl sich gut zweihundert Leute an Bord der Plattform befanden, fühlte sich Amanda plötzlich sehr allein.

»Ist die Squadron gut weggekommen, Ma'am?« Eine stämmige Gestalt tauchte plötzlich neben ihr an der Reling auf.

Amanda schreckte hoch und sah Ben Tehoa neben sich stehen.
»Chief? Was machen Sie denn noch hier?«

»Dasselbe wie Sie, Captain«, antwortete der stämmige CPO lächelnd. »Die Jungs vom Baubataillon sind sicher sehr gut, wenn's darum geht, einen Flugplatz oder eine Straße anzulegen, aber sie werden demnächst die Hilfe von ein paar richtigen Seeleuten gebrauchen können, schätze ich.«

Die Stammtruppe der Plattform war immer noch mit letzten Sicherheitsvorkehrungen beschäftigt, als die Morgendämmerung einsetzte. Die aufgehende Sonne erschien in schmutzig-grünen und bronzenen Farbtönen, und die feuchte, völlig unbewegte Luft lag einem wie ein Sargdeckel auf der Brust. Die See war aufgewühlt, die Wellen unregelmäßig – so als wollten sie sich in plötzlicher Panik vor dem na-

henden Sturm in Sicherheit bringen. Amanda überwachte zusammen mit Chief Tehoa, wie die letzten paar Meter Rettungs- und Halteleine angebracht wurden. Plötzlich hielt sie erschrocken inne; es begann ihr in den Ohren zu knistern, als der Luftdruck von einem Moment auf den ändern so drastisch absank, dass man es körperlich spüren konnte.

Sie blickte auf und stellte fest, dass es auf Floater 1 ganz still geworden war. Fast jeder an Deck hielt in seiner Arbeit inne, um auf das Meer hinauszublicken. Es war, als würde der Himmel im Süden gerinnen, als würde der Horizont beginnen, in sich zusammenzufallen wie schmelzendes Zellophan. Da erst merkte Amanda, dass das Ganze keine optische Täuschung war. Was sie da sah, war die Speerspitze von Hurrikan Iwan, der wie eine atmosphärische Lawine auf sie zugesürmt kam.

»Tja«, sagte Chief Tehoa mit leiser Stimme. »Jetzt kommt er wohl.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1 23. Juli 2007, 10:21 Uhr Ortszeit

Für Amanda klang es wie eine wilde Wagnersche Symphonie, von einem Orchester verrückt gewordener Götter gespielt. Die Blasinstrumente wurden vom Wind übernommen und waren in allen Höhen – vom schrillen Pfeifen bis zum tiefen Dröhnen – zu vernehmen. Die Streicher machten sich an den Tauen und Seilen der Plattform zu schaffen, die summten und kreischten, als der Wind wie wild an ihnen zerrte.

Und die See selbst steuerte die Schlaginstrumente bei, als ganze Reihen von schaumgekrönten Wellen gegen Floater 1 schlugen. Sie brachen über die Decks herein und trieben die einzelnen Barge aufeinander zu, sodass diese mit dem Donnern von Pauken gegeneinanderschlugen. Der Aufprall der Brecher breitete sich in Vibrationen durch die gesamte Plattform aus.

Amanda biss die Zähne zusammen und arbeitete sich von der zentralen Barge aus entlang einer der Halteleinen nach vorn. Ihre eng geschnürte Schwimmweste diente vor allem als Schutz gegen den windgepeitschten Regen; vor dem Ertrinken hätte sie sie ohnehin kaum

retten können – denn wer bei dieser See über Bord ging, hatte wohl nur wenig Hoffnung, zu überleben.

Es war bereits Vormittag, doch die trübe Dunkelheit wurde nur von einem zarten Hauch grauen Tageslichts durchbrochen. Ansonsten sorgten lediglich die wenigen Arbeitsleuchten, die noch brannten, für etwas Licht. In der Richtung des tobenden Wirbelsturms war es ohnehin unmöglich, irgendetwas zu erkennen.

Amanda klammerte sich mit der linken Hand an die Halteleine und bedeckte die Augen mit der Rechten, sodass nur ein schmaler Schlitz zwischen den Fingern frei blieb. Der alte Trick funktionierte hier im Atlantik genauso wie im chinesischen Meer. Auf diese Weise geschützt, vermochte sie dem Sturm ins Auge zu sehen. Sie suchte Chief Tehoa.

Der war zusammen mit einem Seabee-Team an Deck, um direkt gegen den Hurrikan anzukämpfen. Ein Kampf, den sie, so fürchtete Amanda, kaum gewinnen konnten.

Als der Sturm immer stärker und die Wellen immer höher wurden, sah sich die Crew der Plattform gezwungen, die Verbindungsstücke zu fieren, mit denen die neun Barge verbunden waren, die zusammen Floater 1 bildeten. Dadurch konnten sich die einzelnen Barge leichter dem Seegang anpassen. Hätte man die feste Verbindung aufrechterhalten, so wären die Kettenglieder mit Sicherheit gebrochen.

Doch genauso wie die Verbindungsstücke die Barge verbanden, hielten sie sie auch auf Distanz. Da sie nun nur noch durch Stahlrosen miteinander verbunden waren, krachten die schweren Barge immer wieder gegeneinander, sooft eine neue Sturzsee über sie hereinbrach. Deshalb war es notwendig, dass mehrere Arbeitsteams versuchten, die einzelnen Bestandteile der Plattform irgendwie auf Abstand zu halten.

Ben Tehoa führte ein solches Team an, das am Kreuzungspunkt von vier Barge tätig war. Durch Rettungsleinen gesichert, versuchten die Seeleute dem Sturm zu trotzen, während ihnen der Wind die durch und durch nassen Kleider um die Körper klatschte.

Die Deckplatten, welche die einzelnen Teile der Plattform verbanden, waren längst von den Wellen fortgetragen worden. Zwischen den

Superbargen taten sich nun meterbreite Spalte auf, die bald größer, bald kleiner wurden – wie mächtige stählerne Gebisse, die bereit waren, alles zu zermalmen, was sie in ihre Fänge bekamen. Immer wieder brach eine mächtige Fontäne zwischen den Rändern empor, wenn ein Brecher unter den Rumpf getaucht war. Der Sturm zerstäubte die Wasserwand in eine Wolke aus salzigbrennender Gischt.

Mit einem massiven Fender ausgerüstet, gingen Tehoa und seine Männer geduckt gegen den Wind an und warteten darauf, dass sich das mächtige Gebiss wieder öffnete.

Amanda verfolgte, wie die Barge sich auf den Wellen hoben und sich die Lücke zwischen ihnen erneut auftat. Sie hörte Tehoas wortlosen Schrei, worauf die Männer vorstürmten, um dem Ungeheuer den Knebel ins Maul zu stopfen.

Einen Moment lang dachte Amanda, dass es ihnen gelingen würde – doch dann sackte die See unter der Plattform weg, und ein donnernder Strahl aus komprimiertem Wasser und Luft schoss zum Himmel empor. Der Fender wurde fortgeschleudert und die Männer von den Beinen gerissen. Einer der Männer verfing sich in seiner Rettungsleine und wurde zur Lücke zwischen den Barge gezogen. Er drohte bereits über Bord zu gehen, als Tehoa mit einem Satz bei ihm war und ihn mit sich schlepppte. Tobend vor Wut, dass man ihm seine Beute entrissen hatte, schlug das Ungeheuer mit einem mächtigen Dröhnen die Zähne zusammen. Völlig erschöpft zog sich das Team in den Windschutz eines Deckmoduls zurück, um sich neu zu organisieren. Amanda schloss sich den Männern an.

»Wie sieht es aus, Chief?«, schrie sie Tehoa ins Ohr, um sich im Heulen des Sturms verständlich zu machen.

»Nicht gut!«, brüllte der Mann zurück. »Gar nicht gut! Es ist schon schwer genug, die Fender auszubringen. Leider helfen sie nicht allzu viel!«

»Was ist mit Luftsäcken?«

»Völlig nutzlos! Die Barge würden sie wie Kaugummi zermalmen. Das Problem ist, dass der Sturm nicht von vorn kommt, sondern von Backbord achtern. Dadurch kann die Plattform nicht auf den Wellen reiten!«

Wie als Bestätigung seiner Worte wurde der schwimmende Stützpunkt von einem weiteren Brecher getroffen. Die Welle schlug an der Backbordseite ein und zerrte so heftig an der zusammengefügten Plattform, dass sie die Grenzen ihrer Belastbarkeit erreichte.

Der Strahl einer Gefechtslaterne tauchte plötzlich auf, als ein Seemann das geschützte Plätzchen aufsuchte, an dem der Chief und Amanda standen. »Chief«, stieß der Matrose hervor und strich sich die nassen Haare aus den erschrocken dreinblickenden Augen. »Wir haben ein Problem! Wassereinbruch!«

»Wo?«, fragte Amanda.

»Auf der nächsten Barge, auf der Backbord Nummer vier, Ma'am.«

»Sehen wir mal nach!«

Um zum Krisenherd zu gelangen, war ein sorgfältig berechneter Sprung von einer Barge auf die andere notwendig, wobei die einzige Hilfe eine wild hin und her schwingende Leine war. Danach sprangen sie durch eine Decks Luke ins Innere der Plattform, wo sie von Regen und Gischt geschützt waren und selbst das Heulen des Sturms etwas gedämpfter klang. Dafür hörte man hier unten das Knarren und Ächzen des Stahlgebildes, das den Naturgewalten zu widerstehen hatte. Dazwischen ertönte immer wieder ein lautes Donnern, wenn eine der Superbargen gegen die andere krachte.

Jede Barge war in hunderte kleine Zellen unterteilt. Die Räume des oberen Decks wurden für die Lagerung von Vorräten und Ausrüstung genutzt. Unterhalb der Wasserlinie waren die Tanks für Trinkwasser und Treibstoff untergebracht. Amanda, ihr Chief und der Mann, der sie alarmiert hatte, stiegen über mehrere enge Niedergänge, die vom Kondenswasser schlüpfrig waren, zu diesen Decks hinunter.

Das innere Beleuchtungssystem war ausgefallen, so dass sie in eine Dunkelheit hinabtauchten, die nur durch das schwache Licht einiger Gefechtslaternen erhellt wurde. Amanda sprang von der Leiter hinunter und stand im nächsten Augenblick bis zu den Waden im Wasser.

Aus dem Laufgang weiter vorne leuchtete ihr eine Gefechtslaterne ins Gesicht. »Captain Garrett? Gut, dass Sie hier sind, Ma'am. Wir haben da ein Problem.«

»Ich seh's.« Amanda watete auf das Licht zu und stützte sich am

feuchten Schott ab. »Mit wem spreche ich, und wie groß ist das Problem?«

»Petty Officer First Class Trevington, Ma'am, Lecksicherung vier Delta.« Das Licht der Gefechtslaterne fiel auf eine Gruppe von angespannt dreinblickenden Mitarbeitern des Lecksicherungstrapps. »Wir haben etwas weiter vorne ein Leck durch einen Zusammenprall.«

»Seh'n wir's uns mal an. Wird das Wasser schon hinausgepumpt?«

»Ja, Ma'am«, antwortete der Chef des Teams und führte Amanda und Tehoa die Steuerbordseite der Barge entlang nach vorn. »Die Pumpen arbeiten auf Hochtouren und die Abflussklappen sind offen. Im Moment geht es noch, aber wenn es schlimmer wird...«

Sie traten durch ein weiteres wasserdichtes Schott in den nächsten Lauf gang ein. Hier strömte über einen breiten Abschnitt Wasser am Außenschott herunter. Amanda griff mit einer Hand in den Strom, um seine Stärke zu prüfen. »Da ist eine Schweißnaht gerissen«, sagte sie nach einigen Sekunden. »Haben wir auch vertikale Risse?«

»Nein, Ma'am. Bis jetzt ist es nur diese eine Nahtstelle, die geplatzt ist, aber der Riss wird immer größer. Bald wird auch die nächste Abteilung betroffen sein.«

Wie als Bestätigung seiner Worte krachten die beiden benachbarten Bargenten wieder einmal gegeneinander. Der Aufprall traf die schweren Stahlplatten wie eine Kanonenkugel. Amanda wurde so heftig gegen das gegenüberliegende Schott geschleudert dass ihr Arm vom Aufprall gefühllos war.

Chief Tehoa fing sie auf, bevor sie auf dem Boden landete. »Sind Sie okay, Captain?«

»Ja. Zumindest so ziemlich«, antwortete sie und schüttelte den Arm, um das taube Gefühl zu vertreiben. Wenn sie mit ihrem vollen Gewicht auf den Arm gefallen wäre, hätte es wohl einen Knochenbruch gegeben. »Wir müssen das Schott abstützen, bevor es nachgibt.«

»Das Abstützteam ist schon unterwegs, Captain«, antwortete der Chef des Lecksicherungstrapps.

»Das Abstützen löst das Problem allerdings nur vorübergehend, Ma'am«, warf Tehoa mit grimmiger Miene ein. »Die Plattform wird bei jedem Zusammenprall weitere Risse bekommen, solange die See

von der Seite kommt. Wir müssen dafür sorgen, dass sie besser auf dem Wasser liegt.«

»Ich weiß, Chief.«

»Bahn frei! Platz machen!«, ertönte der Ruf durch den dunklen Laufgang, als das Abstützteam eintraf. Mit Vorschlaghämtern, Balken und Sperrholzplatten ausgerüstet, machten sie sich an ihre Aufgabe, das beschädigte Schott zu stützen.

»Chief«, sagte Amanda, während sie beiseite trat, um den Männern Platz zu machen. »Sie bleiben hier und kümmern sich um die Absicherungsarbeiten. Ich gehe in den Tower zurück, um mich mit Commander Gueletti zu beraten.«

»Okay, Captain. Wir tun, was wir können. Ich hoffe nur, dass Ihnen oder dem Commander etwas einfällt.«

»Das hoffe ich auch, Chief. Das hoffe ich auch.«

Der Wind war noch stärker geworden, während sich Amanda unter Deck aufgehalten hatte. Den Rückweg zur zentralen Barge schaffte sie nur mit Hilfe der Halteleinen und dank der Tatsache, dass sie zwischendurch immer wieder hinter einem der Container Schutz fand. Als sie den Plattform-Kontrollturm erreicht hatte, hielt sie einen Augenblick inne, um etwas Wasser aus ihrem Haar und ihrer durchnässten Khakiuniform zu drücken, ehe sie zur Kommandozentrale hinaufstieg. Das unregelmäßige Schlingern der zentralen Barge, das schon auf dem Sturmdeck deutlich zu spüren gewesen war, wuchs mit jeder Ebene weiter an, die sie hochstieg, sodass Amanda sich am Geländer entlang hangeln musste.

Als sie auf dem Kommandodeck ankam, erstarre sie angesichts des Anblicks, der sich ihr bot. Unten auf dem Oberdeck war man dem wütenden Treiben zu nahe, um es so zu sehen, wie es wirklich war. Doch von hier oben erkannte man, was sich da draußen wirklich abspielte!

Als Amanda aus dem Fenster blickte, riss ein mächtiger Windstoß für einen Moment die Regenwand auf.

Der Himmel zeigte ein gefährliches graugrünes Leuchten, das immer wieder von Blitzen durchzuckt wurde. Und die Wellen rollten unaufhörlich in einer mächtigen schaumgekrönten Front heran. Jedes Mal,

wenn einer der Brecher die luvseitige Ecke der Plattform erreichte, stieß er wie ein wütender Elefantbulle zu, ehe er sich in einer Explosion auflöste und sich über die Decks von Floater Eins ergoss. Und jedes Mal wurde die gesamte Struktur der Plattform aufs Neue zusammengedrückt, ehe sie sich wieder etwas ausbreiten konnte.

Die nächste Sturmbo kam, und eine Wasserwand raubte Amanda die Sicht. Es kam nicht oft vor, dass Amanda Garrett die See fürchtete – doch in diesem Moment hatte sie Angst. Floater Eins würde diesen Naturgewalten nicht mehr lange standhalten. Kein von Menschenhand geschaffenes Wasserfahrzeug hätte das gekonnt.

Im gegenüberliegenden Winkel des Kommandodecks stand Commander Steve Gueletti und blickte einem seiner Systemoperatoren über die Schulter. Offensichtlich versuchte er verzweifelt, mittels Hinhaltetaktik diesen Kampf zu gewinnen.

»Wie viel Platz haben wir in den Heck-Treibstofftanks von Nummer eins?«, fragte er mit lauter Stimme, um sich über dem Heulen des Sturms verständlich zu machen.

»Zwölftausend Gallonen, Sir.«

»Dann leiten Sie einen Hochgeschwindigkeitstransfer des Treibstoffs von den Bugtanks ins Heck ein. Die gesamten zwölftausend Gallonen.«

»Wird gemacht«, antwortete die Operatorin mit emotionsloser Stimme. Ihre Finger flogen über die Tastatur, während sie die entsprechenden Befehle ins Ballast-System eingab.

»Systeme sind bereit. Treibstoff wird umgepumpt.«

»Bordabwassersystem. Entleeren Sie alle Tanks ins Meer.«

»Entleerung des Abwassersystems eingeleitet. Tanks werden entleert.«

Amanda verfolgte das Geschehen mit großem Interesse. Auch wenn sie schon einige Erfahrung auf allen möglichen Schiffen gesammelt hatte – diese Vorgänge waren ihr doch neu.

»Superbarge Eins«, fuhr Gueletti fort, während er das Tankkontrolldisplay im Auge behielt. »Zellen K Vier und K Acht ins Meer entleeren.«

Die Systemoperatorin blickte erschrocken auf. »Das sind Trinkwas-

serbehälter, Sir. In jeder Zelle befinden sich über viertausend Gallo-
nen!«

»Ich weiß. Aber ich weiß auch, dass keiner mehr da sein wird, der es
trinken kann, wenn Nummer Eins absäuft. Wir müssen sie mit allen
Mitteln über Wasser halten. Also los, entleeren Sie die Tanks!«

Mit Hilfe des Handlaufs am zentralen Kartentisch arbeitete sich
Amanda zur Ballastkontrollstation vor. »Sie haben ein größeres Pro-
blem mit dem Wasser als Sie ahnen, Steve. Ich komme gerade von
Nummer vier. Da unten sind ein paar Schweißnähte geplatzt.«

»Das ist leider nichts Neues, Captain«, erwiderte der Seabee-
Offizier. »Wir haben auch auf Nummer Zwei Wassereinbruch, und
auf den anderen Bargenten wird es wohl auch bald soweit sein. Die Platt-
form zerstört sich nach und nach selbst. Es bringt uns um, dass die See
von Backbord achtern kommt. Wenn das so weitergeht, fällt die ganze
Plattform auseinander wie 'ne nasse Pappschachtel.«

Amanda klammerte sich fester an den Handlauf, als der Tower unter
der Wucht eines weiteren Zusammenstoßes zu schwanken begann.
»Was können wir dagegen tun?«

»Das ist es ja gerade, Captain. Es gibt überhaupt nichts, was wir un-
ternehmen könnten.«

»Commander!«, rief ein anderer Systemoperator von seinem Platz
aus. »Der Computer hat die Simulation fertiggestellt. Es sieht nicht
gut aus, Sir.«

»Sehen Sie sich das mal an, Captain«, sagte Gueletti, während er an
die Simulationskonsole trat. »Ich habe eine Analyse durchführen las-
sen, mit welchen Sturmschäden wir zu rechnen haben. Das zeigt uns
ungefähr, wie es in etwa zwei Stunden aussehen könnte.«

Amanda trat an seine Seite und blickte ebenfalls dem schwitzenden
Operator über die Schulter. »Zeigen Sie uns die Analyse«, forderte
Gueletti ihn auf.

Der Systemoperator drückte ein paar Tasten, worauf die Umrisse
von Floater Eins auf dem Bildschirm erschienen; neun rechteckige
Bargenten in drei Dreierreihen auf einer See, die mit einem Gitternetz
überzogen war.

»Zeigen Sie uns, wie es eigentlich gedacht war, dass wir mit einem Sturm fertig werden.«

Der Ozean begann sich auf und ab zu bewegen und zu rollen. Es erschienen mehrere Pfeile, die auf den Bug der Plattform zeigten – und zwar auf jene Punkte, wo Wind und Wellen auftrafen. Das Floß aus neun Bargenten ritt glatt und problemlos auf den mächtigen Wellen dahin.

»Wenn der Wind und die See, so wie hier, von vorn kämen, hätten wir kein Problem«, erklärte Gueletti. »Als wir mit Floater Eins vor Anker gingen, haben wir sie aber nach Südwesten ausgerichtet, woher normalerweise der Wind kommt. Doch dieser Sturm tanzt völlig aus der Reihe. Er kommt geradewegs von Süden und trifft uns auf der Backbordseite anstatt frontal.«

Der Seabee-Commander gab dem Operator eine weitere Anweisung: »Ändern Sie die Windrichtung.«

Der computergenerierte Sturm auf dem Bildschirm änderte seine Ausrichtung und glich nun dem Sturm, der tatsächlich draußen tobte. Die miteinander verbundenen Bargenten ritten nun durchaus nicht mehr leicht auf den Wellen dahin – sie stießen vielmehr ständig gegeneinander. Da und dort leuchtete es auf dem Bildschirm rot auf, wo die Bargenten kollidierten.

»Zeigen Sie uns, mit welchen Schäden wir zu rechnen haben.«

Kleine blaue Quadrate erschienen innerhalb der Bargenten. »Hier dringt infolge von Kollisionen Wasser ein. Wie Sie sehen, werden die Bargenten dadurch instabil, wodurch es noch rascher zu weiteren Schäden kommt. Wir können bis zu einem gewissen Grad gegensteuern, indem wir Ballast verschieben, wie ich es vorhin gerade getan habe – aber das reicht bei weitem nicht aus.«

Die blauen Quadrate vermehrten sich immer schneller und die Bargenten ritten immer unruhiger auf den Wellen. »Schließlich«, fuhr Gueletti fort, »summieren sich die Schäden derart, dass die Plattform als Ganzes betroffen ist.«

Auf dem Bildschirm wurde das grafische Modell von Floater Eins in seine Komponenten zerlegt, worauf einige von ihnen kenterten und sanken, während andere vom Sturm mitgerissen wurden.

»Wie viel Zeit haben wir noch, bis die Plattform auseinandergerissen wird?«, fragte Amanda. Ihre Stimme war über dem Toben gerade noch zu hören.

»Nach dieser Vorhersage vielleicht vier Stunden, Ma'am«, antwortete der Systemoperator fast entschuldigend.

»Und wie lange, bis der Sturm über uns hinweg gefegt ist?«

»Sechs«, antwortete Gueletti.

Amanda wandte sich von der Simulationskonsole ab. Sie griff nach dem Handlauf am Kartentisch und blickte fast eine volle Minute schweigend in den tobenden Sturm hinaus, diese oder jene Möglichkeit im Kopf durchgehend.

»Wir müssen sie in den Wind drehen«, sagte sie schließlich. »Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

»Einverstanden, aber wie?«, warf Gueletti ein, der sich neben ihr am Handlauf festhielt. »Selbst bei totenstiller See brauchten wir einen Ozeanschlepper für ein solches Manöver. Und wir haben weder einen Schlepper noch eine ruhige See.«

»Brauchen wir auch nicht«, entgegnete Amanda. Sie zeigte mit der Hand auf den Sturm vor dem Fenster. »Hier haben wir die Kraft, die wir dafür benötigen. Die Plattform wird sich wie eine Wetterfahne im Wind drehen, wenn wir es nur zulassen. Führen wir Grundanker, oder welchen Kontakt haben wir zum Meeresboden?«

»Als Floater Eins gebaut wurde, wollte man alle vier Seeseiten der Plattform für das Anlegen und die Ladearbeiten freihalten. Dementsprechend hat jede Barge eine zentrale Ankerwinde, wobei jedes Spill 360 Meter Kette enthält. Wir haben hier überwiegend Schlick- und Sandboden unter uns, deshalb verwenden wir unsere Fünf-Tonnen-Pilzanker, neun insgesamt. Wir haben also 45 Tonnen Eisen im Grund, und laut GPS haben wir uns seit Beginn des Sturms keinen Zentimeter bewegt.«

Amanda nickte nachdenklich und baute die Informationen in ihre Gedanken ein. »Was wäre, wenn wir acht Anker lichten und nur den von Nummer zwei als Schleppanker unten lassen? Könnten wir so die Plattform wenden?«

Gueletti schüttelte den Kopf. »Das würde ich nicht ausprobieren

wollen – höchstens als allerletzte Möglichkeit. Wie ich schon sagte, wir haben großteils Schlick- und Sandboden unter uns. Aber unser Sonar zeigt an, dass da auch Gestein sein muss. Wenn der Schleppanker sich an einem Felsen verhakt hat, könnte es uns das ganze verdammt Ankerspill rausreißen.«

»Wie wär's dann mit mehreren Seeankern? Wir lichten alle Anker und lassen die Plattform mit den Seeankern treiben, bis sie in die richtige Richtung zeigt.«

Erneut schüttelte er entschieden den Kopf. »Das geht genauso wenig, Captain. Wir liegen hier an einer relativ seichten Stelle. Zur Küste hin wird es deutlich tiefer. Wenn wir von hier fortgetrieben werden, kommen wir wahrscheinlich erst wieder am Strand von Monrovia zum Stillstand.«

Amanda biss sich auf die Unterlippe und spürte, wie das Salz des Meerwassers darauf eintrocknete. *Nur keine Panik, denk ganz ruhig nach. Es gibt bestimmt eine Lösung, das spürst du doch. Du musst bloß die einzelnen Teile richtig zusammensetzen.* Sie beugte sich über den Kartentisch und starre auf die Oberfläche hinunter, ohne sie wahrzunehmen.

»Steve«, sagte sie nach einer vollen Minute. »Was ist mit der Schlepptrosse der Plattform? Haben wir sie an Bord?«

»Sicher. Jede der Superbargen hat ihre eigene Schlepptrosse in einem Kabelgatt.«

»Diese Trossen müssen ja eine ganz schöne Stärke haben.«

Gueletti zuckte die Schultern. »Es sind die stärksten, die es gibt. Vier-Zoll-Stahltrossen zu je vierhundert Metern Länge. Alles ganz neue Trossen.«

»Okay«, sagte Amanda nachdenklich. »Okay, so machen wir es. Sie hatten Recht, was die Anker betrifft. Wirklich sicher können wir die Plattform nicht mit ihnen drehen. Wir hätten einfach nicht genug Spielraum. Aber mit einer dieser Trossen sollte es klappen.«

Der Seabee-Commander hob überrascht eine Augenbraue. »Ich wüsste nicht, wie. Unsere Schlepptrossen könnten bei einer solchen See vielleicht eine oder zwei Barge halten, aber unmöglich die ganze Plattform. Die Trosse würde reißen wie ein Zwirnsfaden.«

»Aber das ist es ja gerade, Steve«, erwiderte Amanda, ihrer Sache nun schon recht sicher. »Wir müssen die Plattform ja nicht abschleppen. Wir brauchen nur einen gewissen Widerstand, gegen den sie sich drehen kann. Wir verbinden zwei Trossen, dann lichten wir die Anker und lassen die Plattform ein Stück weit treiben, wobei wir eine der Trossen abrollen lassen. Sobald wir die zweite Trosse abzuspulen beginnen, setzen wir die Seilbremse ein. Auf diese Weise verzögern wir das Ablaufen, ohne es ganz aufzuhalten, damit die Trosse nicht reißt – und wir drehen uns langsam in den Wind. Es ist wie mit einem Schlepppanzer am Grund – nur dass wir den Schleppeffekt oben an Deck erzeugen.«

»Und wir hätten dabei genügend Kontrolle über die Plattform, damit wir nicht abtreiben«, stimmte Gueletti zu, als er sich mit der Vorstellung anzufreunden begann. »Aber was für einen Anker sollen wir einsetzen? Wir haben keinen, der schwer genug ist.«

»Doch, Steve«, antwortete Amanda. »Wir haben einen.«

»Welchen meinen Sie? Der größte, über den wir verfügen, hat fünf Tonnen.«

»Nein, wir haben etwas viel Besseres.« Amanda richtete sich auf und trat ans leeseitige Fenster. »Da draußen, das ist unser Anker.«

Sie zeigte auf den geschwärzten, schwer beschädigten Rumpf der MMS *Skye*, die an der windabgewandten Seite der Plattform vor Anker lag.

»Wir bringen unsere Trosse an Bord der *Skye* und befestigen sie am Maschinengehäuse. Dann machen wir das Schiff los und versenken es mit einer Sprengladung. Es hat eine Verdrängung von fast fünfhundert Tonnen. Das müsste als Anker ausreichen.«

»Captain«, wandte Gueletti entgeistert ein, »das ist ein Kriegsschiff der Royal Navy. Es steht uns wohl kaum zu, es zu versenken.«

»Commander, dieses Minensuchboot wird nichts als ein Trümmerhaufen sein, den es an irgendeine Küste der Westafrikanischen Union schwemmt, wenn diese Plattform zerstört wird. Die *Skye* ist so oder so verloren. Aber wenn wir sie auf diese Weise opfern, können wir Floater Eins retten.«

Der Plattform-Commander überlegte einen Augenblick. »Verdammt,

ich glaube. Sie haben Recht, Ma'am. Dann müssen die Steuerzahler den Briten eben hinterher einen neuen Minensucher kaufen.«

»Genau, Steve. Also, haben Sie einen Sprengexperten, der das Boot schnell genug versenken kann, ohne es als Ganzes zu zerstören?«

»Ma'am, ich habe ein paar Sprengmeister in meinem Team, die könnten Ihren BH wegpussten, ohne dass Sie eine Schramme auf dem... auf der Haut davonträgen.«

Die Floskel »hölzerne Schiffe und eiserne Männer« ist eine Anspielung, die ausdrücken soll, dass der moderne Seemann des Stahlzeitalters sich nicht wirklich mit seinen Vorfahren aus früheren Tagen messen kann. Für Amanda Garrett war diese Einschätzung unbegründet. Sie hatte den Ozean als eine elementare Gewalt kennen gelernt, die man sich niemals unterwerfen konnte. Der Mensch mochte noch so verblüffende Technologien entwickeln – das alles war bloßes Spielzeug im Angesicht der Wucht, mit der diese Naturgewalten zuschlagen konnten.

In dieser Nacht, mitten in dem Wüten und Toben von Hurrikan Iwan, bemühte sich die Crew von Floater Eins genauso verzweifelt und heldenhaft den Naturgewalten zu trotzen, wie das die Besatzung eines Rahsegelers früherer Tage getan hätte. Man kümmerte sich »mit einer Hand um das Schiff und mit der anderen um sich selbst, während man die mächtigen Stahltrossen an Deck schlepppte und miteinander verknüpfte. Es war dies eine Aufgabe, für die beim Bau der Plattform keine Vorkehrungen getroffen worden waren. Dementsprechend waren dafür keine passenden Geräte an Bord.

Und so mussten die Seabees mit bloßer Muskelkraft die tonnenschwere Trosse über die bockenden, sturmgeschüttelten Decks zerrn und sie durch behelfsmäßige Schleppkabelführungen rund um die Plattform zu dem Punkt mannen, wo die *Skye* festgemacht hatte. Von dort leitete man die Trosse an Bord des Minensuchboots und durch einen Laufgang, um sie schließlich an mehreren Halterungen zu befestigen. Gleichzeitig machten sich Sprengexperten in den überfluteten Bilgen des kleinen Schiffs zu schaffen, um ihre Ladungen anzubringen, während der Sturm immer wieder nach Diesel stinkendes Meer-

wasser über sie hereinbrechen ließ. Sechs Barten von Floater Eins hatten bereits mit Wassereinbruch zu kämpfen, als die Männer endlich mit ihrer Aufgabe fertig waren.

Eine kleine Gruppe von Menschen hatte sich im Schutz eines Deckmoduls versammelt: Amanda, Chief Tehoa, der Sprengtrupp und die Überreste der Crew der HMS *Skye*.

Amanda schloss ihre Hände schützend um Kopfhörer und Mikrofon. Zwei »wetterfeste« Headsets waren bereits dem Sturm zum Opfer gefallen. »Tower, wir sind bereit!«, brüllte sie in ihr Mikrofon.

»Wir sind auch soweit.« Die Antwort war über dem Toben des Windes nur schwach zu hören. »Alle Ankerspills sind bemannt und bereit.«

»Dann los.« Amanda blickte zum ranghöchsten Sprengexperten auf. »Jetzt!«

Der Seabee nickte. Er schob die Sicherung an seiner Detonator-Box zur Seite und drückte auf den Knopf.

Die an den Haltekabeln der *Skye* angebrachten Ladungen wurden gezündet, und ein durchdringender Knall ertönte. Das Minensuchboot war frei, und im nächsten Augenblick bekamen die Klauen des Sturmes das brandgeschräzte Oberwerk des kleinen Schiffes zu fassen, sodass die *Skye* abzudriften begann. Am Jackstag flatterte noch die zerfetzte weiße Flagge der Royal Navy. Stahl knirschte und kreischte, als die schwere Stahltrosse nachgezogen wurde, während sich gleichzeitig dünner Draht von der mit den Sprengladungen verbundenen Rolle abspulte.

Amanda sah die bestürzten Gesichter der englischen Seeleute, während sie mitverfolgten, wie die *Skye* zu ihrer letzten Reise aufbrach. Besonders der junge Kornmandant musste die Zähne zusammenbeißen, um den Anblick ertragen zu können.

»Leutenant Taylor«, rief sie, »es tut mir aufrichtig Leid, dass wir das tun müssen!«

»Ist schon in Ordnung, Ma'am«, antwortete er, das Zittern in seiner Stimme nur mit Mühe unterdrückend. »Wenigstens stirbt sie für einen guten Zweck.« Der britische Offizier wandte sich an den Sprengstoff-

experten und streckte die Hand aus. »Mit Ihrer Erlaubnis, Chief. Ich bin für sie verantwortlich.«

Amanda nickte, und der Seabee reichte ihm die Detonator-Box. Traynor entfernte die zweite Sicherung. »Besatzung der *Skye!*«, rief er mit heiserer Stimme. »Salutieren!«

So gut sie es auf dem unruhigen Deck vermochten, nahmen die Männer der *Skye* Haltung an und hoben die Hände zum militärischen Gruß – zu Ehren der Silhouette, die allmählich im dichten Regen und der Gischt der tobenden See verschwand. Traynor presste den Daumen auf den Knopf, und die Umrisse der *Skye* erstrahlten noch einmal kurz in blauweißem Glanz.

Dann drang das Wasser wie eine Lawine durch die Lecks ein, die der Sprengstoff in den Rumpf geschlagen hatte. Wenige Augenblicke später kenterte der Minensucher und verschwand in den Fluten, gefolgt von einem Tau, das kreischend von der Plattform abgespult wurde.

»Besatzung!«, tönte Traynors Stimme im Wind, »führt euch.«

»Okay!«, rief Amanda in den Wind. »Packen wir's an.«

Amanda nahm ihren Kommandoposten an der Winsch-Station von Barge Zwei ein, dem zentralen Teil der vorderen Reihe der Plattform. Das Stahlseil wurde an diesem Punkt an Deck herauf geführt und lief durch die Seilbremse und über den Bug hinaus. Während sich die Leute des Arbeitsteams im Hintergrund hielten, kämpften sich Amanda und Tehoa zu der kleinen offenen Plattform, an der das Seil austrat. Sie stemmten sich gegen den Hundert-Knoten-Sturm, den Regen und die Gischt und befestigten ihre Sicherheitsgurte an der Reling. Chief Tehoa drehte am Rad der Seilbremse, um sie zu testen, während Amanda den tragbaren GPS-Empfänger einschaltete, den sie mitgenommen hatte. Sie las auf dem handtellergroßen Bildschirm die Koordinaten von Floater Eins ab. Da sie keine optischen Anhaltspunkte in der Umgebung hatte, würde sie das Manöver mit Hilfe des GPS-Gerätes durchführen müssen.

»Fertig, Chief?«, rief sie.

»Ich glaube ja, Ma'am. Meinen Sie, dass es klappt?«

»Kein Problem, Chief. Es ist wie beim Angeln, wenn man einen dreißig Pfund schweren Wels an Land ziehen muss.«

Im zuckenden Licht eines Blitzes sah sie Tehoas Grinsen. »So einen dicken Brocken hab ich aber noch nie gefangen, Ma'am.«

»Ich auch nicht«, antwortete Amanda und aktivierte ihr Mikrofon.

»Tower, wir sind bereit zum Lichten der Anker.«

»Alles klar, Captain. Sie sind mit den Leuten am Spill verbunden.«

Amanda hatte Mühe, in dem sturzbachartigen Regen Luft zu holen.

»Alle Winden! Anker auf!«

Einige Augenblicke später spürte Amanda das Vibrieren unter sich. Mächtige Elektromotoren begannen tief unten im Inneren der Barge zu laufen. Schlammbedeckte Stahlglieder, deren Durchmesser der Länge eines Baseballschlägers entsprach, hoben sich aus dem brodelnden Wasser. Vierzig Faden (74 Meter) darunter begannen sich die Anker selbst – ein jeder von der Gestalt eines umgedrehten 10.000 Pfund schweren Pilzes – zu bewegen, als sich die Kette spannte.

Eine weitere Sturzsee brach über die Plattform, die unter der Belastung zu ächzen begann, da ihre Verbindung mit dem Meeresgrund nun kurztag war. Mehrere Taue an Deck rissen, und ein Container stürzte um. Dann hob sich die Plattform, und die Wellen ließen sie erbeben, während sie unter ihr wegtauchten.

»Nummer Vier ist los«, rief eine schwache Stimme in ihrem Kopfhörer.

»Nummer Eins ist los.«

»Nummer Sieben ist los.«

»Nummer Fünf...“

»Nummer Acht...“

»Nummer Sechs...“ Eine nach der anderen kamen die Meldungen, dass die Anker aus dem Grund gebrochen waren.

»Alle Anker sind los, Captain!«

Die Positionsahlen auf Amandas GPU-Schirm begannen zu flimmern und änderten sich schließlich. Floater Eins war in Bewegung. Die Plattform musste nicht länger gegen den Sturm ankämpfen, sondern wurde nun von ihm getrieben.

Amanda drückte ihr Mikrofon nahe an die Lippen. »Ankerspill. Ein-

holen auf zehn Faden! Wir treiben jetzt über die *Skye* hinweg. Haltet Abstand! Es darf keinen Zusammenstoß geben!«

Im nächsten Augenblick riss eines der schweren Nylonseile, das zur Führung der mächtigen Schlepptrosse diente, als wäre es nur ein Stück Zirrnsfaden. Während die Plattform über das Wrack des britischen Minenräumers hinwegdriftete, löste sich die Trosse von der Reling und schwang sich von der Leeseite zum Bug herüber.

Krack! Krack! WUMM!

Die letzte Seilführung riss, und die vier Zoll starke Schlepptrosse schlug nach vorne aus und räumte mit einem solchen Schlag ein halbes Dutzend Relingstützen aus dem Weg, dass die Funken sprühten. Amanda und der Chief beobachteten, wie von unten Stahltrosse nachkam.

»Schön locker lassen!«, rief Amanda. »Es spannt sich zu sehr!«

Tehoa, der immer noch am Bremsrad stand, nickte nur.

Amanda blickte geradeaus nach vorn und spürte, wie ihr der Wind gegen die linke Wange schlug. Wenn der Wind ihr von vorn ins Gesicht blies, dann würde die Plattform die gewünschte Richtung haben. Sie blickte hinunter auf die Windenanzeige, an der sie ablesen konnte, wie viel Seil noch übrig war: 450 Meter, doch es wurde rasch abgespult, während die Plattform auf die Küste zudriftete.

»Achtung...! Bremse festsetzen!«

Chief Tehoa drehte am Rad, um die Bremse zu betätigen. Das kreischende Geräusch von Metall gegen Metall übertönte sogar das Heulen des Sturms, und das Deck unter ihren Füßen erzitterte.

Es war keine unmittelbare Reaktion der Plattform zu spüren. Floater Eins war ein derart mächtiges Gebilde, dass es nicht sofort auf das vergleichsweise schwache Ziehen einer Schlepptrosse reagierte. Amanda wusste, dass aber genau davon alles abhing. Wenn das Manöver gelingen sollte, musste die Reaktion im exakt richtigen Ausmaß verzögert werden, wobei es auch die Trossenlänge mit einzukalkulieren galt. Es war unmöglich, sich in dem Höllenlärm noch akustisch verständlich zu machen, und so vollführte Amanda nur eine Geste mit der Handfläche nach unten, um Chief Tehoa anzusegnen, dass er etwas Seil nachgeben sollte.

Hundert Meter Trosse liefen aus dem Kabelgatt, ohne dass jedoch eine nennenswerte Wirkung erkennbar wurde.

Amanda verfolgte mit sorgenvoller Miene, wie die See die Plattform fest in ihren Klauen hielt und sie nach keiner Seite entweichen lassen wollte. Sie verharren immer noch mit der Breitseite zum Sturm. Amanda spürte keinerlei Richtungsänderung. Sie zeigte mit dem Daumen nach oben. *Spannung erhöhen!*

Tehoa drehte erneut am Bremsrad. Ein durchdringendes Kreischen ertönte, als hätte ein Zahnarzt einen überdimensionalen Bohrer eingeschaltet. Funken sprühten von der Schlepptrosse hoch und sprangen über das teilweise überflutete Deck.

Es waren gerade noch 250 Meter Trosse übrig.

Da türmte sich eine mächtige Sturzwelle vor dem Rand der Plattform auf. Amandas Daumen ging rasch nach unten. *Nachgeben!* Ben Tehoa riss das Rad herum wie ein Lastwagenfahrer, der auf eisiger Straße ins Schleudern geriet.

Eine Wasserwand brach über die Winsch-Station herein. Mit grimigen Mienen klammerten sich Amanda und der Chief Petty Officer an der Reling fest, während die Trosse sich fortschlängelte wie eine wildgewordene Python, die sich in die Freiheit flüchtete.

Amanda strich sich das regennasse Haar aus dem Gesicht und suchte in dem gedämpften Licht nach der Seilanzeige.

Noch 150 Meter Rest.

Dir Daumen ging rasch wieder nach oben. *Stop! Seil gespannthalten!*

Tehoas Muskeln wölbten sich unter den vom Wind zerfetzten Resten seines Khakihemds. Mit grimmiger Miene hielt er das Rad fest und sorgte mit aller Kraft dafür, dass sich die Seilbremse an dem schweren Stahlseil festbiss.

Ein Blitz zuckte über den Himmel und erleuchtete für einen Augenblick die Decks mit der Helligkeit eines Blitzlichts. Amanda erschrak, als sie sah, dass sowohl sie selbst als auch der stämmige samoanische Oberbootsmann mit Blut überströmt zu sein schienen. Im nächsten Augenblick wurde ihr bewusst, dass es sich um Rost handelte, der sich von der Trosse gelöst hatte. Zusammen mit der Gischt wurde er vom

Wind auf die Plattform zurückgeworfen. Sie spürte den Eisengeschmack auf der Zunge.

Die Schlepptrasse erstreckte sich weit über die Plattform hinaus und verschwand irgendwo in der Dunkelheit. Sie verließ immer noch in Richtung Backbord, jedoch mittlerweile kerzengerade, gespannt wie eine bestimmte Gitarrensaite. Und sie straffte sich immer weiter, so dass sie schließlich einem Gummiband glich, das bis an die Grenzen seiner Belastbarkeit gedehnt wurde. Sollte die Trosse reißen, so würde das Ende mit der Wucht einer Acht-Zoll-Granate auf die Plattform zurückstossen und die Winsch-Station genauso vernichten wie jeden, der sich in ihrer Nähe aufhielt.

Und dennoch konnte Amanda nichts anderes tun als zu signalisieren:
Seil gespannt halten!

Und dann bemerkte sie den Wind. Endlich blies er ihr von vorne mitten ins Gesicht. Floater Eins hatte sich in den Sturm gedreht!

»Noch ein wenig mehr!«, rief sie, obwohl niemand sie hören konnte.
»Komm schon, noch ein ganz klein wenig!«

Eine neuerliche Sturzsee brach über die Plattform, doch diesmal zuckten die Barten nicht mehr zurück, sondern hoben sich einfach hoch und ritten auf den Wellen.

»Komm schon, du Mistding! Noch ein bisschen!«

Nur noch eine zweistellige Zahl an Seilmeter war übrig.

Amanda schloss die Hände um das Mikrofon, als ihr plötzlich ein furchtbarer Gedanke kam. *Lieber Gott, was ist, wenn auch dieses Headset ausgefallen ist?*

»Fallen Anker! Fallen alle Anker!«, schrie sie immer wieder und betete, dass jemand sie hören konnte. Und dann erzitterte das Deck unter ihren Füßen, und sie wusste, dass sie gewonnen hatten. 45 Tonnen Stahl bohrten sich in den Grund vor der Goldküste. Sie gruben sich im Schlamm und Sand ein und brachten die schwere Plattform zum Stillstand, ohne dem Sturm auch nur einen Zentimeter zu weichen. Auf dem Display von Amandas tragbarem GPS-Gerät erschien eine feste Position. Das Kreischen der Seilbremse verstummte allmählich, so dass nur noch das Vergleichsweise gedämpfte Heulen des Sturms übrig blieb. Amanda blickte auf die Trossenanzeige hinunter.

14 Meter.

»Tower, hier Garrett!«, rief sie. »Laut meiner GPS-Anzeige ist die Plattform stabil. Können Sie das bestätigen?«

»Wir bestätigen, Captain«, antwortete Gueletti jubelnd. »Die Plattform ist stabil. Großartig gemacht, Ma'am! Wir werden es schaffen.«

Und so war es auch. Jetzt, da Floater Eins dem Sturm ins Gesicht sah, ritt die Konstruktion auf den mächtigsten Wellen, als wäre sie genau dafür geschaffen worden. Die Superbargen glitten gleichmäßig über die Seen hinweg, ohne miteinander zu kollidieren.

Im Aufflackern eines Blitzes lächelte sie Tehoa müde zu, der das Lächeln von Seemann zu Seemann erwiderte.

»Bremse fixieren, Chief!«, rief sie ihm zu. »Zeit für einen Kaffee!«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

23. Juli 2007, 20:10 Uhr Ortszeit

Amanda schreckte überrascht aus dem Schlaf hoch; sie hatte gar nicht gemerkt, dass sie eingedämmert war. Sie erinnerte sich noch daran, dass sie sich an eine ausgeschaltete Workstation im Kommandoturm gesetzt hatte, um kurz auszuruhen. Aber das war... wie lange her? Ihre schmerzenden Muskeln und steifen Glieder ließen vermuten, dass sie länger hier geschlafen haben musste.

Dann fiel ihr auf, wie ruhig es war. Der Tower schwankte nicht mehr wie wild hin und her. Und nicht nur die Wellen hatten sich beruhigt, auch der Wind hatte zu heulen aufgehört.

Es war vorüber.

Draußen legte sich Dunkelheit über das Meer. Diesmal war es die wirkliche Dunkelheit der Nacht, und nicht die Düsterkeit des Sturms. Es war jedoch noch genügend Licht vorhanden, dass man die rahige See erkennen konnte, die nach ihrem Toben von zuvor nun fast erschöpft wirkte. Und weit entfernt im Westen leuchtete ein scharlachroter Streifen am Horizont.

Roter Himmel bei Sonnenuntergang – ist's dem Seemann nicht mehr bang...

»'n Abend, Captain«, sagte Commander Gueletti, der im schwachen

Licht der Konsolen stand. »Sieht so aus, als wäre das Spektakel vorbei.«

»Ja, sieht so auss«, stimmte Amanda zu und streckte sich. »Wo ist Chief Tehoa?«

»Er ist unten und hilft den Lecksicherangstrapps. Ein verdammt guter Mann, dieser Chief.«

»Da kann ich Ihnen nicht widersprechen. Wie sieht's aus, Commander?«

»Es hätte viel schlimmer kommen können«, antwortete der Seabee-Offizier. »Wir haben keinen nennenswerten Schaden an irgendeiner der Borgen entdeckt und sind gerade dabei, das Wasser aus den überfluteten Zellen zu pumpen. Ich denke, wir bekommen alles soweit hin, dass wir auf Station bleiben können.«

»Wie steht's mit der Ausrüstung?«

»Manches ist beschädigt, und wir haben auch ein paar Module verloren. Aber da ist nichts, was man nicht reparieren oder ersetzen könnte.«

Amanda nickte und strich sich mit der Hand durchs Haar, das vom Salz zusammenklebte. Eine heiße Dusche sollte kein unerfüllbarer Traum sein. »Gibt es irgendwelche Schadensmeldungen von den anderen Stützpunkten?«

»Kein nennenswerter Schaden in Conakry, und Abidjan hat nur einen besonders starken Regenguss abbekommen. Unsere Leute in Conakry haben schon gefragt, wann wir sie wiederhaben wollen.«

»Was meinen Sie, Steve? Sind wir soweit, dass wir den Laden wieder eröffnen können?«

Der drahtige Seabee-Commander erwiderte ihr Lächeln. »Hier gibt es jedenfalls jede Menge Arbeit.«

»Also gut. Setzen Sie sich mit dem Stützpunkt in Conakry in Verbindung. Sagen Sie den Leuten, sie sollen heimkommen.«

**Hotel Mamba Point
Monrovia, Westafrikanische Union
23. Juli 2007, 20:34 Uhr Ortszeit**

»... Zwei Tote in Cape Shilling. Zwei Tote in Barlo Point. Drei in Whale Bay.« Der Offizier des Stabes stand vor Belewas Schreibtisch und las aus seinem Notizbuch vor. »Das macht insgesamt zwölf aus der Provinz Freetown. Wir warten noch auf die Berichte von Turtle- und Banana-Island. Mit denen gibt's noch immer keinen Funkkontakt.«

Obe Belewa nickte langsam. »Sehr gut, Hauptmann Tshombe. Es hätte schlimmer kommen können. Viel, viel schlimmer.«

»Es war auch so schon schlimm genug, Herr General«, erwiderte der Offizier seines Generalstabs in nüchternem Ton.

Von draußen drang lautes Hämtern herein. Sperrholzplatten wurden über Fenster genagelt, die vom Sturm eingedrückt worden waren. Frauen aus einem zivilen Arbeitsbataillon machten sich mit Tüchern und Eimern auf dem Korridor zu schaffen, um das Regenwasser aufzuwischen, das in das Regierungshauptquartier eingedrungen war.

»Wie sieht es mit der Funkabteilung aus?«, fragte Belewa. »Haben wir dort irgendwelche Probleme?«

»Wir sind voll einsatzfähig, Herr General«, antwortete Tshombe nicht ohne Stolz. »Wir sind es auch während des gesamten Sturms gewesen.«

»Sehr gut, Hauptmann. Richten Sie Ihren Leuten von mir aus, dass sie wirklich gute Arbeit geleistet haben.« Belewa zögerte einen Augenblick, ehe er fortfuhr: »Bekommen wir immer noch Informationen von den Amerikanern?«

»Sie schicken immer noch regelmäßig Wetterberichte«, antwortete der Funkoffizier. »Außerdem haben sie uns wissen lassen, dass sie schon bald wieder in der Lage sind, Luftaufnahmen zu machen... das heißt, falls der General noch welche erhalten möchte.«

Belewa hob eine Augenbraue. »Haben sich die Fotografien der Amerikaner bei den Vorbereitungen auf den Sturm als nützlich erwiesen?«

»Jawohl, Herr General. Als sehr nützlich sogar.«

»Und würden sie uns auch jetzt beim Ermitteln des Schadensausmaßes helfen?«

»Äh... ja, Herr General. Ich denke schon.«

»Dann empfangen sie die Fotografien, so lange die Amerikaner sie uns schicken. Wegtreten.«

»Jawohl. Danke, Herr General.«

Belewa rieb sich den Nacken, als der Funkoffizier den Raum verließ. Es wurde ihm bewusst, dass er 36 Stunden nicht mehr geschlafen hatte. Der Wirbelsturm war vorbei. Er wusste, er konnte sich jetzt jederzeit in sein Quartier zurückziehen und schlafen. Sein Befehls- und Führungsstab bestand aus Leuten, auf die er sich absolut verlassen konnte. Warum übergab er nicht einfach das Kommando an Sako und schlief ein paar Stunden?

Der bloße Gedanke ließ Belewass Augen schwer werden. Doch die Schadensberichte und die Opferbilanz von den küstennahen Inseln waren noch nicht eingetroffen. Er schüttelte sich kurz, um wieder wach zu werden. Noch eine Stunde vielleicht. Ja, eine Stunde noch, dann würde er sich ausruhen.

Es klopfte an der Tür.

»Ja?«

»Der algerische Botschafter wünscht Sie zu sprechen, Herr General. Er sagt, es wäre sehr wichtig.«

Belewa stieß ein stöhnendes Murmeln aus. *Zuerst der verdammt Wirbelsturm, und dann noch dieser Umamgi.*

»Führen Sie den Botschafter herein.«

Der Imam hatte ein selbstgerechtes Lächeln auf den Lippen, als er Belewass Büro betrat. »Guten Abend, Herr General«, sagte er und trat an den Schreibtisch. »Ein schlimmer Sturm, nicht wahr? Ich hoffe, er hat unter Ihrem Volk nicht zu viele Opfer gefordert.«

»Es hat beträchtlichen Schaden gegeben, Herr Botschafter«, antwortete Belewa knapp, ohne dem Algerier einen Platz anzubieten. »Ich schätze, wir werden für eine Weile mit Rettungsarbeiten und Hilfsmaßnahmen beschäftigt sein. Was können wir für Sie tun, Botschafter?«

»Es geht mehr darum, was wir für Sie tun können, Herr General.« Umamgis Lächeln wurde breiter. »Dieser Sturm war nicht unbedingt ein reines Unglück. Er wurde vielmehr von Allah selbst geschickt, um Ihnen in Ihrem Kampf gegen den Westen den Sieg zu schenken.«

Belewa machte ein finsternes Gesicht. »Was meinen Sie damit, Herr Botschafter?«

»Ich bringe Ihnen eine Nachricht von unserer Botschaft in Conakry. Unser Nachrichtendienst hat in Erfahrung gebracht, dass die Amerikaner in ihrer Angst vor dem Sturm den Großteil ihrer Streitkräfte von ihrem schwimmenden Stützpunkt abgezogen haben.«

»Unsere eigenen Agenten in Conakry haben uns das Gleiche berichtet, Botschafter. Worauf wollen Sie hinaus?«

»Das ist doch ganz einfach, Herr General. Jetzt, wo der Sturm vorbei ist, werden die Amerikaner wieder zurückkehren. Aber noch haben sie es nicht getan. Im Moment sind nur eine Handvoll von ihnen auf dem Stützpunkt anwesend. Nicht genug, um ihn verteidigen zu können, aber genug, um uns Gefangene und Geiseln in die Hand zu liefern.

Sie haben hier eine Gelegenheit, diesen Krieg mit einem einzigen Schlag zu gewinnen, Herr General«, fuhr Umamgi beflissen fort. »Ich habe schon mit Ihrem Stabschef gesprochen. Ihr Kanonenboot-Geschwader in Port Monrovia hat den Sturm unbeschadet überstanden. Es könnte unverzüglich eingesetzt werden. Wenn Sie jetzt angreifen, könnten Sie den amerikanischen Stützpunkt versenken oder, noch besser, ihn einnehmen. Sie könnten diese unrechtmäßige Blockade durchbrechen und die Vereinigten Staaten genauso wie die Vereinten Nationen vor aller Welt lächerlich machen.«

Einen Moment lang war es ganz still im Raum. Sogar die Hammerschläge von nebenan verstummten. Dann verzog Belewa das Gesicht zu einem freudlosen Lächeln. »Alles, was Sie sagen, stimmt, Herr Botschafter. Eine solche Operation wäre durchaus machbar, wäre da nicht der Waffenstillstand, der noch für 48 Stunden gilt.«

Die Augen des Algeriers weiteten sich in ungläubigem Staunen. »Ein Waffenstillstand!«, rief er aus und trat einen Schritt auf den Schreibtisch zu.

»Ich habe schon davon gehört. Aber wollen Sie wirklich eine solche

Gelegenheit einfach wegwerfen wegen... irgendeines... Stücks Papier?«

»Es gibt kein Papier, Botschafter«, entgegnete Belewa geduldig. »Es gibt lediglich eine mündliche Vereinbarung zwischen mir und der Kommandeurin der UN-Truppen.«

»Sie...« Umamgi hatte Mühe, Haltung zu bewahren. »Das ist doch völlig bedeutungslos!«

»Es ist nur dann bedeutungslos, wenn die Beteiligten ihm keine Bedeutung beimessen. Die UN-Kommandeurin hat ihren Teil des Abkommens eingehalten. Ich werde den meinen ebenfalls einhalten.«

»Sie ist eine Frau aus dem Westen!« Umamgi ballte in seiner Wut beide Hände zu Fäusten. »Eine pervertierte, gottlose und böse Kreatur! Ist Ihnen denn noch nicht der Gedanke gekommen, dass sie diesen Pakt nur deshalb eingegangen ist, damit Sie ihr nicht wehtun können, wenn Sie die Möglichkeit dazu hätten?«

Belewa lehnte sich in seinem Stuhl zurück und überlegte einen Augenblick. »Offen gestanden, Herr Botschafter«, erwiderte er lächelnd, »an diese Möglichkeit habe ich noch gar nicht gedacht. Und ich glaube, die Leopardin hat das auch nicht getan. Aber selbst wenn, dann war das ein sehr geschicktes Manöver. Ich habe nun einmal mein Wort gegeben. Der Waffenstillstand bleibt bestehen.«

»Ich werde meine Regierung von diesem Wahnsinn informieren! Was für eine Riesendumme!«, stieß Umamgi bestürzt hervor. »Meine Regierung wird nicht erfreut über einen Verbündeten sein, der den Sieg so leichtfertig aus der Hand gibt.«

Belewa stellte fest, dass ihm zum ersten Mal seit Tagen wieder etwas Spaß machte. »Ach wissen Sie, Herr Botschafter, so geht es eben im Leben. Irgendwann kommt der Moment, da wir selbst unsere engsten Verbündeten enttäuschen müssen. Traurig, aber wahr.«

Der Algerier drehte sich wütend um und ging zur Tür.

Belewa ließ ihn ein paar Schritte gehen, ehe er ihn mit einem Zuruf stoppte.

»Umamgi!«

Der Algerier zuckte zusammen und blieb wie erstarrt stehen.

Mit ruhiger Stimme fuhr Belewa fort: »Ein Mann ohne Ehre kann

oft nicht verstehen, warum Ehre wichtig ist. Jetzt können Sie gehen, Herr Botschafter.«

Als Umamgi auf den Korridor hinaustrat, war sein Gesichtsausdruck bereits wieder stoisch ruhig. Innerlich kochte er immer noch vor Wut, doch er hatte schon lange gelernt, seine wahren Gefühle und Absichten zu verbergen. Als er Belewas Stabschef aufsuchte, trug er bereits wieder seine undurchdringliche Maske.

Brigadegeneral Atiba ging ungeduldig auf und ab, als Umamgi sein Arbeitszimmer betrat. »Haben Sie mit ihm gesprochen?«, fragte Atiba aufgereggt. »Was hat er gesagt? Greifen wir an?«

»Ich fürchte nein, Herr Brigadegeneral«, antwortete Umamgi in ruhigem Ton. »Ich habe dem General die Chance genau erklärt – aber ich fürchte, Ihr Führer hält es nicht für... klug, die Truppen der Vereinten Nationen zum jetzigen Zeitpunkt anzugreifen.«

»Was?«, rief Atiba aus. »Das kann doch nicht Ihr Ernst sein! Das ist eine Gelegenheit, die nicht wiederkommt! Ich kann es nicht glauben, dass Obe sich eine solche Gelegenheit einfach so entgehen lässt.« Der Stabschef eilte zur Tür. »Ich spreche selbst mit ihm. Ich werde ihn schon überreden.«

Umamgi hielt Atiba am Arm zurück. »Lassen Sie ihn, mein Sohn«, sagte der Algerier und ließ Mitgefühl in seiner Stimme mitschwingen. »Der General hat seine Entscheidung getroffen. Er ist... müde. Die Dinge sind für ihn in letzter Zeit nicht sehr günstig verlaufen.«

»Sie sind für die gesamte Union nicht gerade günstig verlaufen, Herr Botschafter! Aber jetzt ist der Moment da, wo wir das Ruder herumreißen können!«

»Ja, aber diese Chance ist jetzt vorüber. Beten Sie zu Allah, dass sie wieder kommt. Inzwischen müssen wir uns mit der Entscheidung des Generals abfinden, nicht wahr?«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1
1. August 2007, 07:51 Uhr Ortszeit

Lieber Dad,

es ist hier jetzt ungefähr 7 Uhr, und ich habe bereits eine recht gute Patrouillen-Einsatzbesprechung und ein ziemlich ungenießbares Frühstück hinter mir. Ich werde mich nachher gleich aufs Ohr hauen. Aber vorher will ich als gute Tochter noch deinen Brief beantworten.

Nach dem Intermezzo mit dem Wirbelsturm haben wir unseren normalen Betrieb wieder aufgenommen. Die britischen Admiräle waren tatsächlich zuerst ein wenig verstimmt, weil ich ihr Minensuchboot ein wenig zweckentfremdet eingesetzt habe – aber schließlich mussten sie doch einsehen, dass uns unter den gegebenen Umständen kaum etwas anderes übrigblieb. Jedenfalls haben wir die Sturmschäden behoben und wieder mit unseren Routine-Operationen begonnen – soweit man mitten in einem Kriegsgebiet von ›Routine‹ sprechen kann.

Die Sache entwickelt sich aber nur sehr langsam. Belewa versucht weiter, die guineische Regierung mit Guerilla-Attacken zu schwächen, und wir bekämpfen weiter seinen Treibstoffschmuggel mit unseren Patrouillen. Chris versichert mir ständig, dass wir auf diese Weise ans Ziel kommen – aber wir tun es sehr langsam, indem wir dem Feind einen Benzinkanister nach dem anderen wegnehmen.

Mir gefällt das gar nicht, Dad. Ich möchte die Sache möglichst rasch zu Ende bringen. Ich weiß schon: ›Steter Tropfen höhlt den Stein‹ und so weiter, aber es gefällt mir trotzdem nicht, dass ich Belewa so viel Zeit geben muss, sich immer wieder zu sammeln. Dieser Kerl ist wirklich gut, Dad. Ein verdammt gefährlicher Gegner.

Ich habe oft so ein Gefühl, als würde er mich beobachten und nur darauf warten, dass ich einen kleinen Fehler mache. Es kommt mir manchmal so vor, als würde er an mich denken. In manchen Nächten hatte ich in meinem Quartier den Eindruck, dass mich jemand von hinten anstarrt. Es war so intensiv, dass ich mich manchmal umdrehte, um zu sehen, ob da jemand ist.

Natürlich war niemand da. Wahrscheinlich setzt mir einfach das Klima hier ein wenig zu.

Mach dir also keine Sorgen. Ich schlafe normalerweise ganz gut, und ich esse so gut, wie es die Küche hierzulässt. Ich habe wegen der Hitze ein paar Pfund abgenommen, aber das schadet meiner Figur ohnehin nicht. Und bevor du zu nörgeln anfängst, Daddy, versichere ich dir, dass ich, sobald die Sache hier vorbei ist, nach Abidjan fahre und ein paar Tage Urlaub mache.

Inzwischen suche ich nach einem Weg, wie ich das Ganze hier ein wenig beschleunigen kann. Sobald mir etwas einfällt, lasse ich es dich wissen.

*In Liebe
deine Tochter Amanda*

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

2. August 2007, 09:43 Uhr Ortszeit

»Ich dachte, das Zeug hier wäre wetterfest?«

»Sollte es auch sein, Ma'am. Aber das Klima hier an der Goldküste ist ein Sonderfall. Dagegen ist nun mal kein Kraut gewachsen.«

In der Drohnen-Reparaturabteilung hockte Christine Rendino vor einer Eagle-Eye-Aufklärungsdrohne, während zwei Techniker links und rechts von ihr knieten und ihr das Problem auseinandersetzen.

Es war leicht zu finden gewesen. Die schwere Polymerhaut hatte sich vom inneren Schaumstoff-Aluminium-Kern gelöst sodass sie nun ein Stück weit vom Flügel abstand.

»Die ständige Hitze und Feuchtigkeit löst das Bindeharz«, fuhr der Techniker fort. »Diese Nahtstelle an der Vorderkante bekommt den ganzen Propellerwind ab, wenn die Drohne im Horizontalflug ist. Falls sich die Haut an der Ecke ein klein wenig löst, fährt der Wind hinein und schwupp!«

»Verdammter Mist«, stieß Christine stirnrunzelnd hervor. »Was können wir dagegen tun?«

»Nichts, Ma'am. Wir müssen den ganzen Flügel auswechseln, um das Ding wieder flugtauglich zu machen.«

»Den ganzen Flügel?«

»Ja, Ma'am. Der Flügel ist in einem Stück aus Compositmaterial hergestellt.«

»Wie lange wird das dauern?«

»Das geht schnell, sobald wir das Ersatzteil hier haben.«

»Und wann haben wir's?«

Die beiden Techniker blickten einander etwas verlegen an. »Äh, ja, ich habe gehört, dass es schon unterwegs sein soll, Commander«, antwortete der Dienstältere der beiden.

»Und wann ist es da?«

»Nächsten Monat.«

Ein klatschendes Geräusch ertönte, als Christine sich mit der flachen Hand gegen die Stirn schlug. »Das kommt überhaupt nicht in Frage! Wir haben ohnehin schon zu wenige von diesen Dingern. Ich kann's mir nicht leisten, dass eine Drohne zwei Wochen hier im Hangar herumsteht.«

»Tut mir Leid, Commander, aber da lässt sich nun mal nichts machen.«

»Aber sicher doch. Repariert das Ding hier.«

»Ma'am, es tut mir wirklich Leid, aber das geht einfach nicht!«, erwiderte der Jüngere der beiden mit ernster Miene. »Zu Hause im Werk könnten sie vielleicht eine frische Schicht Bindeharz auftragen und den Flügel in die Presse geben. Aber dazu fehlen uns hier draußen die Mittel. Man hat uns gesagt, dass man solche Verbundmaterialien unmöglich hier an der Front reparieren kann.«

Christine stand abrupt auf. Sie murmelte etwas Unverständliches und trat an die Werkbank. Dort schnappte sie sich eine Heftmaschine und kehrte zu der geparkten Drohne zurück. Die beiden Techniker verfolgten mit entgeisterten Mienen, wie sie die Polymerhaut an den Flügel anlegte und sie an den Rändern mit einer Reihe von Heftklammern fixierte, die sich tief in das Verbundmaterial gruben.

»So, da hat man euch eben etwas Falsches gesagt. Wickelt etwas Klebeband drüber und lässt das Ding wieder fliegen.«

Acht Kilometer westlich von Kap Palmas.

Westafrikanische Union

7. August 2007, 02:02 Uhr Ortszeit

Eine bewaldete Küstenlinie unter dem stillen schwarzen Himmel. Ein breiter Strand, der von der hell aufschäumenden See umspült wurde. Eine lädierte, löchrige Asphaltstraße, die den Strand vom Wald trennte. Ein rauchig-orangefarbener Funke, der im Sand leuchtete.

Und einige hundert Meter entfernt dichtes Gebüsch, in dem sich etwas verbarg. Aus einer kleinen Lücke lugten die nichtreflektierenden Linsen eines Nachtglases hervor.

»Sleeper...«, flüsterte Bear in die Dunkelheit unterhalb des Tarngeflechts. »He, Sleeper!«

Unmittelbar neben ihm schreckte der drahtige Kamerad des stämmigen Marines aus tiefem Schlummer hoch und war augenblicklich hellwach. »Was gibt's?«, flüsterte er.

»Es sieht so aus, als wären da draußen zwei Blockadebrecher. Ein weiterer ist gerade reingekommen.«

»Hast du's vermerkt?«

»Ja«, antwortete Bear und nickte, wenngleich man das in der Dunkelheit nicht sehen konnte.

»Und unsere Squadron gibt uns immer noch Deckung?«

»Ja..«

»Und es gibt keine Anzeichen von feindlicher Patrouillenaktivität?«

»Nein.«

»Und warum, zum Teufel, gehst du mir dann damit auf die Eier?«, flüsterte Sleeper wütend.

»Ich dachte mir, du würdest es wissen wollen.«

»Wenn ich mit der Wache dran bin, dann will ich's wissen. Bis dahin möchte ich wenigstens ein paar Augenblicke schlafen!«

»Ach, verzieh dich, du Arsch!«

»Selber Arsch!«

Sleeper widmete sich wieder seiner Lieblingsbeschäftigung, den Kopf auf den Helm gestützt. Bear beschäftigte sich mit seinem Nachglas.

»Ist das alles?«, fragte der Transport-Feldwebel.

»Das ist alles, was wir durchgebracht haben, und ich glaube nicht, dass heute Nacht noch irgendwas nachkommen wird«, antwortete der Schmuggler in der typischen englisch-afrikanischen Mischsprache der Küste. »Die Ungeheuer sind hungrig.«

»Stimmt«, pflichtete der zweite Schmuggler ihm bei. »Ich hab selbst gesehen, wie sie drüben in Harper eine Pinasse geschnappt haben. Ich glaube, ich bin nur durchgekommen, weil ich ihnen ein zu kleiner Fisch war.«

Zwei Blockadebrecher mit Außenbordern lagen am Sandstrand – ein jeder aus zwei Pirogen zusammengebaut, die einen Katamaran bildeten. Zusammen hatten sie ein Dutzend Fünfzig-Gallonen-Fässer Dieselpit gebracht, was nicht einmal eine ganze Ladung für einen der drei Lastwagen bildete, die bereits am vereinbarten Treffpunkt gewartet hatten.

Die Fässer waren schon auf die Ladefläche des hintersten der drei Wagen verfrachtet worden. Die Männer vom Arbeitsbataillon waren nicht unglücklich darüber, dass es diesmal weniger zu tun gegeben hatte. Der Unteroffizier, der ihr Vorgesetzter war, besass jedoch ausreichend Informationen über die Situation innerhalb der Westafrikanischen Union, um zu wissen, was die beiden leeren Lastwagen bedeuteten.

»Haben Sie unser Geld?«, fragte der erste Schmuggler leise. »Wir müssen vor Tagesanbruch wieder zurück sein.«

Der Feldwebel überreichte ihnen schweigend die beiden schweißbeleckten Umschläge. Die beiden Männer aus der Elfenbeinküste traten an das Signalfeuer und zählten die dicken Bündel kleiner Scheine rasch durch.

Wenige Augenblicke später blickte der erste der beiden zum Unteroffizier auf. »Okay fürs Erste. Aber sagen Sie ihnen, beim nächsten Mal muss es mehr sein.«

»Ihr habt überhaupt keinen Grund, zu meckern«, erwiderte der Sergeant mürrisch. Er wusste, dass die Beträge in den Umschlägen im Vergleich zu seinem kargen Sold recht ansehnlich waren.

»Wir haben einiges zu meckern, wenn sie uns wegen Benzin-

schmuggels einbuchen. Viele hat es schon erwischt, auch welche aus unserem Dorf. Es wird immer schwieriger, den Ungeheuern zu entkommen. Sagen Sie Ihrem großen Boss, das nächste Mal muss es mehr sein! Sonst gehen wir wieder fischen!«

Der Unteroffizier antwortete mit einer typisch englischafrikanischen Floskel, die soviel bedeutete wie ›Schiebt es euch doch in den Arsch.‹ Er löschte das Feuer mit den Stiefeln und wandte sich wieder den LKWs zu. Die Schmuggler antworteten mit ein paar deftigen Flüchen und gingen zu ihren Booten hinunter.

Der Feldwebel kontrollierte noch einmal die Stricke, mit denen man die Fässer auf den Ladeflächen gesichert hatte. So wenige es auch waren – er wollte nicht auch noch eines der Fässer verlieren. Sein Hauptmann würde mit dem Fang gar nicht zufrieden sein. Aber wenigstens brachte er diesmal etwas mit. Es hatte in letzter Zeit Nächte gegeben, in denen überhaupt nichts durchgekommen war.

»He, Sleeper... Sleeper... He, Arschloch! Wach endlich auf!«

»Was ist los?«

»Da tut sich was. Sie haben gerade das Feuer ausgemacht. Ich glaube, sie brechen jetzt auf.«

»Lass mal sehen.«

Bear hielt das Nachtkompassglas in die Richtung, wo, wie er wusste, Sleepers Hand schon wartete. Der andere Marine nahm das Fernglas an sich, und im nächsten Moment strömte schwaches grünes Licht aus den Okularen, als Sleeper das Nachtsichtsystem aktivierte.

»Ja. Die beiden Boote dampfen ab.«

Motoren ertönten über dem Zischen und Rauschen der Brandung – das Brummen von Zweitakt-Außenbordmotoren und das tiefere Dröhnen der Dieselmotoren von Lastwagen. Scheinwerfer leuchteten auf, zweimal zwei sowie ein einzelner.

»Die Lastwagen kommen direkt hier vorbei.«

»Dann sieh sie dir gut an, Sleeper. Der Skipper und die Lady werden genau wissen wollen, was sie geladen haben.«

»Das weiß ich selbst, du Hornochse. Wart mal... Okay, auf dem letzten Wagen sind Fässer. Nur auf dem letzten. Die anderen beiden sind leer.«

»Dann haben sie eine Wagenladung durchgebracht, was? Na, das wollen wir doch mal sehen.« Bear griff nach seiner Waffe, einer 9-mm-Heckler&Koch-MP-5. Der Lauf der Maschinenpistole war mit einem Schalldämpfer versehen; außerdem war oben ein Nachtzielgerät angebracht.

»He, Bear! Was hast du vor?«

»Ich räume nur auf, Mann«, antwortete Bear, aktivierte das Nachtzielgerät und stellte die Waffe auf Halbautomatik ein.

Einer nach dem anderen rumpelten die Lastwagen der Westafrikanischen Union vorüber. Die Scheinwerfer strichen über die Büsche hinweg, hinter denen sich die beiden Marines verbargen – doch die schlaftrigen Männer in den Fahrerhäusern konnten sie nicht erkennen. Als der dritte Wagen vorbeirollte, kniete sich Bear hin, zog die MP-5 an die Schulter und nahm das Ziel ins Visier. Federleicht drückte sein Finger den fein eingestellten Abzug.

Mehrere Geräusche ertönten, die weniger wie Gewehrschüsse klangen, sondern eher wie ein leises Niesen. Und im nächsten Augenblick erschienen wie von Geisterhand Löcher in den Fässern, die auf der Ladefläche des Lastwagens festgebunden waren. Aus jedem der Löcher trat ein Dieselstrahl hervor, nachdem die Projektilen der Israelischen Militärindustrie FMJ beide Fässerreihen durchdrungen hatten. Das Geräusch der Geschosse, die das Blech der Fässer durchschlugen, ging im Dröhnen der Motoren und dem Rumpeln der Fahrzeuge unter, die über die schlechte Straße holpern. Der Geruch des ausströmenden Dieseltreibstoffs wiederum vermischt sich mit den Auspuffgasen der Lastwagen.

Der Konvoi verschwand in der Dunkelheit, während seine kostbare Fracht auf den Asphalt tröpfelte. Nachdem sie ihre Mission erledigt hatten, machten sich auch Bear und Sleeper auf den Heimweg.

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1 7. August 2007, 10:36 Uhr Ortszeit

Stone Quillain entledigte sich seiner Arbeitsjacke, als er Amandas Quartier betrat. »Sie wollten mich sprechen, Skipper?«

»M-hm«, antwortete Amanda geistesabwesend, während sie, an ihrem Schreibtisch sitzend, die Unterlagen studierte, die sie vor sich liegen hatte. »Setzen Sie sich, Stone. Ich habe gerade die Berichte durchgesehen, die ich von unseren Beobachtungsposten am Strand der Westafrikanischen Union reinbekommen habe. Über einen davon wollte ich mit Ihnen sprechen.«

Quillain hob abwehrend die Hand, »Sie müssen gar nicht weiterreden, Ma'am. Ich weiß genau, was Sie sagen wollen. Einer der Männer hat uns verraten, dass er auf eine Ladung Dieselfässer gefeuert hat. Ihr Zugführer und ich, wir haben den beiden Verantwortlichen ordentlich die Leviten gelesen – ich kann Ihnen versichern, es wird nicht wieder vorkommen.«

Amanda lachte leise. »Ich hoffe, Sie waren nicht zu streng mit den beiden. Wissen Sie, ich bin durch den Vorfall nämlich auf eine Idee gekommen. Mich würde interessieren, was Sie davon halten.«

»Worum geht's, Skipper?«

Amanda ließ die Patrouillenberichte auf den Schreibtisch fallen, lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und blickte nachdenklich zur Decke hinauf. »Es gibt da vielleicht einen Weg, wie wir den Druck auf Belewa erhöhen können.«

»Klingt interessant. Wie sieht Ihr Plan aus?«

»Bis jetzt haben wir eher passiv versucht, Belewas Treibstoffreserven so klein wie möglich zu halten. Wir verhindern, dass er Benzin importiert, aber wir haben bisher nichts gegen die Reserven unternommen, die er schon hat.«

»Und?«, fragte Quillain neugierig.

Amanda ließ ihren Stuhl wieder nach vorn kippen. Sie griff nach einer Mappe auf dem Schreibtisch und reichte sie dem Marine. »Sehen Sie sich das mal an.«

»Was ist das?«

»Das sind Fotos vom Tanklager von Wellington Creek in Kizzy Township. Es gehörte früher der Firma Shell. Heute ist es das wichtigste Tanklager der Westafrikanischen Union. Von dort kommt der Treibstoff für die westlichen Provinzen und für die Operation gegen Guinea.«

Quillain blickte etwas misstrauisch auf. »Entschuldigen Sie, aber woran genau denken Sie?«

Amanda beugte sich über den Schreibtisch und blickte Quillain eindringlich in die Augen. »Ich möchte, dass Sie etwas überlegen, Stone. Was wäre, wenn wir Wellington Creek ausschalten könnten? Dann müsste Belewa sein Vorgehen gegen Guinea fürs Erste aufgeben. Außerdem könnten wir damit den ganzen Krieg um einige Monate abkürzen.«

»Oh, Gott! Sie meinen es tatsächlich ernst!«

»Und ob ich es ernst meine.« Amanda erhob sich von ihrem Sessel und ging ein paar Schritte auf und ab. »Dieses Lager ist von zentraler Bedeutung und es ist verwundbar. Wir würden Belewa zwingen, einen großen Teil seiner bestehenden Reserven heranzuziehen, um diesen Verlust auszugleichen. Damit würden wir ihn empfindlich treffen!«

»Verdammmt, Skipper, das bestreite ich ja gar nicht«, erwiderte Quillain. »Und die Idee gefällt mir wirklich gut. Das Problem dabei ist nur, wie wir das den Diplomaten schmackhaft machen sollen. Ich glaube nicht, dass der Sicherheitsrat eine solche Operation auf dem Territorium der Westafrikanischen Union genehmigen würde – jedenfalls nicht, ohne zuvor sechs Monate darüber zu diskutieren. Die Idee ist nämlich einfach zu einleuchtend.«

»Da haben Sie völlig Recht, Captain. Deshalb wollte ich auch gar nicht um Erlaubnis fragen.«

»Oh... Gott!«

Ein schelmisches Funkeln tauchte in Amandas Augen auf. »Wie heißt es so schön: Verboten ist es nur, wenn man sich erwischen lässt.«

Quillain schlug sich mit der Hand aufs Knie. »Verzeihung Captain, aber wie um alles in der Welt wollen Sie das durchziehen? Ein Tanklager außer Gefecht zu setzen – so was spricht sich herum! Die Jungs von der Westafrikanischen Union werden sofort die Generalversammlung und alle Medien der Dritten Welt verständigen. Sie haben den Angriff auf Yelibuya gerade noch rechtfertigen können -aber für das hier wird man Sie mit hundertprozentiger Sicherheit zur Rechenschaft ziehen, weil Sie Ihr Mandat überschreiten.«

»Diese Möglichkeit besteht«, räumte Amanda ein und hob ihre schmalen Schultern. »Und wenn es wirklich so weit kommt, darin muss ich den Kopf hinhalten. Aber wenn es gelingt... dann könnten wir diesen verdammt Krieg um einiges abkürzen und damit tausende Menschenleben retten. Ich denke, das ist das Risiko wert.«

Sie begann wieder, langsam auf und ab zu gehen. »Das Entscheidende an dieser Operation ist, dass das Ganze wie ein Sabotageakt von westafrikanischen Bürgern gegen die eigene Regierung aussehen muss. Das heißt, dass es keine offene US-Präsenz am Strand geben darf, dass wir nichts zurücklassen dürfen, was uns verraten könnte, und – das Wichtigste überhaupt – dass es keine Opfer geben darf, weder auf ihrer Seite noch auf unserer... Oh, und wir müssen uns auch noch etwas einfallen lassen, wie wir ein paar tausend Tonnen Treibstoff unbrauchbar machen können, ohne halb Kizzy Township in die Luft zu jagen oder niederzubrennen.«

Quillain wischte sich über das Gesicht und murmelte etwas vor sich hin.

»Was war das, Stone?«

»Ach nichts, Skipper, Ich habe nur gerade an diesen Vollidioten denken müssen, der einmal gemeint hat, dass weibliche Offiziere prinzipiell nichts taugen.«

Tanklager Wellington Creek Kizzy Township, Westafrikanische Union 10. August 2007, 03:10 Uhr Ortszeit

Der Regen strömte aus dem nächtlichen Himmel herab – ein schwerer warmer Regen, wie er für die afrikanische Goldküste so typisch war. Die beiden Milizsoldaten der Westafrikanischen Union, die Wachdienst am Haupttor des Treibstoffdepots hatten, waren dieses feuchte Wetter seit langem gewohnt. Das machte es jedoch um nichts angenehmer, stundenlang in einer durchnässten Uniform herumstehen zu müssen. Was die Sache noch trister machte, war, dass sie kaum über den begrenzten Bereich hinaussehen konnten, der von der Torbeleuchtung erhellt wurde.

Während der ersten Hälfte ihrer Nachtwache hatte sich nichts Besonderes ereignet, wenn man einmal von der Militärpolizei-Patrouille absah, die einmal pro Stunde hier vorbeikam. Hier in der Gegend von Freetown passierte überhaupt nie etwas. Das war auch der Grund, warum man die Sicherung des Lagers dem hiesigen Wachbataillon überließ.

Die Posten standen an das rostzerfressene Eisentor gelehnt; ihre Gewehre hatten sie hinter sich stehen, um sie vor dem Regen zu schützen. Eine vergebliche Maßnahme, denn der Rost hatte längst an den abgenutzten Lee-Enfield-Karabinern zu fressen begonnen. Noch eine Aufgabe, der es sich zu widmen galt, ehe sie nach Hause gehen konnten.

Der Wachdienst in so einer Nacht hatte nur ein Gutes: dass es eine ganze Woche dauerte, bis es wieder soweit war. Mit halb geschlossenen Augen starnten die beiden Männer in die Dunkelheit hinaus.

Da hörten sie Stimmen und Musik, die über dem Prasseln des Regens allmählich immer lauter wurden. Ein halbes Dutzend Männer in zerlumpten Arbeitsanzügen kam die Straße herauf; einer von ihnen trug einen billigen Kassettenrecorder auf der Schulter. Aus dem Gerät tönte lauter Afro-Pop in die Nacht hinaus, sodass man den Inhalt ihres Gesprächs nicht verstand. In ihren Händen sah man Flaschen glitzern.

Fischer oder Lagerarbeiter, dachten sich die beiden Wachposten, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Bestimmt kamen sie aus einem Nachtclub oder einer Diskothek rund um die Macauley Street und waren jetzt auf dem Weg nach Hause in ihre Hütten am Strand. Etwas völlig Alltägliches also. Jedenfalls kein Ereignis, dem man irgendeine Bedeutung beizumessen brauchte.

Die Wachposten hatten Anweisung, jeden, der sich dem Tanklager näherte, aufzuhalten und nach einem Ausweis zu fragen. Nachdem sie jedoch immer wieder auf eher rüde Art zu hören bekommen hatten, wohin sie sich ihren Ausweis stecken könnten, hatten die beiden Milizsoldaten es aufgegeben, sich damit lächerlich zu machen.

Einer der zerlumpten Männer winkte mit einer Bierflasche in Richtung der Posten und rief den Gruß, der hier an der Küste üblich war: »Howdebody!«

Einer der Wachposten nickte grüßend zurück und fragte sich, da er selbst ziemlich durstig war, ob ihm die Männer wohl einen Schluck Bier abgeben würden.

Als die Gruppe genau auf der Höhe der Wachen war, ertönte plötzlich das Plopp einer schallgedämpften Pistole.

Die Lampe über dem Tor zerbarst und das Licht verlosch. Die Männer wirbelten herum und stürzten sich in einer lautlosen Attacke auf die beiden Wachposten. Einer der beiden wurde mit dem Kassettenreccorder niedergestreckt, während den anderen eine mit Sand gefüllte Socke traf. Keiner der beiden Milizsoldaten hatte die Möglichkeit, auch nur einen kurzen Warnruf auszustoßen.

Noch mehr Gestalten tauchten aus der Dunkelheit auf, allerdings waren die mit Uniformen und Helmen ausgerüstet. Sie stießen die Tore auf und drangen in das Gelände ein. Einige liefen auf die großen zylinderförmigen Tanks zu, in denen der Treibstoff gelagert war, während andere auf die Lichter der wenige Meter entfernten Wachhütte zustürmten.

Im Inneren der Hütte saßen der Feldwebel des Sicherheitstrupps und sein Obergefreiter am Tisch und spielten Karten, während diejenigen Männer der Wache, die Dienstfrei hatten, auf den beiden Feldbetten lagen und schliefen. Die Vorder- und Hintertür wurden gleichzeitig aufgestoßen, sodass die Männer völlig überrumpelt waren. Die Angreifer stürmten herein und streckten die Insassen mit Fausthieben und stumpfen Gegenständen zu Boden.

Der Feldwebel und zwei Wachmänner versuchten noch, bereits auf dem Boden liegend, nach ihren Waffen zu greifen, was ihnen jedoch nicht gelang. Der Obergefreite griff nach dem Telefon – ein zweckloses Unterfangen, da die Leitung längst gekappt war. Schließlich verband man den überrumpelten Insassen der Hütte ebenso wie den beiden Wachposten am Tor die Augen; außerdem wurden sie geknebelt und mit groben Stricken gefesselt, die man von der Piroge eines Schmugglers erbeutet hatte.

Danach trat der Anführer der vermeintlichen Fischer wieder in die Nacht hinaus.

»Alles klar, Skipper.«

Stone Quillain nickte Sergeant Tallman zu. Regenwasser tröpfelte von seinem Helm herunter. »Gut. Sie schließen sich jetzt mit Ihren Jungs dem Marine Corps an. Wir haben noch einiges zu tun.«

Quillain drückte die Sprechtaste an seinem Funkgerät und sprach leise in sein Mikrofon. »Royalty, hier Mudskipper. Phase eins ist abgeschlossen.«

Irgendwo in der Dunkelheit stürzten sich ebenfalls einige Jäger auf ihre Beute. Es gab noch zwei weitere Gruppen von Milizsoldaten, die es auszuschalten galt – jeweils zwei Mann, die auf dem Gelände des Lagers umherstreiften. Eine Eagle-Eye-Aufklärungsdrohne, die direkt unterhalb der Wolkendecke langsam dahin zog, verfolgte die beiden Patrouillen mit ihrem FLIR-Sensor, während der Systemoperator der Drohne zwei Marine-Teams zu den beiden Zielen führte.

Nur wenige der Lampen im Lager brannten noch; infolge der drastischen Energieknappheit blieb der Großteil bereits seit längerem dunkel. Die Marines verfügten über Nachtsichtgeräte – ein Hilfsmittel, das den Milizsoldaten auf der Gegenseite fehlte. Sie waren sich der Gefahr nicht bewusst, die in der Dunkelheit lauerte, und wurden so von dem Angriff völlig überrumpelt.

Granatwerfer wurden in Stellung gebracht. Unsichtbare Ziellaser wurden aktiviert und erfassten bestimmte Ziele mit ihrem Strahl. Ein dumpfer Knall nach dem anderen ertönte in der Nacht – Geräusche, die im Prasseln des Regens fast untergingen.

Die Granatwerfer waren mit Granaten geladen, die vom heißen Gas der Treibladung nicht direkt aus den Rohren getrieben wurden. Stattdessen sammelte sich das Gas in einem ausziehbaren Kolben, von wo es langsam und leise entwich. Durch die explosionsartige Ausdehnung eben dieses Kolbens wurden die Geschosse schließlich fortgeschleudert.

Die abgefeuerten Projektilen waren außerdem nicht tödlich; es handelte sich vielmehr um kleine zylinderförmige Behälter, sogenannte »Bohnensäckchen«, die mit Plastikkugeln gefüllt waren. Sie schlugen mit der Wucht einer Revolverkugel vom Kaliber .38 zu, wobei sich die Aufprall-Wirkung jedoch auf eine größere Fläche verteilte.

Für die Milizsoldaten, die von den Geschossen getroffen wurden,

war es, als bekamen sie einen mächtigen Schlag in die Magengrube. Als sie, sich vor Schmerz krümmend, zu Boden gingen, eilten bereits die Marines herbei, um ihnen mit ihren Gewehrkolben den Rest zu geben.

Nachdem die Marines die überwältigten Soldaten gefesselt und geknebelt hatten, trugen sie sie weg von den Treibstofftanks. Dann gingen sie daran, die abgefeuerten ›Beanbags‹ einzusammeln. Jedes der Projektilen war mit derselben leuchtenden Chemikalie markiert worden, wie sie auch in den IFF-Leuchtstiften verwendet wurde.

»Phase zwei abgeschlossen. Patrouillen ausgeschaltet. Lager sicher.«
»Verstanden. Gehen Sie zu Phase drei über.«

Stone Quillain wandte sich den Männern seiner Gruppe zu, die sich hinter der Wachhütte versammelt hatten. Sergeant Tallman und die anderen farbigen Marines, die sich als Fischer aus Freetown verkleidet hatten, trugen nun wieder ihre Uniformen und die gewohnte Ausrüstung. Schließlich wurden schwere Bolzenschneider und Brechstangen verteilt.

»Okay, Jungs, ihr kennt eure Aufgabe«, sagte Quillain und zog sein AI2-Visier herunter. »Corporal MacHenny, Ihr Team sichert das Tor. Halten Sie sich bereit, sofort aufzubrechen, sobald sie den Befehl dazu erhalten. Die anderen wissen ja, was zu tun ist. Vergesst nicht, auf eure Ausrüstung zu achten. Wir dürfen nicht die kleinste Kleinigkeit hier zurücklassen. Dann los!«

Die Marines bildeten Zwei-Mann-Gruppen und verteilten sich auf dem Gelände. Quillain und Tallman machten sich zum nächstgelegenen der riesigen Treibstofftanks auf. Sie kletterten über den verdichten Erdwall, der rund um den Behälter ein Auslaufen des Treibstoffs aus einem eventuellen Leck in Grenzen halten sollte. Dann folgten sie der Pipeline bis zum Tank. Christine Rendino hatte sich ganz diskret Zugang zur Shell-Datenbank verschafft und auf diese Weise eine Reihe von schematischen Darstellungen der Anlage aufgetrieben, wie sie hier in Wellington Creek installiert war. So wussten Quillain und Tallman genau, wonach sie suchten und wo sie es finden würden. Aus Sicherheitsgründen schalteten sie ihre elektronische Ausrüstung aus, ehe sie sich an die Arbeit machten.

Das Wartungsventil befand sich an der Nordseite des Tanks. Wie erwartet, war das Ventilrad mit einer schweren Sicherungskette versehen. Mit Hilfe der Bolzenschneider und ihrer Muskelkraft machten die beiden Männer kurzen Prozess mit diesem Hindernis. Der Rost erschwerte die Aufgabe, doch mit lautem Quietschen öffnete sich das Ventil schließlich doch.

Durch sein Eigengewicht wurde das Dieselöl aus der Öffnung gedrückt. Das Rad wurde mehrmals herumgedreht, bis schließlich ein horizontaler, zwanzig Zentimeter breiter und zehn Meter langer Strahl herausschoss und auf dem regendurchweichten Boden landete. Mit jeder Minute gingen so hunderte Gallonen des wertvollen Treibstoffs verloren.

Tallman riss das Rad vom Ventilschaft und schleuderte es wie eine Frisbeescheibe in die Nacht hinaus, während Quillain seine Brechstange am Tank selbst ansetzte. Auch wenn sie Mühe hatten, auf dem rutschigen Boden Halt zu finden, kämpften die beiden Männer mit aller Kraft gegen den Ventilschaft an, bis dieser schließlich nachgab und sich um 90 Grad verbog. Es würde bestimmt nicht leicht sein, das geöffnete Ventil wieder zu schließen.

Die beiden Marines traten zurück und verschauften kurz. »Mann«, stieß Tallman hervor, während er die Dieselpfütze betrachtete, die sich rasch ausbreitete. »Ich hoffe, dass niemand hier in der Umgebung im Bett raucht.«

»Ja, obwohl der Regen das Schlimmste verhindern würde. Außerdem weht der Wind von der Küste weg – es dürfte also eine Weile dauern, bis jemand die Treibstoff dämpfe bemerkt. Verschwinden wir.«

Während sie zum Erdwall wateten, war der Boden bereits mit mehr Dieselöl als Wasser bedeckt. Nachdem sie die Treibstoffpfütze hinter sich hatten, aktivierte Quillain seine elektronischen Systeme wieder.

»Tank zwei«, kam die erste Meldung herein. »Diesel. Offen.«

»Tank vier. Diesel. Offen.«

»Tank drei. Benzin. Offen.«

»Tank fünf. Leer.«

»Tank sechs. Kerosin, möglicherweise Flugzeugtreibstoff. Offen.«

»Verstanden, Tank-Teams. Tank eins Diesel und offen. Tank-Teams, sammeln am Wiederaufnahmepunkt«

Eine Serie von Doppelklicks kam als Antwort. Quillain wechselte den Kanal und wandte sich an die Seafighter-Kommandozentrale. »Royalty, hier Mudskipper. Phase drei abgeschlossen. Operation erfolgreich. Alles klar zur Rückführung.«

Amanda sprach kein Lob aus. Das hatte Zeit, bis das Team den Strand verlassen hatte. »Verstanden, Mudskipper. Beginnen Sie mit der Rückführung. Boote laufen ein.«

»Roger.« *Klick!* Stone wechselte wieder zur Kommandoschleife seines Trupps. »Alle Einheiten. Alle Einheiten. Rückführung einleiten! Alle Einheiten bestätigen und am Wiederaufnahmepunkt sammeln. Marsch!«

Der Wiederaufnahmepunkt befand sich am Pier des Tanklagers, wo einst in besseren Zeiten die Schiffe von Shell ihre Ladung gelöscht hatten. Die anderen Sabotage-Teams waren bereits dort. Die Männer hatten sich in einem Halbkreis um den Pier versammelt und beobachteten mit schussbereiten Waffen die Umgebung. Quillain trat in den Halbkreis und zählte seine Männer, die nach und nach aus der Dunkelheit angelaufen kamen.

»Sechzehn... Achtzehn... zweiundzwanzig... Vierundzwanzig. Tallman, können Sie meine Zählung bestätigen?«

»Vierundzwanzig sind ausgerückt, Vierundzwanzig sind zurück. Wir sind vollzählig, Captain.«

»Werkzeug ebenfalls gezählt?«

»Sechs Bolzenschneider und sechs Brechstangen.«

»Okay! Alle Mann, Ausrüstung überprüfen! Wir dürfen nichts zurücklassen! Auch nicht die kleinste Kleinigkeit!«

Draußen im Mündungsdelta in Sierra Leone bewegte sich etwas. Die drei dunklen Flecken erwiesen sich als fünf Meter lange Schlauchboote. Leise schlichen sie heran und kamen an der Landungsbrücke zum Stillstand.

»Crew für Boot eins. Marsch!«, rief Quillain mit heiserer Stimme. Die Benzindämpfe, die die Luft in dichten Schwaden erfüllten, begannen ihm in der Kehle zu kratzen.

Acht Marines eilten lautlos zum Pier und weiter zur Landungsbrücke hinunter. Es war ein Vorgang, der wiederholt geübt worden war, so dass jeder der Männer die genaue Reihenfolge kannte, in der sie an Bord zu gehen hatten und wo ihr Platz in dem kleinen Boot war. Wenige Sekunden später gab der Navy-Bootsführer Gas und lenkte das Schlauchboot in Richtung des Schiffes, das bereits auf sie wartete.

»Boot eins ist weg, Captain.«

»Crew für Boot zwei. Marsch!«

Quillain und Tallman waren die letzten, die das dritte Boot bestiegen. Die Seafighter lagen etwa zweihundert Meter vom Strand entfernt. Sie hatten alle Waffen eingefahren und waren aufgrund ihrer Tarneigenschaften kaum zu erfassen. An den Mastspitzen blinlte ein optisch nicht wahrnehmbares Stroboskoplicht, wodurch die Kennung des entsprechenden Luftkissenbootes übermittelt wurde. Die Bootsführer sahen das Signal mit Hilfe ihrer Nachtsichtgeräte und konnten so ihr Schlauchboot sicher zum Mutterschiff bringen. Heckrampen fuhren herab und Elektromotoren summten, als die Schlauchboote mit den Marines an Bord gehievt wurden. Die Arbeit war getan.

»*Carondelet* und *Manassas* melden, dass die Einsatzkommandos zurück sind«, berichtete Steamer Lane triumphierend aus dem Cockpit.

»Keine Bedrohung in Sicht. Es wird keine Reaktion am Strand gemeldet.«

»Auch hier bei uns sieht es gut aus, Steamer«, antwortete Amanda in ihr Mikrofon. »Schließt die Heckrampe und führt uns hinaus. Volle Tarnung und Schleichmodus beibehalten, bis wir hier weg sind.«

Die Männer des Landungstrupps verließen das Boot schlammbedeckt, voller Ölflecken und völlig durchnässt, aber mit der Erleichterung eines erfolgreich durchgeföhrten Einsatzes, der noch dazu nicht ungefährlich war. Stone Quillain blickte Amanda mit einem breiten Lächeln an, das zwischen den Ölflecken und der Tarnfarbe auf seinem Gesicht hervorstrahlte. Amanda erwiderete sein Lächeln und streckte die Rechte aus, die Handfläche nach oben. Quillain hob seine etwas größere Hand und klatschte die ihre so herhaft ab, dass es wie ein Gewehrschuss durch den Raum hallte.

»Es ist perfekt gelaufen!«, rief der Marine. »Ab-so-lut perfekt! Was für eine Schande! Der erste Special-Forces-Einsatz in der Geschichte, der genau wie geplant abgelaufen ist – und wir dürfen es niemandem erzählen!«

»Ich schätze, wir müssen uns die Geschichte für unsere Memoiren aufheben, Stone. Das war wirklich ausgezeichnete Arbeit!«

»Danke, Skipper. Ich werd's an die Jungs weitergeben.« Stone nahm den Helm und den Rucksack ab und warf seine öl- und schlammverschmierte Ausrüstung neben das Schott. »Also eine Tasse Kaffee wäre jetzt wirklich toll.«

Amanda wich rasch einen Schritt zurück, um nicht mit Schlamm bespritzt zu werden. »Ich lass euch welchen bringen. Um Himmels willen, gehen Sie nicht nach vorn, bevor Sie sich ein wenig sauber gemacht haben. Es muss ja nicht das ganze Deck voller Schlamm sein.«

Quillain blickte sie vorwurfsvoll an. »Da haben wir's wieder. Es rächt sich eben, wenn man eine Frau bei einer Pokerpartie, bei einer Jagdgesellschaft oder einem Krieg mitmachen lässt. Sie wird keine Ruhe geben, bevor nicht überall schön sauber gemacht ist.«

Tanklager Wellington Creek Kizzy, Westafrikanische Union

10. August 2007, 07:46 Uhr Ortszeit

Das Lager war ein einziger Ölumpf. Die Tanks standen inmitten eines stinkenden Morasts aus Schlamm, Öl und Wassermassen, die von den Sicherheitswällen gerade noch aufgehalten wurden. Ringsum war alles mit einer Ölschicht überzogen, die in allen Regenbogenfarben schillerte.

Rund um die Erdwälle waren bereits die Notmaßnahmen im Gange. Eine Arbeitsgruppe aus Frauen und größeren Kindern aus Freetown war dabei, Dieselpfützen mit Lappen aufzuwischen, die anschließend in offene Ölfässer ausgedrückt wurden. Die Stromzuleitung zum Lager hatte man unterbrochen, und eine Postenkette schirmte den Komplex ab, wobei besonders darauf geachtet wurde, dass sich niemand eine Zigarette anzündete oder sonstwie Feuer machte.

»Wie viel haben wir verloren?«, fragte Belewa gerade heraus.

»Den gesamten Flugzeugtreibstoff«, antwortete der mondgesichtige Lagerverwalter zögernd. Er war eigentlich Zivilist, und die schlecht sitzende Uniform, die er angelegt hatte, verlieh ihm keine zusätzliche Sicherheit, zumal er damit eher lächerlich wirkte. »Obwohl ohnehin nur noch wenig übrig war. Außerdem vielleicht siebzig Prozent des Diesels und Benzins. Man hat erst nach etwa einer halben Stunde entdeckt, dass die Ventile offen waren. Außerdem ist einige Zeit vergangen, bis das technische Personal vor Ort war, um sie zu schließen...«

»Ich habe nicht nach Entschuldigungen gefragt! Ich habe gefragt, wie viel Treibstoff wir verloren haben!«

Der Lagerverwalter brachte vor Angst kein Wort mehr heraus.

Belewa blickte angewidert zur Seite. Nicht der Depotmanager wiederte ihn an, sondern er selbst. Es nutzte absolut nichts, diesem dikken, verzweifelten Mann Angst zu machen.

»Ich bin überzeugt, dass Sie und Ihre Leute alles getan haben, was möglich war, Major Hawkins«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Aber jetzt ist es Ihre Aufgabe, so viel wie möglich zu retten. Jeder Liter ist wertvoll.«

»Wir werden tun, was wir können, Herr General. Aber viel ist schon im Boden versickert. Und der Rest – das Wasser, der Schlamm...« Erneut versagte dem Mann die Stimme.

»Jeder Liter, Major«, sagte Belewa und ging zum Tor des Lagers zurück.

Sein Stabschef und eine Gruppe von Offizieren der Militärpolizei hatten sich vor der Wachhütte versammelt. Hinter ihnen stand in einiger Entfernung von dem Ölumpf auf einem freien Platz der BO-105-Helikopter, der Belewa und Atiba an den Ort des Geschehens gebracht hatte. Seine Anwesenheit belegte deutlich das Ausmaß der Katastrophe. Aufgrund der seit längerem bestehenden Treibstoff-Sparmaßnahmen wurden die wenigen Flugzeuge der Westafrikanischen Union nur noch in absoluten Notfällen eingesetzt.

»Brigadegeneral«, rief Belewa, ohne stehenzubleiben, als er an der Gruppe vorbeikam, »haben Sie den Sicherheitsbericht?«

»Jawohl, Herr General«, antwortete Atiba.

»Gut. Dann gehen wir. Hier können wir ohnehin nichts mehr tun.«

Als der Hubschrauberpilot sah, dass seine hochrangigen Passagiere sich näherten, ließ er die Triebwerke seiner Maschine anlaufen. Wenige Minuten später waren sie in der Luft und flogen in südlicher Richtung entlang der Küste nach Monrovia zurück.

Belewa blickte eine Weile auf den Strand hinunter, der unter ihnen vorüberzog, ehe er sich über Bordfunk an seinen Stabschef wandte. »Was haben die Sicherheitsleute gesagt, Sako?«, fragte er durch das Heulen der Turbinen und das Dröhnen des Windes, das durch die türlosen Seitenluken hereindrang.

»Es scheint sich um einen Sabotageakt von Aufständischen zu handeln«, antwortete der Stabschef. »Es gibt keine Hinweise darauf, dass die UN-Mandatstruppen etwas damit zu tun hatten.«

»Pah!«

»Die Wachposten am Tor und die Männer in der Wachhütte haben angegeben, dass sie von Einheimischen überwältigt wurden. Sie waren alle schwarz«, beharrte Atiba.

»Es gibt viele Schwarze im amerikanischen Marine Corps.«

»Wenn es wirklich Marines waren, warum haben sie dann nicht einfach das ganze Lager in die Luft gejagt? Oder gleich eine Bombe abgeworfen?«

»Weil ihnen auf diese Weise niemand etwas vorwerfen kann. Sie können sagen, dass es ein Sabotageakt unserer eigenen Leute war, so wie du selbst es gerade gesagt hast. Sie vernichten nicht nur unsere Treibstoffreserven – nein, alle Welt bekommt auch noch den Eindruck, dass die Westafrikanische Union allmählich unter dem Embargo der Vereinten Nationen zusammenbricht. Dass unsere eigenen Leute sich schon gegen uns wenden.«

»Aber unser Botschafter bei den Vereinten Nationen meldet, dass der Sicherheitsrat weiter eine abwartende Haltung in der Frage Guinea-Westafrikanische Union einnimmt. Sie scheinen sich damit zufriedenzugeben, das Embargo weiterlaufen zu lassen, aber ansonsten nichts zu unternehmen. Es gibt keine Hinweise auf ein militärisches Eingreifen der UNO auf unserem Territorium. Sie hätten uns doch

bestimmt ein Ultimatum gesetzt, bevor sie einen solchen Einsatz ge-startet hätten.«

»Das hat auch gar nichts mit den Vereinten Nationen zu tun! Die UNO mag sich vielleicht damit zufriedengeben, ihr Embargo auf-rechtzuerhalten und abzuwarten. Aber sie gibt sich damit nicht zufrie-den! Sie wartet nicht einfach ab! Sie ist hier, um Krieg zu führen! Gegen uns!«

»Du meinst die amerikanische Kommandeurin? Was werden wir da-gegen unternehmen? Eine Protestnote schicken?«

»Haben wir denn irgendeinen Beweis?«, erwiderte Belewa und schlug sich frustriert mit den Fäusten auf die Knie. »Der Sicherheitsrat würde uns höchstens auslachen. Die Leopardin führt den Krieg für sie, und sie brauchen sich nicht mit unangenehmen Entscheidungen her-umzuplagen.«

Belewa hob erneut die Fäuste und hielt inne, um sich mit einer Hand müde die Augen zu reiben. »Merk dir eins für die Zukunft, mein Freund. Du kannst einen ganzen Feldzug planen und vorbereiten und glaubst wahrscheinlich, dass du an jede Eventualität gedacht hast. Aber es wird immer irgendeinen Faktor geben, irgendein Detail, das du übersiehst. Ich habe die Leopardin übersehen, Sako. Ich habe ein-fach nicht mit dieser Leopardin gerechnet.«

**Hotel Mamba Point
Monrovia, Westafrikanische Union
11. August 2007, 21:21 Uhr Ortszeit**

Selbst die Aussicht vom Balkon seines Büros machte General Belewa nun keine Freude mehr. Der Wind, der vom Meer hereinwehte, war so angenehm kühl wie immer, doch das Meer selbst war zum Verbünde-ten seiner Feinde geworden. Und die Nacht war viel zu dunkel.

Die Generatoren liefen außer in seinem Hauptquartier nur noch im Flottenstützpunkt und der Armeegarnison von Monrovia. Der Rest der Hauptstadt blieb aufgrund der notwendig gewordenen Energiespar-maßnahmen dunkel. An den Straßen brannten keine Laternen mehr. Es war auch kaum irgendwo ein Auto unterwegs. Und auch in den

Häusern gab es nirgendwo Licht, wenn man vom sanften Kerzenschein und dem Glühen der Kohlen absah. Sogar Kerosin und Lampeöl waren kostbar und nur noch schwer zu bekommen.

Das Volk, sein Volk, musste wieder in der Dunkelheit leben. Es war, als wäre er nie gekommen, um etwas zu verändern.

»Herr General... Obe. Können wir dich sprechen?«

»Natürlich, Sako.«

Brigadegeneral Atiba und Botschafter Umamgi warteten in seinem Büro auf ihn. Sein Stabschef lächelte; er war offensichtlich von einem Feuer und einer Begeisterung besetzt, wie Belewa sie lange nicht mehr an ihm gesehen hatte.

Auch der algerische Mullah lächelte, doch sein Lächeln hatte wie immer in letzter Zeit etwas Hämisches an sich. Auf dem Schreibtisch lagen zwei maschinegeschriebene Blätter, die allem Anschein nach einen Operationsvorschlag enthielten.

»Herr General, wir haben da einen Plan.«

»Was für einen Plan, Sako?«

»Einen Plan, wie wir die Blockade brechen können und an den Treibstoff herankommen, den wir brauchen. Einen Plan, wie sich die Leopardin besiegen lässt, Obe!«

Belewa ließ sich in seinen Stuhl sinken. Er griff nach dem Papier auf dem Schreibtisch und las den ersten Absatz. »Ist der Vorschlag von dir, Sako?«

»Nein, aber ich finde ihn gut. Der Plan stammt von den Algeriern. Botschafter Umamgi hat mir die volle Unterstützung seiner Regierung für die Operation zugesichert. Es ist alles so einfach, Obe. Es muss einfach klappen!«

Belewa überflog die erste Seite, dann die zweite. Es war wirklich ein sehr einfacher Plan.

»Nein.«

Einen Moment lang herrschte Stille. Die Begeisterung schwand aus Atibas Miene; stattdessen war nur noch Enttäuschung und Ärger darin zu lesen.

»Nein? Aber warum? Es würde bestimmt funktionieren, Obe! Der Plan trifft die Leopardin mitten ins Herz. Hast du uns denn nicht im-

mer gepredigt, dass man den Feind an seiner Schwachstelle treffen muss? Dieser Plan setzt genau an der Schwachstelle dieser Frau an. Wir könnten uns aus unserer Bedrängnis befreien und sie vernichten!«

»Wir würden uns damit aber auf ein Niveau begeben, das wir hinter uns gelassen haben, Sako«, erwiderte Belewa und warf das Papier auf den Schreibtisch. »Haben wir uns nicht geschworen, dass wir so etwas nie wieder tun? Wir müssen uns etwas anderes einfallen lassen.«

»Nein!«, entgegnete Atiba zornig und schlug mit der Hand auf den Schreibtisch. »Obe, uns läuft die Zeit davon. Wir haben letzte Nacht die Hälfte unserer Treibstoffreserven verloren. Die Hälfte! Wir haben nur noch sechs Wochen! Dann ist all das vorbei, wofür wir beide gekämpft haben!«

»Wir werden einen anderen Weg finden, um die Blockade zu brechen! Einen, der uns nicht unsere Ehre nimmt.«

»Zum Teufel mit der Ehre! Was für einen Weg willst du denn finden? Wir werfen hier unsere Chance weg, zu gewinnen! Nenn mir einen guten Grund, warum wir es nicht wenigstens versuchen sollten! Und erzähl mir nichts von Ehre oder von einem Niveau, das wir hinter uns gelassen haben!«

»Du willst einen guten Grund hören? Den kannst du haben.« Belewa erhob sich von seinem Stuhl und blickte Atiba direkt in die Augen. »Wir werden diesen Plan nicht ausführen, weil ich es nicht will! Genügt dir das, Brigadegeneral?«

Die Wucht von Belewass Worten ließ den Stabschef zurückzucken. Für einen langen Moment starrten die beiden Männer einander in die Augen. Von Freundschaft war zwischen ihnen nichts mehr zu spüren. Schließlich drehte sich Atiba um und stürmte aus dem Zimmer.

Der General und Umamgi blieben allein zurück, und es war der Bot-schafter, der das Schweigen brach. »Es gibt da ein Gleichnis«, sagte der Algerier mit ruhiger Stimme, »von einem Mann, der einst ein großer König war. Doch diesem Mann war sein eigener Stolz wichtiger als sein Königreich. Genau dieser Stolz war schuld, dass er eines Tages sein Reich verlor. Und da es kein Reich mehr gab, brauchte es auch keinen König mehr zu geben. Und da der König nun nutzlos war, war der Mann als Ganzes nutzlos. Nur so ein Gedanke, Herr General.«

Belewas Hand zuckte zu seinem Pistolenholster.

»Raus hier!«

Der Mullah lächelte kalt und ging zur Tür. Als er draußen war, ließ sich Belewa auf seinen Sessel sinken. Müde saß er da, den Kopf auf die verschränkten Arme gebettet.

**Zwei Kilometer südwestlich von Point Yannoi,
Elfenbeinküste**

16. August 2007, 22:10 Uhr Ortszeit

Geschickt manövrierte Felix Akwaba seine Piroge in der leichten Dünung in den Wind. Er erhob sich mit steifen Gliedern von der achterlichen Ruderbank und barg das geflickte Baumwollsegel, um sein kleines Boot treiben zu lassen. Dann setzte er sich wieder und hielt den Kurs, indem er gelegentlich mit der Pinne eingriff.

Die Nacht war vom Halbmond und den Tausenden von Sternen des tropischen Himmels erleuchtet. Doch das spielte für Felix keine große Rolle. Er segelte schon seit über fünfzig Jahren an diesem Küstenabschnitt und kannte sich in dieser Gegend besser aus als in seiner eigenen Hütte.

Hätte er über seine rechte Schulter zurückgeblickt, so hätte er das phosphoreszierende Leuchten der Brandung am Riff von Biahuin gesehen. Hinter sich zur Linken wäre das rote Leuchtsignal des Funkturms von Point Yannoi zu sehen gewesen.

Es war der übliche Ort und der vereinbarte Zeitpunkt. Sie würden bestimmt bald auftauchen.

Als es soweit war, erschrak er wie immer ein wenig, weil man zunächst nur das Rauschen des rasiermesserscharfen Bugs im Wasser wahrnahm. Dann türmte sich der Bug von einem Augenblick auf den anderen über der kleinen Piroge auf und schob sich vorüber. Er sah das Vordeck, ein schlankes Geschützrohr, das zum Himmel gerichtet war, und die schnittigen Aufbauten. Das einzige Licht auf dem über fünfzig Meter langen Patrouillenboot kam von der schwachen Beleuchtung im Ruderhaus.

Felix hörte jetzt die gedämpften Maschinengeräusche, und im näch-

sten Augenblick stießen der hölzerne Rumpf seines Bootes und der Stahlrumpf des Patrouillenbootes leicht aneinander. Bootshaken senkten sich herab und hielten sein Boot längsseits, und eine dunkle Gestalt streckte eine Hand aus, um ihn an Bord zu ziehen.

Der Mann, der Helm und Gefechtsweste trug, führte ihn schweigend ins Innere, das, wie gewohnt, von diesem seltsamen blutroten Licht erhellte war, das die an die Dunkelheit gewöhnten Augen von Felix nicht schmerzte. In der engen Offiziersmesse wartete sie schon auf ihn.

»*Comment allez-vous, Monsieur Akwaba. Le petit bière?*«

Als er von ihr angeheuert worden war, hatte ihr Französisch noch steif und sehr europäisch geklungen. Nun jedoch, nach ein paar Monaten, hatte es die typische afrikanische Leichtfüßigkeit. Es war fast ein wenig beunruhigend. Wegen ihrer nahezu weißen Haare und ihrer graublauen Augen wurde sie von den Agenten, die sie unter den Fischern hier an Frenchside rekrutierte, auch *Le Petit Fantôme*, der »Kleine Geist« genannt.

Felix fragte sich manchmal, ob in dieser Bezeichnung nicht mehr Wahrheit steckte, als man vermutete. Die Weißen behaupteten zwar, dass es bei ihnen keine Zauberer oder Hexen gäbe – aber bei dieser Frau war er sich nicht so sicher.

»*Merci, s'il vous plaît, Capitaine*«, antwortete Felix und nahm gegenüber der amerikanischen Marine-Offizierin am Tisch Platz. »Die Nacht ist warm.«

Sie holte eine gut gekühlte Flasche Bier hervor und schenkte in die beiden Wassergläser ein, die auf dem Tisch standen. Beide warteten einen Augenblick, bis sich der Schaum gesetzt hatte, und tranken dann gemeinsam einen Schluck.

»Wie geht's mit dem Fischen?«, fragte sie und stellte das Glas auf den Tisch.

»Nicht gut und nicht schlecht. So wie immer.«

»Und wie geht es Ihren Enkelkindern in der Schule?«

»Ha! Sie schreiben Ihrem Großvater Briefe, und mein Schwiegersohn liest sie mir und dem ganzen Dorf vor. Ich bin sehr stolz auf sie.«

»Das freut mich zu hören, mein Freund«, sagte sie lächelnd. »Und wie ist die Lage an der Küste?«

Nun war der Austausch von Höflichkeiten vorbei – es ging ans Geschäftliche.

»Die Männer von der Westafrikanischen Union kommen regelmäßig, um neue Leute zu rekrutieren, die für sie Treibstoff schmuggeln.«

»Und finden sie viele, die für sie arbeiten?«

»Es ist nicht mehr so leicht, wie es einmal war. Eure Meeresungeheuer, eure schnellen Kanonenboote haben schon zu viele erwischt. Natürlich, die Schmuggler, die geschnappt werden, bekommen höchstens einen Monat oder zwei aufgebrummt – oder sogar noch weniger, wenn ihre Familien den Richter bestechen können. Aber an der Elfenbeinküste ist selbst ein Monat Gefängnis kein Honiglecken. Und wenn sie nach Hause kommen, sind ihre Boote weg. Sie haben nichts mehr.«

Felix nahm noch einen Schluck Bier. »Nein«, sagte er, »jetzt müssen die Männer aus der Westafrikanischen Union schon viel bieten, wenn sie genug Leute finden wollen.«

»Und brauchen sie denn viele?« Ihre Augen, die die Farbe des Meereshorizonts in der Morgendämmerung hatten, verengten sich ein klein wenig.

»Sehr viele. Mehr als früher.«

»Und was versprechen sie den Leuten?«

»Mehr Geld, fast das Doppelte von dem, was sie früher für ein Fass Diesel oder Benzin bezahlt haben. Und sie zahlen sofort. Außerdem gibt es einen neuen Außenbordmotor für jedes Boot, das die Blockade durchbricht. Den Motor bekommt man im Voraus. Für einen solchen Lohn würde es sich sogar meine Frau überlegen, ob sie nicht schmuggeln sollte.«

Die Frau mit dem hellen Haar nickte nachdenklich. »Ich stelle mir vor, dass sie mit einem solchen Angebot genug Leute finden.«

»So ist es.«

»Verstehe. Das ist wirklich interessant, mein Freund.« Die Frau griff in ihre Hemdtasche und holte ein Päckchen Geldscheine hervor. Westafrikanische CFA-Francs, wie immer gebrauchte kleine Scheine,

die nirgendwo auffallen würden. »Danke, dass Sie meine Augen und Ohren sind.«

Felix stopfte das Geld in eine Tasche seines zerlumpten Hemds. Manchmal fragte er sich, ob es richtig war, dass er seine eigenen Leute bespitzelte – aber er war kein junger Mann mehr. Es war heute schwerer, genug Fische zu fangen, und die Schule, die seine Enkeltochter besuchten, kostete viel Geld.

Aber andererseits, was würde passieren, wenn die Westafrikanische Union es doch schaffte, sich Guinea einzuverleiben? Im Moment zeigte dieser Belewa der Elfenbeinküste ein lächelndes Gesicht. Aber das tat auch der Hai, bevor er zubiss.

»Sie haben einen neuen Plan«, fuhr Felix fort. »Wenn die Motoren geliefert werden, sagen sie den Leuten genau, wann und wo sie aufbrechen sollen. Die Schmuggelboote segeln diesmal nicht allein, sondern alle zusammen, wie ein großer Schwarm Fische.«

»Und die Westafrikanische Union glaubt, dass wir es nicht merken?«

»Doch, das wissen sie genau. Aber ihre Männer haben versprochen, dass sie diesmal Kanonenboote schicken werden, die die Boote begleiten. Viele Kanonenboote. Diesmal, so sagen sie, werden die Meeresungeheuer sterben.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1 16. August 2007, 06:45 Uhr Ortszeit

»Ich glaube, da steckt Verzweiflung dahinter«, sagte Christine Rendino, einen halb vollen Kaffebecher in der Hand. »Belewa setzt alles auf eine Karte.«

Nach ihrem Gespräch mit ihrem Informanten an Bord der *Sirocco* war die Intel-Offizierin unverzüglich an Bord eines britischen Patrouillenhubschraubers zu Floater 1 zurückgekehrt. Sie hatte es sogar in Kauf genommen, sich in der frühmorgendlichen Dunkelheit am Seil zum Heli hochhieven zu lassen, um schon auf der Plattform zu sein, wenn Amanda und die anderen taktischen Offiziere von ihrer Patrouille zurückkehrten.

Als sie schließlich im Briefing-Trailer versammelt waren, holten sich Christine, Amanda, Stone Quillain und Steamer Lane einen Kaffee nach dem anderen aus dem Automaten, um die Müdigkeit zu bekämpfen, während sie sich mit der jüngsten Krisensituation auseinandersetzen.

»Gibt es irgendwelches Material der Nachrichtendienste, das die Aussagen deines Informanten bestätigt?«, fragte Amanda und rieb sich die Augen.

»Seine Aussagen erklären das, was wir am Marinestützpunkt von Harper gesehen haben. Die beiden Boghammer-Geschwader dort werden mit jedem Boot verstärkt, das die Westafrikanische Union irgendwie auftreiben kann. Wir schätzen, dass sie im Moment zweihundzwanzig bis vierundzwanzig Boghammer zur Verfügung haben. Für diese Geschwader gelten momentan auch keine Treibstoffbeschränkungen. Während der vergangenen Woche haben sie intensive Manöver- und Gefechtsübungen durchgeführt. Die bereiten sich mit Sicherheit auf einen größeren Einsatz vor.«

»Der Bursche, mit dem Sie Kontakt haben... kann uns der nicht verraten, wann die Sache steigen soll?«

Christine zuckte die Schultern. »Ist gar nicht nötig. Das ist nicht so schwer zu erraten. Sie werden ihre Operation sicher in der Nacht durchführen, im Schutz der Dunkelheit. Andererseits müssen sie einen großen Schwarm Fischerboote die Küste entlang geleiten, die keine Nachtsichtgeräte und keine Navigationsausrüstung haben. Sie sind also auf das Mondlicht angewiesen, und zwar möglichst viel davon.«

»In sechs Tagen haben wir Vollmond«, sagte Amanda nachdenklich.

»Genau«, stimmte Christine zu. »Ich würde sagen, ihr Zeitrahmen für ihre Operation dürfte von zwei Tagen vor Vollmond bis zwei Tage danach reichen. Die Wettervorhersage lässt vermuten, dass wir in dieser Zeit eine ruhige See und einen klaren Himmel haben werden – also ideale Bedingungen für einen Konvoi. Wenn sie diese Gelegenheit verpassen, können sie es erst wieder in einem Monat versuchen. Und so viel Zeit haben sie nicht mehr.«

Keiner sagte ein Wort, alle schauten Amanda Garrett an.

Der Blick ihrer halb geschlossenen haselnussbraunen Augen schien

in weite Ferne gerichtet zu sein. Nur die Tatsache, dass sie sich ganz leicht auf die Unterlippe biss, zeigte, wie konzentriert sie war, wie sehr es in ihr arbeitete.

»Ich schätze, wir sollten den Leuten von der UNO einiges vorlegen«, fuhr Christine zögernd fort. »Sie müssten dann die Regierung der Elfenbeinküste damit konfrontieren. Diese Sache ist einfach zu groß, als dass sie sich so einfach unter den Teppich kehren lässt. Sie müssen etwas unternehmen, sonst verlieren sie in den Augen der Weltöffentlichkeit ihr Gesicht. Wenn wir uns beeilen, können wir die Sache vielleicht stoppen, bevor sie begonnen hat.«

»Nein.«

Amanda schüttelte entschieden den Kopf. »Wir erzählen niemandem an der Küste davon, nicht einmal unseren Leuten in Conakry. Ich werde Admiral MacIntyre persönlich über die Situation informieren. Ansonsten bleibt das Ganze unter uns. Belewas Nachrichtendienst darf nicht erfahren, dass wir über seine Pläne Bescheid wissen.«

Sie schob ihren Sessel zurück und stand auf, um ein paar Schritte auf und ab zu gehen, von einem plötzlichen Adrenalinstoß getrieben. »Wenn Belewa sich herauswagen und zuschlagen will, dann werden wir ihn nicht daran hindern. Genau darauf haben wir seit Yelibuya gewartet. Das ist eine weitere Chance im Hinblick auf eine offene Konfrontation im Rahmen unserer Regeln für Kampfhandlungen, eine weitere Chance, die Union entscheidend zu schwächen.«

Steamer Lane machte ein grimmiges Gesicht. Stone Quillain streckte in einer entschiedenen Geste den Daumen nach oben. Einzig Christine war sich nicht sicher, wie sie reagieren sollte.

»Steamer, fangen Sie gleich mit Ihrem Wartungsprogramm an. Ich will, dass in der kommenden Vollmondphase die gesamte Flottille einsatzbereit ist. Das hat oberste Priorität! Wir werden alle drei PGs die vollen fünf Nächte da draußen stationieren. Ich weiß, dass unsere Leute dadurch das doppelte Programm haben, aber für eine Weile lässt sich das schon machen. Informieren Sie auch die *Santana* und die *Sirocco*. Wir verlegen beide zur Unterstützung nach Elfenbeinküste-Ost. Wir müssen die Operation auch mit dem britischen Helikopter-Geschwader absprechen. Zu dieser Party werden alle eingeladen.«

»Aye aye, Ma'am.«

»Stone, ich bin mir noch nicht sicher, welche Aufgaben Ihre Leute übernehmen werden, aber ich will jedenfalls alle drei Rifle Platoons hier auf der Plattform haben. Alle außer unseren Küstenwachpatrouillen an den Stränden in Ostliberia.«

»Wird erledigt, Skipper.«

»Christine, meinst du, dass du es einen Tag im Voraus erkennst, wann sie mit ihrer Operation beginnen?«

Die Intel-Offizierin nickte langsam. »Ja, Captain, ich glaube, wir sollten es mit ziemlicher Sicherheit vierundzwanzig Stunden vorher in Erfahrung bringen.«

Amanda zögerte und blickte schweigend in Christines kühle blaugraue Augen, ehe sie sich schließlich abwandte. »Also gut, dann machen wir uns an die Arbeit. Wir fangen heute Abend mit den Details an. Ich möchte eine spezielle Operationsgruppe um neunzehn Uhr für... nennen wir sie Operation OK Corral.«

Zwanzig Minuten später saß Amanda an ihrem Schreibtisch und rief die erste Datenserie an ihrem Laptop auf. Neben sich hatte sie einen Becher extrastarken Tees stehen. Sie hatte die Erfahrung gemacht, dass eine anständige Dosis Koffein ihr half, über die vergleichsweise kühlen Morgenstunden hinwegzukommen. Die anschließende unangenehme Tageshitze hielt sie dann von selbst wach, ohne dass sie zu Muntermachern Zuflucht nehmen musste. Das war beruhigend zu wissen, wenn rundherum jeden Moment die Hölle losbrechen konnte.

Sie nahm gerade ihren ersten vorsichtigen Schluck des heißen Gebräus, als es laut an der Tür klopfte.

»Herein.«

Christine Rendino trat ein und kam geradewegs auf den Schreibtisch zu, den Blick in die Ferne gerichtet. »Ersuche um Erlaubnis, offen mit dem Captain sprechen zu dürfen.«

Amanda seufzte und schob den Laptop zur Seite. Schon während des Briefings hatte Christine eher förmlich geklungen, was bei ihr ein untrügliches Zeichen war, dass ihr etwas mächtig gegen den Strich ging und dass sie das Amanda auch wissen lassen wollte.

»Du weißt, dass du immer offen reden kannst, Chris. Also, schieß los. Worum geht's?«

Die Nachrichtendienst-Offizierin entspannte sich etwas und legte die Hände an die Hüften. »Du warst in letzter Zeit oft mit Stone Quillain zusammen, nicht wahr?«

Amanda hob überrascht die Augenbrauen. »Meinst du jetzt beruflich oder privat?«

»Beides! Ich frage mich bloß, ob die Marine-Mentalität nicht ein wenig auf dich abgefärbt hat..«

Amanda empfand die Worte ihrer Freundin als einen ungerechtferptigen Vorwurf, sodass ihr bereits eine entsprechend heftige Antwort auf den Lippen lag. Im letzten Moment beherrschte sie sich jedoch. Christine Rendino hatte ihr in den vergangenen Jahren immer wieder mit Rat und Tat zur Seite gestanden, und das auch in heiklen Fragen. Sie hatte die Erfahrung gemacht, dass es immer klug war, Chris' Meinung ernst zu nehmen.

»Setz dich, Chris«, sagte sie in ruhigem Ton. »Nimm dir einen Becher von diesem hochprozentigen Tee und erzähl mir, was für einen Eindruck du hast.«

Die kleine Intel-Offizierin zögerte noch einen Augenblick und nahm schließlich Platz. »Okay«, sagte sie. »Es ist einfach so, dass ich dich noch nie so gesehen habe. Du scheinst diesmal den Kampf richtig zu suchen. Ich meine, du hast deinen Job immer getan – aber ich kann mich nicht erinnern, dass du deine Leute jemals in ein Gefecht geführt hättest, das nicht absolut unvermeidbar war.«

Amanda trank nachdenklich von ihrem Tee. »Und du meinst, dass OK Corral nicht unbedingt notwendig ist?«

»Was ich meine, ist nicht wichtig. Was zählt, ist, wie du darüber denkst. Und ich frage mich, ob du dir die Sache auch wirklich gut überlegt hast. Belewa steht ziemlich mit dem Rücken an der Wand. Wenn wir den Ölhahn noch für ein paar Wochen zugeschraubt halten können, ist er am Ende. Das ist der Schlüssel zum Erfolg. Wir müssen gar nicht zu den Waffen greifen, um den Kerl zu besiegen. Wir können ihn richtiggehend aushungern. Das heißt, wenn sich der ganze Schmuggel ohne Einsatz von Waffen beenden ließe, dann kommt es

doch aufs Gleiche raus. Und ein ganzer Haufen afrikanischer... und wahrscheinlich auch amerikanischer Seeleute müssen nicht dran glauben.«

Wenn es um diese grundlegende Frage von Leben und Tod ging, war es nie falsch, ein wenig gründlicher nachzudenken. Amanda überlegte deshalb gut, bevor sie antwortete.

»Um die Wahrheit zu sagen, Chris«, sagte sie schließlich, »ich habe gar nicht viel nachgedacht, bevor ich mich zu dieser Operation entschloss. Aber das ist mir in letzter Zeit fast zur Gewohnheit geworden. Ich weiß auch nicht genau, warum, aber ich reagiere immer mehr intuitiv auf das, was Belewa macht. Wenn wir noch auf der Marineakademie wären und eine Strategie für diese Situation entwickeln müssten, würde ich wahrscheinlich dasselbe vorbringen wie du. Aber hier und jetzt sagt mir mein Instinkt etwas anderes.«

Christine runzelte die Stirn. »Und was sagt dir dein Instinkt?«

»Dass das Ganze hier noch lange nicht vorbei ist. Du hast vorhin im Briefing gemeint, dass Belewass große Schmuggel-Operation eine Verzweiflungstat ist. Da stimme ich nicht ganz mit dir überein. Ja, natürlich steht er mit dem Rücken zur Wand, aber das macht ihn nur noch gefährlicher. Belewa wird sich nicht so einfach kampflos geschlagen geben. Nicht, solange er noch einen Tropfen Treibstoff und einen Schuss Munition übrig hat, oder einen einzigen Mann, der auf seine Befehle hört. Da bin ich mir ganz sicher. Er wird nur umso erbitterter versuchen, das Ruder herumzureißen.«

Amanda stellte ihren Becher auf den Tisch und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. »Darum geht es bei OK Corral, Chris. Der Treibstoff ist fast zweitrangig. Das Ganze ist eine Chance, Belewa noch härter zu treffen. Wir können ihn zu einer einigermaßen offenen Auseinandersetzung zwingen. Wenn es uns gelingt, einen großen Teil seiner Streitkräfte außer Gefecht zu setzen, dann hat er umso weniger zur Verfügung, wenn es wirklich um alles geht.«

Die Intel-Offizierin schwieg einen Augenblick, tief in Gedanken versunken.

»Also«, fragte Amanda, »wie denkst du jetzt über OK Corral?«

»Wenn du mich fragst – die Schießerei am OK Corral wurde noch

nie so gut verfilmt wie in der Version mit Kurt Russell. War Val Kilmer nicht umwerfend als Doc Holliday?«

Vor der Küste der Westafrikanischen Union

Vier Seemeilen süd-südwestlich Kap Palma

22. August 2007, 01:22 Uhr Ortszeit

»Sie hatten Recht, Captain«, sagte Ben Tehoa, während er der Flottillen-Chefin über die Schulter blickte. »Sie ziehen an Port Harper vorüber und laufen die Küste entlang.«

Captain Garrett nickte geistesabwesend, während sie das Radar-Display studierte. Ihr kupferfarbenes Haar schimmerte in der scharlachroten Gefechtsbeleuchtung des Cockpits. »Durch unsere Aufklärung wissen wir, dass oben an ihren gewohnten Landungspunkten an der Grand-Cess-Küstenstraße Lastwagen warten. Ich habe schon befürchtet, dass sie versuchen könnten, die Schmuggelflotte direkt nach Harper zu dirigieren, aber das haben sie anscheinend doch nicht gewagt. Das war das letzte große Fragezeichen, Chief. OK Corral kann beginnen.«

»Glauben Sie, dass sie wissen, dass wir hier sind, Ma'am?«

»Ich glaube, sie erwarten es sogar.«

Auf dem Radardisplay war eine ganze Reihe von leuchtenden Punkten zu sehen, die zwischen dem gespenstischen Grün der Küstenlinie und dem leuchtenden Blau der Kurslinie der Squadron lagen. Auf einem zweiten Bildschirm konnte man die Bilder verfolgen, die von den Restlichtkameras einer Predator-Drohne geliefert wurden. Darauf war das Kielwasser von Dutzenden von Booten auf der Meeresoberfläche zu erkennen, als die Außenbordmotoren die See aufwühlten.

Eine bunt zusammengewürfelte Flottille von kleinen Booten tuckerte im Licht des Vollmonds westwärts - ein jedes Boot vollbeladen mit Kanistern und Fässern voller Benzin und Diesel. An der seeseitigen Flanke liefen Boghammer-Kanonenboote in einer langen Linie dahin – eine mobile und äußerst wehrhafte Mauer, welche die Bedrohung durch die Streitkräfte unter UN-Mandat fernhalten sollte.

Etwas weiter draußen im Meer warteten die Boote dieser Streitkräf-

te. Die Three Little Pigs krochen lautlos im Schleichmodus dahin und folgten dem Konvoi, auf den richtigen Zeitpunkt lauernd.

»Diese Kanonenboote sehen so aus, als hätten sie heute Nacht größere Crews an Bord«, stellte Tehoa fest.

Captain Garrett nickte. »Mhm. Sie haben auf jedem Boot ein paar zusätzliche Schützen. Von einem niedrigen Überflug der Predators wissen wir, dass es Armeesoldaten mit schweren Waffen sind. Sie haben außerdem große Mengen Munition an Bord. Sie sind hier, um zu kämpfen, da besteht kein Zweifel.«

Captain Garrett blickte über die Schulter zurück und lächelte grimmig. »Das kann recht interessant werden, was, Chief?«

Tehoa erwiderte ihr Lächeln. »Es macht ja auch keinen Spaß, wenn es zu einfach ist, Ma'am. Wenn Sie nichts dagegen haben, mache ich noch einen kurzen Rundgang.«

»Gehen Sie ruhig. In etwa einer halben Stunde kommen wir dann in die Gefechtszone.«

Tehoa stieg die Leiter in den Hauptaum der *Queen* hinunter. Er besuchte die verschiedenen Gefechtsstationen des Bootes, um sowohl nach den Systemen als auch nach den Besatzungsmitgliedern zu sehen, die sie bedienten, und ein paar Worte mit ihnen zu wechseln. Danno und Fryguy hockten an der Feuerleitungstation, Lamar und Slim waren im Steuerbord-Maschinenraum und die Hilfsschützen an den Luken.

So wie die Boghammer hatte auch die *Queen* diese Nacht einige zusätzliche Kräfte an Bord, die im Falle eines längeren Gefechts dafür zu sorgen hatten, dass die gefährlichen Bordwaffen entsprechend gefüllt wurden. Nachdem der Landungstrupp der Marines diesmal nicht mit von der Partie war und man auch das kleine Schlauchboot nicht mitgenommen hatte, war genug Platz für diese Männer sowie für einige Extrakisten Patronen und Granaten.

»Hallo, Scrounger! Wie sieht's hier bei Ihnen aus?«, rief Tehoa und guckte durch die backbordseitige Luke im Maschinenraum.

»Alles klar, Chief«, antwortete die brünette Turbinentechnikerin, während sie sich von den stillstehenden Maschinen abwandte. »Es sieht alles recht gut aus.«

Ihre Worte klangen optimistisch, doch ihr Gesichtsausdruck sagte etwas anderes. Sandra ›Scrounger‹ Caitlin hatte offensichtlich etwas auf dem Herzen. Tehoa blickte die Frau wortlos an und wartete darauf, dass sie damit herausrückte.

»Chief«, sagte sie schließlich zögernd. »Haben Sie eine Minute Zeit? Ich muss mit Ihnen über etwas reden.«

»Wenn ich keine Zeit hätte, würde ich sie mir nehmen. Kommen Sie, gehen wir kurz in die Messe.«

Nachdem die Crew des Seafighter sich auf Gefechtsstation befand, war die Messe völlig leer, Tehoa nahm auf der Bank Platz und wartete, während Scrounger sich, obwohl sie überhaupt keinen Durst hatte, eine Cola aus dem Kühlschrank holte. Geduldig gab er ihr die Zeit, die sie brauchte, um von sich aus zu beginnen.

»Chief«, sagte sie schließlich, den Blick auf die Dose in ihrer Hand gerichtet, »haben Sie jemals davon gehört, dass Leute vor einer Schlacht so eine Art Vorahnung hatten, dass ihnen etwas zustoßen könnte?«

»Sie meinen, dass jemand spürt, dass er bei einem Einsatz ums Leben kommen wird?«

Die junge Frau nickte, ohne ihn anzublicken. »Ja.«

»Ich habe solche Geschichten gehört. Aber selbst habe ich es noch nie miterlebt. Was möchten Sie mir sagen, Scrounge? Glauben Sie etwa, dass es Sie heute Nacht erwischen könnte?«

»Ich weiß nicht, Chief«, antwortete sie mit besorgter Miene. »Ich weiß es wirklich nicht. Ich habe nur ein ganz komisches Gefühl bei diesem Einsatz. So etwas habe ich noch nie gespürt.«

»Angst?«

Sie hob die Schultern. »Ja... aber kaum mehr als bei irgendeinem anderen Einsatz. Es ist... ich weiß es selbst nicht. Ich kann es nicht beschreiben.«

Der Chief Petty Officer blickte der kleinen Turbinentechnikerin tief in die Augen, so als wollte er sehen, was dahinter lag. »Warum haben Sie mir das nicht erzählt, bevor wir aufbrachen?«

Erneut hob sie die Schultern. »Ich konnte Sie und den Rest der Crew doch nicht im Stich lassen, Chief«, erwiderte sie leise, »auch wenn es

bedeuten würde, dass ich nicht mehr heimkomme. Das kann ich einfach nicht. Was hätte es schon für einen Sinn, zu überleben, wenn man sich selbst nicht mehr ertragen könnte?«

Tehoa dachte über ihre Worte nach. »Ich verstehe, was Sie meinen, Scrounge«, sagte er schließlich. »Ich habe selbst nie so eine Vorahnung gehabt. Wahrscheinlich fehlt es mir ganz einfach an Fantasie. Oder vielleicht habe ich vor einem Einsatz zu viel zu tun, damit es mir auffallen würde.

Egal, ich habe mich wohl irgendwie mit der Möglichkeit abgefunden, dass jederzeit etwas passieren könnte. Als ich diese Uniform anzog, hat mir die Navy nun mal keine Garantie gegeben, dass ich sie lebend wieder ablegen kann. Sie haben mir nur versprochen, dass es, wenn ich schon sterben muss, etwas wäre, für das es sich zu sterben lohnt. Tja, ich weiß auch nicht, ob es dieser UN-Einsatz wert ist, dafür den Löffel abzugeben. Aber es steht uns beiden wohl auch nicht zu, das zu beurteilen. Ich weiß nur, dass ich versuchen werde, meinen Teil der Vereinbarung zu erfüllen.«

Scrounger verzog den Mund zu einem kurzen Lächeln und nickte ihm zu. »Ich auch, Chief. Ich glaube, ich wollte einfach nur mit jemandem darüber reden.«

Tehoa klopfte der Turbinentechnikerin freundschaftlich auf die Schulter. »Vertrauen Sie auf Dir Schiff und auf Ihre Crew und vertrauen Sie einfach auf das Leben, Scrounge. Wie ich schon sagte, ich habe schon oft solche Geschichten von Vorahnungen gehört, und die meisten gehen so aus, dass der Kerl hinterher genauso springebendig ist wie vorher.«

»Es wird mir schon nichts passieren, Chief.«

»Ja, so ist's recht, Scrounge!«

In diesem Augenblick begann der Lautsprecher zu knacken und Commander Lanes Stimme unterbrach sie in ihrem Gespräch. »An alle, wir nähern uns der Gefechtszone. Klarmachen zum Einsatz! Feuerleitstation, Waffen klarmachen für Überwassereinsatz! Hilfs-schützen, an die Waffen! Maschinenräume, klarmachen zum Starten der Turbinen! Klarhalten zum Behalten der Luftkissen!«

»Also gut, Scrounge. Dann mal los!«

Der Chief und Scrounger Caitlin erhoben sich von ihren Plätzen. Scrounger stellte fest, dass sie die Cola-Dose immer noch ungeöffnet in der Hand hielt. Sie zögerte einen Augenblick und stellte sie dann rasch in den Kühlschrank zurück.

Tehoa lächelte ihr zu und nickte kurz. »Wir sehen uns dann, wenn alles vorbei ist, Scrounge.«

Die junge Frau erwiderete sein Lächeln. »Bis später, Chief.« Dann eilte sie rasch auf ihre Station.

Es wird ihr bestimmt nichts zustoßen, dachte Tehoa, während er über die Leiter ins Cockpit hochkletterte.

An Deck widmeten sich bereits alle ihren Aufgaben. Commander Lane und Lieutenant Banks trafen letzte Startvorbereitungen – ein Ritual, das sie bereits im Schlaf beherrschten. Wie immer hoben die beiden schließlich eine Hand hoch, um sich abzuklatschen, als die erste Turbine zu laufen begann.

Chief Tehoa verstand plötzlich den Sinn hinter dieser Geste. Der Pilot und seine Kopilotin gaben einander das wortlose Versprechen, dass sie sich nach der Schlacht lebend wiedersehen würden.

Captain Garrett blieb an der Navigationskonsole. Ihre schlanke Gestalt steckte in der dicken Gefechtsweste und ihre feinen Gesichtszüge waren teilweise von ihrem Kevlar-Helm und dem Kopfhörer verdeckt. Voll konzentriert verfolgte sie das Geschehen auf dem taktischen Bildschirm, so als wäre nichts anderes mehr von Bedeutung.

Tehoa sah, wie sie eine CD in das Kommunikationslaufwerk schob und eine Taste drückte. Im nächsten Augenblick ertönte ihre aufgezeichnete Stimme aus den Funklautsprechern. Die Botschaft wurde auf den Standardfrequenzen der westafrikanischen Armee gesendet:

Achtung. Achtung! Hier spricht die United States Navy, unter dem Mandat der African Interaktion Force der Vereinten Nationen. Alle Boote, stoppen und klarhalten zur Durchsuchung. Alle Boote, stoppen und klarhalten zur Durchsuchung. Wenn auf uns gefeuert wird, werden wir das Feuer erwidern. Ich wiederhole, wenn auf uns gefeuert wird, werden wir das Feuer erwidern.

Amanda Garrett hatte der Westafrikanischen Union soeben klargemacht, dass sie es ernst meinte.

Tehoa legte die Gefechtsweste und den Helm mit integriertem Nachtsichtgerät an. Er öffnete die Deckenluke und schwang sich mit einem Stöhnen in den Sitz des MG-Schützen. Du lieber Himmel, vielleicht wurde er wirklich langsam zu alt für das Ganze. Vielleicht hatte Mary ja Recht, und er sollte tatsächlich nächstes Jahr nach zwanzig Dienstjahren seinen Abschied nehmen. Die Mädchen wurden so schnell größer. Bald schon würde es zu spät sein, um noch etwas von ihrer Kindheit mitzubekommen. Das war wirklich etwas, das er sich überlegen sollte.

Als er seinen Sitz eingenommen hatte, blickte er sich erst einmal um. Seine Augen waren an die Dunkelheit gewöhnt, sodass er auch ohne Nachtsichtgerät im Mondlicht recht gut sah. Am nördlichen Horizont zog sich die niedrige afrikanische Küstenlinie dahin, wie eine Trennlinie zwischen der silberfarbenen See und dem sternüber-säten Himmel. Achtern folgten die stromlinienförmigen Umrisse der *Carondelet* und der *Manassas* im Kielwasser der *Queen*.

Die Hubschrauben aller drei Luftkissenboote liefen an. Die *Queen of the West* bebte wie ein nervöses Vollblut vor dem Rennen. Sie beschleunigte rasch, sodass die Fahne und der Wimpel heftig im Fahrtwind flatterten.

Tehoa stöpselte seinen Kopfhörer in die Bordspreechanlage und auch das Stromkabel seines Nachtsichtgerätes ein. Dann testete er den Elektromotor des Drehrings der MGs, indem er ihn ein paar Grad nach Backbord und Steuerbord schwenkte. Er vergewisserte sich auch, dass das Startgerät für Leuchtgranaten, das Captain Garrett in ihrem Einsatzplan verlangt hatte, in Reichweite und einsatzbereit war. Schließlich zog er die wasserdichte Nylonhülle von den beiden schweren Browning-Maschinengewehren.

Nachdem er die Nylonhülle unter sich im Cockpit verstaut hatte, spürte Tehoa den Wind plötzlich von einer anderen Seite gegen sein Gesicht wehen. Er blickte auf und sah, dass die Flottille nun auf die Küste zuhielt. Außerdem liefen sie nun nicht mehr in einer Linie dahin, wie es für die Marschfahrt üblich war, sondern gestaffelt, wie sie es im Gefecht taten.

Sie wandten ihren stumpfen Bug der Flottille der Westafrikanischen

Union zu und verkürzten die Entfernung rasch. Der Showdown am OK Corral hatte begonnen.

**Vor der Küste der Westafrikanischen Union
Sieben Seemeilen west-südwestlich Kap Palma
22. August 2007, 02:07 Uhr Ortszeit**

»Bleiben Sie auf zwanzig Knoten Fahrt, bis ich den Befehl zum Durchbruch gebe.« Auf dem Kommandokanal wandte sich Amanda über dem Dröhnen der Turbinen an ihren Piloten. »Vergesst die kleinen Schmuggler. Wir halten uns zwischen den Boghammer-Booten und der Küste. »Ich wiederhole, bleibt an den Bogs dran! Sie dürfen uns nicht entwischen!«

»Frenchman, verstanden.«

»Rebel, Roger.«

Vor ihr hob Steamer Lane eine Hand als O.K.-Signal. Er und Snowy hatten die Beleuchtung ihrer Instrumente und Anzeigen vom üblichen Rot auf Blaugrün geändert, den Nachtsichtgeräten entsprechend, die sie jetzt trugen.

Amandas Finger glitten über die Bedienungselemente ihrer Anzeigen. Sie schaltete das Radar und das taktische Display auf andere Bildschirme und rief die Feuerleitung auf, worauf die entsprechenden Symbole auf dem Hauptbildschirm erschienen. Wenn eine der Feuerleitstationen während des Gefechts ausfiel, musste sie sofort bereit sein, die entsprechende Waffenstation selbst zu übersteuern. Es konnte auch passieren, dass sich der Kampf über eine große Entfernung erstreckte; in diesem Fall würde sie auch die Hellfire-Flugkörper dirigieren. Während der langen Patrouillen hatte sie sich von Danno O'Roarke zeigen lassen, wie man die Waffen der *Queen* im Ernstfall bediente. Sie überprüfte noch einmal alle Einstellungen an den Systemen. Diesmal war das Ganze mehr als eine Übung.

Sie drückte eine Taste, und ein Laserstrahl wurde zur Entfernungs- messung ausgeschickt.

»Operationszentrale, Entfernung zum Ziel sechstausend Meter, rasch abnehmend. Gibt es schon eine Reaktion?«

Die Boghammer-Boote hatten Funkgeräte an Bord; sie mussten ihre Aufforderung gehört haben. Wenigstens einige der Boote waren bestimmt auch mit nachtsichtfähigen Ferngläsern ausgerüstet. Zweifellos sahen sie, wie die amerikanischen Hovercrafts sich ihnen näherten.

»Ja, Little Pig Lead.« Christine Rendinos Stimme klang absolut ruhig und gelassen in Amandas Kopfhörer. »Sie können euch sehen. Der Funkverkehr auf ihren Kanälen hat stark zugenommen... Außerdem beschleunigen sie spürbar.«

Amanda hatte das ebenfalls schon bemerkt. Das Kielwasser der Boghammer blitzte im Mondlicht auf, als ihre Motoren aufgedreht wurden und die Boote zusehends beschleunigten.

»Little Pig Lead!«, sagte Christine, nun etwas lauter. »Ziele halten auf euch zu!«

Wie ein Vogelschwarm schwang die Boghammer-Flottille geschlossen um 90 Grad nach Backbord herum. Sie liefen nun nicht mehr hintereinander, sondern in Form einer mächtigen Wellenfront. Es war ein Kavallerieangriff zur See, was da auf die Seafighter-Gruppe zuge donnert kam.

»Wir sehen es, Ops«, antwortete Amanda, erleichtert, dass ihre Stimme so fest klang. »Entfernung jetzt fünftausendfünfhundert. Annäherungsgeschwindigkeit vier-fünf Knoten.« Ihr Blick schwenkte rasch von den feindlichen Zielen zum Radardisplay. »Wir laden sie zur Büffel-Taktik ein. Mal sehen, ob sie die Einladung annehmen.«

»Verstanden. Wir behalten sie im Auge... Ja! Die äußeren Gruppen beschleunigen weiter. Sie wählen die Büffel-Taktik. Bestätige, sie wählen die Büffel-Taktik!«

Auf dem Radarschirm formte sich die Front der Boghammer-Boote zu einem Halbkreis, dessen Enden, die Hörner des Büffels, sich den Hovercraft von den Flanken näherten, während der zentrale Teil etwas zurückblieb. Ein grimmiges Lächeln erschien auf Amandas Lippen. Lange hatte sie überlegt, wie sie diesem bevorzugten Manöver der westafrikanischen Kanonenboote am besten ausweichen sollte. Letztlich hatte sie sich dazu entschlossen, dem Büffel gar nicht auszuweichen, sondern ihn ganz einfach herankommen zu lassen. Amanda aktivierte ihr Mikrofon.

»Little Pigs, volle Kraft voraus!«

Snowy Banks beugte sich über die zentrale Konsole. Eine ihrer kleinen Hände schob den Leistungshebel nach vorn, während die andere die Propellersteuerung zurücknahm, um den Blattanstellwinkel so zu verändern, dass die Schrauben sozusagen leerliefen. Obwohl die Turbinen ihre Maximalleistung erreichten, beschleunigte das Hovercraft nur wenig, da die Propeller die zusätzliche Antriebskraft nicht nutzten. Von achtern ertönte ein heftiges Vibrieren und ein metallisches Kreischen. Die Maschinen des Luftkissenbootes vibrierten auf ihren Grundplatten, während sie auf Hochtouren liefen.

»Little Pigs, Ziele auffassen!«

Auf dem taktischen Display war zu sehen, wie die Zielsuchsysteme sich ihre Beute zu suchen begannen; sie fanden die beiden Boghammers, die direkt auf die *Queen* zuliefen. Auch an Bord der *Manassas* und der *Carondelet* begannen die Systeme, ihre Ziele aufzufassen.

Doch da waren noch andere, die ihre Ziele in der Nacht zu suchen begannen. Sternschnuppen schossen vom Meer empor – es handelte sich um Leuchtfallschirme, die über dem amerikanischen Verband explodierten und ihr silbriges Magnesiumleuchten aussandten. Die Seafighter zeichneten sich vor dem quecksilberfarbenen Schimmern der Meeresoberfläche ab.

Amanda sah, dass sie fast völlig eingekreist waren – ja, die Luftkissenboote liefen immer tiefer in die hufeisenförmige Falle, die die Boghammer-Boote aufgestellt hatten. Es würde nur noch wenige Augenblicke dauern, bis die feindlichen Kanonenboote in Reichweite der eigenen Waffen waren.

Und dennoch konnte sie das Feuer nicht eröffnen – obwohl die Waffen der Seafighter über die größere Reichweite verfügten. Die Regeln für Kampfhandlungen der UNO waren in dieser Hinsicht eindeutig. Die Interdiction Force durfte Waffengewalt nur zur Selbstverteidigung anwenden. Der Feind musste den ersten Schuss abfeuern – in diesem Fall würde es sich wohl gleich um Sperrfeuer handeln. Dein Pech, wenn niemand mehr da ist, der auf dieses Feuer antworten kann.

»Little Pigs!«, rief sie über den Kommandokanal. »Leuchtgranaten fertigmachen!«

Amanda hatte jedoch schon vor längerer Zeit für sich selbst einen Weg gefunden, mit diesem Dilemma fertig zu werden. Wann immer die jeweiligen Regeln für Kampfhandlungen ihre Leute einem unnötigen Risiko aussetzten, musste man sich eben in taktischer Hinsicht etwas einfallen lassen.

Anders gesagt, man musste ein wenig schwindeln.

»Little Pigs, Leuchtgranaten. Feuer!!«

Die Cockpit-Schützen an Bord der drei Hovercrafts schickten ihre Leuchtgeschosse los. Doch sie feuerten sie nicht senkrecht in die Luft, sondern waagrecht, direkt auf die Boghammer-Gruppe zu.

Auch wenn sie im Prinzip harmlos waren, machten die mehrfarbigen Feuerbälle doch einen Eindruck, wie sie auf die Boghammer-Boote zujagten. Und es brauchte bloß einen nervösen Schützen zu geben, dessen Finger am Abzug zu zucken begann.

Und tatsächlich schoss von Steuerbord ein Leuchtspurgeschoss aus der Dunkelheit.

»Little Pigs! Es wird auf uns gefeuert! Feuer frei! Feuer frei!«

Sechs Waffenstationen kreischten auf und schickten ihre Raketen salven zum Himmel empor. Sechs Schwärme von Hydra-Raketen schossen durch die Nacht wie wildgewordene Hornissen, und die sechs direkt gegenüberliegenden Boghammer gingen in dem Feuersturm unter.

»Little Pigs! Durchbruch! Ausführung!«

Snowy drückte die Propellersteuerung nach vorn. Die Propellerblätter änderten ihren Anstellwinkel und begannen sofort zu greifen. Augenblicklich wurden hundert Prozent der Antriebsleistung genutzt, sodass die *Queen* mit einem Riesensatz beschleunigte und zusammen mit ihren Schwestermanöver durch die Lücke stieß, die sie sich mit ihren Raketen freigeschossen hatten.

Überall im Umkreis brüllten die Kommandanten der übrigen westafrikanischen Boote ihren Schützen Befehle zu – doch der Geschoss hagel kam wenige Sekunden zu spät. Die Seafighter hatten die kritische Zone bereits wieder verlassen, sodass die Geschosse nur noch ihr Kielwasser aufwühlten.

Mit einer Geschwindigkeit von fünfzig Knoten durchbrachen die

immer noch beschleunigenden Hovercrafts die Büffel-Formation und brachten sich so in Sicherheit. Hinter ihnen lösten sich die ›Hörner‹ des Büffels auf; die Gruppenführer der Westafrikanischen Union waren völlig entgeistert angesichts ihres gescheiterten Manövers.

Es wäre den amerikanischen Booten ein Leichtes gewesen, ihren Feinden zu entkommen, doch Amanda hatte anderes im Sinn. »Little Pigs! 180-Grad-Wende nach Steuerbord! Unabhängige Zielsuche! Sofort feuern!«

Steamer riss das Steuer herum und wendete in einem engen Bogen, sodass die *Queen of the West* direkt auf das linke Hörn der feindlichen Formation zulief. Die *Carondelet* und die *Manassas* folgten der *Queen* und nahmen ihre Positionen im Verband ein. Die Gejagten kehrten um und wurden nun ihrerseits zu Jägern.

Danno und Fryguy hatten nicht genügend Zeit gehabt, um neue Raketen nachzuladen; jetzt galt es, auf die Kanonen umzustellen. Auf ihrem taktischen Bildschirm sah Amanda, wie die 30-mm-Geschosse auf das erste Boghammer-Boot einzuprasseln begannen.

Die Maschinenkanonen wüteten, und ihr Rohrrücklauf ließ den Rumpf der *Queen* erbeben. Die Cockpit-Maschinengewehre folgten nur einen Augenblick später. Chief Tehoa verfügte zwar nicht über die computergestützte Feuerleitung der Waffenstationen, doch seine Leuchtspurgeschosse trafen das Ziel fast ebenso präzise.

Das Wasser rund um das schwer getroffene Boghammer schien zu brodeln. Die explosiven Granaten rissen ganze Stücke aus dem Rumpf, während die MG-Projektile das Boot förmlich durchlöcherten. Die Treibstoffzellen und Munitionsbehälter hielten dem Beschuss nicht lange stand und ließen das Boot schließlich in einer riesigen Explosion untergehen.

Die *Carondelet* vernichtete ein zweites Kanonenboot, die *Manassas* ein drittes. Ein viertes Boot verunglückte, als ein Rudergänger in seiner Panik das Ruder zu hart herumriss, um der Vernichtung zu entkommen. Das Boghammer kenterte, und seine helle Bauchseite leuchtete im Mondlicht auf, als seine Besatzung ins Meer gekippt wurde.

Doch so leicht ging es nicht weiter. Die Kanonenboote des westlichen Horns eilten ihren Kameraden an der östlichen Flanke zu Hilfe.

Die Little Pigs wendeten erneut, um sich der neuen Bedrohung zu stellen. Leuchtspurgeschosse jagten hin und her, als sich die Entfernung zwischen den zwei Verbänden verringerte. Mit einer Begegnungsgeschwindigkeit von nahezu hundert Knoten liefen sie aufeinander zu und wechselten kurze Breitseiten, als sie aneinander vorbeijagten.

Im Cockpit der *Queen* machte sich Amanda auf das gefasst, was nun folgen sollte. Sie wusste, dass ihre Rolle in der Auseinandersetzung fürs Erste beendet war. Jede Seite hatte die Züge durchgeführt, die man sich vorgenommen hatte. Nun würde sich die Schlacht unweigerlich in ein einziges Chaos verwandeln, in dem es keine wirkliche Führung mehr gab. Jetzt lag alles in den Händen der Piloten und der Schützen; es ging nur noch darum, wer in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Abschüsse zustande brachte. Amanda war nur noch ein Passagier an Bord.

Steamer Lane sollte die Schlacht von Kap Palma als eine Serie von Eindrücken im Gedächtnis behalten, die sich wie Perlen auf einer Kette der Panik und Zerstörung aneinanderreihten. Da waren die Geräusche der Waffen – das Hämmern der Geschütze, das schärfere Rasseln der Maschinengewehre und dazwischen das Donnern der Granatwerfer. Der Rauch der Treibladungen erfüllte das Cockpit wie Zigarettenrauch in einem überfüllten Lokal; man spürte ihn süßlich und staubig auf der Zunge. Sein Nacken schmerzte vom Gewicht des Helms und des Nachtsichtgeräts, als er den Kopf immer wieder hin und her drehte, um die Situation zu erfassen.

Und auch das Gesicht von Snowy Banks sollte ihm in Erinnerung bleiben, wie sie, über ihre Konsole gebeugt, dasaß, völlig konzentriert, die Augen auf die Bewegungen seiner Hände fixiert, um jedes seiner Manöver mitzubekommen. Mit Hilfe der Schubdüsen hielt sie das Hovercraft auf seinem Schlangenlinienkurs.

Die Schlacht entwickelte sich zu einem erbitterten Nahkampf. Kaskaden von Leuchtspurgeschossen jagten hin und her, während die beiden ungleichen Streitkräfte verzweifelt versuchten, einen taktischen Vorteil zu erlangen. Die größeren Seafighter waren schneller

und verfügten über die größere Feuerkraft, während die kleineren Kanonenboote der Westafrikanischen Union ihre Vorteile in ihrer größeren Anzahl und ihrem engen Wendekreis in die Waagschale werfen konnten.

Es entwickelte sich ein ganz bestimmter Rhythmus, in dessen Takt das Gefecht ablief. Immer wieder brauste ein Schwarm Boghammer-Boote auf die *Queen* zu – in dem Versuch, sie festzunageln, ähnlich wie ein Rudel Hunde, das Jagd auf einen Bären machte. Und immer wieder brach Steamer aus dem Ring aus, um gleich wieder umzukehren und die Angreifer seinerseits zu attackieren. Dann machte er sich daran, eines der feindlichen Boote von der schützenden Herde wegzu treiben, worauf die Schützen den *Queen* es aufs Korn nahmen.

Es war ein neues Kapitel in der Geschichte der Kriegsführung, das da geschrieben wurde – eine Seeschlacht, wie Mahan oder Yamamoto sie sich nicht hätten träumen lassen. Und doch hatte Steamer das seltsame Gefühl, als hätte er das alles schon einmal erlebt.

In einem Moment des Durchatmens zwischen zwei Manövern fiel ihm plötzlich ein, warum er dieses Gefühl hatte. Die Rufe seiner Schützen über die Bordsprechanlage erinnerten ihn an die Dialoge in irgendwelchen alten Filmen über den Zweiten Weltkrieg, in denen der Luftkrieg dargestellt wurde.

»Bogs auf zehn Uhr!«

»Aufpassen! Die *Manassas* ist da draußen! Behaltet ihre Stroboskoplichter im Auge! Passt auf, dass ihr nicht sie erwischt!«

»Alles klar, Chief!«

»Scheiß! Ich habe Ladehemmung! Backbord-Granatwerfer ist außer Betrieb! Einer muss Backbord übernehmen!«

»Hier Danno! Übernehme Backbord!«

»Bog kommt an Steuerbord, läuft nach achtern!«

»Steuerbord-Granatwerfer erfasst! Ziel läuft immer noch nach achtern! Heck-Team, schnappt ihn euch!«

»Hier Heck... wir sehen ihn! Mr. Lane! Drehen Sie etwas nach Backbord...! Ich hab ihn! Ja, ich hab ihn erwischt! Gott, der Kerl brennt!«

Immer wieder schwenkte das Hovercraft herum und bockte auf den

Wellen, sodass sich die Ladeschützen unten im Hauptraum nicht mehr auf den Beinen halten konnten. Sie waren gezwungen, die Munitionskisten auf den Knien rutschend zu den Luken zu schleppen. Von ihren Gurten gestützt, standen die Schützen bis zu den Knöcheln in den heißen Hülsen der Projektilen und waren froh, dass die Gischt durch die offenen Luken hereindrang. Auf diese Weise wurden die Läufe und Rohre der Waffen gekühlt.

Doch über dem Heulen der Maschinen und dem Donnern der Waffen war da auch noch ein anderes Geräusch, das man mehr fühlte als hörte – das sporadische Krachen der Geschosse, die die Schotte durchschlugen. Die Seafighter waren zwar gegen Gewehrfeuer gepanzert – doch in diesem Fall wurden mehr als nur Gewehre eingesetzt. Es war alles eine Frage der Zeit und des Glücks, ob man dem Beschuss standhalten konnte oder nicht.

»Royalty, Royalty, hier Frenchman! Wir sind getroffen! Wir sind getroffen! Ein Maschinenraum ist ausgefallen! Das Luftkissen bricht zusammen!«

Amanda blickte vom taktischen Bildschirm auf. »Steamer«, rief sie, »die *Carondelet* hat Probleme! Gehen Sie auf Kurs drei-sieben-fünf! Geben Sie ihr Deckung!«

»Verstanden!«

Sie drückte rasch auf die Sprechtaste. »Rebel, hier Royalty. Schließen Sie zu Frenchman auf. Geben Sie ihr Deckung!«

»Schon unterwegs, Ma'am. Die Kavallerie greift ein!«

Wie ein Schwarm Piranhas, die Blut witterten, stürzten sich die übriggebliebenen Boghammer auf das schwer angeschlagene Boot, um Rache für die erlittenen Verluste zu üben. Sie deckten die schlingende *Carondelet* mit einem Geschossengel zu – Apachen der See, die ein einsames Fort unter Beschuss nahmen.

Doch da tauchten die *Queen* und die *Manassas* auf und stoben mitten in den Schwarm hinein. Das Hämmern ihrer Waffen wurde zu einem einzigen anhaltenden Dröhnen.

Die *Queen* zog ein riesiges Feuerrad rund um ihre verwundete Schwester. Ihr Heck brach immer wieder nach außen aus, während

ihre Waffen ihre vernichtenden Ladungen in die Dunkelheit jagten. Die Fliehkraft wurde immer größer, sodass Amanda sich mit der linken Hand am Handlauf hinter dem Pilotensitz festhalten musste, während sie mit der Rechten die kaskadenartig herunterprasselnden glühenden Patronenhülsen abwehrte, die von den MGs über ihr ausgestoßen wurden.

»Steamer!«, schrie Snowy Banks aufgeregt. »Da sind zwei von ihnen direkt vor uns!«

Amanda blickte auf und sah zwei Boghammer, die dem Hovercraft den Weg abschnitten. Ein halbes Dutzend Lichtpunkte flammten auf, die von Maschinengewehren und Panzerabwehrwaffen stammten. Im zweiten Boot konnte man die Umrisse von zwei Schützen erkennen, die einen dritten stützten, der eine Karl-Gustav-Panzerbüchse genau auf das Cockpit der *Queen* richtete. Einen unbeschreiblichen Augenblick lang starnten Amanda und ihre Crew in das Rohr der Panzerabwehrwaffe und warteten auf das unausweichliche Verderben, das daraus hervorbrechen würde.

Doch da schlugen die Leuchtspurgeschosse von Chief Tehoas MG wie ein mächtiger Säbel zu. Die schweren Geschosse zerschmetterten die drohende Waffe auf dem Deck des Boghammer; die Hand des Schützen klammerte sich krampfhaft um den Griff der Panzerbüchse, als ihn der Tod ereilte. Der restlichen Crew des Bootes erging es nicht besser. Das 84-mm-Panzerabwehrgeschoss schlug in die Munitionskisten ein, die auf dem Deck des Kanonenbootes aufgereiht waren. Das Boghammer ging in einem blauweißen Feuerball unter. Die Cockpitscheibe der *Queen* wurde zertrümmert, und Granatsplitter schossen durch das Cockpit. Systeme wurden lahmgelegt und Bildschirmanzeigen explodierten. Das überlebende westafrikanische Kanonenboot hielt seinen Kurs und nahm das Hovercraft unter Beschuss.

Steamer Lane riss sich das Nachsichtgerät herunter, dessen Linsen vom Blut verschmiert waren, das aus einer Wunde an seiner Stirn tropfte. Er hatte nur eine einzige Waffe zur Verfügung, und er zögerte nicht, sie einzusetzen. Er drückte die Leistungshebel bis zum Anschlag durch und riss das Ruder herum, um direkt auf das Boghammer zuzuhalten.

Die Crew des westafrikanischen Kanonenbootes sah den Bug des Seafighters herumschwenken und mit kreischenden Turbinen auf sich zukommen. Der Bug des Luftkissenbootes ragte plötzlich riesengroß über dem Kanonenboot auf und das breite Haifischmaul fletschte wütend und triumphierend die Zähne.

Die Schürze der *Queen* lief über das zerbrechliche Boot hinweg, und das Seeungeheuer verschlang es mitsamt der Besatzung.

Amanda spürte das Rumpeln, als der Fiberglasrumpf des Bootes unter der Druckkammer der *Queen* zerbarst, und hörte Steamers kurzen Siegesruf über die Bordspreechanlage. »Yeah! Das hat gesessen!«

»Meldung!«, rief sie über dem Heulen des Fahrtwinds, der nun unbehindert durch das Cockpit blies. »Jemand getroffen? Systemstatus!«

»Bin okay«, keuchte Snowy und richtete sich in ihrem Sitz auf. »Hab einen Treffer auf die Weste abbekommen. Ich krieg im Moment keine Luft, bin aber okay!«

Steamer blickte kurz zu seiner Kopilotin hinüber und wandte sich gleich wieder seiner Konsole zu. »Hauptsteuerelemente funktions-tüchtig. Aber die Bildschirme sind tot.«

»Sind wir noch gefechtsbereit?«, fragte Amanda.

Der Hovercraft-Commander wischte sich etwas Blut aus den Augen.
»Wir sind soweit okay!«

»Steamer... du blutest ja!«

»Scheiß drauf, Snow! Fahr die Systeme wieder hoch! Ich brauche die Anzeigen!«

»Bin schon dabei!« Die junge Frau machte sich sogleich daran, die Überreste der Steuertafel wieder funktionsfähig zu machen.

Die Systeme an der Navigatorstation waren nach wie vor in Betrieb. Amanda rief das taktische Display auf, um das Gefecht weiter zu verfolgen, musste jedoch feststellen, dass es bereits vorüber war.

Nur sechs Zielsymbole befanden sich noch im Gefechtsbereich; da waren zunächst einmal die drei blauen Symbole der Seafighter-Squadron, von denen zwei wachsam um das langsam dahintreibende dritte kreisten – die *Queen* und die *Manassas*, die die schwer ange-schlagene *Carondelet* deckten.

Weiter westlich flüchteten drei rot markierte feindliche Boote aus

dem Kampfgebiet – die drei Überlebenden des Boghammer-Geschwaders. Der Rest der westafrikanischen Flottille hatte sich in ein einziges Trümmerfeld verwandelt, das langsam auseinandertrieb; überall waren Wrackteile verstreut, Treibstofffützen breiteten sich flackernd auf der nächtlichen See aus, und auch menschliche Körper, von denen sich einige noch schwach bewegten, trieben im Meer.

Der Konvoi der Ölschmuggler war verschwunden. Während der Schlacht hatten sie sich in die kleinen Lagunen geflüchtet, die es in diesem Küstenabschnitt zuhauf gab.

»Frenchman, hier Royalty!«, rief sie in ihr Mikrofon. »Wie ist Ihr Status?«

»Hier Frenchman«, antwortete Lieutenant Clark, der Kommandant der *Carondelet*, prompt. »Die Situation ist unter Kontrolle. Steuerbord-Maschinenraum von AT-Rakete außer Gefecht gesetzt. Zwei Crew-Mitglieder verwundet. Brände sind gelöscht und Rettungshubschrauber sind unterwegs. Wir halten uns ganz gut auf dem Wasser. Waffen und Sensoren funktionstüchtig. Wir treiben im Schleichmodus.«

»Roger. Können Sie als Such- und Bergungsplattform operieren?«

»Positiv, Royalty.«

»Gut. Frenchman und Rebel, beginnen Sie mit der Suche und Bergung im Gefechtsbereich.« Sie wandte ihre Aufmerksamkeit den beiden Patrouillenbooten zu, die über dem Horizont auftauchten. »*Santa-na* und *Sirocco*, hier Little Pig Lead. Kommen Sie in das Gefechtsgebiet und unterstützen Sie *Carondelet* und *Manassas*. Wir haben da Dutzende Leute im Wasser.«

Eine Kette von Bestätigungen ihres Befehl tönte in ihrem Kopfhörer. Dann drehte sie sich in ihrem Sitz und rief nach vorn zu den Kontrollstationen: »Steamer, aufkommen auf zwei-sieben-null! Alle Maschinen volle Kraft voraus! Wir haben immer noch drei Bogs da draußen, und Belewa soll sie nicht zurückbekommen!«

Die *Queen of the West* schwenkte herum, und der Wind, der durch die geborstene Scheibe hereinwehte, wuchs zum Orkan an. Snowy Banks setzte Steamer ihr eigenes Nachtsichtgerät auf und ließ sich dann tief in ihren Sitz sinken, um dem Fahrtwind wenigstens teilweise

zu entgehen. Ein Nachtsichtgerät war fast überflüssig. Im kalten Licht des Vollmonds konnte man das Kielwasser der flüchtenden Boghamer-Boote auch mit freiem Auge erkennen – wie Silberfäden auf der schwarzglänzenden seidigen Oberfläche der See. Und wenn man die westafrikanischen Kanonenboote vom Cockpit der *Queen* aus sehen konnte, dann galt das natürlich auch umgekehrt – dann sahen die Flüchtenden hinter sich eine gespenstische Silhouette, die ihnen im Nacken saß.

»Feuerleitstation, bringen wir die Sache zu Ende«, befahl Amanda mit grimmiger Miene. »Hellfire laden!«

Achtern, gleich hinter dem Cockpit, gingen die Waffenstationen in den Lademodus; automatische Greifarme tauchten nach unten, um die gedrungenen Waffen auf die Startschiene zu hieven. Es handelte sich um lasergesteuerte AGM-114-Panzerabwehr-Lenkwaffen, deren Navy-Version zum Abschuss von kleineren Schiffen und Booten eingesetzt wurde.

»Vögel sind heiß, Systeme startklar«, verkündete Danno O'Roarke. »Designatoren aktiv. Backbord designiert Ziel in Rot.«

Ein Fadenkreuz erschien auf dem taktischen Schirm und legte sich über eines der flüchtenden Kanonenboote.

»Steuerbord designiert auf Grün«, fügte Fryguy gelassen hinzu.

»Cockpit übernimmt Gelb.« Amandas Hände flogen über die Tastatur, um die Systeme aufzurufen. »Ich habe den MMS-Designator und nehme Flugkörper zwei.«

Das Bild der Videokamera an der Mastspitze füllte ihren Bildschirm; in der Mitte erschien ein großes Visier. Das nördlichste der drei Kanonenboote musste noch erfasst werden – eine Arbeit, die sie selbst übernahm. Sie führte die Kamera mit dem Joystick und fuhr mit dem Zielsymbol das Kielwasser des Bootes entlang, bis sie das dunkle pfeilspitzenartige Ende erreichte. Ihr Daumen glitt über den Trackball am Ende des Steuerknüppels, und mit Hilfe der Zoomfunktion erschien das Kanonenboot samt Besatzung auf dem Bildschirm. Mit dem Daumen aktivierte sie den Infrarotlaser, dessen Strahl von der Spitze des kurzen Masts losgeschickt wurde, um das Ziel zu erfassen.

Die Zielerfassungsbox erschien rund um das Objekt, und ein schril-

les Diedel-diedel-diedel signalisierte die Aufschaltung. Nun stellte ein unsichtbarer Lichtfaden eine direkte Verbindung zum Boghammer her. Sobald der Flugkörper gestartet war, würden die Sensoren in seiner Nase den Code dieses ganz bestimmten Lichts erkennen und unbeirrt seiner Bahn folgen.

»Ziel Rot aufgeschaltet.«

»Ziel Grün aufgeschaltet.«

»Ziel Gelb aufgeschaltet«, fügte Amanda hinzu. »Feuer frei.«

»Ziel Rot. Waffe unterwegs.«

Danno drückte auf den Auslöser. Einhundert Pfund Hightech-Zerstörungskraft schossen von der Startschiene. Eine Flammenspur hinter sich herziehend, jagte der Flugkörper hoch über das Hovercraft hinweg und auf sein Ziel zu.

»Ziel Grün. Waffe unterwegs.«

Ein zweites Dröhnen ließ die Luft erzittern, gepaart mit einem orange-blauen Leuchten. Wenig später war das Cockpit von den beißenden Abgasen des Flugkörperstarts erfüllt.

»Ziel Gelb...«

Da wurde es Amanda Garrett plötzlich bewusst. Sie diente seit mehr als fünfzehn Jahren als Offizierin der Navy ihres Landes. Sie hatte an zahlreichen Gefechten teilgenommen und das Kommando in Einsätzen gehabt, in deren Verlauf Hunderte ihr Leben verloren hatten. Und dennoch hatte sie bis zu diesem Augenblick noch nie persönlich eine Waffe auf jemanden gerichtet und abgefeuert -eine Waffe, die Menschenleben vernichten würde.

Vor ihnen vergingen zwei der drei verbliebenen Boghammer in einem Feuerball, als die hochexplosiven Splittergefechtsköpfe der Hellfire ihre Arbeit erledigten. Amanda befahl ihren Fingern, sich um den Joystick-Auslöser zu schließen... mehrmals.

»Cockpit...«, ertönte eine beunruhigt klingende Stimme in ihrem Kopfhörer. »Captain... gibt es bei Ihnen ein Problem...? Sollen wir den Abschuss für Sie übernehmen?«

Amanda wollte schon flüstern: ja.

Doch im selben Augenblick stieg eine Wut in ihr hoch, die sich gegen sie selbst richtete: HEUCHLERIN! Amandas Hand schloss sich

krampfhaft um den Joystick, und das letzte Geschoss wurde auf sein Ziel zugeschleudert. Sie zwang sich, die Augen offenzuhalten und dem Feuerstrahl auf seinem Weg in die Nacht hinaus zu folgen, bis er schließlich in einem weißen Leuchten auf der Meeresoberfläche endete.

Ohne auf einen entsprechenden Befehl zu warten, nahm Lane den Leistungshebel zurück. Von dem orkanartigen Wind, der durch die geborstene Scheibe strömte, blieb lediglich eine lebhafte Brise übrig. Amanda holte tief Luft. »Kurs beibehalten, Steamer. Sehen wir nach, ob es Überlebende gibt, die wir an Bord holen können.«

»Aye aye, Ma'am. Das war vielleicht ein Spektakel.«

»Es ist noch nicht vorbei.« Amanda nahm Verbindung mit dem Stützpunkt auf. »Hier Little Pig Lead an Floater 1. Die Bogs sind außer Gefecht. Ich wiederhole, Bogs sind außer Gefecht. Erste Phase abgeschlossen. Ich glaube, wir haben sie alle erwischt. Können Sie bestätigen?«

»Bestätige, Little Pig Lead«, antwortete Christine Rendino, »sechsundzwanzig waren im Einsatz, sechsundzwanzig sind außer Gefecht. Gut gezielt, Cowboy.«

»Verstanden, Floater, und danke. Jetzt wollen wir mal sehen, wie es den Marines geht.«

Sie nahm wieder Verbindung mit den Schwesterbooten auf. »Achtung, hier spricht der TACBOSS. Bereitmachen zum Suchen und Bergen. He, Chief, wie's aussieht, konnten wir die See leerfegen. Haben wir einen Besen an Bord, den wir an den Mast binden können...? Chief?«

Ein plötzlicher eiskalter Schauer kroch ihr über den Rücken. Sie drehte sich in ihrem Sessel und streckte die Hand in die Dunkelheit hinauf, wo der Chief auf seinem Platz saß. Sie berührte sein Bein, doch als sie die Hand zurückzog, war sie voller Blut.

»Steamer! Sofort stoppen! Der Chief ist getroffen!«

Der Kommandant des Hovercraft nahm die Antriebsleistung zurück und ließ die *Queen* auf die Wellen hinuntersinken. Die Turbinen liefen im Leerlauf weiter, während er und Snowy von ihren Plätzen aufsprangen, um Amanda zu helfen, den schlaffen Körper des CPO her-

unter zu schaffen. »Oh, Gott... alles ist voller Blut!«

»Er muss vorhin getroffen worden sein, als wir zur *Carondelet* stießen! Er hat nicht einen Ton von sich gegeben!«

»Snowy, schalten Sie die Cockpit-Beleuchtung ein! He, ihr da unten im Hauptraum! Bringt ein Erste-Hilfe-Päckchen! Schnell!«

Scrounger Caitlin kam die Leiter hoch, das orange leuchtende Erste-Hilfe-Päckchen in der Hand. Erschrocken verfolgte sie, wie Lane den Helm Tehoas abnahm und den Reißverschluss seiner Gefechtsweste öffnete, um nach der Wunde zu suchen, während Amanda den stämmigen Mann in ihren Armen aufrecht hielt.

Lane suchte verzweifelt nach der Wunde – bis er schließlich innehielt.

»Oh, verdammt.«

Steamer ließ sich auf seine Fersen zurückwippen, als er die anderen bestürzt anblickte, sein eigenes Gesicht von eingetrocknetem Blut gezeichnet. »Da hilft nichts mehr. Er hat eine Kugel in den Hals bekommen, direkt über der Weste. Er hat wahrscheinlich überhaupt nichts mehr mitbekommen.«

»Es muss da draußen passiert sein, als uns die beiden Kanonenboote in den Weg kamen«, sagte Snowy leise. »Es muss ihn erwischt haben, gleich nachdem er uns gerettet hat.« Ohne sich dessen bewusst zu sein, rückte sie etwas näher an Steamer Lane heran, sodass ihre Schulter die seine leicht berührte.

Hinten im Cockpit klammerte sich Scrounger Caitlin an die Sprossen der Leiter und schluchzte laut und hemmungslos. Amanda hielt Ben Tehoa weiter fest und strich ihm mit einer Hand sanft über das schwarze Haar. »Es tut mir Leid«, flüsterte sie jemandem zu, der nicht mehr unter ihnen war, »Es tut mir Leid.«

Im Schleichmodus näherte sich die *Queen of the West* der Küste der Westafrikanischen Union. Amanda stand auf dem Oberdeck neben dem Cockpit und beobachtete das unformige dunkle Gebilde, das aus einer Bucht herangekrochen kam, um mit dem Hovercraft zusammenzutreffen.

Als es nahe genug war, konnte man es als ein großes, acht Meter

langes Schlauchboot erkennen – und zwar von dem Typ, wie ihn die Patrouillenboote der Cyclone-Klasse an Bord hatten. Die beiden Pirogen, die an den Flanken befestigt waren, sorgten für die unförmige Gestalt. Außerdem hatte das Schlauchboot noch eine Pinasse im Schlepptau. Der Außenborder stotterte unter der Last, als das Schlauchboot längsseits der *Queen* auftauchte.

»Wie ist es bei euch gegangen?«, rief Amanda hinunter.

»Ziemlich gut«, antwortete Stone Quillain, der am Bug seines Flaggschiffs stand. »Ein paar Schmuggler sind in den Sümpfen entkommen, aber ich glaube, wir haben so ziemlich alle Boote und auch das Benzin.«

Das war die zweite Hälfte von OK Corral gewesen. Amanda hatte ihre Falle in unmittelbarer Nähe eines ausgedehnten Küstensumpfgebietes aufgestellt – eine ideale Zufluchtsstätte für eine Flottille von kleinen Schmugglerbooten, die sich vor einem Angriff in Sicherheit bringen mussten. Kaum hatte die Schlacht begonnen, hatten sich die Schmuggler sogleich in die Sümpfe zurückgezogen, wo jedoch schon jemand auf sie wartete.

Mehrere Nächte zuvor hatten sich Stone Quillain und seine Marines bereits in diesem Sumpfgebiet eingenistet. Von Moskitos zerstochen, doch mit der Geduld von jagenden Krokodilen hatten sie unter Tarnnetzen an Bord ihrer kleinen Schlauchboote gewartet, bis ihre Beute endlich kam.

»Ich würde sagen, wir haben so an die vierzig oder fünfzig Gefangene«, fuhr Stone fort und zeigte auf die kleine Gruppe von Afrikanern, die mittschiffs zusammengekauert saßen. »Was sollen wir mit ihnen machen?«

»Setzen Sie sie auf der kleinen Halbinsel dort im Westen aus«, antwortete Amanda, ohne zu zögern. »Soll sich die Westafrikanische Union den Kopf darüber zerbrechen, wie sie sie nach Hause bekommen. Wir können uns jetzt nicht mit ihnen aufhalten. Hat es irgendwelche Schwierigkeiten gegeben?«

»Nein, nicht wirklich. Eines der Bogs ist euch entwischt und hat versucht, sich in den Sümpfen zu verstecken, aber unsere Predator-Teams haben es aufgespürt. Ansonsten hatten die Leute hier keine nennens-

werten Waffen an Bord. Sie haben alle recht schnell aufgegeben.« Quillains Blick fiel auf den von zahlreichen Treffern gezeichneten Bug der *Queen*. Selbst im Mondlicht war deutlich zu sehen, dass das Hovercraft in der Schlacht einiges abbekommen hatte. »Wie ist es Ihnen mit den Bogs ergangen?«

»Die *Carondelet* hat es erwischt. Zwei Verwundete, aber es sieht so aus, als würden sie durchkommen. Aber wir haben Chief Tehoa verloren.«

»Verdammtes!«, stieß der Marine bestürzt hervor. Er schwieg eine ganze Weile, ehe er hinzufügte: »Er war einer der Besten.«

»Das war er«, antwortete Amanda so leise, dass nur sie selbst es hören konnte.

»Was ist mit dem Benzin und den Booten, Skipper? Was sollen wir damit machen?«

»Verbrennen. Alles verbrennen.«

Vor der Küste der Westafrikanischen Union Sieben Seemeilen west-südwestlich Kap Palma 22. August 2007, 05:16 Uhr Ortszeit

Die Sonne kündigte ihr Aufgehen mit einem azur- und orangefarbenen Vorhang aus Licht an. In einiger Entfernung von der Küste der Westafrikanischen Union brachte die kleine amerikanische Flottille ihre Aufgabe zu Ende.

Die *Sirocco* und die *Santana* waren am Schauplatz eingetroffen. Während Erstere die schwer angeschlagene *Carondelet* ins Schlepptau nahm, um sie auf die lange Reise zurück zu Floater 1 mitzunehmen, diente Letztere als Plattform für die Überstellung der verwundeten Überlebenden der Westafrikanischen Boote, die von hier aus zu einem Rettungshubschrauber hochgezogen wurden.

Etwas näher an der Küste gingen die *Queen of the West* und die *Massass* einer anderen Aufgabe nach. Auf dem Deck der *Queen* betätigte sich Amanda als einsamer Ausguck. Die Blutflecken auf ihrem Hemd und dem MG-Sitz waren eingetrocknet, doch sie würde so manches, was da geschehen war, nicht so schnell vergessen können.

Sie hob das Marineglas an die Augen und überblickte den seeseitigen Rand der Sümpfe. Es entging ihr nicht, dass sich im Unterholz einiges rührte. Armeepatrouillen der Westafrikanischen Union waren vor Ort eingetroffen, um nach ihren Kameraden von der Marine zu sehen.

Sie senkte das Fernglas. Sollen sie ruhig kommen. Ihre Marines waren alle sicher zurückgekehrt. Belewas Truppen konnten ohnehin nur noch zuschauen, wie sich der letzte Akt des Dramas vollzog. Sollen sie ruhig alles mit ansehen und ihrem General berichten, dass seine Bemühungen in dieser Nacht restlos gescheitert waren.

Die rund vierzig Pirogen und Pinassen der Schmuggelflotte waren zusammengebunden und in sechs Gruppen parallel zur Küste aufgereiht worden. Das Licht des beginnenden Tages schimmerte übers Wasser, auf dem sich 01-flecke rund um die Boote ausbreiteten. Aus durchlöcherten Kanistern und Fässern lief Benzin und Diesel ins Innere der Boote.

Amanda hörte jemanden auf der Leiter heraufsteigen. Sie blickte sich um und sah Scrounger Caitlin aus der Luke im Oberdeck kommen. Die gesamte Crew war vom Tod Chief Tehoas schwer getroffen worden, am meisten von allen aber die Turbinentechnikerin der *Queen*. Amanda spürte, dass sich die junge Frau irgendwie verändert hatte; sie wirkte reifer, so als wäre in ihr eine bittere Weisheit aufgekeimt.

»Wir haben gerade eine Meldung vom letzten Rettungshubschrauber bekommen, Ma'am. Sie sagen, sie hätten Platz an Bord für... für den Chief. Sie fragen, ob sie ihn mitnehmen sollen.«

Amanda blickte die junge Frau nachdenklich an. »Tja, Sandra...« – irgendwie erschien es ihr nicht angebracht, sie jetzt mit ihrem Spitznamen anzusprechen – »Sie sind jetzt unser neuer Chief und Sie kennen Ben mindestens so gut wie jeder andere hier. Was, meinen Sie, wäre sein Wunsch?«

Scrounger Caitlin zögerte und schüttelte schließlich den Kopf. »Er würde mit uns heimkehren wollen, Ma'am«, antwortete sie. »Er würde wollen, dass wir ihn nach Hause bringen.«

»Dann machen wir es so.«

»Danke, Captain.« Die junge Frau blickte eine Weile zum Sonnenaufgang hinaus. »Ich habe kurz vor der Schlacht noch mit dem Chief über etwas gesprochen. Ich frage mich jetzt, ob ich...« Die Stimme versagte ihr.

»Was fragen Sie sich?«

»Ach, nichts, Ma'am. Das ändert jetzt ohnehin nichts mehr.«

Amanda wandte ihre Aufmerksamkeit wieder der Ansammlung von Fischerbooten zu. Sie hob den Arm und ließ ihn in einer entschiedenen Geste niedergehen. Zweihundert Meter entfernt hob der Bootsführer des kleinen Schlauchbootes der *Queen* zur Bestätigung ebenfalls den Arm. Er fuhr mit seinem kleinen Fahrzeug die Linie der Fischerboote entlang. Im Bug des Schlauchbootes kauerte ein Marine mit seiner M4/M203-Waffe. Jedes Mal, wenn sie an einer Anhäufung von Fischerbooten vorbeikamen, feuerte der Marine mitten unter die Boote.

Flammen züngelten aus dem Meer empor, die die kleinen Fischerboote einschlossen und verzehrten. Explodierende Treibstofffässer dröhnten wie Artilleriefeuer, und schwarzer Rauch stieg zum Himmel empor. Die einzelnen Feuersbrünste vereinigten sich schließlich zu einer einzigen mächtigen Säule, so als befände sich darunter der Scheiterhaufen eines gefallenen Kriegers.

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1 22. August 2007, 05:16 Uhr Ortszeit

Christine betrat den Briefing-Trailer, um sich Unterlagen zu holen, die sie vergessen hatte. Sie nahm sich einen Augenblick Zeit, um sich zu strecken und herhaft zu gähnen, wobei sie sich fragte, ob sie jemals wieder zu einem normalen Tag-Nacht-Rhythmus zurückfinden würde.

Schließlich nahm sie das gesuchte Papier vom Konferenztisch und wollte schon hinausgehen, als ihr die Worte auffielen, die an der Tafel standen. Amanda Garrett hatte sie vor Monaten hier niedergeschrieben – und zwar während der ersten großen Einsatzbesprechung, als die Task Force in die Offensive ging. Es handelte sich um die drei strategischen Ziele, die die Marine der Westafrikanischen Union verfolgte:

**MACHTPROJEKTION
AUFRECHTERHALTUNG DER
KOMMUNIKATIONSLINIEN AUF SEE
AUFRECHTERHALTUNG DER PRÄSENZ DER FLOTTE**

Amanda selbst hatte das Wort »MACHTPROJEKTION« noch in der Nacht durchgestrichen, als sie die Bootsstützpunkte der Westafrikanischen Union an der guineischen Küste außer Gefecht gesetzt hatten. Nun nahm Christine Rendino die Kreide zur Hand und strich mit einer entschlossenen Geste auch die zweite Zeile durch.

**Hotel Mamba Point, Monrovia
Westafrikanische Union
22. August 2007, 05:16 Uhr Ortszeit**

Brigadegeneral Sako Atiba klopfte an die Tür von General Belewas Büro. Früher wäre diese förmliche Geste nicht nötig gewesen, doch in letzter Zeit hatte sich das Verhältnis zu seinem Oberbefehlshaber merklich abgekühlt.

»Herein.«

Der General saß an seinem Schreibtisch, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, die Handballen gegen die Augen gepresst, so als ließe sich dadurch ein großer Schmerz besänftigen. Atiba nahm vor dem Schreibtisch Haltung an und ließ seine Hand zum militärischen Gruß hoch schnellen.

»Stabschef meldet sich wie befohlen, Herr General.«

Belewa blickte gar nicht auf. »Warst du in der Operationszentrale? Hast du es schon gehört?«

»Dass der Konvoi gescheitert ist? Jawohl, Herr General.« Die Verlockung, das Wort »gescheitert« besonders zu betonen, war groß, doch Atiba widerstand ihr.

»Wir haben alle Boote verloren, Sako. Ich habe sie verloren. Und für nichts.«

Belewa ließ die Arme auf den Tisch sinken, und Sakos Blick fiel auf die maschinengeschriebenen Seiten, die der General vor sich liegen

hatte. Es war der Operationsplan, den er und Umamgi ihm vor knapp zwei Wochen vorgelegt hatten. Belewa blickte mit einem müden, traurigen Lächeln zu Sako auf. Es war das Lächeln eines Mannes, der zutiefst erschöpft war.

»Du hast Recht, alter Freund. Und auch Umamgi, so schwer es mir fällt, das zuzugeben. Ein Soldat kann sich nicht zu viel Stolz leisten, und der Führer einer Nation noch weniger.«

Der General tippte mit dem Finger auf den Operations-plan. »Wir müssen mit den Algeriern darüber sprechen.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

22. August 2007, 20:01 Uhr Ortszeit

*Liebe Mary, liebe Cassy,
ich weiß, dass man euch schon mitgeteilt hat, dass euer Vater nicht
heimkommen wird. Als Captain eures Vaters schreibe ich euch auch
im Namen seiner Kameraden; wir wollten euch sagen, wie Leid es uns
tut. Ich weiß schon, dass euer Schmerz dadurch nicht kleiner wird,
aber ich hoffe, dass es euch doch ein wenig hilft, wenn ihr wisst, dass
wir alle hier an euch und eure Mutter denken.*

Euer Vater war bei allen, die mit ihm dienten, sehr beliebt und angesehen. Er war klug, gütig und sehr, sehr tapfer. Er starb, als er mich und die gesamte Besatzung unseres Bootes vor dem sicheren Tod rettete. Ich werde dafür sorgen, dass er einen Orden für seinen Mut bekommt.

Bestimmt fragt ihr euch jetzt, warum das alles passieren musste, warum ihr euren Vater verloren habt, wo ihr und eure Mutter ihn doch so sehr brauchtet. Ich kann euch nur die eine Antwort geben: Euer Vater war ein ganz besonderer Mensch. Er hat sein Leben nicht für sich behalten; er wollte es mit anderen Menschen teilen. Tief in seinem Inneren verspürte er den Wunsch, dorthin zu gehen, wo Menschen in Not waren, um ihnen zu helfen. Er wollte dazu beitragen, dass es auf dieser Welt friedlicher zugeht und dass die Menschen in Sicherheit leben können. Er tat das für seine Familie und für alle Menschen auf der Welt. Menschen wie euren Vater nennt man Helden.

Ich konnte euch euren Vater nicht nach Hause bringen; seine Kameraden und ich müssen noch hierbleiben und die Aufgabe zu Ende bringen, die wir begonnen haben. Aber ich hoffe, dass ich euch eines Tages kennenlernen kann. Euer Vater hat mir oft eure Bilder gezeigt; er war sehr stolz auf euch. Ich werde für euch beten, und wenn ich irgendetwas für euch und eure Mutter tun kann, dann lässt es mich bitte wissen.

*Eure Freundin,
Amanda Garrett
Capt. U.S.N.*

Es waren bereits Feuchtigkeitsflecken auf dem Papier, als Amanda den Brief zusammenfaltete. Sie steckte ihn in den Umschlag und schob ihn ins Postfach, damit er mit dem Morgenflug nach Conakry befördert würde. Dann wischte sie sich mit dem Handrücken über die Augen, überkreuzte die Arme auf dem Schreibtisch und ließ ihren Kopf darauf ruhen. Es waren jetzt bereits die zweiten 24 Stunden, die Amanda ohne Schlaf verbrachte – und dennoch hatte sie immer noch ein Gefühl, als würde sie nie wieder schlafen wollen. Sie stellte fest, dass ihre Gedanken zu einem ganz bestimmten schneidigen Helikopterpiloten wanderten. Sie wünschte, sie hätte jetzt fünf Minuten bei ihm sein und den Kopf an seine Schulter lehnern können. Nur fünf Minuten seine starken Arme spüren und diese tröstlichen Worte hören; »Es wird schon alles gut werden.«

Da klopfte es heftig an der Tür zu ihrem Quartier. Sie richtete sich in ihrem Sessel auf und wischte sich mit dem Handballen über die Augen, bevor sie auf das Klopfen antwortete. »Herein.«

Stone Quillain stand in der Tür, eine kleine verbeulte Eisbox in den Armen, »'n Abend, Skipper«, sagte er in munterem Ton. »Wie geht's denn so?«

»Oh, danke, gut, Stone. Was kann ich für Sie tun?«

»Oh, nichts, gar nichts.« Er legte seine Jacke ab und ließ sich in den Sessel ihr gegenüber sinken. »Es ist nur so, dass es heute auf der Plattform Bier für alle gibt, und weil ich gerade vorbeikam, dachte ich mir, ich bringe Ihnen Ihre Ration mit.«

Er öffnete den Deckel der Eisbox und holte zwei Dosen Budweiser hervor, von denen das Kondenswasser tropfte. Mit einer theatralischen Geste stellte er die Dosen auf den Schreibtisch. Seit Amanda auf der Plattform war, hatte sie nie daran gedacht, ihre zwei Dosen Bier pro Woche für sich in Anspruch zu nehmen – deshalb blickte sie Stone Quillain ziemlich verdutzt an.

»Danke, Stone«, sagte sie schließlich, »aber ich habe mir nie viel aus Bier gemacht.«

»Ich verstehe Sie sehr gut, Skipper«, antwortete Quillain. »Auch wenn sich das für jemanden aus Georgia seltsam anhört – ich habe früher auch kaum Bier getrunken. Irgendwie hat es mir in der Kehle gekratzt. Es hat eine Weile gedauert, bis ich draufkam, dass ich einfach einen Schluck zum Nachspülen brauche, damit ich ein gutes Glas Bier genießen kann.«

»Was zum Beispiel?«, fragte Amanda mit plötzlichem Interesse.

»Nun, ich persönlich finde einen guten Bourbon recht angenehm.« Erneut griff er in die Eisbox und holte diesmal eine halb volle Flasche Jack Daniels hervor. »Vielleicht wollen Sie's ja auch mal versuchen. Ihre Meinung über das Biertrinken könnte sich dadurch grundlegend ändern.«

Amanda wollte schon ablehnen, doch dann hielt sie inne. Da war etwas in Quillains Augen und in seiner Stimme, das trotz seiner etwas gezwungenen Heiterkeit andeutete, dass ihr der stattliche Marine noch etwas anderes anbieten wollte als nur Alkohol. Amanda lächelte. »Sie haben Recht. Ich schätze, es könnte nicht schaden, wenn ich's mal versuche.«

Vier leere Bierdosen lagen bereits im Abfallkorb, und der Grund der Whiskyflasche war nur noch von einem schmalen bernsteinfarbenen Rest bedeckt. Amanda Garrett stellte fest, dass sie nahe daran war, sich im Dienst zu betrinken. Sie stellte außerdem fest, dass ihr das zum ersten Mal in ihrem Leben völlig egal war.

Sie saß in ihrem zurückgeneigten Sessel, die Füße, die in Sandalen steckten, auf der Schreibtischkante abgestützt. Quillain nahm eine ebenso nachlässige Haltung ein; seine Schuhe ruhten auf der gegenü-

beriegenden Ecke des Schreibtischs. Er hielt seinen Becher im Schoss und hörte ihr mit aufmerksamer, ernster Miene zu, wobei er nur hin und wieder eine Bemerkung einfließen ließ oder ein bestätigendes Brummen von sich gab.

Amanda stellte fest, dass sie während der vergangenen zwei Stunden fast ununterbrochen geredet hatte. Nichts Wichtiges, und auch nicht besonders zusammenhängend – nur eine Abfolge von Gedankensplittern, die sich durch die Wirkung des Alkohols aneinanderreihen.

Doch gerade die Tatsache, dass sie nur Belangloses von sich gab, tat ihr gut. Es milderte ein wenig die Schärfe, die das Leben bisweilen zeigte. Amanda kannte diesen Effekt. Wie ein Drogenabhängiger, der einen Entzug hinter sich gebracht hat, kehrte sie aus dem Rausch des Krieges in das normale Leben zurück.

Sie trank die letzten paar Tropfen Whisky aus ihrem Becher und genoss die angenehme Wärme, mit der er sie erfüllte. »Stone«, fragte sie, »haben Sie jemals Opfer unter ihren Leuten gehabt?«

Der Marine schwieg einen Augenblick, doch hinter seinen Augen schienen Erinnerungen heraufzuziehen. »Ja. Ich hatte meistens Glück, aber einmal hat das Schicksal voll zugeschlagen.«

»Wo?«

»In Jugoslawien – oder was davon noch übrig war. Im Kosovo.«

»Kosovo? Ich habe gar nicht gewusst, dass wir dort Marines verloren haben.«

»Konnten Sie auch nicht wissen. Das war ein geheimer Einsatz.« Quillain nahm einen großen Schluck von dem Bourbon. »Es ist schon eine Weile her, darum kann ich heute wohl darüber reden.«

»Was ist denn passiert?«

»Es war im Frühling '99, wissen Sie, als die albanische Mehrheit im Kosovo, die Kosovaren, genug davon hatten, sich von der serbischen Minderheit herumkommandieren zu lassen. Sie fanden, dass es Zeit wäre für eine Revolution. Das Problem war nur, dass die Kosovo-Serben zu Slobodan Milosevics sogenannter Republik Serbien gehörten. Für alle Nicht-Serben sah es aber düster aus. Er schickte ihnen seine Männer fürs Grobe ins Land, die keinen Stein auf dem anderen ließen.«

»Admiral MacIntyre hat mir einiges über den Dienst damals in der Adria erzählt«, warf Amanda ein. »Eine Vergnügungsfahrt war das bestimmt nicht, was?«

»Da haben Sie verdammt Recht«, stimmte Quillain ihr zu.

»Das war kurz bevor die NATO mit ihren Bombardierungen begann. Wir wussten zwar durch unsere Luftaufklärung, dass die Lage nicht gerade rosig war – aber wie schlimm es unten auf dem Boden aussah, das hatte keiner vorhersagen können. Die Serben hatten damals schon alle Beobachter der Vereinten Nationen aus dem Land gejagt, und die Informationen, die wir von Flüchtlingen aus dem Kosovo bekamen, ließen nichts Gutes ahnen. Jedenfalls schickte die NATO einige Langstrecken-Aufklärungspatrouillen ins Land, um die Situation zu erkunden.

Insgesamt waren ungefähr ein halbes Dutzend verschiedener Teams vor Ort – die amerikanischen Green Berets, der britische SAS, Marine-Aufklärungseinheiten und so weiter. Ich war bei einem Aufklärungstrupp. Frisch aus der OCS gekommen, hatte ich gerade mal einen Einsatz hinter mir. Trotzdem führte ich schon ein Vier-Mann-Team auf die Patrouille.«

Quillain schüttelte langsam den Kopf. »Ich hoffe nicht, dass ich jemals die Hölle zu sehen bekomme – aber wenn doch, dann war die Zeit im Kosovo eine gute Vorbereitung.«

»So schlimm?«

»Ich kann es mit Worten gar nicht beschreiben, Skipper. Überall serbische Miliz und Militärpolizei, allesamt blind vor Hass. Sie zogen durchs Land wie tollwütige Hunde und schossen auf alles, was sich bewegte. Sie töteten um des Tötens willen. Und dann waren da die Flüchtlinge – Albanier, Serben, Zigeuner –, und alle versuchten einfach irgendwohin zu kommen, wo sie überleben konnten.

Wir schlügen unser Lager in Sümpfen oder im Gebüsch auf und zogen nachts ein, zwei Kilometer weiter – manchmal auf dem Bauch kriechend. Es kam vor, dass man einen ganzen Nachmittag lang in seiner eigenen Pisse lag, weil irgendein serbischer Wachposten ein, zwei Meter entfernt stand. Man konnte sich nicht bewegen, um mal auszutreten, und man hungrerte, weil man Angst hatte, das Papier

könnte rascheln, wenn man etwas auspackte. Nach dem vierten Tag hatten wir so viel erkundet, wie unter den gegebenen Umständen möglich war. Außerdem schienen die Serben in unserer Gegend Verdacht zu schöpfen, dass sich da jemand in ihrer Nähe aufhielt, der nicht hierher gehörte. Ich ersuchte über Funk unsere Leute, dass sie uns rausholen sollten, und am nächsten Morgen waren sie auch prompt zur Stelle. Das Problem war nur, dass die einzige Landezone, die wir erreichen konnten, in der Nähe einer Straße lag. Bei der Aktivität in unserem Sektor ging es einfach nicht anders. Wir konnten nicht riskieren, querfeldein zu einer anderen Landezone zu wandern. Jedenfalls hatten wir die vereinbarte Stelle bei Sonnenaufgang erreicht. Der Heli, ein MH-53-Battlestar, der von zwei A10-Jagdbombern gedeckt wurde, kam, wie ausgemacht, und alles schien bestens zu laufen. Da hörten wir die Lastwagen auf der Straße.«

Quillain zögerte und zerdrückte den leeren Plastikbecher in der Hand. »Ich habe immer wieder überlegt, was ich in dieser Situation am besten hätte tun sollen – ob es besser gewesen wäre, wenn ich die Rückführungsaktion abgeblasen hätte, um durch den Wald zu entkommen. Aber der Heli war schon so verdammt nah, und ich dachte mir, dass wir es noch schaffen könnten. Außerdem muss ich zugeben, dass ich es auch ein wenig mit der Angst zu tun bekam.

Die A-10 kreisten über der Gegend, als der MH-53 landete und wir auf den Heli zusprinteten. In diesem Moment kam die halbe serbische Armee schreiend und wie wild feuern aus dem Wald gestürmt. Die A-10 eröffneten das Feuer, die Schützen im Heli ebenfalls. Und auch ich und meine Jungs schoßen, was das Zeug hält. Von einem Augenblick auf den anderen wurde ringsum wie wild geschossen. Nach und nach kämpften wir uns zur Heckrampe unseres Helis vor.

Damals hatten wir noch nicht unsere Leprechaun-Funkgeräte – wir verwendeten noch die alten PRC-119-Geräte in Rucksackausführung, die ein Funker auf dem Rücken trug.

Mein Funker hatte all das an meiner Seite durchgemacht. Ein wirklich netter junger Puertoricaner aus New Jersey. Am Fuße der Rampe blieben wir noch einmal kurz stehen, damit ich eines unserer Flugzeuge auf ein heißes Ziel aufmerksam machen konnte. Plötzlich kippte

der Junge vornüber. Ich schleppte ihn an Bord des Helis. Gleich darauf hoben wir ab.«

Stone warf den zerknüllten Becher in den Abfallkorb. Sein Gesicht verriet nicht, was er in diesem Moment empfand. »Unser Sanitäter kümmerte sich um den Jungen, aber es half nichts mehr. Er war schon tot. Er hat eine 7,65-mm-Kugel direkt in den Reißverschluss seiner Gefechtsweste bekommen. Mitten ins Herz. Ich kann mich noch daran erinnern, dass ich während des ganzen Flugs nach Aviano seinen Kopf in meinem Schoß hielt und immer wieder dachte: ›Ich bin der Vorgesetzte dieses Jungen! Ich muss irgend etwas tun!‹ Aber es gab nichts mehr zu tun. Überhaupt nichts.« Er nickte in Richtung der Umschläge auf Amandas Schreibtisch. »Ich konnte nicht einmal einen dieser Briefe schreiben. Sie haben es einfach als einen Übungsunfall verbucht und schickten den Leichnam nach Hause.«

Amanda nickte langsam. Auch ihre Gedanken waren zu vergangenen Gefechten zurück gewandert. »Ich habe zwei Leute auf meinem alten Zerstörer verloren. Der erste starb nach dem Kampf in der Drake-Passage, ein wirklich netter Junge aus dem mittleren Westen, der zur Navy gegangen war, weil er kein Football-Stipendium bekommen hatte. Den zweiten verlor ich im Gefecht am Jangtse – ich kannte ihn kaum, er war direkt vor dem Einsatz an Bord gekommen. Ich glaube, ich habe höchstens ein Dutzend Worte mit ihm gewechselt; aber er hat meine Befehle ausgeführt – und dabei sein Leben verloren.«

Die Einrichtung ihres Quartiers verschwamm ihr immer wieder vor den Augen, und Amanda hatte Mühe, die richtigen Worte zu finden. »Irgendwie... komisch. Ich erinnere mich an ihre Gesichter... an jedes Detail. Ich schätze, das kommt daher, weil sie immer wieder zurückkommen.«

Quillain ranzelte die Stirn. »Wie meinen Sie das, Skipper?«

Amanda blickte ihn einen Moment lang an, ehe sie die Worte sagte, die sie sich stets vorgenommen hatte, für sich zu behalten. »Ich meine, sie kommen immer wieder zurück, Stone. Nachts, wenn das Licht aus ist, wenn ich allein bin. Ich meine, ich kann nicht wirklich etwas sehen... ich weiß nur, dass sie da sind. Ich spüre, dass sie irgendwo da in der Dunkelheit sind... und mich ansehen.«

»Was meinen Sie... was wollen sie von Ihnen?«

Sie überlegte einen Augenblick. »Ich weiß es nicht. Ich glaube nicht, dass sie wütend auf mich sind oder mir die Schuld geben. So fühlt es sich nicht an. Es ist eher so, als wollten sie mich daran erinnern, dass ich... keinen Fehler machen darf. Als wollten sie mir zeigen, wie hoch der Preis ist, wenn ich es vermassle...«

Ihre Augen schlossen sich, und es gelang ihr nicht, sie wieder zu öffnen. »Heute Nacht... werden es zum ersten Mal drei sein. Ich schätze, das ist der Grand, warum ich nicht schlafen gehen will...«

»Das müssen Sie aber, Skipper«, sagte Quillain mit leiser Stimme. »Sie müssen jetzt schlafen.«

Komisch, sie hatte noch gar nicht bemerkt, wie sanft die Stimme des Marines klingen konnte. Der leere Becher glitt ihr aus der Hand, doch sie hörte ihn nicht auf dem Boden aufprallen.

Stone Quillain nahm die Füße vom Schreibtisch und erhob sich aus seinem Sessel. Er hatte seinen Job erledigt, auch wenn dabei sein letztes Quentchen anständiger Whisky draufgegangen war. Stone hatte schon mehr als einmal dafür gesorgt, dass ein Offizier nach einem harten Einsatz ein notwendiges Quantum Alkohol zu sich nahm – aber dieses Mädchen war eine echte Herausforderung gewesen. Sie hatte einen eisernen Willen, und dazu etwas mehr Mitgefühl, als ihr vielleicht gut tat.

Er trat zu ihr und stellte fest, dass sich das Deck ein wenig unruhig anfühlte. Die See wurde wohl wieder etwas lebhafter. Er hob die Schlafende aus dem Sessel und trug sie zu ihrem Bett. Gerade als er sie niederlegen wollte, stellte er fest, dass die Füße am Kopfende zu liegen kommen würden – also versuchte er sich in der Enge des Raums mit ihr umzudrehen, was jedoch nicht recht gelingen wollte. »Zum Teufel damit«, murmelte er schließlich, legte sie einfach hin und platzierte das Kissen etwas ungeschickt am anderen Ende, direkt unter Amandas Kopf. Sie merkte von alledem nichts mehr – sie schlief so tief und fest wie ein übermüdetes Kind.

Quillain ging zur Tür und schaltete das Licht aus. Dann trat er in die Nacht hinaus. Vor der Tür zögerte er und blickte noch einmal in den dunklen Raum zurück.

»Seid nett zu der Lady, Jungs, habt ihr verstanden?«, murmelte er.
»Sie tut wirklich, was sie kann.«

Im Mondschatten eines Plattform-Geschützturms lehnte sich Steamer Lane gegen die Stahlseil-Decksreling. Sein Riss an der Stirn juckte fürchterlich an den Nahtstellen, und er musste sich sehr zusammennehmen, um nicht zu kratzen. Er beneidete die Männer in den alten Filmen über den Zweiten Weltkrieg, die er als Kind gesehen hatte. Damals, als noch keiner wusste, was Lungenkrebs war, konnte sich jemand, dem nichts Besseres einfiel, jederzeit eine Zigarette anzünden. Er schnippte eine imaginäre Kippe über die Reling und blickte nach Nordwesten auf das Meer hinaus. Dort, wo einst die Lichter von Monrovia geleuchtet hatten, war es heute fast völlig dunkel. Während der vergangenen Monate waren die Lichter allmählich ausgegangen. Aber eben nicht schnell genug. Das Relingsseil gab etwas nach, als sich noch jemand dagegen lehnte. Snowy Banks war still und leise neben ihm aufgetaucht. Keiner der beiden sprach ein Wort. Sie waren nun schon so lange ein Team, dass sie nicht mehr jeden Moment der Stille mit Worten ausfüllen mussten. »Es ist schon eigenartig«, sagte sie nach einer Weile. »Aber soweit ich mich erinnere, haben sie damals im NROTC kaum darüber gesprochen, wie es ist, wenn jemand aus der eigenen Truppe bei einem Einsatz stirbt.«

»In der Akademie haben sie schon darüber gesprochen, wie man mit Verlusten umgeht. Sie haben uns sogar manchmal etwas über ein traumatisches und ein posttraumatisches Schocksyndrom und dergleichen erzählt.«

»Ich weiß. Das hat es bei uns auch gegeben. Nur ist da ein haushoher Unterschied zwischen ›Verlusten‹ und der Tatsache, dass einer von denen, die man kennt, stirbt. ›Verluste‹ – das ist nicht mehr als ein Wort. Aber wenn dann tatsächlich einer von den Leuten stirbt, mit denen man täglich zusammen ist... Oh, verdammt, Steamer – es ist der Chief!«

»Ich weiß, Snow. Aber selbst wenn sie versuchen würden, es einem zu erklären – es würde nichts nützen. Das sind Dinge, die man selbst erleben muss. Das kann man nicht auf einer Akademie lernen.«

Erneut breitete sich Stille zwischen ihnen aus; nur noch das Plätschern der Wellen zwischen dem Rumpf der Barge und der Kevlar-Panzerung war zu hören. Allmählich stellte Steamer fest, dass es an seiner Schulter wärmer wurde. Die Wärme kam nicht von Berührung, sondern von bloßer Nähe. Regungslos wie eine Statue stand seine Erste Offizierin da und blickte zur fernen Küste hinüber, den Kopf etwas von ihm abgewandt.

Steamer dachte wieder mit großer Sehnsucht an eine Zigarette. Stattdessen legte er seinen Arm um Snowys Schulter. Sie drehte sich zu ihm und barg das Gesicht an seiner Brust. Schweigend umarmten sie sich und sagten einander dabei doch alles, was zu sagen war.

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

5. September 2007, 10:21 Uhr Ortszeit

Vierzehn Tage vergingen.

Zuerst war Amanda dankbar gewesen, dass sich eine Phase der Ruhe einstellte. Die Schäden an der *Queen of the West* und der *Carondelet* wurden repariert, und auch die nötigen Instandhaltungsarbeiten konnten erledigt werden, mit denen man während der Operation OK Corral ins Hintertreffen geraten war. Außerdem konnten sich auch die Crews endlich einmal erholen.

Zu Beginn der zweiten Woche begann sich jedoch ein gewisses Unbehagen einzustellen. Amanda blickte immer öfter auf ihr stilles Telefon auf dem Schreibtisch und rief immer wieder in der Nachrichtendienst- und der Operationszentrale an, um zu fragen, ob es etwas Neues gab. Man schließt unruhiger und wurde allgemein immer reizbarer. Der Tod von Chief Tehoa sowie die Tatsache, dass sich der Einsatz hier an der Goldküste nun bereits über sechs Monate hinzog, zehrten an den Nerven. So wie alle Anwesenden hatte auch Amanda nur noch einen Wunsch: dass man die Sache endlich zu Ende bringen könnte.

Am vierzehnten Tag suchte sie, nachdem sie den halben Vormittag rastlos auf den Decks herumgewandert war, schließlich Christine Rendino auf.

Das Innere der Nachrichtendienstzentrale war vielleicht der kühlsste Ort auf Floater 1. Dank der leistungsstarken Klimaanlage wirkte es

hier drin relativ kühl, wenn man gerade aus der Mittagshitze kam. Amandas Augen mussten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, die nur vom Lichtschein der Bildschirme erhellt wurde.

Die Systemoperatoren saßen über ihre Konsolen gebeugt und luden unermüdlich Daten herunter, lenkten Aufklärungsdrohnen und vollführten all die anderen unergründlichen Arbeiten, mit denen der Nachrichtendienst an seine Informationen kam. Die Klimaanlage ratterte leise vor sich hin, und aus einem Lautsprecher drang die Stimme eines Offiziers der Westafrikanischen Union, der gerade mit einem Untergebenen telefonierte und im Übrigen keine Ahnung hatte, dass jedes seiner Worte vom Feind mitgehört wurde.

Christine saß am hinteren Ende des Trailers an ihrer kleinen Workstation und brachte im Licht des Bildschirms ihre Fingernagel mit einer kleinen Feile in Form. Sie blickte auf, als Amanda die Reihen der Operatoren entlang zu ihr kam. »Hallo, Boss.«

Amanda antwortete mit einem undeutlichen Brammen. »Gibt's irgendwas Neues?«

»Nicht das Allergeringste. Genau dasselbe wie beim Briefing um sechs Uhr und gestern um achtzehn Uhr. Nada. Null. Nichts. Der Friede ist ausgebrochen und breitet sich aus wie der Löwenzahn auf einer kuhfladengedüngten Wiese.«

»Ugh.« Amanda lehnte sich gegen das Schott. »Warum macht mich das bloß so unruhig?«

»Weil da etwas im Busch ist. Weil du Recht hattest mit OK Corral. Diese Konvoi-Operation war erst der Anfang. Belewa hat noch einiges vor.«

»Danke. Ich hatte gehofft, du würdest mich davon überzeugen, dass ich auf meine alten Tage langsam Wahnvorstellungen bekomme und dass Belewa tatsächlich das Handtuch wirft.«

Christine schüttelte ihr blondgelocktes Haupt. »Sicher nicht. Wenn du mich fragst, kämpft Belewa den ›Kampf des Abwartens‹, wie die Zulus sagten.«

Die Intel-Offizierin zeigte auf die Reihen von Monitoren. »Er hat alles auf Eis gelegt. Die Überfälle in Guinea haben so gut wie aufgehört. Es werden auch keine politischen Gegner mehr über die Grenze

getrieben. Sogar der Schmuggel über die Elfenbeinküste ist zum Stillstand gekommen. Er lässt seinen ganzen restlichen Treibstoff in das zivile Transportsystem und seine Kommunikationsnetzwerke fließen.«

»Das klingt mir so, als hättest du Recht gehabt. Er gibt endgültig auf.«

»Tut er nicht«, erwiderte Christine und fuchtelte mit ihrer Nagelfeile in der Luft herum. »Wenn es so wäre, dann gäbe es auch die entsprechenden diplomatischen Bemühungen. Belewa würde mit der UNO verhandeln, um möglichst gut davonzukommen. Doch er spricht mit überhaupt niemandem, außer vielleicht mit den Algeriern.«

»Was hat er dann vor, Chris?«

Die blonde Intel-Offizierin begann sich wieder einem ihrer Fingernägel zu widmen. »Er scheint auf irgendetwas zu warten.«

»Aber auf was?«

»Das ist eben das Problem. Es gibt nicht die geringsten Anzeichen. Was immer Belewa vorbereitet, wir bekommen nichts davon mit. Unsere Drohnen und Elint-Systeme zeigen absolut nichts Ungewöhnliches. Es muss eine völlig neue Waffe sein, die er da aus dem Hut zaubert.«

»Komm schon, Chris, das sieht dir überhaupt nicht ähnlich. Irgendetwas muss sich doch finden lassen.«

»Tut mir Leid, Boss, aber die alte Kristallkugel ist ausgebrannt. Belewa gibt mir absolut nichts, mit dem ich arbeiten kann. Das Einzige, was mir in den vergangenen zwei Wochen aufgefallen ist, war ein verstärkter Flugverkehr zwischen Algerien und Monrovia. Das könnte etwas zu bedeuten haben.«

Amanda verschränkte die Arme. »Inwiefern?«

»Ich habe den Verdacht, dass die Westafrikanische Union und Algerien irgendwelche Verhandlungen oder gemeinsame Pläne laufen haben. Und sie wickeln das auf die altmodische Art ab – in Form von Vier-Augen-Gesprächen oder per Post. Sie wissen, was unsere Nachrichtendienst-Systeme leisten können, deshalb verzichten sie auf jede Art von Telekommunikation.

Wahrscheinlich hat Belewa auch für seine Besprechungen und Planungsarbeiten im Land selbst strenge Sicherheitsvorkehrungen getrof-

fen. Er will nicht riskieren, dass auch nur die kleinste Kleinigkeit über das Projekt nach außen dringt.«

»Haben wir jemanden, der die Sache von der algerischen Seite aus für uns untersucht?«, wollte Amanda wissen.

»LANTFLEETCOM und das Office of Naval Intelligence stehen ständig mit der DIA und der National Security Agency in Verbindung, um etwas über ungewöhnliche Vorgänge in Algerien in Erfahrung zu bringen. Aber bisher sind sie auf nichts Nennenswertes gestoßen.«

»Das klingt so, als würde er uns absolut keine Chance geben, Chris.«

»So ist es auch«, antwortete Christine und schaute Amanda kopfschüttelnd an. »Tut mir Leid, Amanda, dass ich dich hängen lasse. Ich halte weiter die Augen offen, aber ich fürchte, diesmal wird es nicht viel nützen.«

Amanda streckte die Hand aus und strich ihrer Freundin aufmunternd über die blonden Locken. »Ist schon okay. Chris. Ich weiß, du tust dein Möglichstes. Außerdem«, fügte sie achselzuckend hinzu, »habe ich Überraschungen immer schon gemocht.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1 7, September 2007, 07:17 Uhr Ortszeit

Der große Colt brüllte wiederholt auf, während sein Lauf der Flugbahn der Cola-Dose folgte. Wenige Zentimeter über den Wellen sprang die Dose jäh zur Seite, während sie sich an einem Ende in einem Hagel von Aluminiumsplittern öffnete.

»Ja!«, rief Amanda aus, als die Überreste ins Wasser fielen. »Ja, ja, ja!« Sie ließ die Waffe auf den Tisch niedersinken und blickte triumphierend zu ihrem Lehrer hinüber.

Jenseits der Reling leuchtete die Morgensonnenfeuerrot über den Wellen und versprach wie immer einen heißen Tag. Stone Quillain, der mit nacktem Oberkörper dastand, schüttelte mit säuerlicher Miene den Kopf. »Einmal zu treffen ist immer Glückssache. Wenn Sie das zweimal hintereinander schaffen, dann hätten wir vielleicht schon was erreicht.«

Amanda blickte ihn vorwurfsvoll an. »Sie sind absolut unerträglich«, sagte sie mit einigem Nachdruck.

»Verdammt, man kann doch schließlich erwarten, dass Sie die Dinge auch treffen, auf die Sie schießen. Verlangen Sie nicht von mir, dass ich gleich in Jubel ausbreche, nur weil Ihnen das endlich mal einigermaßen gelingt. Laden Sie nach und versuchen Sie's noch mal,«

»Wissen Sie, Stone, Sie klingen fast schon wie mein Vater«, brummte Amanda, während sie sich eine neue Schachtel Patronen vom Kaliber .45 nahm.

»Captain! Captain Garrett!«, ertönte der Ruf, den sie wegen ihrer Ohrenschützer nur gedämpft wahrnahm. Sie blickte sich um und sah Scrounger Caitlin zum Schießstand kommen.

»Was gibt's, Scrounge?«, fragte sie und nahm die Ohrenschützer ab.

»Ich komme aus der Einsatzzentrale. Man hat Sie dort nicht über Funk erreichen können, Ma'am. Wir haben wieder einen Blockadebrecher.«

Alles in Amanda spannte sich an. »Irgendwelche Details?«

»Die Patrouille hat versucht, einen algerischen Öltanker aufzuhalten, der in den Sperrbereich eingedrungen ist. Er weigert sich jedoch anzuhalten und läuft weiter mit Höchstfahrt auf Port Monrovia zu. Die französische Korvette, die ihn abfangen wollte, ersucht um Verstärkung.«

Ein kalter Schauer lief Amanda über den Rücken, trotz der Hitze, die sich bereits auszubreiten begann. Das Warten war vorüber. »Scrounger, teilen Sie Commander Lane mit, dass er die *Queen* zum sofortigen Auslaufen bereitmachen soll.«

»Aye aye, Ma'am!« Die Turbinentechnikerin lief sogleich los, um sich ihrer Aufgabe zu widmen.

Amanda blickte zu den Hubschrauberlandeplätzen hinüber, um zu sehen, wie viele Hubschrauber gerade verfügbar waren. »Stone, ich brauche sofort zwei Prisenkommandos. Eines kommt auf der *Queen* mit uns, das andere wird vom Hubschrauber aus eingreifen.«

»Schon unterwegs.« Er schnappte sein Hemd und rief schon im Laufen nach Sergeant Tallman. Amanda griff nach ihrem Kommando-Handy und setzte den Kopfhörer auf.

»Ops, hier Captain Garrett. Ich habe von dem Blockadebrecher erfahren. Alarm für alle Task-Force-Einheiten! Ich wiederhole, Alarm für alle Task-Force-Einheiten!«

Die *Queen of the West* brauste südwärts auf den offenen Atlantik hinaus, sodass die Goldküste bald nur noch als schmale Linie hinter ihnen am Horizont zu erkennen war.

Amanda saß an der Navigatorstation im Cockpit und war dabei, sich mit der Situation vertraut zu machen.

»Schnell, Chris, womit haben wir's zu tun?«

»Es handelt sich um den Tanker *Bajara*, Boss. Fährt unter algerischer Flagge. 24.000 Tonnen Displacement. Von der Lloyds-Datenbank wissen wir, dass die *Bajara* vor zehn Tagen aus Oran ausgelaufen ist, mit einer Ladung verschiedener Ölprodukte. Ihr Zielhaven sollte eigentlich in Südafrika liegen. Ich habe aber soeben mit den Hafenmeistern in Kapstadt und Durban gesprochen. Kein Mensch erwartet dort unten einen algerischen Öltanker.«

»Okay. Kannst du mir das Ziel auf den Bildschirm geben?«

»Ein Eagle-Eye trifft gerade bei ihr ein. Du müsstest schon das Echtzeitbild haben. Wir übergeben euch die Kamerakontrolle.«

Auf Amandas Hauptmonitor erschien eine Luftansicht des algerischen Öltankers. Der Rumpf war schwarz und das achterlich gelegene Deckshaus schmutzig-braun. Mit ihren 24.000 Tonnen Verdrängung war dieses Schiff zwar kein Supertanker – dennoch überragte sie die kleine 3000-Tonnen-Korvette bei weitem, die ihr auf den Fersen war. Außerdem führte sie genug Benzin und Diesel in ihren Tanks, um die Westafrikanische Union für ein halbes Jahr mit Treibstoff zu versorgen.

Amanda stellte fest, dass die *Bajara* mit fast zwanzig Knoten lief. Dicker Rauch drang aus dem stummelartigen Schornstein, und an Bug und Heck kochte die See. Der Kapitän des algerischen Schiffes musste den Befehl gegeben haben, das Letzte aus den Maschinen herauszuholen.

Die Eagle-Eye-Drohne schwebte nun direkt über dem Blockadebrecher. Mit Hilfe des Joysticks, mit dem sie die Kamera steuern konnte,

holte Amanda die Decks des Schiffes näher heran. Stone Quillain lehnte hinter ihr, sodass sie gemeinsam das Bild auf dem Schirm studieren konnten.

An Bord des algerischen Schiffes war keine Menschenseele zu sehen. Es hätte genauso gut ein Geisterschiff sein können. Aus irgendeinem Grund steigerte der Anblick der leeren Decks Amandas Beunruhigung nur noch mehr.

»Chris«, sprach sie in ihr Mikrofon, »siehst du es auch?«

»Ja, ich seh's«, antwortete die Intel-Offizierin. »Und ich habe ein verdammt mulmiges Gefühl dabei.«

»Geht mir auch so. Gibt es irgendwelche Aktivitäten von Seiten der Westafrikanischen Union?«

»Positiv. Unser Predator über Port Monrovia zeigt uns einige Aktivität. Die Sicherheitsmaßnahmen werden verstärkt, und am Ölpir macht sich offensichtlich eine Mannschaft zum Empfang des Schiffes bereit. Es gibt außerdem Funkverkehr zwischen der *Bajara* und dem Marine-Hauptquartier. Sie verwenden einen Code, den wir nicht entschlüsseln können.«

»Was ist mit ihren schweren Kanonenbooten? Laufen sie aus?«

»Noch nicht. Sie haben aber ihre Crews an Bord und sind klar zum Auslaufen. Im Augenblick liegen sie noch im Hafen.«

»Behalt sie im Auge, Chris. Lass es mich wissen, wenn sie auslaufen. Wie ist der Status von *Manassas* und *Carondelet*?«

»Sie haben beide ihre Patrouille abgebrochen und kommen zurück. Die *Carondelet* wird in ungefähr einer Stunde vor Ort sein, die Manny in zwei Stunden.«

»Okay, Einsatzzentrale. Haltet uns auf dem Laufenden.«

Amanda drehte sich zu Quillain um. »Irgendwelche Anmerkungen oder Vorschläge, Captain?«

Quillain schüttelte langsam den Kopf. »Ich würde sagen, wir sollten nicht lange fackeln. Machen wir kurzen Prozess mit ihm.«

»Riechen Sie auch einen Hinterhalt?«

»Igendwas liegt in der Luft. Was immer es ist – wir sollten ihnen erst gar keine Zeit geben, damit anzufangen.«

»Ich stimme Ihnen zu«, sagte Amanda und nickte. »Machen wir's nach dem Motto der Marines: Augen zu und durch.«

»Genau, Skipper.«

Steamer Lane rief ihnen von der Pilotenstation aus zu: »Ziel rechts voraus, Captain. Feind in Sicht.«

Rund um das algerische Schiff begann sich sowohl auf dem Wasser als auch in der Luft einiges zu tun. Die *La Fleurette* folgte dem Tanker in einigen hundert Metern Entfernung auf der Backbordseite. Das schnelle Schlauchboot mit der Entermannschaft hielt sich etwa in der Mitte zwischen seinem Mutterschiff und dem Ziel,

Der dunkelblaue Sea-Lynx-Helikopter des französischen Kriegsschiffs kreiste über dem Tanker, begleitet von der kleinen amerikanischen Aufklärungsdrohne und dem etwas größeren CH-60-Helikopter mit einem Trupp Marines an Bord. Etwas höher zog ein französisches Atlantique-ANG-Patrouillenflugzeug seine Kreise und beobachtete die Szene.

Die *Queen of the West* erreichte den Tanker von der Steuerbordseite. Ihre Heckrampe ging hinunter, um eine Entermannschaft loszuschicken.

»*La Fleurette*, *La Fleurette*, hier Little Pig Leader. Wie sieht es bei euch aus? Over.«

Amanda blickte aus dem Fenster und verfolgte, wie das kleine Schlauchboot des Luftkissenboots auf den Tanker zusteuerte. Sein knarrender Außenbordmotor riss einen weiß aufschäumenden Spalt in die blaue Wasseroberfläche.

»Captain Garrett, hier spricht Fregattenkapitän Trochard«, meldete sich der Korvettenkapitän. »Hier ist alles unverändert. Wir versuchen seit einer Dreiviertelstunde, dem Tanker unsere Botschaften zu schicken. Wir geben Lichtsignale und haben es auch schon mit dem Megafon versucht – alles umsonst. Sie geben einfach keine Antwort. Aber als wir uns längsseits nähern wollten, ließen sie auf uns zu, als wollten sie uns rammen. Da hielt ich es für besser, Zurückhaltung walten zu lassen und forderte Unterstützung an. Over.«

»Eine kluge Entscheidung, Herr Kapitän. Offensichtlich haben Sie

bereits alle notwendigen Schritte unternommen. Ich schlage vor, dass wir ihn noch einmal zum Stoppen auffordern, bevor wir das Schiff entern. Mein Hubschrauber-Team wird bugseitig an Bord gehen, und mein Bootsteam kommt von Steuerbord achtern. Ihre Leute schlagen von Backbord achtern zu. Sind Sie einverstanden? Over.«

»Einverstanden, Captain. Wir handeln auf Ihr Kommando. Und was ist mit der Warnung? Over.«

»Ich setze einen letzten Funkspruch ab, und wenn wir keine Antwort bekommen, hätte ich gerne, dass Sie ihm eine Granate vor den Bug knallen. Wenn das nichts hilft, beharre ich seine Brücke mit den schweren MGs. Das sollte seine Aufmerksamkeit wecken. Wenn er stoppt, schicken wir unsere Leute los. Over.«

Amanda hörte, dass Stone Quillain hinter ihr seinen Leuten bereits die entsprechenden Anweisungen gab.

»Sehr gut, Captain Garrett«, drang die Stimme des französischen Offiziers zu ihr. »Wir halten uns bereit. *La Fleurette*, Over and Out.«

Amanda wechselte wieder zur Bordsprechchanlage. »Haben das alle mitbekommen?«, fragte sie.

»Aye aye, Ma'am!«, rief Steamer Lane über die Schulter zurück. »Wo wollen Sie, dass ich parke? Hier am Achterschiff?«

»Fürs Erste ja. Wenn er seine Maschinen stoppt, möchte ich, dass Sie uns mittschiffs halten, und zwar in etwa hundert Meter Entfernung und mit dem Bug in seiner Richtung. Wir müssen unseren beiden Teams vielleicht Feuerunterstützung geben.«

»Meine Jungs sind bereit«, meldete Quillain und öffnete die Dekkenluke, um sich an die MGs zu setzen, die einst Chief Tehoa gehört hatten.

»Sehr gut, Stone. Danno, hier Cockpit.«

»Feuerleitstation ist bereit. Was können wir für Sie tun. Ma'am?«

»Machen Sie die schweren Antischiff-Flugkörper klar. Ich will Hellfires auf allen Startschienen. Wenn ich Ihnen Bescheid gebe, nehmen Sie die Brücke und das Deckhaus auseinander. Falls sie uns Schwierigkeiten machen, dann wahrscheinlich von dort aus. Wir brauchen präzise Treffer. Bei dem vielen Benzin und Diesel müssen wir allerdings etwas vorsichtig sein.«

»Sie brauchen uns bloß zu sagen, durch welche Luken wir es ihnen reinknallen sollen, Ma'am.«

»Werd' ich tun... Und machen Sie auch gleich die Harpoons klar. Nur für alle Fälle.«

»Aye aye.«

Amanda ging im Geist ihre Checkliste durch, um zu überprüfen, ob sie auch nichts vergessen hatte. Sie schien an alles gedacht zu haben – und dennoch...

Sie schüttelte den Kopf, verärgert über sich selbst, dass sie ihren Ängsten so viel Platz einräumte.

»Also gut, dann mal los«, sagte sie schließlich.

Ihre Finger tanzten über die Tastatur der Kommunikationsanlage; sie wählte die internationale Seenot-Frequenz. »SS *Bajara*, SS *Bajara*, hier ist die United Nations African Interdiction Force. Sie verletzen soeben die UNO-Sperrzone. Stoppen Sie Ihre Maschinen und lassen Sie unsere Teams an Bord kommen. Ich wiederhole, stoppen Sie Ihre Maschinen und lassen Sie unsere Teams an Bord. Dies ist unsere letzte Warnung. Wenn Sie nicht unverzüglich aufstoppen, eröffnen wir das Feuer. Ich wiederhole, wenn Sie nicht unverzüglich auf stoppen, eröffnen wir das Feuer.«

Auf den Decks des Schiffes herrschte immer noch gespenstische Leere, während der algerische Tanker seine Fahrt zur afrikanischen Küste fortsetzte.

»Das reicht. Sie haben ihre Chance gehabt. *La Fleurette*, hier Little Pig Lead. Setzten Sie ihm einen Schuss vor den Bug. Over.«

Im nächsten Augenblick feuerte das Buggeschütz der Korvette eine Granate ab. Das doppelte Krachen des Kanonenschusses und der nachfolgenden Detonation übertönte die stöhnenden Turbinen der *Queen*, und eine Gischtsäule stieg vor dem Bug des algerischen Tankers in die Höhe.

»Bisher keine Reaktion«, meldete Christine Rendino aus der Drohnenkontrollzentrale. »Einen Moment... Da kommen Leute an Deck... Ein ganzer Haufen Uniformierter! Sie sehen aus wie Soldaten der Westafrikanischen Union Ich sehe Flugkörper-Abschussrohre. Überall Abschussrohre! Zieht die Boote und Helis zurück! Das ist eine Falle!«

Amanda drückte augenblicklich die Sprechtaste. »Prisen-Boot Rückzug! Helikopter! Rückzug! Ausführung! Sofort!«

Der französische Sea Lynx und der U.S. Blackhawk stoben davon wie zwei aufgescheuchte Vögel. Sie wendeten und beschleunigten aus dem Gefahrenbereich. Das Schlauchboot der *Queen* wendete ebenfalls so hart, dass es beinahe kenterte, als es eine Welle von der Seite erwischt. Das Boot schoss durch die Gischt hindurch und entfernte sich zunehmend von dem algerischen Schiff.

Da flammte orangefarbenes Feuer an der Reling des Öltankers auf, und eine Granate explodierte im Kielwasser des flüchtenden Schlauchbootes. Am Heck des Schiffs wurde die grün-weiße algerische Flagge eingeholt und durch die blau-weiße Flagge der Westafrikanischen Union ersetzt.

»*Queen of the West* und *La Fleurette!*«, rief Amanda in ihr Kommandomikrofon. »Nehmt den Tanker aufs Korn! Feuer frei! Feuer frei!«

»Nein!«, meldete sich Christine Rendino in eindringlichem Ton. »Nicht feuern! Da sind Kinder auf dem Schiff!«

»Nicht feuern! Nicht feuern! Verdammst, Chris! Wovon redest du eigentlich?«

»Schau doch auf den Bildschirm!«, rief Christine verzweifelt. »Sie haben Kinder überall auf dem Schiff. Sie verwenden die Kinder als lebende Schutzschilder!«

Rasch rief Amanda das MMS auf und zoomte das Deck des Schiffes näher heran. Da waren drei Soldaten zu erkennen – ein Schütze mit einer Karl-Gustav-Panzerabwehrwaffe und seine beiden bereitstehenden Ladeschützen. Und neben den Soldaten standen ein halbes Dutzend magerer, in Lumpen gekleideter Kinder. Keiner der Jungen schien älter als zwölf Jahre zu sein. Sie standen an der Reling und starnten in die Kamera, ohne zu begreifen, was da vor sich ging.

»Diese gottverdammten Feiglinge«, brummte Quillain. »Diese dreckigen, Scheiße fressenden, Schafe fickenden Feiglinge. Sie verstecken sich hinter kleinen Kindern.«

Amanda überlegte einen Augenblick. »Chris, wie viele Schützen-teams siehst du?«

»Sechs Teams mit Panzerabwehrwaffen und zwei mit Blowpipe-Luftabwehr-Startgeräten auf den Brückennocks. Alle haben Kinder bei sich. Ich glaube, sie haben auch auf der Brücke Kinder.«

»Verstanden.« Sie nahm den Finger von der Sprechtaste. »Stone«, fragte sie mit leiser Stimme. »Was meinen Sie? Gibt es eine Möglichkeit, wie wir an den Schützen vorbei auf das Schiff kommen, ohne auf sie zu feuern?«

Der Marine schüttelte den Kopf. »Nein. Ganz sicher nicht. Ohne Feuerschutz würden sie uns in Stücke reißen.«

Amanda nickte und wandte sich an die Feuerleitstation. »Danno. Hier Captain Garrett. Können Sie das Ruder des Tankers mit einem Hellfire-Schuss ausschalten?«

Die Antwort ließ eine Weile auf sich warten. »Das Schiff ist schwer beladen, Ma'am. Ich bekomme den Rudersteuern nicht ins Visier. Ich könnte versuchen, den Steuermaschinenraum zu erwischen, aber sie haben auch dort in der Nähe Kinder stehen. Wenn ich ein wenig zu hoch treffe...«

»Okay, Danno. Ich habe verstanden. Lassen wir's.«

Christines gedämpfte Stimme ertönte in ihrem Kopfhörer. »Little Pig Lead, hier Floater«, sagte sie fast entschuldigend. »Ich weiß, ihr habt schon genug Probleme da draußen, aber es hat sich in Port Monrovia eine Veränderung ergeben.«

»Was ist los, Chris?«

»Ein Armee-Konvoi ist soeben beim Tanklager eingetroffen. Die Soldaten treiben einige hundert Leute in das Lager. Ganze Familien – Männer, Frauen und Kinder. Es sieht so aus, als wollten sie sie eine Weile dort festhalten.«

»Verstanden.«

Amanda spürte Übelkeit in sich hochsteigen. Belewa hatte schon zuvor jene Teile der Bevölkerung, die ihm nicht genehm waren, als Angriffswaffe eingesetzt. Jetzt hatte er offenbar beschlossen, sie auch als Verteidigungswaffe zu benutzen. Ein weiterer Feuerstoß schoss vom Deck des Tankers empor, und eine Granate explodierte unmittelbar vor dem Bug der *Queen*. Es war ein Warnschuss, um das Hovercraft zu vertreiben. Der nächste Schuss würde das Boot treffen.

»Captain!«, rief Steamer etwas beunruhigt. »Was sollen wir tun, Ma'am?«

»Rückzug, Commander. Rückzug.«

Es fiel ihr etwas leichter, nachdem sie es einmal ausgesprochen hatte. Sie richtete sich an ihrer Konsole auf und gab zähneknirschend alle notwendigen Befehle. »Little Pig Lead an alle Einheiten. Vollständiger Rückzug. Die Bootsteams zurückholen. Heli-Team, fliegen Sie Floater 1 an. *La Fleurette*, wir lassen ihn durch.«

Abgesehen von den routinemäßigen Bestätigungen der Befehle wurde weder im Cockpit noch über Funk ein Wort gesprochen. Es gab auch nichts weiter zu sagen. Steamer schwenkte das Hovercraft herum und entfernte sich vom Tanker, um mit dem Schlauchboot zusammenzutreffen.

Amanda erhob sich von der Navigatorstation. »Gefechtsbereitschaft aufheben. Wenn sich etwas Neues ergibt – ich bin in der Messe.«

»Aye aye, Ma'am.«

Stone Quillain wartete, bis Amanda in den Hauptraum hinabgestiegen war, ehe er seine Faust gegen das Schott donnern ließ, dass die Wände des Cockpits erzitterten.

Unten in der menschenleeren Offiziersmesse ging Amanda daran, sich eine gute Tasse Tee zuzubereiten. Sie brachte Wasser zum Kochen, holte Milch, Zucker und den Teebeutel und konzentrierte sich dabei ganz auf jeden kleinen Handgriff, was ihr half, die Wut und Enttäuschung im Zaum zu halten, die an ihr nagten. Sie achtete darauf, dass der Tee keine Sekunde zu lang zog und dass kein Quentchen zu viel Milch und Zucker in den Tee kam. Dann setzte sie sich an den Tisch. Erst jetzt, da sie die dampfende Teetasse vor sich stehen hatte und die erste Woge der Gefühle verrollt war, gestattete sie sich, über die Sache nachzudenken.

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

7. September 2007, 08:18 Uhr Ortszeit

»Setzt euch mit Conakry und Abidjan in Verbindung. Sagt ihnen, ich möchte jeden verfügbaren Predator in der Luft haben. Sofort! Das Gleiche gilt für die Eagle-Eyes hier auf der Plattform. Holt mehr Systemoperatoren her. Alle Workstations verstärken. Los Leute, legt euch in die Riemen!«

Christine Rendino stellte fast ein wenig stolz fest, dass sie ein bisschen wie Amanda Garrett klang. Sie ging in dem von Bildschirmen erhellten TACNET-Trailer auf und ab, um etwas Ordnung in das Chaos zu bringen.

»Donovan, wir brauchen mehr Arbeitsraum. Bringen Sie ein halbes Dutzend Laptops in den Briefing-Trailer und vernetzen Sie die mit unserem System. Konfigurieren Sie die Hälfte davon für die Analyse, die andere Hälfte für Taktik und Einsatzplanung. Wir werden in den nächsten paar Stunden eine Menge Daten zu verarbeiten haben. Ich will außerdem noch eine Drohnensteuerung und ein Kommunikationsterminal.«

»Schon unterwegs, Commander«, antwortete der Mann, den sie beauftragt hatte, und eilte zur Tür.

»Vleymann, gehen Sie noch mal in die Lloyds-Datenbank. Ich möchte alle Daten, die über den Tanker *Bajara* zu bekommen sind. Wem gehört das Schiff? Wer hat es gebaut? Wie groß ist die Besatzung? Ich will alle Details! Maschinenraum-Daten, Deckspläne, Fotos, einfach alles. Sogar aus welcher Sorte Stahl der Rumpf besteht und wie viele Schichten Farbe sie auf die Schotts aufgetragen haben, Nehmen Sie alles, was Sie kriegen können, und für den Rest betätigen Sie sich eben mal als Hacker.«

»Zu Befehl, Ma'am.« Die Finger der jungen Frau flogen nur so über die Tastatur, als sie sich ins globale Informationsnetz einklinkte.

Christine wandte sich dem Operationskoordinator zu und blickte ihm über die Schulter. »Okay, Jerry, folgender Plan. Ich will alles mitverfolgen können, was rund um Monrovia passiert... sagen wir, in einem Umkreis von zweihundert Kilometern. Konzentrieren Sie sich

fürs Erste nur auf diesen Bereich – und zwar vor allem auf die Sicherheitskräfte der Westafrikanischen Union: Armee, Marine, Miliz, Polizei. Wenn die liberianischen Pfadfinder sich irgendwo treffen, dann will ich wissen, welche Sorte Würstchen sie braten.«

»Verstanden, Commander«, antwortete der Operationskoordinator. »Eine Information habe ich jetzt schon: von unserem Radar wissen wir, dass sich vier große Lastwagen-Konvois in dem Bereich bewegen. Sie sind alle innerhalb der letzten halben Stunde losgefahren, und alle fahren in Richtung Monrovia.«

Christine runzelte die Stirn und blickte auf das Radardisplay. »Lassen Sie mich raten – sie kommen alle von den großen Nachschubdepots.«

»Stimmt genau. Außerdem haben wir viele kleinere Gruppen von Fahrzeugen entdeckt, die ebenfalls nach Monrovia unterwegs sind.«

»Das überrascht mich kein bisschen«, antwortete Christine. »Wahrscheinlich bieten sie jedes Fahrzeug im Land auf, das Platz für ein Ölfass hat. Belewa muss zusehen, dass er den Treibstoff so schnell wie möglich vom Schiff runterbekommt. Morgen um diese Zeit haben sie es bereits auf hundert verschiedene Orte verteilt. Wir würden es nie wieder aufstöbern können. Und die Westafrikanische Union hätte genug Treibstoff, um weitere sechs Monate Krieg durchzustehen.«

»Verdammmt!«, stieß der Operationskoordinator kopfschüttelnd hervor. »Was sollen wir bloß tun, Ma'am?«

»Ich weiß es nicht, Chief«, antwortete sie mit einem verschmitzten Lächeln. »Aber irgendetwas werden wir tun. Ich weiß zwar noch nicht was, aber Sie können sicher sein, dass uns etwas einfällt.«

In diesem Augenblick drang Amanda Garretts Stimme aus dem Lautsprecher; sie sprach mit überaus sachlicher, ruhiger Stimme. »Little Pig Lead an TACNET. Chris, hier spricht Amanda. Ich habe ein paar Fragen an dich, auf die ich eine schnelle Antwort brauche. Wir haben da einen Job vor uns, um den wir uns kümmern müssen.«

»Ja!« Christine stieß eine Faust in die Luft. »Los geht's!«

Houston, Texas

7. September 2007, 16:22 Uhr Ortszeit

Frank Cochran gähnte herhaft, während er an seinem Schreibtisch saß und sich fragte, was er mit der letzten halben Stunde seines Arbeitstages anfangen sollte. Nicht dass er mit der Arbeit an diesem verdammten Spratly-Island-Projekt schon fertig gewesen wäre – nein, aber sein Gehirn schien ihm einfach den Dienst zu verweigern; die Grafiken, die er vor sich liegen hatte, begannen ihm vor den Augen zu verschwimmen.

Der schlaksige Ölbohringenieur aus Texas sicherte die Dateien auf seinem Computer und rief seinen Internet-Server auf, um seine E Mails abzufragen. Wenn es nichts gab, das in irgendeiner Form dringend war, dann würde er sich ein kleines Spielchen genehmigen, vielleicht Trophy Bass VI, wo es darum ging, einen anständigen Zehn-Pfund-Barsch zu erbeuten.

Unter den Mails schien tatsächlich nichts Wichtiges zu sein, und Cochran wollte sich schon dem Zeitvertreib des Cyber-Fischens hingeben, als in der Ecke des Bildschirms eine Nachricht aufleuchtete.

MR. FRANK COCHRAN:
WÜRDEN SIE BITTE SOFORT DIESEN LINK
ANKLICKEN?
ES GEHT UM EINE ÄUßERST WICHTIGE ANGELEGENHEIT.

Es folgte eine lange unterstrichene Internet-Adresse, die Cochran nichts sagte. Er vermutete, dass es sich entweder um eine Einladung zu einer Porno-Site handelte oder um den Versuch eines der vielen Internet-Evangelisten, ihn zu bekehren. Was es auch war, er hatte im Moment ohnehin nichts Besseres zu tun und klickte die Adresse an.

Das Kontrollämpchen an der Kamera über seinem Monitor leuchtete auf, als sich das Bildtelefon einschaltete. Die Festplatte in seinem Tower begann zu schnurren, und ein Rauschen drang aus den Lautsprechern des Computers. Ein Testbild flackerte über den Bildschirm, und im nächsten Augenblick sah sich Cochran dem ansprechenden

Gesicht einer nüchtern dreinblickenden Frau mit kastanienbraunem Haar und haselnussbraunen Augen gegenüber. Sie trug eine abgetragene Khaki-Uniform und saß in einem Raum, der wie das Cockpit eines Flugzeugs aussah.

Irgendwie kam ihm dieses Gesicht bekannt vor. Ein wenig verwirrt blickte Cochran zum CD-Laufwerk seines Systems hinüber; er fragte sich, ob er vielleicht unbeabsichtigt eines seiner Computer-Rollenspiele geöffnet hatte. Diese Möglichkeit schied jedoch aus, als die Frau auf dem Bildschirm zu sprechen begann.

»Guten Tag. Spreche ich mit Mr. Cochran, dem Chefingenieur von North Star Petroleum?«

»Äh, ja, der bin ich«, antwortete Cochran, dessen Neugier nun geweckt war. »Und darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Mein Name ist Amanda Garrett, Captain Amanda Garrett von der United States Navy. Ich spreche mit Ihnen aus dem Cockpit des Patrouillenkanonenboots USS *Queen of the West*, zur Zeit im Einsatz vor der westafrikanischen Küste. Ich hoffe, Sie verzeihen mir, dass ich auf so unkonventionelle Weise mit Ihnen Kontakt aufnehme, Mr. Cochran, aber wir stehen hier vor einer sehr heiklen Situation und würden dringend Ihre Hilfe brauchen.«

Das war nicht irgendein Internet-Abenteuer, auch wenn es sich ganz so anhörte. Und es war auch nicht so, dass sich da jemand einen Scherz erlaubte. Er wusste jetzt, woher er dieses Gesicht kannte, und auch der Name war ihm vertraut. Nach dem Zusammenbruch in China im vorigen Jahr war beides oft genug in der Zeitung und im Fernsehen zu sehen gewesen.

Du lieber Himmel! Das war doch wirklich verrückt!

»Ah, ja, natürlich, Captain Garrett«, stammelte er etwas unsicher. »Ich helfe Ihnen gern – die Frage ist nur, was kann ich für die Navy tun?«

»Sie sind ein anerkannter Ölsystemingenieur, Mr. Cochran. Man hat mir gesagt, dass Ihr Spezialgebiet Raffinerie- und Pipeline-Sicherheitssysteme sind. Wir hätten da ein paar Fragen, die in Ihr Gebiet fallen und auf die wir dringend Antworten brauchen. Und zwar schnell.«

Cochran nickte. »Okay. Worum geht's?«

»Ich zeige Ihnen am besten ein paar Luftaufnahmen von den Anlagen in Port Monrovia in der Westafrikanischen Union. Vor allem zeige ich Ihnen das Ladedock, das Tanklager und die Pipeline dazwischen. Wir müssen wissen, ob man diese Pipeline mit einer Sprengladung kappen kann, ohne ein Feuer oder eine Explosion im Lager auszulösen. Außerdem stellt sich die Frage, welches der sicherste Punkt für eine solche Sprengung wäre.«

Cochran runzelte die Stirn. »Ist im Moment Öl in der Leitung?«

»Noch nicht.«

»Dann sehen wir uns mal die Bilder an.«

Als die Bilder auftauchten, teilte Cochran seinen Bildschirm auf und rief einige seiner Arbeitsdateien auf. *Mal schauen, Shell hat doch lange da unten gearbeitet. Wie haben ihre Standard-Systeme ausgesehen?*

Er brauchte ungefähr fünf Minuten, um zu einem Ergebnis zu kommen.

»Captain Garrett, das Ganze sollte kein so großes Problem darstellen. Es gibt da diese Sicherheitsventile an beiden Enden der Leitung, die die Explosion in Grenzen halten könnten. Meiner Meinung nach würde die Sprengung mit großer Wahrscheinlichkeit gutgehen.«

»Und wo wäre der günstigste Punkt dafür?«

»Hier.« Cochran zeigte mit der Maus auf einen Punkt am Bildschirm. »Irgendwo zwischen dem Pier und diesen Ventilen in der Mitte der Pipeline. Wenn nicht gerade Öl in der Leitung ist, dann sollten die Ventile geschlossen sein.

Das würde einen zusätzlichen Schutz bieten, damit die Explosion nicht auf das Lager übergreift.«

»Verstanden.« Die Luftaufnahmen wurden ausgeblendet, und Amanda Garretts Bild erschien von Neuem auf dem Bildschirm. »Eine letzte Frage noch. Wie lange würde es dauern, einen solchen Schaden an einer Pipeline zu reparieren?«

»Das hängt von verschiedenen Faktoren ab – zunächst einmal, wie groß die Sprengladung war, natürlich auch, ob man das Material für die Reparatur bereit hat und wie gut das Team arbeitet. Unsere Leute

würden vielleicht acht bis zwölf Stunden brauchen. Ein gutes Team in der Dritten Welt braucht wahrscheinlich sechzehn bis vierundzwanzig Stunden, würde ich sagen.«

»Okay.« Die Frau nickte nachdenklich mit dem Kopf; ihre Gedanken eilten offensichtlich schon wieder ein paar Schritte weiter. »Genauso das wollte ich von Ihnen wissen. Vielen Dank, Mr. Cochran, Sie haben uns sehr geholfen. Ich weiß nicht recht, wie wir uns erkenntlich zeigen können, außer mit einem Empfehlungsschreiben und meinem persönlichen Dankeschön, aber ich verspreche Ihnen, dass wir uns etwas überlegen werden.«

»Ach, nicht der Rede wert... Eine Frage, Captain... das Ganze ist ernst, nicht wahr? Ich meine, da geht es nicht um irgendeine Übung, oder?«

»Es ist leider nur allzu ernst, Mr. Cochran«, antwortete sie mit einem bitteren Lächeln. »Wir versuchen gerade, einen Krieg zu beenden. So Gott will, haben Sie uns gerade dabei geholfen, dass wir's schaffen.«

Verdammter Mist, da würde er heute beim Abendessen Amy und den Kindern einiges zu erzählen haben! Da fiel ihm noch etwas ein. »Ich schätze, das Ganze ist streng geheim, oder? Ich meine, ich darf wohl niemandem davon erzählen, nicht wahr?«

»Ich wüsste nichts, was dagegen spricht, Mr. Cochran. Sie dürfen. Bis Sie's irgendjemandem erzählen können, ist die Sache ohnehin vorbei.«

Port Monrovia

7. September 2007, 09:41 Uhr Ortszeit

Das Ministerium für öffentliche Moral hatte ein großes Willkommensfest am Pier organisiert. Eine Gruppe von Würdenträgern und Regierungsmitgliedern hatte sich versammelt, eine einheimische Popgruppe spielte auf, und eine Busladung bunt gekleideter junger Mädchen aus der Stadt sorgte mit Tanzeinlagen für Stimmung. Eine Ehrenwache der Armee hatte am Pier Aufstellung genommen, und zwischen den Soldaten standen Kinder mit Blumen in den Händen.

Obe Belewa wusste, dass all die jungen Menschen nicht nur wegen des festlichen Anlasses hier versammelt waren. Es widerstrebt ihm zutiefst, dass er die Kinder seines Volkes als lebenden Schild gegen die Mandatstruppen der UNO einsetzte. Doch wie sagte eine alte europäische Weisheit: »Wer nichts hat, kann sich's nicht leisten, wählerisch zu sein.«

»Wir bekommen das Öl an Land«, murmelte er. »Das ist es, was jetzt zählt.«

Botschafter Umamgi dachte, dass der Kommentar für ihn bestimmt war. »Wir haben gewonnen, Herr General«, sagte er mit einem verschlagenen Lächeln. »Das ist ein großer Sieg über die westlichen Kolonialisten!«

Als ranghöchster Vertreter Algeriens im Land und als Urheber des Plans war es nur recht und billig, dass er bei der Ankunft des Schiffes anwesend war. Doch seine Gegenwart war für Belewa noch schwerer als sonst zu ertragen. Dieser Mensch erinnerte ihn einfach viel zu sehr daran, wie weit er selbst bereits von seinen Prinzipien abgegangen war.

Belewa schüttelte den Kopf. »Nein, Herr Botschafter. Wir haben nicht gewonnen. Noch nicht. Aber wenigstens sind wir in der Lage, den Kampf noch länger fortzusetzen.«

»Ach, komm schon, Obe«, wandte Sako ein. »Feiern wir doch erst einmal diesen Sieg heute.« Der Stabschef, der zwischen dem Soldaten und dem Diplomaten stand, hatte ein triumphierendes Lächeln auf den Lippen. Er hatte Umamgis Plan unterstützt und schien sich über den Verlust an Ehre, der damit verbunden war, keine großen Gedanken zu machen.

Belewa ließ ein zustimmendes Brummen hören.

Die *Bajara* hatte bereits die Hafeneinfahrt erreicht. Der Hafenschlepper bugsierte das Schiff vorsichtig herein, und die drei Kanonenboote des Geschwaders von Monrovia folgten in seinem Kielwasser, um darauf vorbereitet zu sein, sollten sich die UNAFIN-Streitkräfte in letzter Minute doch noch zu einem Eingreifen entschließen.

Port Monrovia war ein künstlich angelegter Hafen. Zwei riesige Mo-

len erstreckten sich fast zwei Kilometer weit ins Meer und liefen an der Hafeneinfahrt zusammen, sodass sie ein Dreieck bildeten, innerhalb dessen das Wasser vor äußeren Einflüssen geschützt war. Auf beiden Molen waren Armee-Sicherheitspatrouillen im Einsatz, und am Ende der beiden Dammstraßen stand ein Panhard-Panzerfahrzeug, dessen 90-mm-Kanone auf das Meer hinaus gerichtet war – als zusätzliche Sicherheitsmaßnahme.

Belewa hoffte, dass diese Vorkehrungen unnötig waren. Vielleicht hatte er die Leopardin doch noch besiegen können. Wenn dem so war, dann geschah es nicht auf eine Art und Weise, die ihm gefiel. Denn die Ehre in dieser letzten Konfrontation war eindeutig auf ihrer Seite. Dennoch – sie hatte nachgegeben. Und in diesem Stadium des Kampfes konnte er es sich nicht leisten, auf einen Sieg zu verzichten – egal, wie er zustandekam.

Doch gab es tatsächlich schon einen Sieg zu feiern? Mit zusammengekniffenen Augen blickte Belewa zum Himmel hinauf und sah zwei schlanke weiße Flügel vor dem azurblauen Hintergrund aufblitzen. Eine amerikanische Predator-Drohne, die wie ein hungriger Adler über ihnen kreiste.

Das Auge der Leopardin war immer noch auf ihn gerichtet. Was sie jetzt wohl dachte?

Sako klopfte ihm leicht auf die Schulter. »Komm schon, Obe, gehen wir auf den Pier hinaus. Du solltest der Erste draußen an der Gangway sein, wenn das Schiff anlegt.«

»Ja, und zwar deshalb, weil ich der Crew und den Kriegern danken muss – den Männern und auch den Kindern.«

Der Ölverladepier ragte von der südlichen Mole in den Hafen hinein, ungefähr 700 Meter vom uferseitigen Ende der Mole entfernt. Der General und sein Stabschef entfernten sich von den Stabs- und Kommandofahrzeugen und schritten den Pier hinunter; Umamgi beeilte sich, ihnen zu folgen, um an dem Beifall teilzuhaben.

Die Staatspolizisten, die für Belewass persönliche Sicherheit zuständig waren, folgten den drei Männern, obwohl der General sich an diesem Tag nicht wirklich in Gefahr fühlte. Es war lange her, seit Belewa das letzte Mal seinem Volk eine gute Nachricht hatte verkün-

den können. Die Leute hungerten geradezu danach, und dementsprechend jubelten sie ihm zu, als er durch die wartende Menge schritt. Die Rückschläge der vergangenen Monate waren für den Moment vergessen. Belewa winkte den Leuten zu und schüttelte ihnen die Hände; er stellte fest, dass er sogar wieder lächeln konnte.

Der Tanker näherte sich, vom Hafenschlepper begleitet, bereits dem Pier. Nur noch wenige Minuten, und man würde mit dem Festmachen beginnen. Die halb westafrikanische, halb algerische Besatzung des Schiffes stimmte in den allgemeinen Jubel ein.

Da hörte Belewa über den lauten Stimmen und der dröhnenden Jincajou-Musik ein anderes Geräusch – ein Aufheulen, das rasch lauter wurde. Er blickte gerade rechtzeitig auf, um in etwa hundert Metern Höhe ein zigarrenförmiges Gebilde mit Flügeln aufblitzen zu sehen, das landeinwärts schoss.

Ein amerikanischer SeaSLAM-Flugkörper. Kann vom Schiff oder aus der Luft abgefeuert werden. Präzisionsgesteuert. Landziel-Variante...

Dann war der Flugkörper vorüber, und die Druckwelle einer mächtigen Explosion breitete sich aus und ließ die eben noch jubelnde Menschenmenge vor Schreck aufschreien. Einige hundert Meter entfernt erhob sich eine riesige Rauchwolke über die Hafenmole. Viel zu spät begannen die Luftsichtsirenen zu heulen.

»Deckung!«, brüllte Belewa. »Alles runter auf den Boden! Brigadegeneral Atiba zu mir!« Zusammen mit seinem Stabschef und den Sicherheitsleuten rannte Belewa auf sein Stabsfahrzeug zu, an Bot-schafter Umamgi vorbei, der zusammengekauert auf dem Pier lag.

Die einzigen Opfer waren zwei leicht verletzte Armee-Sicherheitsleute, und auch der Sachschaden war offensichtlich nicht allzu groß. In die Dammstraße war ein kleiner Krater gesprengt worden – es war jedoch offenkundig, dass das eigentliche Ziel des Angriffs die Pipelines waren, die parallel zur Straße verliefen. In der Leitung klaffte ein sechs Meter breites Loch, und auch andere Teile der Pipeline waren von Splittern durchlöchert.

Als Belewa und sein Gefolge am Ort des Geschehens ankamen, hat-

te die Hafenfeuerwehr bereits das wenige schwelende Öl gelöscht, das sich noch in der Leitung befunden hatte. Es war nur eine Lenkwaffe abgefeuert worden, die jedoch offensichtlich voll ins Ziel getroffen hatte.

»Brigadegeneral Atiba, lassen Sie den Hafen sichern!«, rief Belewa, als er aus dem Land Rover sprang. »Sorgen Sie dafür, dass alle unbefugten Zivilisten das Gelände verlassen. Und bringen Sie mir den Verwalter der Anlage her!«

»Er ist schon unterwegs, Herr General«, antwortete der Stabschef und zeigte auf einen verbeulten Jeep, der die Straße entlang kam.

Belewa stand ungeduldig neben seinem Stabsfahrzeug. Er gab dem Verwalter des Treibstofflagers fünf Minuten, um den Schaden festzustellen, bevor er ihn fragte: »Wie schlimm?«

Der Verwalter konnte nur den Kopf schütteln. »Was soll ich sagen, Herr General? Die Zwanzig-Zentimeter- und die Dreißig-Zentimeter-Pipeline sind beide durchtrennt.

Wir können die Ladung nicht löschen, bevor sie nicht repariert sind.«

»Könnten wir das Öl nicht direkt vom Tanker zu den Lastwagen leiten?«

Der Verwalter überlegte einen Augenblick und schüttelte dann erneut den Kopf. »Ein wenig könnten wir wohl auf diese Weise befördern, aber das wäre, als ob man einen See mit einem Strohhalm entleeren wollte. Es würde Wochen dauern, bis wir das Öl mit Handpumpen gelöscht hätten. Es geht leichter und schneller, wenn wir die Pipelines reparieren.«

»Wie lange dauert das?«

»Es sieht nicht so schlimm aus, Herr General. Ein Tag. Höchstens zwei.«

»Vierundzwanzig Stunden von jetzt an, dann müssen diese Pipelines repariert sein. Verstanden? Vierundzwanzig Stunden!«

Belewass schneidende Stimme ließ jede andere Antwort als »Jawohl, Herr General« äußerst unklug erscheinen.

Belewa entließ den plötzlich schweißgebädeten Verwalter zu seiner dringenden Aufgabe. Als er sich umdrehte, fiel ihm ein Stück Alumi-

nium auf, das zerknittert vor seinen Füßen lag. Er hob es auf und wischte den Staub von der versengten, graufarbenen Oberfläche, auf der in blauer Farbe geschrieben stand: U.S. NAV.

Wie dumm von ihm, dass er geglaubt hatte, schon gewonnen zu haben. Hatte er wirklich gedacht, die Leopardin würde so einfach aufgegeben? Er hatte sie für einen Augenblick abgeschüttelt, aber sie war schon wieder da, um sich auf ihn zu stürzen und ihm die Fänge in den Hals zu schlagen.

»Brigadegeneral Atiba! Ich will jeden verfügbaren Mann und jedes Gewehr hier in Monrovia zur Verteidigung der Stadt! Jeden! Sofort!«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

7. September 2007, 10:02 Uhr Ortszeit

Ihre Aufbauten waren von den Abgasen der Startrakete geschwärzt, als die *Queen of the West* die Rampe von Floater 1 hochfuhr. Die Schwesterboote, *Carondelet* und *Manassas*, waren bereits im Hangar, von den Mitarbeitern der Service-Crews umschwärmt.

Doch nicht nur um die Seafighter-Boote herrschte einige Aktivität, sondern auf der gesamten Plattform, nachdem die komplette Besatzung an Deck gerufen worden war. Die Leute hatten alle Hände voll zu tun, um die Vielzahl von Anweisungen zu bewältigen, die vom Flaggboot der Task Force auf sie niedergeprasselt waren.

Auch im Briefing-Trailer herrschte einiges Gedränge; Amanda hatte Anweisung gegeben, dass alle ranghöheren Offiziere und Unteroffiziere der Seafighter-Flottille, der Fox-Kompanie und des Plattform-Service-Teams sich einfinden sollten. Man hatte eine Videokonferenzschaltung mit dem U.S.-Kommando in Conakry eingerichtet. Auch die Kommandanten der *Santana* und der *Sirocco* waren per Videotelefon mit von der Partie; die beiden Patrouillenboote hatten Anweisung erhalten, ihre Stationen zu verlassen und so rasch wie möglich zu Floater 1 zurückzukehren.

Amanda arbeitete sich zum Konferenztisch durch. »Guten Morgen, Ladies and Gentlemen«, wandte sie sich mit ruhiger Stimme an ihre augenblicklich verstummende und aufmerksame Zuhörerschaft. »Was

wir im Moment am wenigsten haben, ist Zeit – also kommen wir zur Sache. Mir ist klar, dass Sie alle über die gegenwärtige Situation Bescheid wissen. Die Westafrikanische Union hat die Blockade durchbrochen. Sie haben einen Öltanker durchgebracht. Wenn es ihnen gelingt, das Öl zu löschen und zu verteilen, dann stehen wir wieder dort, wo wir vor sechs Monaten waren. Alle unsere Bemühungen und Opfer, das Blut, das vergossen worden ist – all das wäre völlig umsonst gewesen. Ich habe nicht vor, das zuzulassen.«

Sie blickte in die Gesichter ihrer Offiziere, um nach irgendeinem Anzeichen von Unwillen oder mangelndem Vertrauen in ihre Führungsqualitäten zu suchen. Beides konnte in den kommenden 24 Stunden katastrophale Folgen haben. Die ganze Struktur, die sie hier an der Goldküste versucht hatte, aufzubauen, stand vor ihrer größten Bewährungsprobe.

»Ich habe auf eigene Verantwortung gehandelt, um das Entladen des Tankers zu verhindern... zumindest für einen Tag. In dieser Zeit müssen wir eine Operation planen und starten, um die Westafrikanische Union daran zu hindern, diese frischen Ölreserven in Besitz zu nehmen. Wir können nicht warten, bis Hilfe von außen eintrifft. Wir müssen mit den Ressourcen auskommen, die wir zur Verfügung haben. Wir werden es außerdem mit einem Feind zu tun bekommen, der gewarnt ist und alle Kräfte mobilisieren wird. Sie können sicher sein, dass die Armee der Union uns mit allem erwartet, was sie aufbieten kann.«

Erneut blickte sie sich um. Sie hörte nur das Schnurren der Klimaanlage und das Knarren eines Stuhls. Schließlich war es Stone Quillain, der die Stille brach.

»Wie sieht Ihr Plan aus, Skipper?«

»Der menschliche Schild, den sie an Bord des Tankers und rund um das Treibstofflager errichtet haben, macht es uns unmöglich, dass wir sie mit Flugkörpern angreifen. Ja, die Anwesenheit dieser Geiseln nimmt uns so ziemlich den ganzen technologischen Vorteil, den wir haben. Also müssen wir zu etwas Altbewährtem greifen – einer militärischen Strategie, die meines Wissens seit den Tagen des amerikanischen Bürgerkriegs nicht mehr eingesetzt wurde.«

Amanda ließ sich in ihren Stuhl sinken und verschränkte die Arme auf dem Tisch. »Wie viele von Ihnen haben schon einmal von einer ›Cutting-out-Operation‹ gehört?«

UNAFIN-Operationsgebiet

7. September 2007

Improvisieren, aus dem Hut zaubern, erfinderisch sein...

»Eine Tonne Seifenflocken?« Der CPO des Lagers blickte völlig verdutzt von seinem Tisch auf.

»Richtig«, antwortete sein vorgesetzter Offizier. »Sie wollen sofort eine Tonne Seifenflocken oder Seifenpulver oder etwas Ähnliches draußen auf der Plattform haben.«

»Eine Tonne, Sir?«

»Fragen Sie mich nicht, warum, Simpson. Ich kann's Ihnen auch nicht sagen. Packen Sie einfach alles zusammen, was wir auf Lager haben. Dann schicken Sie einen Lastwagen nach Conakry. Mal sehen, was wir dort zusammenkratzen können. Oh, und wenn Sie schon dabei sind, sehen Sie sich auch nach Stereo-Anlagen um – nein, fragen Sie mich nicht, ich weiß auch nicht, wofür sie die brauchen.«

Kompromisse schließen, verhandeln, kleine Tricks anwenden...

Der französische Fregattenkapitän runzelte die Stirn auf dem Videotelefond-Bildschirm. »Captain Garrett, ich bin darüber genauso unglücklich wie Sie, aber ich kann nun mal keine aktive Rolle in einer solchen Operation übernehmen, wenn ich keine Ermächtigung dazu habe. Eine Blockade aufrechtzuerhalten ist eine Sache. Ein aktives Vorgehen mit der Waffe in der Hand ist eine andere. Ich denke, meine Vorgesetzten und meine Regierung werden erst beraten müssen, bevor sie sich auf so etwas einlassen.«

»Ich verstehe Ihre Haltung, Kapitän Trochard«, antwortete Amanda. »Aber Sie müssen auch verstehen, dass der Zeitfaktor hier besonders

wichtig ist. Während Ihre Regierung berät, schwindet unsere Chance dahin.«

Der französische Offizier schüttelte den Kopf. »Es tut mir Leid, aber wir sind eben nicht wie ihr Amerikaner. Wir bilden uns zwar gern etwas auf unseren *élan* ein – aber uns fehlt nun mal euer Cowboyblut.«

Amanda seufzte. Im Krieg musste man alle Waffen einsetzen, die man zur Verfügung hatte. Ihre Gesichtszüge wurden eine Spur weicher und ihre Stimme einen Ton sanfter. »Jacques, bitte, wir brauchen Ihre Hilfe in dieser Sache... *ich* brauche Ihre Hilfe.«

Trochard kämpfte einen Moment lang mit sich selbst, ehe er seufzte und mit einem Lächeln sagte: »Mir kommt da eine Idee, Amanda. Ich darf zwar mein Mandat nicht überschreiten, aber es könnte ja so aussehen, als wären wir in die Sache hineingezogen worden...«

Planen, austüfteln und vorbereiten...

»Okay, Lieutenant.« Sergeant Tallman reichte dem jungen Lieutenant einen prall gefüllten Umschlag. »Hier ist alles, was Sie brauchen. Einsatzvorgaben, Karten, Gezeitentafel, Strandbeschaffenheit und Gefälle, die Verteilung der feindlichen Streitkräfte in diesem Abschnitt und alles, was wir über ihre Patrouillen-Intervalle wissen, Der Skipper braucht Ihren kompletten Operationsplan bis sechzehn Uhr, keine Minute später. Sie und Ihre Männer müssen bis achtzehn Uhr abmarschbereit sein.«

»Alles klar, Sarge.« Mit einem verschmitzen Lächeln nahm der Zugführer den Umschlag an sich. »Verdammt. Ich hab erst vor acht Monaten das ROTC abgeschlossen, und jetzt plane ich schon meine erste Invasion. Kein schlechter Job...«

»Nein, ‘n richtiges Abenteuer, verdammt noch mal«, stimmte der Top-Sergeant ihm zu.

Anpassen, abändern und ausführen...

»Verdammtd, Sir!«, rief der Crew-Chief entgeistert aus, als er die handgezeichneten Grafiken studierte. »Wir sind eine ASW-Einheit! So etwas können wir doch nicht machen!«

Squadron Leader Evan Dane grinste nur und klopfte dem jungen Crew-Chief auf die Schulter. »Nun, mein Freund, dann sagen wir einfach, wir jagen jetzt das Erste Afrikanische Unterseeboot-Geschwader – dagegen gibt es dann ja wohl nichts mehr einzuwenden, oder?«

Analysieren, bewerten, sammeln...

»Guten Tag, Herr Zimmer. Danke, dass Sie ein wenig Zeit für uns haben. Wir wissen das wirklich zu schätzen. Wir haben erfahren, dass Ihre Firma im Jahre 2003 einen fünfundzwanzig Meter langen Hafenschlepper generalüberholt und an die Regierung der Westafrikanischen Union verkauft hat. Wäre es möglich, dass Sie uns ein paar technische Details über das Schiff mitteilen? Maschinenleistung, Bedienung der Maschinen, Pläne von Ruderhaus und Maschinenraum, all diese Dinge.«

Prüfen... auswerten... planen...

»Ich hätte da ‘ne kleine Frage, Boss, hast du schon mal an die Folgen gedacht, die unsere kleine Party für die Umwelt haben könnte? Wir laufen nämlich Gefahr, unsere eigene Exxon-Valdez-Aktion hier an der Goldküste zu starten.«

»Das sehe ich nicht so dramatisch, Chris. Dieser Tanker ist nicht mit schwerem Rohöl beladen, sondern mit leichten Erdölestillaten, mit Benzin und Diesel. Das sollte sich in diesem heißen Klima recht rasch verflüchtigen. Außerdem, wenn unsere Freunde, die Marines, die Sache richtig hinbekommen, dann sollte nicht viel übrigbleiben, über das wir uns Gedanken machen müssten.«

Posten besetzen, Aufgaben verteilen und Vertrauen in die Fähigkeiten der Untergebenen setzen...

»Okay, Corporal. So ein Tanker hält ja einiges aus. Was haben Sie vorbereitet?«

»Hier, Capt'n.« Der Sprengstoffexperte ließ seinen Kaugummi platzen und führte Stone Quillain zu der Stelle, wo er seine Schätze auf einem Stück Segeltuch ausgebreitet hatte. Da lag eine harmlos ausschende Umhängetasche in Tarnfarbe, eine dicke graufarbene Metallscheibe von der Größe einer Radkappe und zwei graue Ein-Liter-Kanister, an denen Sicherheitsbügel und Stift einer Granate angebracht waren.

»Wir haben hier ein schönes Paket beisammen, Sir- eine Standard-Mark-138->Satchel Charge<, eine Haftmine und zwei Mark-34-Granaten mit weißem Phosphor.«

Quillain nickte. »Und wie funktioniert das Ganze?«

Der Sprengstoffexperte kniete sich neben das Segeltuch und wandte sich den einzelnen Teilen zu. »Sehen Sie, wir befestigen die Willie-Pete-Granaten an der Mark-138-La-dung und bringen das Ganze über einem der Frachträume des Tankers an. Dann verbinden wir den Zünder der Haftmine über eine lange ölsichere Detonator Cord mit der Mark-138 -Ladung.«

»Soweit alles klar, Junge. Wie geht's weiter?«

»Wir lassen die Mine durch eine Kontrollluke in den Frachtraum hinunter. Dann ergibt eins das andere. Wenn die Mark-13 8-Ladung detoniert, werden dadurch gleich mehrere Dinge ausgelöst. Die Decke des Frachtraums wird aufgerissen, die Phosphorgranaten und die Detonator Cord werden gezündet. Dadurch wird einen Sekundenbruchteil später auch die Haftmine unten im Frachtraum gezündet. Die Explosion reißt nicht nur ein Loch in den Schiffsdecken, sondern sprüht auch den Inhalt des Frachtraums durch das Loch in der Decke hinaus, wo er mit dem brennenden Phosphor in Kontakt kommt.

Wir könnten ungefähr ein halbes Dutzend dieser Pakete vorbereiten und uns auf die Zellen konzentrieren, wo das Benzin geladen ist. Den Zeitzünder würden wir auf fünf Minuten einstellen.«

Erneut ließ der Sprengstoffexperte seinen Kaugummi platzen. »Ein Kinderspiel.«

»Allmächtiger! Haben unsere Sprengexperten in Little Creek etwas zu dem Plan gesagt?«

»Ja, Sir. Sie meinen, wir sollten schön Abstand halten und Fotos knipsen.«

Beeilung, Beeilung. Wenn wir schon nicht alles schaffen, dann doch so viel wie möglich. Es wird langsam dunkel.

UNO-Stützpunkt Conakry, Guinea

7. September 2007, 19:22 Uhr

Draußen vor dem Gebäude des Hauptquartiers hatte es zu regnen begonnen, auch wenn man es von drinnen nicht sah. Vavra Bey komme die modrige Feuchtigkeit riechen, die durch den Wall aus Sandsäcken und die offenen Fenster hereindrang. Genau wie die anderen Angehörigen der diplomatischen UNO-Mission in Guinea hatte man sie aus Sicherheitsgründen hier auf dem UNO-Stützpunkt untergebracht, zumindest so lange, bis diese jüngste Krise vorüber war. Dies hatte auch den Vorteil, dass sie sich unmittelbar über die aktuelle Entwicklung informieren konnte.

Nicht, dass sie allzu viel hätte ausrichten können.

Die UN-Botschafterin nahm ihre Brille ab und rieb sich die pochenden Schläfen. Einen Moment lang wünschte sie sich, sie könnte einfach nur Großmutter sein. Zum Teufel mit der ganzen Diplomatie und mit der vergeblichen Anstrengung, die Probleme einer Welt zu lösen, die davon überhaupt nichts wissen wollte. Ihre Gelenke schmerzten von der Feuchtigkeit, und sie wünschte sich im Augenblick nichts anderes, als die warme, trockene Luft zu Hause in ihrem Garten zu genießen und ihren Enkelkindern beim Spielen zuzusehen.

Es klopfte an der Tür des kleinen Büros, das man ihr zugewiesen hatte. Die Tür ging halb auf, und ihr Assistent blickte herein. »Madam Envoy, Admiral MacIntyre ist da.«

»Gut, Lars. Führen Sie ihn bitte herein.«

Vavra Bey setzte die Brille wieder auf. Es hatte gutgetan, an ihre

Enkelkinder zu denken. Immerhin erinnerte es sie daran, warum sie diesen Beruf ausühte.

Elliot MacIntyre sah ganz anders aus als an jenem Tag, als sie in New York mit ihm gesprochen hatte. Statt der makellosen blauen Uniform trug er eine regennasse Nomex-Fliegermontur. Sein mit grauen Strähnen durchzogenes Haar war ziemlich wirr, nachdem er stundenlang einen Helm getragen hatte, und an seinem kantigen Kinn zeichneten sich leichte Bartstoppeln ab.

»Entschuldigen Sie mein Aussehen, Madam Envoy«, sagte er und nahm auf dem Stuhl ihr gegenüber Platz. »Ich bin gerade erst angekommen.«

»Ich hab's gehört. Aber auf Äußerlichkeiten kommt es momentan wirklich nicht an, Admiral«, erwiderte sie. »Aber Sie sind doch nicht etwa aus den Vereinigten Staaten angereist, oder?«

»Nicht direkt. Ich war gerade auf einer Konferenz über Adriatische Sicherheitsfragen im NATO Kommando Süd in Neapel, als ich erfuhr, dass die Blockade gebrochen wurde. Ich... äh... habe mir eine F-22 der Air Force und einen Piloten aus Sigonella ausgeborgt, weil ich so schnell wie möglich hier sein wollte. Als Oberbefehlshaber von NAVSPEC-FORCE habe ich es mir angewöhnt, möglichst vor Ort zu sein, wenn meine Leute vor einem Einsatz stehen.«

»Ah.« Vavra Bey nickte und verschränkte die Finger ineinander. »Damit wären wir dann wohl beim Thema.«

»Ja, Madam Envoy, und ich möchte gleich vorausschicken, dass ich voll und ganz hinter der Entscheidung stehe, die Captain Amanda Garrett heute Morgen hinsichtlich der *Bajara* getroffen hat. Unter den gegebenen Umständen blieb ihr nichts anderes übrig, als den Tanker durchzulassen. Die humanitären Überlegungen hatten Vorrang.«

»Da stimme ich Ihnen zu, Admiral. Wir durften es einfach nicht zulassen, dass diese Kinder gefährdet werden. Aber ich muss sagen«, fuhr sie etwas nachdenklicher fort, »es wundert mich, dass die Kinder überhaupt dort waren. So etwas hätte ich Belewa eigentlich nicht zugetraut... Nun, daran zeigt sich schon eine gewisse Verzweiflung. Die Frage ist nur, was wir unternehmen können... falls es überhaupt etwas gibt.«

»Madam Envoy, wenn wir General Belewa die Möglichkeit geben, diesen Tanker zu entladen, dann wird dadurch alles zunichte gemacht, was die UNAFIN bisher hier an der Goldküste erreicht hat. Die Krise wird prolongiert. Der Druck auf die guineische Regierung wächst, und die Expansionsbestrebungen der Westafrikanischen Union erhalten neuen Auftrieb. Das können wir einfach nicht zulassen.«

»Ich stimme Ihnen zu«, antwortete sie. »Nur sind unsere diplomatischen Möglichkeiten gleich null, fürchte ich. Welche militärischen Optionen gibt es?«

»Die einfachste Lösung, den Tanker in die Luft zu jagen, wird durch die Anwesenheit der Kinder an Bord verhindert. Genauso unmöglich ist es, das Tanklager von Port Monrovia unter Beschuss zu nehmen. Es wurde zu einem Gefängnis umfunktioniert, wo Hunderte von Regimekritikern festgehalten werden. Belewa hat sich gegen jeden direkten Angriff abgesichert.«

»Was bleibt uns dann noch übrig, Admiral?«

MacIntyre holte tief Luft, ehe er fortfuhr. »Uns bleibt ein ziemlich kühner Plan, den Captain Garrett vorgeschlagen hat. Wir jagen ihre Öl Vorräte nicht in die Luft, sondern wir stehlen sie mitsamt dem Tanker.«

»Stehlen? Ich verstehe nicht ganz, Admiral.« Vavra Bey war zwar mit der englischen Sprache sehr gut vertraut, doch in diesem Moment hatte sie das Gefühl, dass sie MacIntyre irgendwie falsch verstanden haben musste.

»Captain Garrett schlägt eine Strategie vor, die im Navy-Jargon als ›Cutting-out-Operation‹ bezeichnet wird. Ein Angriff mit kleinen Booten, um ein feindliches Schiff in dessen Hafen zu kapern.«

Vavra Bey hob die Augenbrauen. »Von so etwas habe ich noch nie gehört.«

»Das war früher einmal eine recht gebräuchliche Strategie, zumindest zur Zeit eines Napoleon. Captain Garrett denkt an eine moderne Variante dieser Vorgangsweise. Die westafrikanischen Truppen werden durch eine ganze Reihe von Ablenkungsmanövern und Scheinangriffen von Port Monrovia weggelockt, während ein Spezialtrupp heimlich in den Hafen eindringt. Ein Kommandotrupp der Marines

geht an Bord der *Bajara*, schaltet die Wachen aus und schafft die Kinder und die algerische Besatzung vom Schiff herunter und an einen sicheren Ort. Danach wird das Schiff in die Hafeneinfahrt gebracht, wo es in Brand gesetzt und versenkt wird. Die Ladung wird zerstört und das Schiff selbst versperrt die Zufahrt zum Hafen. Wir schlagen also zwei Fliegen mit einer Klappe. Wir nehmen ihnen nicht nur die lebenswichtige Treibstofflieferung weg, sondern verhindern obendrein, dass die Westafrikanische Union dasselbe noch einmal versucht – zumindest so lange, bis sie das Wrack geborgen und aus dem Weg geräumt haben.«

Vavra Bey dachte lange über MacIntyres Worte nach, bevor sie antwortete.

»Irgendetwas sagt mir, dass diese Operation um einiges komplizierter ist, als es bei Ihnen klingt.«

Der Admiral nickte. »Das könnte durchaus der Fall sein, Madam Envoy. Ich muss zugeben, dass ich auch einige Bedenken hätte, wenn ich den Menschen nicht kennen würde, der den Plan entwickelt hat. Captain Garrett hat mehr als einmal gezeigt, dass sie auch mit extrem schwierigen Situationen fertig werden kann. Deshalb habe ich sie ja nach Afrika geholt.«

»Ja, ich erinnere mich«, antwortete Vavra Bey mit einem flüchtigen Lächeln. »Ich weiß noch, wie Sie mir in New York von ihr erzählt haben – auch wenn es mir vorkommt, als wäre das schon sehr lange her. Sie haben jedenfalls damals schon gesagt, dass Sie ihr größtes Vertrauen schenken.«

»Sie hat alles umgesetzt, was wir von ihr erwartet haben, Ma'am. Jetzt ersucht sie um die Erlaubnis, das Ganze zu Ende zu bringen. Wenn Sie meine Meinung hören wollen – ich finde, wir sollten ihr die Chance dazu geben.«

»Und was sagt Ihre Regierung dazu, Admiral?«

»Ich habe mit unserem Außenminister gesprochen, und der wiederum hat sich mit dem Präsidenten beraten. Die Vereinigten Staaten sind bereit, ihre Streitkräfte im Rahmen einer UNO-Operation einzusetzen. Ich habe auch mit den Leuten vom britischen und französischen UNAFIN-Kontingent geredet, und sie haben von ihren Vorgesetzten

ähnliche Vollmachten erhalten. Wir können sofort beginnen, wenn Sie uns grünes Licht geben, Madam Envoy.«

»Verstehe.« Vavra Bey hob eine Hand an die Schläfe, um ihre pochenden Kopfschmerzen ein wenig zu besänftigen. Sie hatte nicht damit gerechnet jemals mit einer solchen Entscheidung konfrontiert zu werden. In jüngeren und etwas idealistischeren Tagen hatte sie davon geträumt, kämpfende Armeen zu trennen, aber nicht, sie in die Schlacht zu schicken. »Wann haben Sie vor, die Operation zu starten?«

»Madam Envoy«, antwortete MacIntyre mit grimmiger Miene. »Wenn ich von hier weggehe, muss ich den Einsatzbefehl mitbringen. Wir müssen noch heute Nacht losschlagen.« Vavra Bey blickte abrupt auf. »Das ist unmöglich. Über eine solche Eskalation des Konflikts muss der Sicherheitsrat abstimmen.«

»Aber wir haben doch schon die Resolution des Sicherheitsrates, jede Öllieferung zur Westafrikanischen Union zu unterbinden«, erwiderte MacIntyre beharrlich. »Genau darum geht es bei diesem Einsatz, wenn auch mit etwas anderen Mitteln.«

Vavra Bey schüttelte den Kopf. »Admiral, wir haben ohnehin schon alle Möglichkeiten ausgereizt, die die Resolution uns lässt. Bis jetzt hat der Sicherheitsrat unsere Maßnahmen stillschweigend toleriert. Aber ein offener Angriff auf dem Territorium der Westafrikanischen Union geht weit über das Mandat hinaus, das die UNAFIN bekommen hat. Wir sind der ganzen internationalen Staatengemeinschaft verantwortlich. Für solche Dinge gibt es eine genau festgelegte Vorgangsweise.«

»Und wie lange wird es dauern, bis wir grünes Licht bekommen, Madam Envoy? Wie lange?«

»Ich kann mich noch heute Abend mit dem Sicherheitsrat in Verbindung setzen. Ich werde vorschlagen, dass man so rasch wie möglich über die Sache berät und abstimmt. Eine Antwort kann ich Ihnen innerhalb von... achtundvierzig Stunden versprechen.«

MacIntyre schüttelte entschieden den Kopf. »Das reicht nicht, Ma'am. Diese Operation muss innerhalb der nächsten zwei Stunden gestartet werden, oder wir können alles vergessen. Captain Garrett hat

die Entladung des Tankers ohnehin schon um einen Tag verzögert. Mehr geht nicht. In zwei Tagen wird Belewa den Treibstoff entladen und in seine verschiedenen Lager transportiert haben.

Ich sage nicht, dass Belewa deshalb den Krieg schon gewonnen hat, aber ich kann Ihnen garantieren, dass sich der Krieg in Guinea noch mindestens ein weiteres halbes Jahr hinziehen wird. In dieser Zeit werden unzählige Menschen sterben, sowohl auf dem Schlachtfeld als auch in den Flüchtlingslagern.«

MacIntyre hielt eine Hand hoch, Daumen und Zeigefinger nur einen Zentimeter auseinander. »Wir sind so weit davon entfernt, dass der ganze UNAFIN-Einsatz ein weiterer großer Fehlschlag wird. Wenn wir das zulassen, dann ist alles zunichte, was wir hier erreicht haben; außerdem wäre die zukünftige Rolle der Vereinten Nationen hier in dieser Krisenregion mehr als ungewiss.«

»Das will ich genauso wenig wie Sie, Admiral! Aber ich habe keine Befugnis, eine solche Operation zu genehmigen!« Vavra Bey streckte die Hände in einer eindringlichen Geste in MacIntyres Richtung aus. »Jedes Wort, das Sie sagen, ist wahr. Aber ich kann es mir nun mal nicht aussuchen! Wenn Sie irgendeinen Weg aus dieser Zwickmühle wissen, dann sagen Sie's mir- aber so geht es eben nicht!«

MacIntyre blickte einen Moment lang auf den Tisch hinunter, ehe er wieder zu ihr aufblickte, ein mitfühlendes Lächeln auf den Lippen. »Madam Envoy, ich weiß genau, wie Sie sich in diesem Moment fühlen. Es ist noch gar nicht so lange her, da war ich selbst in einer solchen Lage, und es war ebenfalls Amanda Garrett, die mich in die Zwickmühle gebracht hatte. Ich kann Ihnen nur eines vorschlagen, ein UNODIR.«

»Das Wort sagt mir nichts, Admiral«, antwortete Vavra Bey etwas verwirrt.

»Es ist eigentlich kein Wort, Madam Envoy«, sagte MacIntyre mit einem grimmigen Lächeln. »Es ist eines der Akronyme, wie wir sie in militärischen Kreisen so gern verwenden. Es besteht aus den ersten Buchstaben der Worte ›unless otherwise directed‹, also ›bis auf Widerruf‹. Wir verwenden es für Situationen, in denen zwar dringend etwas Bestimmtes getan werden müsste, wo uns aber die Hände ge-

bunden sind. In einer solchen Lage entwirft man einen schönen Operationsplan und versieht ihn mit dem Vermerk UNODIR. Das Ganze setzt man dann seinen Chefs vor... nachdem die Operation gestartet wurde und nicht mehr gestoppt werden kann.«

»Ah.« Vavra Bey verstand nun, was er meinte. »Und dann, Admiral?«

»Wenn alles gutgeht, ernten Sie für Ihre Initiative ein Lächeln der Zustimmung von Ihren Chefs.«

»Und wenn es nicht gutgeht?«

»Für diesen Fall haben wir eine eigene Redewendung, Madam Envoy. Dann stürzt man sich in sein Schwert, wie wir zu sagen pflegen.«

Vavra Bey lachte laut auf. »Das habe ich auch schon gehört. Wenn ich ganz offen zu Ihnen sein soll, ich würde mir fast wünschen, Sie hätten mir eine solche UNODIR-Nachricht geschickt. Die Ergebnisse einer Maßnahme zu beurteilen ist so viel leichter, als ein Ergebnis vorherzusagen.«

»Wenn ich auch ganz ehrlich sein soll – Captain Garrett und ich haben uns genau das überlegt. Aber weder Captain Garrett noch ich halten viel von einer Militärdiktatur. Als Offiziere der Streitkräfte der Vereinigten Staaten müssen wir immer einer zivilen Autorität unterstehen. Wir mögen zwar unsere Grenzen hie und da ein wenig ausdehnen, aber es gibt einen Punkt, den wir einfach nicht überschreiten dürfen. Eine solche Entscheidung muss von einem Vertreter der UNO getroffen werden. Madam Envoy, wir warten auf Ihre Anweisungen.«

Wir warten auf Ihre Befehle. Um Himmels willen, sie war doch bloß eine Diplomatin! Und Diplomaten gaben keine Befehle! Ihr Job war es, zu verhandeln und dann irgendwann zu verschwinden und es den Präsidenten, Königen und Regierungschefs zu überlassen, die Entscheidungen zu fällen. Allah, wie hatte es nur so weit kommen können?

Sie drehte ihren Stuhl ein Stück weit, damit sie aus dem Fenster des Büros sehen konnte – auch wenn da nichts zu erkennen war als regennasse Sandsäcke. Sie wusste, sie sollte einfach nein sagen – es wäre das einzige Richtige in dieser Situation. Sie würde nicht ihre Karriere aufs Spiel setzen – und der Krieg an der Goldküste würde sich weitere

Monate hinziehen und Tausende von Menschenleben fordern. Sie konnte aber auch zustimmen... dann würde der Angriff gestartet – und möglicherweise scheitern. Man würde ihre Vorgehensweise vor dem Sicherheitsrat verurteilen, und ihre Karriere wäre ein für alle Mal zu Ende. Aber sie hätte wenigstens versucht, das Blutvergießen und Leiden der vieler Menschen zu beenden.

Eine durchaus interessante philosophische Frage, wenn man genügend Abstand hatte, um sie in Ruhe durchzudenken. Doch Vavra Bey fand plötzlich, dass die Lösung des Problems für sie recht einfach war. Sie schwenkte mit ihrem Sessel zurück und blickte MacIntyre in die Augen.

»Admiral, ich glaube, dass es sehr wohl notwendig ist, diesen Öltanker in Port Monrovia außer Gefecht zu setzen. Können mir Ihre Leute ein Exemplar des Einsatzplans zukommen lassen? Ich werde darüber nachdenken und den Plan an den Sicherheitsrat weiterleiten – mit meinem Vorschlag, die Maßnahme zu billigen.«

»Kein Problem, Madam Envoy. Sie bekommen den Plan unverzüglich.«

»Und, Admiral, wie lange, glauben Sie, sollte ich darüber nachdenken, bevor ich den Plan weiterleite?«

»Oh, ich würde sagen, ungefähr eine Stunde und fünfundvierzig Minuten. Das sollte genügen.«

»Und wie war doch gleich dieses Kürzel?«

»UNODIR – ein recht nützliches Wörtchen, nicht wahr?«

Nachdem er das Quartier der UNO-Delegation verlassen hatte, suchte MacIntyre sogleich die Kommunikationszentrale des Hauptquartiers auf.

»Ich will eine direkte Verbindung mit Captain Garrett auf Floater 1«, wandte er sich an den Dienst habenden Systemoperator.

»Ist schon da, Admiral. Captain Garrett wartet bereits auf Sie. Sie können sich an die Station des Offiziers vom Dienst setzen, Sir.«

MacIntyre nickte kurz und griff nach dem Hörer. »Captain?«

»Garrett spricht«, antwortete die vertraute Stimme. »Wie sieht es aus, Sir?«

»Sie können starten. Die UNO-Sonderbeauftragte hat grünes Licht gegeben.«

Ein erleichterter Seufzer drang aus dem Hörer. »Gut.«

»Sagen Sie Ihren Leuten, dass sie losschlagen sollen.«

»Das habe ich schon getan, Sir. Unsere Hilfs- und Ablenkungseinheiten sind unterwegs. Ich habe sehr gehofft, dass ich sie nicht zurückpfeifen muss.«

»Okay.« MacIntyre blickte auf seine Armbanduhr. »Nach meiner Uhr sind es noch ungefähr hundert Minuten bis zum Beginn der eigentlichen Operation. Ich habe einen Hubschrauber hier, der mich zur Plattform bringt. Ich finde, dass ich dort sein sollte, wenn die Sache losgeht.«

»Das freut mich zu hören, Sir«, antwortete Amanda ein wenig zurückhaltend. »Commander Rendino wird Sie empfangen. Ich selbst bin dann leider nicht mehr dort.«

»Was soll das heißen, Captain?«

»Ich werde mit bei den Kommandotrupps sein, Sir.«

»Was?«, rief MacIntyre empört. »Es ist ja recht und schön, sich an die Spitze der eigenen Truppen zu stellen -aber es gibt auch Grenzen! Der Platz eines Task-Force-Commanders ist in der Gefechtszentrale, nicht auf einem Landungsboot. Verdammtd, Amanda, Sie sind nicht Captain Kirk!«

»Freut mich, dass Ihnen das aufgefallen ist«, antwortete sie. »Und ganz im Ernst, Sir, ich stimme Ihnen in allen Punkten zu – es kann aber vorkommen, dass sich eine besondere Situation ergibt. Im Hinblick auf den algerischen Tanker ist ein Problem aufgetaucht. Er hat einen Dampfturbinenantrieb, und die thermographische Abbildung lässt vermuten, dass die Maschinen abgestellt wurden. Sie sind also völlig kalt. Selbst wenn wir eine komplette Crew an Bord bringen, würde es mindestens eine Stunde dauern, bis wir das Schiff in Bewegung setzen könnten. So viel Zeit haben wir nicht. Wir müssen uns einen Hafenschlepper schnappen und den Tanker ins Schlepptau nehmen. Das wird mein Job sein. Ich bin der einzige Offizier hier, der Erfahrung mit Schleppern hat.«

»Dieser Faktor war nicht in dem Einsatzplan aufgeführt, den Sie mir vorgelegt haben, Captain«, sagte MacIntyre vorwurfsvoll.

»Wozu sollte ich das Wesentliche mit solchen Nebensächlichkeiten zudecken, Sir?« Der leicht scherhafte Ton verschwand sogleich wieder aus ihrer Stimme. »Aber ich wäre wirklich dankbar, wenn Sie während der Operation auf der Plattform wären, Sir. Wenn etwas schiefgehen sollte, dann könnte es sein, dass ich... mich nicht entsprechend darum kümmern kann. Es ist gut zu wissen, dass der Stützpunkt in guten Händen ist.«

»Darauf können Sie sich verlassen, Captain. Ich breche jetzt auf. Wir sehen uns dann nach der Mission.«

»Aye aye, Sir.«

»Viel Glück, Amanda. Und Gute Jagd.«

Das Klicken, als die Verbindung getrennt wurde, war die einzige Antwort.

MacIntyre legte den Hörer auf und überlegte einen Augenblick. Als Offizier der ›West Coast Navy‹ pflegte er einen eher ungezwungenen Kommandostil. So kam es durchaus öfter vor, dass er einen Untergebenen bei seinem oder ihrem Vornamen anredete.

Warum empfand er es bloß so anders, wenn er es bei ihr tat?

Knapp 500 Kilometer entfernt legte auch Amanda den Hörer auf. Die Würfel waren gefallen, was sie mit einer gewissen Erleichterung erfüllte. Es war, wie wenn man im Schwimmbad vom Zehn-Meter-Turm sprang. Den furchteinflößenden Blick in die Tiefe hatte man hinter sich – und jetzt galt es, sich auf das Eintauchen zu konzentrieren.

Es gab nur noch eines, das sie vorher erledigen wollte. Sie schaltete den Laptop ein und startete das Textverarbeitungsprogramm. Fast fünf Minuten saß sie still da, die Finger auf den Tasten ruhend. Dann begann sie zu tippen.

*Liebster Arkady,
Dies ist einer der Briefe, wie wir Soldaten sie manchmal gezwungen sind zu schreiben. Wenn du ihn liest, heißt das, dass ich tot bin...*

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

7. September 2007, 22:28 Uhr

Amanda zwängte sich in ihre Ausrüstung. Sie nahm diesmal auch den ungewohnt schweren Rucksack mit, außerdem den Pistolgurt, denn sie trug inzwischen den Colt bei sich, und die Gefechtsweste. Sie überlegte, ob sie auch den Gefechtshelm aufsetzen sollte, beschloss dann aber, lieber auf das Glück als auf die Kevlar-Panzerung zu vertrauen. Ihr kastanienbraunes Haar verbarg sie unter ihrer abgenutzten alten Baseballkappe. Die goldene Tresse überklebte sie mit schwarzem Isolierband.

Sie holte eine Tube Tarncreme aus einer ihrer Taschen hervor und stellte sich an den Spiegel, um sich etwas ungeschickt die grüne und schwarze Farbe aufzutragen.

Da klopfte es recht heftig an der Tür. »Herein!«, rief sie über die Schulter.

Stone Quillain betrat ihr Quartier. In voller Gefechtsmontur, wie er war, schien er den kleinen Raum mit seiner etwas bedrohlichen Präsenz fast völlig auszufüllen.

»Die Kommandotrupps sind soweit, Skipper.« Die Tarnbemalung des Marines bildete eine Einheit mit dem Tarnmuster seiner Ausrüstung und Kleidung, sodass es aussah, als wäre er zur Gänze aus einer Art Stealth-Verbundstoff hergestellt. Nur der durchdringende Blick seiner dunklen Augen stach aus der Gesamterscheinung hervor.

»Sehr gut, Stone. Ich bin auch gleich soweit. Ich muss mir nur noch das Gesicht bemalen. Elizabeth Arden hat mich nie auf so etwas vorbereitet.«

»Du meine Güte! Was haben Sie denn da vor?« Quillain trat ungeduldig zu ihr und nahm ihr die Farbtube aus der Hand. »Sie sollen hier kein Bild mit Fingerfarben malen, verdammt!«

Er drückte ein wenig Farbe auf seine Fingerspitzen und begann sie rasch auf ihrem Gesicht zu verteilen. »Sie brauchen zuerst eine grüne Grundierung auf dem ganzen Gesicht, auch im Nacken. Dann tragen sie die schwarze Farbe an allen Punkten auf, die sich abheben – auf dem Kinn, den Wangen und dem Nasenrücken. Bitte schön unsymme-

trisch! Wenn jemand Ihr Gesicht sieht, braucht er eine Weile, um zu erkennen, was er da vor sich hat. Das gibt Ihnen Zeit genug, um ihn umzulegen. Haben Sie die Ersatzmagazine für den Colt bekommen, die ich Ihnen geschickt habe?«

»Ja, Stone, vielen Dank«, antwortete sie in ernstem Ton. »Sie haben mir eine Menge beigebracht, und ich möchte, dass Sie wissen, wie sehr ich das zu schätzen weiß. Ich kann mir vorstellen, dass es nicht immer leicht für Sie war, einem Greenhorn wie mir Nachhilfe zu geben.«

»Ach, was soll's«, murmelte der große Marine. »Ich glaube, ich habe auch ein paar Dinge gelernt.« Er schloss die Tube und steckte sie in eine ihrer Taschen. »Tragen Sie das Zeug nachher auch auf die Hände auf. Entweder das, oder sie ziehen Handschuhe an.«

Quillain zögerte einen Augenblick. »Ich wollte Ihnen noch etwas mitteilen, Skipper. Also, um die Wahrheit zu sagen, ich hatte da... ein kleines Problem damit, unter dem Kommando einer Frau zu arbeiten, als ich hierherkam. Aber heute kann ich sagen, ich wäre stolz, wenn ich noch mehr Einsätze zusammen mit Ihnen oder einer Frau wie Ihnen hätte.«

Amanda lächelte und spürte den ölichen Geschmack der Tarnfarbe auf den Lippen. »Und ich wäre stolz, noch öfter mit Ihnen zusammenzuarbeiten, Stone.«

Sie streckte die Hand aus, und Quillains schwielige Finger schlossen sich um die ihren in einem kurzen, kräftigen Händedruck.

»Weitermachen, Captain Quillain. Ich bin gleich bei Ihnen.«

»Aye aye, Skipper.«

Nachdem Quillain gegangen war, wandte sich Amanda ihrem Schreibtisch zu, um noch einmal in der Einsatzzentrale anzurufen. »Hier Captain Garrett. Ich gehe jetzt an Bord der *Queen*. Ist Commander Rendino da?«

Im nächsten Augenblick war die Intel-Offizierin am Apparat. »Hier bin ich, Boss«, sagte sie mit ungewöhnlich ernster Stimme.

»Wie ist unser Status, Chris?«

»Wir liegen gut im Plan. Die Fliegergruppe ist startklar, und alle anderen Ablenkungseinheiten sind ebenfalls auf ihren Posten. Unsere

Aufklärungsdrohnen sind unterwegs – wir können noch keine Veränderung bei den westafrikanischen Truppen feststellen. Es ist soweit alles in Ordnung. Operation Wolfrider kann beginnen.«

»Wo ist Admiral MacIntyre im Moment?«

»Sein Heli kommt in ca. fünfzehn Minuten an. Die Landeplätze sind frei, er kann also direkt hier landen.«

»Gut, Chris. Bis er da ist, leitest du den Verein.«

Amanda hörte sie etwas unglücklich auflachen. »Gott, Verantwortung! Da wird's mir ganz kribbelig – ungefähr so wie in billiger Unterwäsche. Die ganze Sache ist noch um ein gutes Stück verrückter als alles, was du bisher getan hast. Spiel nur nicht die Heldin da draußen – zumindest nicht mehr, als unbedingt nötig ist, hörst du?«

»Versprochen, Chris. Pass gut auf alles auf, bis ich wieder da bin.«

»Du kannst dich auf mich verlassen, Boss.«

Amanda warf einen Blick auf die Armbanduhr. »Commander Rendino, es ist jetzt 22:45 Uhr. Gib an alle Einheiten weiter, dass Operation Wolfrider beginnt.«

»Alles klar, Captain. Es geht los.«

Amanda legte den Hörer auf und blickte noch ein letztes Mal auf die CD hinunter, die sie auf den Deckel des Laptops gelegt hatte. Dann trat sie in die Nacht hinaus.

Der Regen, auf den sie gehofft hatte, verdunkelte den Antirutschbelag auf den Decks. Schattenhafte Gestalten huschten durch die Dunkelheit und laute Stimmen erklangen über dem Heulen der Turbinen und dem Flappen der Rotoren. Positionslichter pulsierten vor dem Hintergrund der dunklen Wolken. Die Helikopter der britisch-amerikanischen Fliegergruppe hoben ab – drei elegante britische Merlins und ein wuchtiger amerikanischer Sea-Stallion, die sich nacheinander von den Landeplätzen emporschraubten.

Obwohl er sie bestimmt nicht sehen konnte, hob Amanda die Hand, um Squadron Commander Dane zu grüßen, ehe sie nach achtern zu den Hovercraft-Hangars ging. Während sie das Labyrinth der Container durchschritt, drangen immer wieder Stimmen, die sie zum Teil kannte, aus der Dunkelheit zu ihr.

»Viel Glück, Captain!«

»Geben Sie ihnen Saures, Ma'am!«

»Treten Sie ihnen kräftig in den Arsch, TACBOSS!«

Sie antwortete auf jeden der Zurufe, indem sie mit dem Daumen nach oben zeigte.

Die drei Seafighter lagen im gleißenden Licht des Hangars da. Die Heckkampen waren noch ausgefahren – die letzten Munitionskisten wurden soeben an Bord geschafft. Die Boote hatten sich stark verändert, seit Amanda sie vor fünf Monaten zum ersten Mal gesehen hatte. Damals waren sie frisch aus der Werft gekommen, ihr Rumpf hatte nur so geglänzt, während sie jetzt an vielen Stellen ausgebessert und von der Sonne gebleicht waren – aber dafür waren sie auch kampfprob, so wie die Frauen und Männer, die die Besatzung bildeten.

Amanda beobachtete sie eine Zeit lang aus der Dunkelheit und durchtrennte tief in ihrem Inneren die letzte Leine, die sie noch mit ihrem früheren Leben an Bord der *Cunningham* verbunden hatte. Hier war jetzt ihr Platz, und es gab kein wehmütiges Zurückblicken mehr.

Am anderen Ende des Hangars musterte Stone Quillain noch einmal seine Männer. Dann trat er einen Schritt zurück und erhob seine Stimme über das allmählich nachlassende Dröhnen der gestarteten Helikopter.

»Wer seid ihr?«

»Marines, Sir!«

»ICH HABE GEFRAGT, WER IHR SEID!«

»MARINES, SIR!«

»GENAU, VERDAMMT NOCH MAL! MARINES. MARSCH!«

Die Decks erzitterten unter den Stiefeln der Kommandotrupps, als sie ihre Reihe auflösten und zu den Heckkampen der Luftkissenfahrzeuge stürmten.

Amanda schwang sich durch die Seitenluke der *Queen of the West* und kletterte die Leiter ins Cockpit hinauf. Steamer Lane, der bereits an seiner Steuerstation saß, drehte sich um und nickte ihr grüßend zu.

»Flottillen-Status, Commander?«

»Alle Fahrzeuge melden: Rampen werden hochgefahren. Fertig zum Anlassen der Triebwerke, Ma'am.«

»Dann starten Sie, Commander. Bringen Sie uns raus.«

»Jawohl, Ma'am. Frenchman... Rebel... hier Royalty! Triebwerke anlassen!«

Das Signalhorn der *Queen* ließ sein Warnsignal ertönen, gefolgt vom Geräusch der anlaufenden Turbinen. Steamer und Snowy hoben die Hand, um sich abzuklatschen. Erst später wurde Amanda bewusst, dass sie einander diesmal für einen kurzen Moment festgehalten hatten.

Amanda setzte einen Kommandokopfhörer auf. »Ich bin für eine Weile oben in der Luke, Steamer. Starten Sie nach eigenem Ermessen.«

»Zu Befehl, Ma'am.«

Während sich die *Queen* auf ihr Luftkissen hob, öffnete Amanda die Luke über ihr und hob sich in den Sitz des MG-Schützen. Sie stöpselte den Kopfhörer in die Bordsprechanlage ein und blickte nach vorn.

Erst jetzt bemerkte sie, dass die Leute auf der Plattform salutierten. Überall an der Reling entlang der Startrampe drängten sich Seabees, Hilfskräfte und Seafighter-Service-Personal. Von den blauen Lichtern der Startrampe erleuchtet, standen Frauen und Männer stumm da, die Hände zum militärischen Gruß erhoben.

Amanda hatte davon gehört, dass es vor einem Lufteinmarsch gelegentlich zu einem solchen Abschiedsgruß kam, aber für ein Fahrzeug der Marine hatte es so etwas wohl noch nie gegeben. Doch andererseits waren sie ja auch eine ganz neue Einheit – vielleicht Ausgangspunkt für eine große Tradition.

Die Triebwerke der *Queen* brüllten auf, und sie glitt langsam auf die Rampe zu. Amanda hob die Hand und erwiederte den Gruß im Namen der Flottille. Dann schwebte das Hovercraft auf die Rampe und beschleunigte zum Meer hinunter. Die *Queen* traf in einer Gischtexplosion auf dem Wasser auf und glitt rasch in die Nacht hinaus; die *Carondelet* und die *Manassas* folgten in Abständen von jeweils zehn Sekunden.

Gischt und Regentropfen peitschten Amanda ins Gesicht, als die Flottille ihre Gefechtsformation einnahm und weiter beschleunigte. Auf den Masten hinter dem Cockpit wehten die Flagge der *Queen* und

Amandas Kommandowimpel im Wind. Die Lichter der Plattform verschwanden im Nebel hinter ihnen. Irgendwo vor ihnen leuchteten die Lichter von Port Monrovia.

Port Monrovia

7. September 2007, 23:25 Uhr Ortszeit

Der Tee war längst kalt und vom Regen verwässert. Belewa kümmerte sich nicht darum und nahm den letzten Schluck aus seinem Becher. Er hatte die Vorstellung nicht ertragen können, die Nacht im Hotel Mamba Point zu verbringen. Hier draußen musste er sein, im Feld, wo er besser denken und atmen konnte und wo er in der Lage war, etwas zu tun.

Belewa stellte den Becher auf der offenen Heckrampe des Steyr-Kommandowagens ab. Obwohl sein Regenumhang mittlerweile völlig durchnässt war, kletterte er wieder einmal an der Seite des Fahrzeugs empor, um sich vom Dach aus mit dem Feldstecher umzusehen.

Von hier aus konnte er das Gebiet überblicken, das bald schon zum Schlachtfeld werden würde.

Die Fahrzeuge des Hauptquartiers hatten sich an der Zufahrtsstraße auf der südlichen Hafenmole versammelt, nahe dem Mittelpunkt zwischen dem Pier und dem Öllager. Ganz in der Nähe zeugten die von Segeltuch geschützten, Funken sprühenden Schweißgeräte davon, dass die Reparaturarbeiten an der Pipeline in vollem Gange waren.

Wären sie doch bloß schon fertig, damit das Öl wieder fließen kann!

Die Piers und Lagerhallen des Hafens waren hell erleuchtet – Strom sparen war im Moment Nebensache. Das äußere Ende der überwucherten Molen hatte jedoch keine Beleuchtung außer der langsam blinkenden Hafenbefeuierung in der Einfahrt.

Da die Streitkräfte der Westafrikanischen Union nur über sehr wenige Nachtsichtgeräte verfügten, war man gezwungen, zu improvisieren. So hatte man im Abstand von fünfzig Metern Feuer aus Holz und Palmöl entzündet; an jedem Feuer war eine Gruppe von Infanteristen postiert. Außerdem waren auf den Dammstraßen in regelmäßigen Abständen Patrouillen unterwegs.

Die Feuer wollten jedoch bei dem Regen nicht recht brennen und drohten jeden Moment auszugehen.

Ich wünschte, wir könnten die Umgebung mit Leuchtfeuern erhellen, aber unsere Vorräte lassen das nun mal nicht zu. Wir müssen unsere Mittel jetzt sparsam einsetzen.

Am Ende einer jeden Hafenmole hatte man eine bewaffnete Stellung errichtet. Es handelte sich um jeweils einen Zug mit schweren Waffen und je ein Panhard-Panzerfahrzeug mit Kanone. Die drei Kanonenboote des schweren Geschwaders lagen Seite an Seite vor Anker; ihre Kanonen waren bemannt und ihre Suchscheinwerfer und Radaraugen durchdrangen die Dunkelheit.

Wie setze ich die Kanonenboote am besten ein? Wenn die Amerikaner kommen, soll ich dann gleich zum Gegenangriff übergehen und die Marine losschicken? Oder wäre es besser, den Korken noch in der Flasche zu lassen?

Belewa hatte angeordnet, dass der Hafenbereich von einem kompletten Infanteriebataillon abgesichert werden sollte, während das Treibstofflager von einer Kompanie der Militärpolizei bewacht wurde. ET hatte außerdem eine Kompanie seiner Mobilen Eingreiftruppe eingesetzt, seine persönliche ›Prätorianer-Garde‹, die aus seiner alten motorisierten Schützenkompanie hervorgegangen war. Die drei anderen Kompanien des Mot-Schützen-Bataillons standen im Barclay Training Center bereit, von wo sie jederzeit ausrücken konnten, wenn es die Situation erforderte. Weitere Armee- und Miliz-Einheiten bewachten die Strände und die Zufahrten zur Stadt.

Belewa ließ den Feldstecher sinken. *Ich warte auf dich, Leopardin. Komm nur aus der Dunkelheit, damit wir die Sache zu Ende bringen können, du und ich.*

Es kam keine Antwort, doch er spürte, dass sie irgendwo da draußen in der Dunkelheit lauerte und sich darauf vorbereitete, zuzuschlagen.

Belewa kletterte vom Dach des Wagens herunter und stieg über die Heckrampe ins Innere. Die beiden Funker hockten vor ihren Geräten, während Sako Atiba über der ausgebreiteten Karte brütete; seine dunklen Gesichtszüge mit den eingefallenen Wangen zeichneten sich in dem schwachen Licht ab.

»Gibt es was Neues, Brigadegeneral Atiba?«, fragte Belewa, während er sich das Wasser vom Regenüberzug wischte.

»Nein, Herr General. Nichts Neues. Die Helikopter-Gruppe, die vom amerikanischen Stützpunkt aus gestartet ist, hat sich nach Süden gewendet und ist jetzt unterhalb unseres Radarhorizonts. Wir haben ihre Spur verloren. Vor der Küste haben wir einige Aktivität bei ihren kleinen Booten festgestellt – aber es lässt sich noch nicht sagen, ob sie etwas vorhaben.«

»Sehr gut, Brigadegeneral.«

Früher hätten sie einander ›Obe‹ und ›Sako‹ genannt, doch das schien irgendwie nicht mehr so recht zu passen. Belewa nahm seinen Becher und ging zur Teemaschine. Im Krieg starben manchmal nicht nur Menschen.

Zwei Kilometer nordwestlich von General Belewass Kommandoposten und einen halben Kilometer von der nördlichen Mole entfernt schaukelten acht Schlauchboote in den niedrigen, vom Regen geglätteten Wellen. Die Insassen hockten unter schützenden Abdeckhüllen aus radar- und infrarotabsorbierendem Material.

Im Heck eines jeden der kleinen Boote kauerte ein schwitzender Bootsführer, dessen Blick unentwegt zwischen dem leuchtenden handtellergroßen Bildschirm des GPS-Empfängers und den Feuern an der Hafenmole hin und her ging. Gelegentlich drehte er am Leistungshebel seines leisen Elektro-Außenbordmotors, um seine Position zu halten. Ansonsten wartete er auf den Befehl zum Start.

Im Bug ihres Bootes hob Amanda vorsichtig den Rand der schützenden Hülle und blickte zur Küste hinüber.

Bald würde es soweit sein.

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

7. September 2007, 23:25 Uhr

Der Admiral und die Nachrichtendienst-Offizierin hatten beschlossen, ihr Hauptquartier im Briefing-Trailer einzurichten, da die Operations- und die TACNET-Zentrale ohnehin überfüllt waren. Ein halbes

Dutzend Operatoren saßen an den Laptop-Workstations entlang des Konferenztisches und sorgten dafür, dass stets alle notwendigen Daten präsent waren. Die großen Monitore am vorderen Schott vermittelten ihnen einen Überblick über den Einsatzbereich.

»Es ist im Prinzip recht einfach, Sir«, sagte Christine, während sie mit dem Finger über die Karte wanderte, die Küste der Westafrikanischen Union entlang. »Die feindlichen Einheiten sind rot. Die Milizen sind rosa, die regulären Truppen hellrot. Die Roten mit blauem Rand sind die Marine-Einheiten. Die Unseren sind blau markiert. Die Briten sind grün, die Franzosen goldfarben. Jeder eingerahmte Punkt an der Küste bezeichnet ein Gebiet, wo ein ganz bestimmtes Ablenkungsmanöver stattfinden wird.«

MacIntyre nickte und lehnte sich gegen den Konferenztisch. Sein Eintagesbart rieb sich am Kragen seiner Fliegermontur. »Wo ist Captain Garrett und ihr Kommandotrupp im Moment?«

»Hier, Sir. Bei Point Fathertree, vor der nördlichen Hafenmole. Sie wurden von den Luftkissenfahrzeugen hingebracht und bleiben jetzt dort in Position, bis die Küste frei ist, damit sie direkt in den Hafen vorstoßen können.«

»Sind die PCs noch bei ihnen?«

»Nein, Sir.« Christine zeigte auf einen Punkt knapp fünf Kilometer vor der Hafeneinfahrt. »Die Three Little Pigs sind im Moment nach Point Sun Village unterwegs, und zwar in voller Tarnung. Sun Village ist der Punkt, wo die Lenkwaffen gegen das Stromversorgungs- und Kommunikationsnetz von Monrovia gestartet werden. Anschließend ziehen sie nach Point Blue Mountain weiter, hier – gut eineinhalb Kilometer von der Hafeneinfahrt entfernt. Dort warten sie, bis sie von den Entermannschaften gerufen werden.«

MacIntyre gab ein zustimmendes Brummen von sich, während er den Bildschirm studierte.

Einer der Systemoperatoren blickte von seinem Terminal auf. »Commander Rendino, wir erreichen den Ausgangspunkt für Ablenkungsmanöver Treestump.«

»Sehr gut«, antwortete Christine. »Intelligence, gibt es irgendwelche Veränderungen am Strand?«

»Negativ, Commander. Intel zeigt keine Veränderungen.«

»Okay. Funker, geben Sie weiter: Treestump starten.«

Christine wandte sich wieder MacIntyre zu. »Es geht los, Sir. Wir werden sie jetzt mit unseren kleinen Tricks verwirren.«

»Ja, theoretisch«, antwortete der Admiral und lehnte sich wieder gegen den Tisch. »Das ist es ja gerade, was mir bei dieser Operation Sorgen macht. Mir scheint, dass wir eine ganze Menge als gegeben voraussetzen.«

»Es bleibt uns kaum etwas anderes übrig, Sir. Belewa weiß, wann wir kommen, er weiß, woher wir kommen, und er weiß auch, wohin wir wollen. Wir müssen etwas tun, um ihn auf dem falschen Fuß zu erwischen. Wir müssen jede Menge Verwirrung stiften und ihn außerdem dazu bringen, einen falschen Schritt zu machen, damit wir uns still und leise durch die Hintertür einschleichen können.«

»Das verstehe ich ja, Chris«, antwortete MacIntyre. »Aber ich weiß auch, dass es eine verdammt heikle Sache ist, den Feind quasi per Fernsteuerung zu lenken. Vielleicht ist er gerade heute nicht in der Stimmung, bei dem Spiel mitzumachen.«

»Sie dürfen nicht vergessen, Admiral«, antwortete die Intel-Offizierin lächelnd, »dass Captain Garrett einen entscheidenden Vorteil hat. Sie ist eine Frau, und wir Frauen verstehen es normalerweise recht gut, die Männer dazu zu bringen, dass sie genau das tun, was wir wollen.«

**Ablenkungspunkt Treestump Sieben
Seemeilen ost-südöstlich Kap Mesurado
Zwischen Monrovia und King Grey's Town
7. September 2007, 23:31 Uhr**

Die mattschwarzen Fiberglaspaddel blitzten nicht auf, wenn sie in die Wellen eintauchten.

Die sechs Landungsboote erreichten den breiten Sandstrand, und die Insassen sprangen in die aufschäumenden Wellen der Brandung hinaus. Die Marines packten die Nylon-Tragegriffe und zogen die kleinen Schlauchboote an Land.

Vor ihnen, jenseits des Strandes, waren Gebüsche und Bäume zu sehen – und dahinter die Küstenstraße. Im Augenblick war die Straße leer; der Zeitpunkt der Landung war sorgfältig geplant und lag genau zwischen zwei Patrouillen der feindlichen Truppen.

Nördlich und südlich des Landungspunktes, etwa anderthalb Kilometer in jeder Richtung entfernt, waren die schwachen Lichter von Fischerhütten zu sehen. Draußen vor der Küste zog das Patrouillenboot US S *Santana* langsam seine Bahnen. Es hatte den Trupp der Fox-Kompanie an sein Ziel gebracht und würde ihn, wenn alles gutging, auch wieder aufnehmen.

Die Marines trugen ihre Schlauchboote zwischen sich, als sie den Strand hinaufeilten. Der letzte Mann einer jeden Bootsscrew verwischte die Spuren mit einem Jutesack.

Die Foxmen wollten nicht, dass jemand von ihrer Anwesenheit erfuhr. Zumindest im Moment noch nicht.

Verteidigungsstellung Port Monrovia Befehlsstand

7. September 2007, 23:34 Uhr

Einer der Funker des Kommandofahrzeugs blickte auf. »General Belewa. Kapitän Mosabe an Bord der *Promise* hat sich gemeldet. Er bittet darum, Sie sprechen zu dürfen, Herr General.«

Belewa war mit zwei raschen Schritten an der Funkkonsole und nahm den Hörer, »Belewa.«

»Wir haben da ungewöhnliche Ziele auf dem Radarschirm, Herr General«, meldete der Kommandant des Kanonenboot-Geschwaders. »Es sind viele.«

»Was meinen Sie mit >ungeöhnlich<, Kapitän?«

»Wir haben so etwas noch nie gesehen. Es sind viele kleine Oberflächenkontakte. Sie kommen und gehen ziemlich schnell, ohne erkennbares System. Oder sie bewegen sich unglaublich schnell von einem Punkt zum anderen. So schnell, dass wir sie nicht erfassen können.«

»Wo kommen sie her?«, wollte Belewa wissen.

»Von nirgendwo, General. Sie sind ganz plötzlich auf unseren Schirmen aufgetaucht.«

»Könnte es sich um Radarstörmaßnahmen der Amerikaner handeln?«

»Können wir im Moment nicht sagen.«

»Geschwindigkeit, Anzahl, Peilung?«

»Herr General, wir können sie weder genau zählen noch erfassen! Sie kommen ganz einfach in einer riesigen Welle auf uns zu.«

Ablenkungslinie Dewshine

Zehn Seemeilen vor Monrovia

7. September 2007, 23:34 Uhr

Das kleine Navy-Schlauchboot war eines von drei Booten, die langsam dahintuckerten, während vorne im Bug eine Art Fließbandarbeit vonstatten ging. Zwei Männer bliesen einen kleinen Wetterballon mit Helium auf, während ein dritter eine reißfeste Angelschnur am Ballon befestigte. Das andere Ende der Schnur wurde um einen kurzen Balken gebunden, der als Treibanker fungieren würde.

Der Balken wurde über Bord geworfen und der Ballon losgelassen, worauf er so hoch emporstieg, wie es die Angelschnur zuließ. Die zehn Meter Schnur reichten gerade aus, um den Ballon über den Horizont des Oberflächensuchradars von Port Monrovia hinwegschauen zu lassen.

Unterhalb des Ballons hing an einem Stück Angelschnur ein Stück gewöhnliche Alufolie, einen Quadratmeter groß, dessen Ränder mit Draht verstärkt waren. Während der Ballon langsam auf die Küste der Westafrikanischen Union zutrieb, drehte sich die Folie im milden Passatwind und wandte den Radarstrahlen der Union bald den Rand, bald die reflektierende Fläche zu.

**Ablenkungspunkt Leetah
Vor der Mündung des Po-Flusses,
Sieben Seemeilen nordwestlich Port Monrovia
7. September 2007, 23:40 Uhr**

Auf der Brücke der Korvette *La Fleurette* blickte Fregattenkapitän Jacques Trochard auf die Uhr am Schott. »Also schön, meine Herren«, sagte er. »Dann wollen wir uns mal bemerkbar machen.«

Lichter flammten an Deck auf. Positionslichter, Arbeitsbeleuchtung und pulsierende Hubschrauberlandeplatz-Begrenzungslichter. Weiter achtern schaltete auch das Schwesterschiff der *La Fleurette* seine Beleuchtung ein, die sich rot, grün und weiß vor der schwarzen See abzeichnete.

Die Sea-Lynx-Helikopter der Korvette schraubten sich in den Himmel empor. Ihre Scheinwerfer strichen über die Wellen hinweg, als die Helis den Verband zur westafrikanischen Küste hinführten.

»Was machen wir als Nächstes, mon Capitaine?«, fragte Trochards Erster Offizier, der an der Ruderstation saß.

»Zu meinem größten Bedauern gar nichts, Andre«, antwortete Trochard wehmütig. »Aber wir werden uns Mühe geben, dass wir dabei möglichst eindrucksvoll aussehen.«

»Sichtung! Der Miliz-Posten am Po-Fluss meldet, dass sich feindliche Kriegsschiffe und Helikopter der Küste nähern. Der Stützpunktkommandeur meint, dass ein Landungsversuch unmittelbar bevorstehen dürfte. Er fordert Verstärkung an.«

Belewa und sein Stab versammelten sich rund um den Kartentisch.

**Ablenkungsmanöver Madcoil
Vor der westafrikanischen Küste zwischen den Flüssen
Po und St. Paul
7. September 2007, 23:42 Uhr**

Die vier Helikopter flogen in Diamant-Formation auf die Küste der Westafrikanischen Union zu. Sie hielten sich so knapp über der Me-

resoberfläche, dass sich unter ihnen durch den Rotorabwind Wellentäler bildeten.

Im Cockpit des führenden britischen Merlins überblickte Squadron Commander Evan Dane die nächtliche Umgebung mit Hilfe des Nachtsichtgeräts an seinem Helm. Allmählich begannen sich in dem trüben grünen Licht der helle Strand und der dunklere Wald dahinter abzuzeichnen.

Er betätigte mit dem Daumen den Mikrofonknopf am kollektiven Blattverstellhebel. »Staffelführer an Staffel. Feindliche Küste voraus.«

Während er den Daumen hob und das System in den Bordspreech-Modus zurückkehren ließ, wandte er sich mit einem leisen Lachen an seinen Kopiloten. »Wissen Sie was, Mick? Das wollte ich immer schon mal sagen.«

Die Helis überflogen den Strand, nicht mehr als sechs Meter über den Baumwipfeln, und zogen weiter landeinwärts.

»Sichtungsmeldung! Die Straßenpatrouille von Klay meldet eine Heli-kopter-Formation, die dreizehn Kilometer nordwestlich des Hafen-gebiets die Straße überquert hat und landeinwärts fliegt. Der Patrouil- lenführer sagt, es handele sich um mehrere schwere Truppentransport-Hubschrauber, die in sehr geringer Höhe fliegen.«

Auf der Tischkarte wurden weitere Markierungen angebracht.

»Das muss der Heli-kopter-Schwarm sein, der von der amerikani-schen Plattform gestartet ist«, dachte Belewa laut nach. »Zuerst versu-chen sie, den Radarkontakt zu vermeiden, dann kehren sie zurück und überqueren die Küste. Was haben sie bloß vor?«

»Das ist mit Sicherheit ein Kommando, das beabsichtigt, irgendwo zu landen«, stellte Brigadegeneral Atiba entschieden fest. »Die Ame-rikaner führen oft solche Luftlandeoperationen durch. Das muss es sein.«

Von den anderen Stabsoffizieren kam zustimmendes Gemurmel. Be-lewa jedoch sagte kein Wort.

Ablenkungspunkt Scouter

Yatono Reef

Drei Seemeilen nordwestlich des St. Paul-Flusses

7. September 2007, 23:47 Uhr

Die Bootsbesatzung zog die beiden mit Kälteschutzanträgen bekleideten Männer an Bord des Schlauchboots.

»Seid ihr okay?«, fragte eine flüsternde Stimme.

»Ja, ja, fahrt schon los! Schnell!«

Achtern an der Ruderstation drehte die Bootsführerin den leistungsstarken Außenbordmotor auf, um zu beschleunigen. Mit einem knurrenden Geräusch entfernte sich das acht Meter lange Schlauchboot von der Küste, während sein Kielwasser ein breites schaumgekröntes V bildete. Die Schwimmer des Marine Corps und die Männer von der Navy blickten nach achtern und zählten die Sekunden. Es dauerte nicht lange, bis die Küste plötzlich von einem blauweißen Leuchten erhellt wurde, in dessen Zentrum ein Schiffswrack auftauchte, das in einer gewaltigen Explosion zerrissen wurde. Die Druckwelle breitete sich durch das Wasser aus, während das Donnern der Explosion die Luft erzittern ließ. Die Bootsführerin richtete das Schlauchboot wieder parallel zur Küste aus und verlangsamte die Fahrt. »Okay, kippt das Zeug über Bord«, befahl sie.

Sie begannen ihre restliche Ladung in Abständen von zehn Sekunden über Bord zu werfen: Rauchbojen, Notleuchten und Leuchtbojen.

»Sichtungen! Das Schiffswrack vor Yatono ist soeben in die Luft geflogen!«

»Was?«, fragte Brigadegeneral Atiba entgeistert. »Bestätigen Sie das. Welches Wrack?«

»Das alte Wrack, das am Yatono-Riff gestrandet ist. Ich bekomme laufend Bestätigungen herein. Alle Strandpatrouillen nördlich von St. Paul haben es beobachtet. Es war eine gewaltige Explosion.«

Atiba schüttelte verwirrt den Kopf. »Das müssen die Amerikaner gewesen sein – aber warum um alles in der Welt sollten sie ein altes Wrack in die Luft jagen?«

»Ihr Ziel war wahrscheinlich nicht das Schiff, sondern das Riff, das dahinter liegt«, warf der Marine-Verbindungsoffizier ein. »Sie wollten wohl eine Lücke ins Riff sprengen, damit sie mit ihren Landungsbooten durchkommen. Das ist die einzige mögliche Erklärung, Herr General.«

Belewa gab keine Antwort. Er starnte nur nachdenklich auf die Karte hinunter.

»Es kommen noch mehr Sichtungsmeldungen herein, Herr General. Strandpatrouillen melden Lichter auf dem Wasser vor dem Yatono-Riff. Sie hören Bootsmotoren und berichten, dass sich vor der Küste eine Rauchwand bildet...«

Ablenkungspunkt OneEye

St. Paul-Flussmündung

Zwei Seemeilen nordwestlich Port Monrovia

7. September 2007, 23:52 Uhr

Die USS *Sirocco* durchpflegte mit ihrem scharfen Bug die Wellen, während sie auf die Küste der Westafrikanischen Union zueilte. Im Ruderhaus ging der Blick ihres Kommandanten immer wieder zwischen der Computergrafik-Karte in der Konsole des Quartermasters und dem Bildschirm des Echolots hin und her; er musste ganz genau wissen, wie viel Wasser er noch vor dem Bug und unter dem Kiel hatte.

»Rudergänger, Kursänderung nach Backbord, auf drei-sechs-null gehen.«

Das Patrouillenboot legte sich in der scharfen Drehung über und verschaffte den Bug- und Heckkanonen freies Schussfeld. Die Gunner pressten ihre Gesichter gegen die Nachtzielgeräte, während sich die schlanken Kanonenrohre auf ihr Ziele richteten. Das Summen des Servoantriebs ging im Zischen und Rauschen der See an den Bootswänden unter.

»Bug- und Heckkanonen sind auf erstes Ziel ausgerichtet, Sir«, bellte der Melder Brücke. »Entfernung sechs-null-null Meter. Geschütze feuerbereit.«

»Sehr gut. Bug- und Heckkanonen, Feuer frei!«

Die 25-mm-Bushmaster-Kanonen gaben ihre Drei-Schuss-Feuerstöße ab, und die Leuchtpurgeschosse jagten durch den Nebel auf die dunkle Küste zu.

»Angriffsmeldung, Herr General! Die Garnison an der Mündung des St. Paul-Flusses wird vom Meer aus beschossen. Sie erwidern das Feuer!«

Eine nach der anderen jagten die Salven auf das Meer hinaus. Mörser krachten und die Feuerlanzen startender Panzerabwehrwaffen leuchteten wie gewaltige Glühbirnen entlang der Küste auf. Granaten schossen über die See hinweg und auf die *Sirocco* zu. Sie verfehlten zwar ihr Ziel, kamen aber schon bedrohlich nahe.

»Rudergänger! Kursänderung nach Backbord, auf eins-neun-null gehen! Maschinen volle Kraft voraus! Buggeschütz, Feuer einstellen! Heckgeschütz, weiterfeuern, solange das Ziel in Reichweite ist!«

Das PC drehte von der Küste ab und brachte sich vor dem Geschosshagel in Sicherheit, der vom Land her abgefeuert wurde. Schließlich verstummtten die Heckgeschütze, als die Küste außer Reichweite war. Die Waffen an der Küste feuerten jedoch weiter wie wild auf die geisterhaften Ziele, die in der Dunkelheit verschwanden.

Der Kommandant der *Sirocco* atmete tief durch und lockerte die angespannten Schultermuskeln. Sie würden sich etwas zurückziehen und die Unionstruppen ihre Munition verpulvern lassen, so lange es ihnen gefiel. Wenn sie zu feuern aufhörten, würde man ihnen einen weiteren Besuch abstatten.

»Das muss jetzt der eigentliche Angriff sein, Herr General!«, rief Atiba aus. »Alles deutet daraufhin, dass die amerikanischen Marines an unserer nördlichen Flanke den Strand stürmen. Wir müssen unsere Reserveeinheiten verschieben, damit sie die nördlichen Zugänge zum Hafen abdecken.«

»Nein«, brummte Belewa, über den Kartentisch gebeugt. »Wir verschieben nichts. Noch nicht.« Für einen Moment war es wie in alten

Zeiten. Es galt ein taktisches Problem zu lösen, und alle Unstimmigkeiten waren vergessen. »Das Ganze hat nichts zu bedeuten, Sako. Nichts als Rauch und Lichter, großes Tamtam. Sie will, dass wir glauben, dass sie landen werden. Sie versucht unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Schau!«

Belewa fuhr mit dem Finger den nördlichen Küstenabschnitt entlang. »Der Po-Fluss, der St. Paul-Fluss. All diese Ablenkungsmanöver finden nördlich von unserer Position statt. Im Süden passiert gar nichts.«

Belewass Finger wanderte nach Süden hinunter, in das Gebiet unterhalb von Monrovia. »Was ist da unten los, Sako? Was geht da vor sich, das wir nicht sehen?«

Holding Point Fathertree

Vor der nördlichen Hafenmole von Port Monrovia

7. September 2007, 24:00 Uhr

Die beiden Boote schlugen leicht gegeneinander, und Stone Quillain packte eine der Trageschlaufen an Amanda's Boot. Über dem leisen Prasseln der Regentropfen auf der Meeresoberfläche konnte man aus dem Norden das ferne sporadische Abwehrfeuer der Garnison am St. Paul-Fluss hören.

»Wie steht's?«, fragte Quillain, während er eine Ecke seiner radarabsorbierenden Schutzhülle hob.

»Soweit ganz gut«, antwortete Amanda, nachdem sie die Hülle über ihrem Boot ebenfalls etwas angehoben hatte. Es tat gut, einen vergleichsweise kühleren Luftzug in die abgestandene warme Luft des Bootsinneren zu bekommen. »Die nördlichen Ablenkungsmanöver sind wie geplant verlaufen. Wie erwartet, ist Belewa zu schlau, um anzubeißen. Unsere Aufklärungsdrohnen zeigen uns, dass er nicht reagiert.«

Quillain gab ein anerkennendes Brummen von sich. »Ja, aber er blickt jetzt bestimmt nach Süden, um zu sehen, woher der wirkliche Schlag kommt.«

»Das hoffen wir zumindest.« So wie alle anderen trug Amanda ihre

Armbanduhr so, dass das leuchtende Zifferblatt nach innen zeigte. Sie hob ihr Handgelenk kurz hoch, um einen Blick auf die Uhr zu werfen.
»Wir werden ihm in wenigen Sekunden etwas bieten, an dem er sich orientieren kann. Der MADCOIL-Angriff sollte gleich losgehen.«

Armeeausbildungslager Barclay

Südlich von Monrovia

8. September 2007, 00:04 Uhr

Die meisten Offiziere und Soldaten der 1. Mobilen Angriffstruppe der Armee der Westafrikanischen Union waren zu angespannt, um in den feuchten Räumen der aus Schlackstein erbauten Kasernengebäude zu verharren. Alles wartete darauf, dass es zum Kampf kam.

Sie hielten sich rund um die gefechtsbereiten Fahrzeuge auf und redeten allerlei Belangloses, wie Soldaten es eben taten, wenn es galt, zu warten. Ihre Zigaretten leuchteten in der Dunkelheit, mit den Händen vor dem Regen geschützt.

Dieser Drang, sich draußen aufzuhalten, und nicht im Inneren der Gebäude, sollte in den folgenden Minuten vielen der Männer das Leben retten.

Es kam keine Warnung, außer einem leisen Summen in der Ferne – ein Summen, das rasch zu einem gewaltigen Dröhnen anschwoll. Die Männer blickten völlig entgeistert auf. Die Bedrohung, von der man ihnen berichtet hatte, sollte doch von See her kommen – doch dieses Geräusch kam aus dem Landesinneren, aus dem Territorium der Westafrikanischen Union.

Ein Offizier löste sich schließlich aus der allgemeinen Erstarrung und brüllte einen Befehl. Die Alarmsirenen heulten mit durchdringend metallischem Ton auf. Männer eilten zu ihren Waffen. Die Fahrzeugbesetzungen starteten die Motoren und beeilten sich, die Flugabwehr-MGs auf ihren Lastwagen feuerbereit zu machen.

Doch all das kam viel zu spät, um noch etwas ausrichten zu können.

Die Angriffsgruppe MADCOIL war auf Umwegen auf ihr Ziel losgegangen. Zwei Eagle-Eye-Drohnen waren vorweg geflogen wie Seouls

der Kavallerie, gefolgt von den Hubschraubern, die sich knapp über den Baumwipfeln hielten, um dem feindlichen Radar zu entgehen. Sie flogen einen großen Bogen um die Vorposten der Verteidigungsstellungen von Monrovia und folgten dem gewundenen Weg des Mesurado-Flusses. Sie zogen nun nach Westen, direkt auf die Stadt zu. Knapp über der Oberfläche des träge dahinströmenden Flusses folgten die Hubschrauber ihrer Bahn, sodass das Knattern der Rotoren nicht über die dicht bewaldeten Ufer hinausdrang.

In seinem Nachtsichtgerät sah Evan Dane die Küste von Bank Island vor sich auftauchen. Bally Island lag zu seiner Rechten, als er den Merlin nach Steuerbord zog, der Flussbiegung nach West-Nordwesten folgend.

Lichter leuchteten an der Küste auf, die mit freiem Auge so gut wie unsichtbar gewesen wären, die jedoch im Nachtsichtgerät hell erstrahlten. Vier Meter unter ihm erstreckte sich die schimmernde Wasseroberfläche.

Dane riskierte einen kurzen Blick auf das GPS-Display. Ja, der Kurs stimmte hundertprozentig! Er ließ Bank Island an Backbord hinter sich. Der Fluss wandte sich an diesem Punkt genau nach Norden, sodass sie auf einen bestimmten Punkt am westlichen Ufer zusteuer-ten.

»Alle Helikopter, klarmachen zum Angriff! Kurswechsel nach Backbord. Neuer Kurs zwei-sieben-null, auf mein Kommando!«

Noch mehr Lichter tauchten vor dem Merlin auf. Da war das Flussufer und dahinter Capitol Hill.

»Kurswechsel nach Backbord und Steigflug! Auf Angriffskurs gehen!«

Zyklischer und kollektiver Blattverstellhebel zurück! Turbinen hochfahren! Es folgte eine jähre Kurve und ein Steigflug, wie er dem riesigen ASW-Helikopter normalerweise nicht zugemutet wurde. Sie befanden sich jetzt direkt über dem Ufer. Unter ihnen zogen Hütten und Straßen vorüber. Hin und wieder sah man ein paar Afrikaner zu den riesigen heulenden Vögeln hinaufstarren, die plötzlich aus der Dunkelheit herangestürmt kamen.

Hütten-Straßen-Hütten-Straßen... Klarer Himmel, und über den Hügel hinweg! Es kam kein infernalisches Leuchten, das angezeigt hätte, dass es einem der Kameraden nicht gelungen wäre, den Hügel zu überfliegen.

Da! Der große offene Platz direkt vor uns zur rechten Hand! Die geordneten Reihen von Gebäuden, die sich so sehr von dem Durcheinander der Behausungen unterschieden, die sie soeben überflogen hatten. Das ist es! Genau hierher wollten wir!

»Ziel voraus!«

Sie tauchten den Hügel hinunter, mit einer Geschwindigkeit, die den Rumpf der Maschine erzittern ließ. Los, beweg dich, du alte Kuh! Möchtest du vielleicht, dass diese Kerle Zeit haben, auf uns zu feuern?

Über die Absperrungen. Über das Ziel hinweg! Die Bordschützen in der Tür des Helikopters eröffneten das Feuer, und die Soldaten unter ihnen stoben auseinander.

Danes Finger berührte den Auslöser für die Bordwaffen. »Bomben sind los!«

Die Aufhängevorrichtungen, die dafür gebaut waren, Torpedos und Wasserbomben abzuwerfen, gaben nun Fünfzig-Gallonen-Ölfässer frei, gefüllt mit selbstgemachtem Napalm, das aus Benzin und Seifenflocken bestand. Eine 40-mm-Brandgranate, die in den Füllstutzen geschraubt war, diente als Zünder.

Danes Nachtsichtsystem wurde durch die plötzliche Überlastung unbrauchbar und er riss es sich vom Kopf. Die selbstgebastelten Brandbomben regneten auf die Dächer nieder und gingen in spektakulären Explosionen auf den asphaltierten Parkplätzen hoch. Wenige Augenblicke später explodierten Benzintanks von Fahrzeugen und verstärkten so das Inferno, das ringsum wütete.

Die Helikopter-Formation jagte auf einer Welle aus orangefarbenem und weißem Feuer über die Kasernengebäude hinweg. An seiner Backbordseite konnte Dane den großen amerikanischen Sea Stallion erkennen, aus dessen offenem Heck die Ölfässer rollten wie einst die Wasserbomben aus dem Heck eines Zerstörers im Zweiten Weltkrieg.

Als das letzte Brandbomben-Fass abgeworfen war, jagte das Einsatzgeschwader von dem Armee-Stützpunkt fort, umso rasch wie

möglich die rettende See zu erreichen. Ein Hagel von Leuchtpurgeschossen folgte ihnen, und Dane erstarre für einen Augenblick, als er einen von der Schulter abgefeuerten Luftabwehr-Flugkörper hochsteigen sah.

Doch genauso wie das Nachtsichtgerät wurde auch das Infrarot-Zielssystem des Flugkörpers von dem umgebenden Inferno überwältigt, das innerhalb des Armeestützpunkts wütete. Die Lenkwaffe zog eine Zeitlang taumelnd am Himmel dahin, ehe sie in die Flammen hinuntertauchte und die Katastrophe noch größer machte.

Die schwarze See tauchte unter den Helikoptern auf. Sie waren wieder auf sicherem Terrain. Dane atmete erst einmal tief durch. »Nun, ich glaube, die wissen jetzt, dass da etwas im Busch ist.«

»General Belewa, ein Angriff... General! Das Ausbildungslager in Barclay wurde bombardiert!«

Belewa blickte entgeistert hoch. »Das ist unmöglich! Die Vereinigten Staaten haben keine Jagdbomber hier. Holen Sie eine Bestätigung vom Barclay-Hauptquartier ein.«

»Das Hauptquartier in Barclay und die mobile Stabskompanie melden sich nicht mehr. Auf keinem taktischen Kanal lässt sich noch eine Verbindung herstellen. Der Bericht ist vom Milizkommando im Sektor Süd gekommen. Sie melden, dass der Armee-Stützpunkt in Flammen steht, Sir.«

Belewa schleuderte seinen Teebecher auf den Boden und stürmte die Heckrampe hinunter. Draußen in der Dunkelheit starre er nach Süden hinaus. Ein mattoranger Lichtschein flackerte unter den tief herabhängenden Wolken.

»Wie hast du das nur fertiggebracht?«, flüsterte er vor sich hin.

»Wie hast du das nur fertiggebracht?«, wiederholte er, diesmal mit lauter Stimme. Er kümmerte sich nicht um die Offiziere der Kommandogruppe, die ihn entgeistert anstarrten, und riss sich die Kappe vom Kopf, um sie wütend auf den regennassen Boden zu schleudern. »Verdammtes Biest! Du hast doch keine Bomber! Wie hast du das nur fertiggebracht!«

»Ja!«, rief Christine aus. »Ja! Das hat gesessen!«

Zusammen mit Elliot MacIntyre verfolgte sie die Echtzeit-Videobilder, die die Eagle-Eye-Drohne von den brennenden Ruinen des Armeestützpunktes Barclay lieferte. Die Überreste des mobilen Bataillons flüchteten aus dem Lager, während explodierende Munitionsreserven das Zerstörungswerk fortsetzten, das die Brandbomben begonnen hatten.

»Das ist nicht zu glauben. Da sieht man mal wieder, was man mit ein wenig Improvisation erreichen kann«, stellte der Admiral fest, während er das Geschehen auf dem Bildschirm verfolgte. »Soweit läuft alles recht gut.«

»Ja, Sir«, stimmte Christine zu und nickte. »Wir haben eine von Belewas wichtigsten Reserveeinheiten für eine Weile außer Gefecht gesetzt. Ich hoffe, er erwartet jetzt unseren eigentlichen Schlag. Wir bieten ihm gleich Ablenkungsmanöver Treestump – eine Operation unseres südlichen Landungstrupps.« Sie trat an die Wandkarte und fuhr mit dem Finger die Küstenlinie entlang, bis zu dem Punkt unterhalb von Monrovia, wo die Operation einsetzen sollte. »Jetzt bekommst du was, an dem du eine Weile zu knabbern hast.«

»Wann geht es los?«

»Das hängt von Belewa ab, aber wahrscheinlich innerhalb der nächsten zehn, fünfzehn Minuten.«

Ablenkungspunkt Treestump

6 Seemeilen ost-südöstlich Kap Mesurado

8. September 2007, 00:16 Uhr

»Platoon, Achtung! Straße nach Norden. Fahrzeuge nähern sich. Fertigmachen zum Angriff.« Die kurzen geflüsterten Befehle drangen aus den kleinen PRC-6725-Handys für kurze Reichweite, die die Angehörigen des Treestump-Trupps bei sich trugen.

Seit der Landung waren bereits zweimal motorisierte Patrouillen der Westafrikanischen Union vorbeigekommen, und beide Male hatten die Marines sie unbehelligt passieren lassen und sich weiter in den Büschen verborgen gehalten.

Diesmal jedoch nicht. Geräuschlos wurden Waffen gehoben und auf die sich nähernden Ziele gerichtet. Hände strichen über die Linsen der Nachtsichtgeräte, um Regentropfen zu entfernen.

»Hier Nord-Scout«, kam eine geflüsterte Meldung über Funk herein. »Dieselbe Formation wie immer. Zuerst ein Landrover, dann ein Panzerspähwagen und dahinter ein Lastwagen mit Infanteristen. Fahrzeuge sind beleuchtet. Der Landrover trägt Antennen. Ich wiederhole, der Landrover trägt Antennen.«

Jetzt konnte man auch die Motoren hören, als der kleine Konvoi sich langsam näherschob. Das Licht der Scheinwerfer wurde vom nassen Asphalt reflektiert, und der große Suchscheinwerfer auf dem Turm des Panzerfahrzeugs durchdrang die Dunkelheit wie ein blauweißes Schwert, das langsam von einer Seite der Straße zur anderen geschwenkt wurde. Die Marines drückten sich tiefer in den Schlammbooten, der von allerlei Gebüsch bewachsen war.

»Alle Mann klarmachen zum Einsatz«, flüsterte der Zugführer in sein Mikrofon. »Nicht auf den Landrover feuern. Ich wiederhole! Nicht auf den Landrover feuern! Die Funkanlage darf nicht zerstört werden!«

Ein mehrfaches Klicken kam etwas zögernd als bestätigende Antwort. Für den Marine galt üblicherweise: Was man sah, konnte man auch treffen. Und wenn man es treffen konnte, dann sollte man es möglichst ausschalten.

Nichtsahnend rollte die Patrouille der Westafrikanischen Union aus der Nacht heran, direkt auf den Hinterhalt zu.

Der Zugführer der Marines gab den Feuerbefehl mit dem Abzug seines Karabiners. Ein einzelner Schuss ertönte, und im nächsten Augenblick ließen 37 weitere Waffen ihren krachenden Feuerhagel los.

Der Lastwagen am Ende des Konvois verfügte über keine Funkanlage und war deshalb nicht immun. Ein halbes Dutzend 40-mm-Gewehrgranaten trafen das Fahrzeug innerhalb der ersten Sekunde des Einsatzes und zerrissen es förmlich mitsamt der Besatzung, ehe diese sich ins Freie flüchten konnte. Danach bohrte sich ein Predator-Panzerabwehr-Flugkörper, der aus kürzester Entfernung abgefeuert wurde, unter dem zehnrädrigen Fahrzeug in den Asphalt. Der Wagen

wurde umgeworfen, und sein Dieseltank explodierte in einem rau-chenden Feuerball.

Das Panzerfahrzeug, das an zweiter Stelle im Konvoi fuhr, stellte sich dem Angreifer und erwiderete das Feuer der Marines mit seinem leichten Maschinengewehr im Turm. Ein Hagel von 5,56-mm-Geschossen prasselte auf die Panzerung ein und zertrümmerte die Scheinwerfer und den großen Suchscheinwerfer, während rund um das Fahrzeug Rauchgranaten hochgingen, die dem Fahrer und dem Schützen jede Sicht nahmen. Die Vorderräder kamen von der Straße ab und gerieten in den Straßengraben, sodass das Spähfahrzeug auf-heulte wie ein Nashorn, das in der Falle saß. Doch nur für einen Au-genblick. Dann durchschlug ein zweiter Predator-Flugkörper seine Panzerung, und aus den Luken züngelten Flammen hervor.

Der Fahrer des führenden Landrovers wusste, was er zu tun hatte. Er stieg aufs Gaspedal und floh, so rasch er konnte, während der MG-Schütze einen Geschosshagel losließ und der Kommandeur der Pa-trouille seine Botschaft ins Funkmikrofon brüllte. Alle drei entkamen unversehrt und schrieben ihr Überleben später der göttlichen Vor-sehung zu.

In Wirklichkeit verdankten sie ihr Leben der Tatsache, dass Amanda Garrett die Operation so sorgfältig geplant hatte.

Vor der Küste harrte die USS *Santana* nahezu bewegungslos und völlig abgedunkelt auf ihrem Posten aus. Die Crew war auf Gefechts-station und wartete auf den Augenblick, in dem sie mit einem neuen Ablenkungsmanöver an der Reihe waren. Das Signal zum Einsatz kam, als am Strand die ersten Schüsse krachten.

Der Skipper der *Santana* nickte seinem Elektrikermaat zu, der an seiner Konsole einen CD-Player einschaltete und die Lautstärkeregler voll aufdrehte. Es war ein alter Trick, wie ihn in ähnlicher Form schon Commander Douglas Fairbanks Jr. und seine ›Beachjumpers‹ im Zweiten Weltkrieg angewendet hatten. Aber vielleicht würde der Trick, gerade weil er so alt war, wieder funktionieren. Aus der Laut-sprecher-Batterie auf dem Hauptdeck des Schiffes dröhnte das auf-gezeichnete Turbinengeheul der Three Little Pigs in die Nacht hinaus.

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

8. September 2007, 00:24 Uhr

»Meldung aus dem Operationsgebiet, Commander«, berichtete der Funker, von seiner Station aufblickend. »Treestump hat zugeschlagen. Der Hinterhalt ist erfolgreich verlaufen.«

Auf der Landkarte am Wandbildschirm wurde der Bereich des Treestump-Hinterhalts von einem leuchtenden roten Kästchen eingerahmt.

»Sehr gut. Halten Sie uns auf dem Laufenden.« Christine wandte sich einem zweiten Operator zu. »ELINT, sagen Sie, gibt es schon irgendwelchen Funkverkehr der Union bezüglich des Treestump-Vorfalls?«

»Augenblick, Commander.« Der Nachrichtendienst-Operator lauschte eine Weile den Stimmen in seinem Kopfhörer. »Ja, Ma'am. Es hat soeben eine Kontaktmeldung an Port Monrovia gegeben. Belewas Hauptquartier bestätigt die Meldung... Außerdem hat die Miliz-Garnison von King Grey's Town Alarm geschlagen. Sie melden, dass ihre Vorposten das Seafighter-Geschwader vor der Küste hören, ganz in der Nähe des Angriffsgebiets.«

»Yeah!« Christine schlug mit der Handfläche auf den Briefing-Tisch. »Die *Santana* hat es geschafft! Geben Sie mir eine Echtzeit-Verbindung mit unserer Drohne über Port Monrovia.« Sie wandte sich wieder dem Wandmonitor zu. »Okay, mein Junge«, murmelte sie. »Jetzt kommt der richtige Köder. Komm und schnapp ihn dir.«

»Sako, hol eine Bestätigung ein!«

Brigadegeneral Atiba blickte von seiner engen Station neben der Funkkonsole auf, während er sich den Kopfhörer fester ans Ohr drückte. »Beide Meldungen werden bestätigt, Herr General. Im südlichen Strandbereich sind Marines gelandet, und ein Vorposten meldet, dass sie von dort aus die Triebwerke der amerikanischen Hovercrafts hören können.«

Belewas Faust ging krachend auf den Kartentisch nieder. »Das ist es, wovon sie uns ablenken wollten. Sie ist da unten! Das ist der wirkliche Angriff!«

Atiba runzelte nachdenklich die Stirn. »Herr General, das Angriffsgebiet liegt viele Kilometer vom Hafen entfernt. Was wollen sie da unten schon erreichen?«

»Das weiß ich auch nicht genau, Sako. Aber ich weiß, dass diese Amanda Garrett sich dort aufhält, wo es wirklich wichtig ist – und sie hat bestimmt ihre Luftkissenfahrzeuge dabei! Sie sind nun einmal ihre schlagkräftigste Waffe. Das muss der eigentliche Angriff sein! Wie ist der Status der Mobilen Kompanie im Stützpunkt Barclay? Sind sie noch einsatzfähig?«

»Schwere Verluste an Ausrüstung und Personal, Sir. Sie sind dabei, sich neu zu organisieren.«

»Verdamm!« Belewa schlug erneut mit der Faust auf den Tisch. Der Schmerz half ihm, sich zu konzentrieren. »Wir müssen diese Landung sofort unterbinden, bevor sie sich konsolidieren und die nächste Phase ihrer Operation einleiten können – was immer sie auch vorhaben. Die südlichen Miliz-Vorposten sollen schleunigst Truppen zum Landungspunkt schicken und angreifen, sobald sie auf den Feind treffen. Ich muss wissen, wie stark ihre Truppen sind und was sie vorhaben. Die Mobile Kompanie von Port Monrovia soll unverzüglich nach Süden aufbrechen und den amerikanischen Landekopf angreifen. Wie ist der Status der Helikopter-Einheit am Flughafen Payne?«

»Sie haben einen nachttauglichen Hubschrauber einsatzbereit.«

»Er soll warten, bis wir ein Ziel entdeckt haben.« Belewa wandte sich dem Marine-Verbindungsoffizier zu, der in der gegenüberliegenden Ecke der Zentrale saß. »Leutnant, nehmen Sie Verbindung mit der *Promise* auf. Teilen Sie Kapitän Mosabe mit, dass das Kanonenboot-Geschwader unverzüglich auslaufen muss – und zwar nach Süden, die Küste entlang. Sie sollen den Feind aufspüren und sofort angreifen!«

»Die Panzerfahrzeuge setzen sich in Bewegung«, stellte MacIntyre fest, während er die Bilder der restlich Verstärkenden Fernsehkamera auf dem Wandmonitor verfolgte.

»Ja, es sieht so aus, als würden sie die mobile Kompanie verlegen«, stimmte Christine zu. »Die große Frage ist, was die Kanonenboote machen. Drohnen-Operator, gehen Sie über die Hafeneinfahrt.«

»Aye, Ma'am.« Der Eagle-Eye-Pilot führte ein geschicktes Manöver mit seinem Steuerknüppel durch.

25 Kilometer entfernt reagierte das kleine ferngesteuerte Fluggerät auf das Signal, das es über die Datenverbindung erhielt; es schwenkte herum und schoss wie ein Kolibri aus Aluminium und Verbundstoff über den nächtlichen Himmel.

Das Bild auf dem Monitor begann zu wackeln und stabilisierte sich schließlich wieder, als die Kamera die drei Kanonenboote erfasste, die im Hafen vor Anker lagen.

»Bleiben Sie auf der *Promise* und lassen Sie uns einen Blick auf das Vordeck werfen.«

»Zu Befehl, Commander.«

Ein halbes Dutzend Gestalten tummelten sich auf dem Vordeck des Flaggschiffs der Westafrikanischen Union.

»Sieht das nicht nach Anker lichten aus, Admiral?«

MacIntyre nickte. »Auf jeden Fall. Gehen Sie wieder auf normale Entfernung und geben Sie uns ein Wärmebild.«

Der abgebildete Bereich erweiterte sich und zeigte nun wieder alle drei Boote – doch statt der hellen und dunklen Grautöne der Restlichtkamera trat nun ein kräftigerer Schwarz-Weiß-Fotonegativ-Effekt zutage, wie er von den Infrarotkameras geliefert wurde. Die Kanonenboote wurden zu hellen Phantomschiffen auf einer dunklen See. Mittschiffs war ein besonders helles pulsierendes Leuchten zu erkennen, und über den Booten schwieb ein schwach leuchtender Nebel.

»Das ist es!«, rief Christine aus. »Das ist der Rauch aus den Schornsteinen. Die Maschinen arbeiten. Sie laufen aus! Belewa hat es uns abgekauft! Er setzt die Kanonenboote ein!«

Die *Promise* setzte sich in Bewegung und hielt direkt auf die Hafen einfahrt zu. Die *Unity* folgte in ihrem Kielwasser, und wenig später auch die *Allegiance*. Als sie den Hafen hinter sich gelassen hatten, drehten die Kanonenboote nach Süden ab und beschleunigten sichtbar.

»Wäre es nicht viel einfacher gewesen, die verdammt Dinger gleich dort zu versenken, wo sie vor Anker lagen?«, brummte MacIntyre.

Christine schüttelte den Kopf. »Das hätte viel zu viel Aufmerksam-

keit auf das Hafengebiet gelenkt«, entgegnete sie. »Außerdem kann unser Captain für das, was sie als Nächstes vorhat, keine brennenden Wracks im Hafen gebrauchen.«

Die Intel-Offizierin blickte über die Schulter zurück. »Funker, informieren Sie Moonshade und Strongbow, dass die Kanonenboote aus dem Hafen ausgelaufen sind. Sie können jetzt eindringen. Und sagen Sie dem Treestump-Team, dass sie Besuch bekommen.«

Der Treestump-Zugführer war gerade dabei, sich einen Überblick zu verschaffen. »Sergeant!«, rief er seinem Unteroffizier zu. »Haben wir Verwundete?«

»Ja, Sir, zwei«, antwortete eine dunkle Gestalt in seiner Nähe. »Dyksra in der dritten Gruppe hat es ziemlich schlimm erwischt.«

»Okay. Ein Trupp soll die Verwundeten gleich zur *Santana* abtransportieren. Ein zweiter Trupp soll nach Überlebenden auf der anderen Seite suchen. Der Rest des Zuges bereitet sich auf die Verteidigung des Gebiets vor. Die zweite Gruppe soll hier eine Verteidigungsstellung einrichten, während die erste und dritte Gruppe sich nördlich und südlich an der Straße postieren und rasch einen Hinterhalt vorbereiten. Es soll entsprechende Munition zur Gebietsverteidigung eingesetzt werden, auch Claymore-Minen. Achten Sie darauf, dass sie einen Rückzugsweg zur Verteidigungsline haben.«

»Aye aye, Sir«, antwortete die dunkle Gestalt knapp. »Sie scheinen zu befürchten, dass wir Ärger bekommen. Lieutenant?«

»Kann man so sagen. Die Armee der Union ist im Anrollen. Wir müssen sie ein Weilchen beschäftigen.«

»Verstanden, Sir.« Die dunkle Gestalt verschwand in der völligen Finsternis und gab im Flüsterton Anweisungen über Funk.

Der Lieutenant wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Sache spitzte sich langsam zu.

Nördliche Hafenmole, Port Monrovia

8. September 2007, 00:40 Uhr

Soldat Thomas Kajenko stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus, als er – im Gebüsch neben der Straße stehend – den Reißverschluss seines Hosenschlitzes schloss.

»Kajenko, sind Sie das?«, ertönte die verhasste Stimme des Hauptgefreiten Kuti in der Dunkelheit. Augenblicklich war das angenehme Gefühl verschwunden, das seine entleerte Blase ihm verschafft hatte.

»Warum, zum Teufel, haben Sie sich von Ihrem Posten entfernt?«

»Ich musste pinkeln. Das ist alles. Hauptgefreiter«, antwortete Kajenko und dachte bei sich, dass er nichts dagegen gehabt hätte, Kuti ins Gesicht zu pinkeln.

»Verdammter Kajenko, wollen Sie, dass ich Ärger mit dem Patrouillen-Feldwebel bekomme? Machen Sie, dass Sie auf Ihren Posten kommen! Wir haben hier draußen eine Aufgabe zu erfüllen. Das nächste Mal pissen Sie in die Hose, bevor Sie noch einmal den Posten verlassen, verstanden?«

»Jawohl, Hauptgefreiter.« Kajenko schulterte sein Gewehr und ging ans Ufer hinunter. Als ob Kuti, dieser Schinder, sich auch nur einen Deut um ihre Aufgabe kümmern würde. Er hatte Thomas und dessen Freund Robert Smith beauftragt, am Ufer Wache zu stehen, während er selbst mit seinen Kumpaten am Lagerfeuer saß und Tee trank. Er und Robert waren schon nass bis auf die Knochen. Zur Hölle mit allen Unteroffizieren, besonders den nigerianischen. Vorsichtig arbeitete sich Kajenko den drei Meter hohen Abhang aus scharfkantigen Felsen hinunter, der die Außenseite der Hafenmole bildete. Das trüb flackernde Licht des Lagerfeuers behinderte ihn mehr am Abstieg, als es ihm half, da es die Schatten in den Klüften noch vertieft.

»Robert? He, Mann!«

Thomas bekam keine Antwort auf seinen leisen Ruf, abgesehen vom Plätschern der Wellen an den Felsen.

»Robert?« Thomas spürte die kühlende Gischt im Gesicht. Er tastete sich ein Stück weiter, bis zu der Stelle, wo er seinen Kameraden verlassen hatte.

»Rob...« Das Wort erstarb ihm in der Kehle, als seine Hand gegen feuchtes Metall stieß. Ein FALN-Gewehr, wie er selbst eines ~~tug~~, lehnte an den glitschigen Felsen, halb ins Wasser eingetaucht.

Plötzlich öffnete sich die See zu Kajenkos Füßen. Kräftige Hände schlossen sich um seine Knöchel und zogen ihm die Beine weg. Er öffnete den Mund, um zu schreien, doch das führte nur dazu, dass ihm kaltes Salzwasser in den Mund strömte. Kräftige, mit Gummi bekleidete Arme hielten ihn fest und zogen ihn tiefer hinunter, bis ihn völlige Dunkelheit umfing.

Die Wellen rollten über ein zweites verlassenes Gewehr hinweg, das am Fuß der Mole lag. Dann kamen schattenhafte Gestalten aus dem Wasser hervor. Sie hatten schwarze Gesichter und trugen Kälteschutzanzüge und Stiefel mit weichen Sohlen. Ein halbes Dutzend dieser Gestalten huschte geräuschlos den Abhang der Mole hinauf und verschwand im Gebüsch, das oben wucherte, um sich langsam dem Lagerfeuer an der Straße zu nähern.

Die dunklen Gestalten beobachteten, wie eine vier Mann starke Patrouille aus der Nacht auftauchte, die ein paar routinemäßige Worte mit dem Gruppenführer am Feuer wechselte. Die Gestalten waren bereits über den Rhythmus der Patrouille im Bilde. Sie hatten beobachtet, wie der Gruppenführer seine Männer in eine gewisse Alarmbereitschaft versetzt hatte, bevor die Patrouille gekommen war – doch kaum war sie wieder verschwunden, fielen die Männer am Lagerfeuer wieder in ihre gewohnte Lethargie zurück. Sie legten die Waffen zur Seite, versammelten sich um das wärmende Feuer und starnten in die Flammen. Die schattenhaften Gestalten kamen näher. Sie zogen ihre Messer, die wie gefletschte Zähne schimmerten.

»Das Bearclaw-Team sollte uns bald die Tür aufgestoßen haben«, flüsterte Amanda von Schlauchboot zu Schlauchboot.

»Hoffen wir's«, brummte Quillain zurück. »He, können Sie mir eins verraten? Wer, zum Teufel, hat eigentlich diese völlig beknackten Namen für die einzelnen Teams ausgesucht? Dewshine, Bearclaw, Fathertree – das ist ja wirklich das Bescheuertste, was ich seit langem gehört habe.«

»Oh, äh... Christine hat sie ausgesucht. Ich glaube, sie hat sie aus irgendeinem Comic-Buch, das sie mag.«

»Ich hätt's wissen müssen...« Quillain hielt inne, als er eine Stimme im Kopfhörer hörte. »Okay. Das war's«, sagte er nach wenigen Augenblicken. »Die Tür ist offen.« Er wandte sich über Funk an seine Leute. »Hier Strongbow-Lead an alle Strongbow- und Moonshade-Einheiten. Es geht los. Ich wiederhole, es geht los.«

Quillains und Amandas Schlauchboot trennten sich und glitten rasch auf die Mole zu. Amanda kniete im Bug ihres Bootes und drückte auf die Sprechtaste ihres PRC-Leprechaun-Geräts.

»Moonshade an Palace. Wir dringen jetzt in den Hafen ein. Ich wiederhole, wir dringen ein.«

Alle Tarnhüllen wurden entfernt und rasch verstaut. Die Insassen der beiden kleinen Fahrzeuge beugten und streckten ihre verkrampten Muskeln, um sich auf den Sturm an Land vorzubereiten, der unmittelbar bevorstand. Vor ihnen markierte das schwache Licht eines Leuchtturms den Landungspunkt.

In dieser Nacht verwendeten die Einsatzteams sogenannte CRRCs (Combat Rubber Raiding Craft); es handelte sich dabei um fünf Meter lange Schlauchboote mit weichem Boden. Diese Fahrzeuge waren zwar zerbrechlicher und nicht so seetüchtig wie die Schlauchboote der REB-Klasse, hatten aber einen entscheidenden Vorteil: Sie waren viel leichter zu tragen, was in den nächsten paar Sekunden von größter Bedeutung war.

Die Boote ritten über die seichten Wellen und erreichten schließlich die Mole.

»Alles an Land!«, rief der Bootsführer in eindringlichem Flüsterton. Amanda und die anderen Angehörigen der Bootsteams sprangen über Bord. Sie landete bis zur Brust im Wasser und hatte Mühe, auf den glitschigen algenüberwucherten Steinbrocken der Mole Halt zu finden.

»An Land ziehen!«

Wie riesige Krebse, die sich an den Strand zurückzogen, krochen die Boote vielbeinig den Hafendamm hinauf. Die Marines hielten die Nylon-Trageschlaufen fest umklammert, während sie sich und ihre

Ausrüstung die Böschung hinaufschleppten. Zentimeter für Zentimeter arbeiteten sie sich hoch, und der keuchend hervorgepresste Atem ließ erkennen, wie mühsam ihre Aufgabe war.

Amanda kämpfte sich mit ihrem Team die Mole hinauf. Ein Muskel verkrampfte sich, nachdem sie zuvor stundenlang auf dem feuchten Boden des Bootes gekauert hatte -und ein stechender Schmerz zog sich in ihrem linken Bein von der Wade bis zum Oberschenkel hinauf. Sie fiel nach vorn auf den harten Granit und riss sich an den scharfen Kanten die Handfläche auf, ignorierte den Schmerz aber und griff nach der Trageschlaufe, um den stummen Kampf wieder aufzunehmen. In diesem Moment wäre sie lieber gestorben als ihren Teil der Last auf die Männer abzuwälzen, die sich schweigend neben ihr abmühten.

Als sie schließlich oben ankamen, kämpften sie sich durch das regennasse Gebüsch bis zur Straße vor. Der Feind war ganz nah – in jeder Richtung höchstens fünfzig Meter entfernt.

»Halt«, ertönte Stone Quillains geflüsterte Anweisung. Das Feuer der westafrikanischen Soldaten war nun nahezu heruntergebrannt; es war niemand mehr da, der es mit Holz und Palmöl am Brennen hätte halten können. Die mit Kälteschutzanträgen ausgestatteten Männer des Bearclaw-Teams hatten die feindlichen Soldaten bereits außer Gefecht gesetzt.

Quillain wartete, bis alle fünf Boote den Straßenrand erreicht hatten, und gönnte sich und den anderen noch ein paar Augenblicke, um wieder zu Atem zu kommen.

»Alles bereitmachen... Wir brechen auf mein Kommando auf... drei... zwei... eins... los.«

Die fünf Teams schleppten ihre Boote gleichzeitig über die schmale Straße. Ein Beobachter am fünfzig Meter entfernten Wachposten hätte lediglich gesehen, dass sich das nächstgelegene Feuer kurz verdunkelte - ein Vorfall, der mit Sicherheit als unbedeutend abgetan worden wäre.

Der Abstieg auf der anderen Seite der Mole war nur geringfügig leichter als der mühsame Aufstieg an der Außenwand. Dann glitten die Schlauchboote sanft auf das Wasser hinaus, als wären sie froh,

wieder in ihrem Element zu sein – und auch die Boots-Teams kletterten erleichtert an Bord.

Zwei Hände packten Amandas Rucksack und zogen sie ins Innere des Bootes. Sie sackte am Bug zusammen, und das Wasser, das ihr aus der Kleidung strömte, bildete eine Pfütze auf dem Boden des Bootes.

Leise erwachten die Elektro-Außenbordmotoren zu neuem Leben, und die kleine Flottille lief in den inneren Hafen ein. Amanda spürte sofort den Unterschied – das Wasser war in diesem geschützten Bereich viel ruhiger als außerhalb. Das einzige Geräusch, das man hören konnte, war das leichte Plätschern der Wellen am Bug. Keine Schüsse, keine erregten Zurufe, keine Lichtsignale und auch keine heulenden Alarmsirenen. Sie hatten es geschafft.

Erneut drückte sie die Sprechtaste ihres Funkgeräts. »Moonshade an Palace. Wir sind im Hafen. Ich wiederhole, wir sind im Hafen.«

Oben auf der Hafenmole hielt sich das Bearclaw-Team im regennassen Buschwerk bereit. Das Boot, das sie abholen würde, wartete bereits vor der Küste. Sie hatten jedoch noch eine Aufgabe zu erfüllen.

In ungefähr zehn Minuten würde die Patrouille, die diesen Abschnitt des Hafens bewachte, wieder an diesen Punkt zurückkehren. Wenn sie feststellten, dass die Männer des Vorpostens verschwunden waren, würden sie Alarm schlagen. Doch wenn auch die Patrouille still und leise verschwand, würde es weitere fünfzehn Minuten dauern, bis es zum Alarm kam.

Die Bearclaw-Marines packten ihre schallgedämpften automatischen Waffen aus den Plastikschutzhüllen aus. Sie legten die Gewehre an und warteten auf das knirschende Geräusch der Stiefel auf dem Kies.

Im Hafen von Monrovia

8. September 2007, 01:05 Uhr

Die Schlauchboote glitten auf das Zentrum des Dreiecks aus dunklem, ruhigem Wasser zu.

Quillain hatte gemeint, dass sie hier drin in Wirklichkeit sicherer waren als draußen vor dem Hafen. Sie hatten den großen Vorteil, dass

die Hafengarnison ihre Aufmerksamkeit naturgemäß nach außen richtete, von wo eine eventuelle Bedrohung zu erwarten war. Den inneren Hafenbereich mussten sie instinktiv als »sicheres Territorium« betrachten.

Dennoch fühlte sich Amanda unangenehm schutzlos - waren sie doch vom Feind gleichsam umzingelt. Wären die Härtchen in ihrem Nacken nicht auf der feuchten Haut fest geklebt gewesen, so hätten sie sich gewiss aufgerichtet, wie bei einer erschrockenen Katze, dachte sie. Sie hob ein Nachttglas an die Augen und überblickte den Strand von Süden nach Norden.

Quillains Ziel, der Tanker *Bajara*, hatte mit dem Bug zur Mole am Ölpir festgemacht. Sein Rumpf wurde von der Pierbeleuchtung erhellt, und auch rund um das Deckhaus brannten goldfarbene Lichter. Da seine Maschinen stillstanden, bezog das Schiff seine Energie über eine Stromleitung vom Pier, was im Moment durchaus von Vorteil war.

Amanda richtete ihr Fernglas auf den massiven Pier der Bong Mining Company, der etwa eineinhalb Kilometer in nördlicher Richtung lag. Dort sah sie an der Landebrücke am entfernten Ende ihr Ziel – den Hafenschlepper namens *Union Banner*.

Auf der Landebrücke waren keine Lichter zu sehen, nur ein schwaches Leuchten an Bord des Schleppers selbst. Die thermographischen Bilder von den Aufklärungsdrohnen ließen vermuten, dass auch nachts eine Ankerwache an Bord war. Außerdem gab es Wachen und Patrouillen am Pier, die keinem regelmäßigen Rhythmus zu folgen schienen.

Amanda erschrak, als etwas gegen ihr Boot stieß – es war Quillains CRRC. »Okay«, flüsterte er. »Wir sind am Trennungspunkt. Alles bereit bei euch?«

Antworte ihm! Er kann ja nicht sehen, dass du nickst! Mach schon, du wirst doch wohl ein paar Worte herausbringen! »Ja, alles bereit.«

»Gehen wir wie geplant vor? Zehn Minuten, bis wir in Position sind. Dann schlagen wir zu und brechen auf.«

»Wie geplant. Alles klar, Stone.«

»Wir sehen uns dann, wenn die Show vorüber ist, Skipper.«

Quillains Boot glitt leise davon. Die vier anderen CRRC des Enterkommandos brachen ebenfalls auf. Sie verschwanden in der Dunkelheit, und Amandas Boot trieb allein dahin. Sie nahm eine Handvoll Salzwasser, spülte ihren trockenen Mund damit und spuckte es wieder aus. Dann betätigte sie ihr Funkgerät. »Moonshade an Palace. Wir sind am Trennungspunkt. Wir schlagen in zehn Minuten zu. Sind am Trennungspunkt. Einsatz in zehn Minuten.«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

8. September 2007, 01:05 Uhr

Das ferne Krachen von Claymore-Minen und das harte Knattern von automatischen Waffen tönte aus den Lautsprechern im Briefing-Trailer. Die angespannte Stimme des Treestump-Truppführers folgte einen Augenblick später.

»Palace, Palace, hier Treestump! Wir haben feindliche Truppen vor uns, die in nördlicher Richtung entlang der Küstenstraße auf uns zukommen. Geben Sie uns die Stärke der Kompanie durch. Wir haben bereits einen zweiten Hinterhalt gelegt. Das Hinterhaltteam zieht sich feuерnd zu uns zurück. Wann können Sie uns hier rausholen?«

Christine öffnete ein weiteres Fenster auf dem Monitor, der für Operation Treestump vorgesehen war. »Treestump, hier Palace«, antwortete sie in ihr Mikrofon. »Wir überblicken eure Situation. Es sieht so aus, als hätten ihr es mit den Truppen der Milizgarnison von King Grey's Town zu tun. Es dürften fünfzig bis sechzig Mann sein, Infanterie mit kleinen Waffen.«

»Verstanden. Die Leute vom südlichen Hinterhalt sind bereits bei uns. Sie melden, dass die feindliche Infanterie sich wieder zurückzieht. Wir machen uns keine Sorgen wegen der Kerle, Palace, aber wie es aussieht, kommen Jungs mit schweren Waffen aus dem Norden. Warten auf weitere Befehle. Over.«

»Roger, Treestump. Bleiben Sie dran.«

Christine blickte zuerst auf die Wandkarte und wandte sich dann dem Admiral zu. Rote Zielsymbole schoben sich langsam südwärts – die Kanonenboote in den Küstengewässern und eine Truppenkolonne

auf der Küstenstraße. MacIntyre stemmte die Hände in die Hüften und betrachtete mit finsterer Miene die Karte. »Die Unionstruppen bewegen sich schneller als erwartet, nicht wahr?«, stellte er fest.

»Ja, Sir, das stimmt. Wir haben damit gerechnet, dass die motorisierte Kolonne auf dem Weg durch die Stadt mehr Zeit brauchen würde. Dem ist aber nicht so. Und auch die Kanonenboote sind schneller als erwartet.«

Sie blickte zu MacIntyre auf. »Sir, wir müssen die Jungs rasch da rausholen. Aber wenn wir sie zu früh holen, könnte Belewa merken, dass das Ganze wieder nur ein Scheinangriff war. Er könnte seine Truppen rechtzeitig zum Hafen zurückbeordern und unseren schönen Plan durchkreuzen.«

MacIntyre beugte sich zur Karte vor. Ohne die Hilfe des Computers in Anspruch zu nehmen, maß er die Entfernungen mit zwei Fingern. »Das Ganze wird eng, sehr eng. Wäre es nicht möglich, ein paar SeaSLAMs loszuschicken, um die Kanonenboote auszuschalten?«

»Wir haben nur zwölf Stück da draußen, Sir. Jeder Schuss ist für ein ganz bestimmtes Ziel im Strom- und Telekommunikationsnetz von Monrovia bestimmt.«

»Verdammter Seafighter können wir ihnen auch nicht an den Hals hetzen, weil dann die Entermannschaften auf sich allein gestellt wären. Diese verdammten Kanonenboote sind ein echtes Problem, Chris. Ich würde ja die Marines ganz gern noch eine Weile an Land kämpfen lassen, aber die *Santana* steht ganz allein gegen drei Kanonenboote. Wenn sie von ihrem Posten verdrängt wird, bevor sie das Treestump-Team wieder an Bord holen kann...«

MacIntyre trat erneut vor, um mit seinen schwieligen Fingern die Entfernungen zu messen. Die Task-Force an Land war wieder ein Stück vorgerückt. MacIntyre überlegte kurz und fasste dann einen Entschluss. »Geben Sie mir eine Verbindung mit Treestump.«

Christine zeigte auf den Systemoperator und schnippte mit den Fingern. Der Operator stellte die Verbindung her und nickte der Intel-Offizierin zu.

»Sie können sprechen, Sir.«

»Treestump. Hier spricht Palace. Over.« MacIntyre sprach mit ruhiger Stimme in sein Mikrofon.

»Treestump hört, Palace. Warten auf Befehle.« Die Anspannung in der Stimme des jungen Offiziers vom Marine-Corps war nun schon etwas deutlicher zu spüren.

»Lieutenant Southerland, nicht wahr? Hier spricht Admiral Elliot MacIntyre. Sie haben Ihren Job getan, mein Junge, und ich denke es ist Zeit, dass wir Sie da rausholen.«

»Aye, Sir! Wie Sie wünschen, Admiral.«

»Folgendes: Wir sehen hier, dass Sie noch einen Hinterhalt draußen an der Straße haben, nördlich von Ihrer Position. Haben die Jungs Panzerabwehrwaffen?«

»Ja, Sir. Sie haben noch zwei Predators.«

»Gut. Lassen Sie den Hinterhalt bestehen und ziehen Sie sich an den Strand zurück, direkt ans Ufer. Sofort. Machen Sie Ihre Boote startklar. In ungefähr vier bis fünf Minuten wird Ihr nördlicher Hinterhalt eine leichte Panzertruppe auf Ihre Position zukommen sehen. Sagen Sie den Männern, sie sollen die führenden Fahrzeuge ausschalten und dann alles abfeuern, was Verwirrung stiftet – Rauchbomben, Tränengas, alles, was sie haben. Dann sollen sie sich ebenfalls an den Strand zurückziehen und zusammen mit Ihnen zur *Santana* aufbrechen. Machen Sie schnell, Junge. Sie haben gerade genug Zeit, um es zu schaffen, also trödeln Sie nicht herum.«

»Verstanden, Sir. Wir brechen auf. Treestump. Out.«

MacIntyre blickte zu Christine hinüber.

»Jetzt habe ich auch mal ein wenig improvisiert, Commander. Mal sehen, ob es klappt.«

Ablenkungspunkt Treestump

6 Seemeilen ost-südöstlich Kap Mesurado

8. September 2007, 01:09 Uhr

Von der Station des Rudergängers kam ein lauter Ausruf: »Capt'n«, rief der Signalmaat vom Dienst, »eine Meldung vom Landungstrupp! Der nördliche Hinterhalt hat soeben die feindliche motorisierte Ko-

lonne angegriffen. Unsere Leute ziehen sich zurück, und die Marines melden, dass sie jeden Moment aufbrechen.«

»Wurde auch Zeit!«, rief der Skipper der *Santana* von der Brückennock zurück. »Bestätigen Sie die Meldung und sagen Sie unserer Crew, dass wir den Landungstrupp abholen. Und stellen Sie endlich diesen verdammten Lärm ab!«

Der Elektrikermaat am Lautsprechersystem betätigte einen Schalter, und das ohrenbetäubende Turbinengeheul verstummte augenblicklich. Jetzt konnte man vom Land her das Knattern von Maschinengewehren und das Krachen von Gewehrschüssen hören.

»Radar...!«, rief der Kommandant mit lauter Stimme, ehe ihm bewusst wurde, dass der Turbinenlärm abgestellt war und dass es genügte, wenn er mit normaler Lautstärke sprach. »Radar, wie ist die Position der feindlichen Kanonenboote?«

»Entfernung Siebtausend Meter, rasch abnehmend. Peilung eins-sieben-fünf. Fahrt zehn Knoten. Wir haben sie auf dem Schirm.«

»Es hat sie etwas gebremst, als wir unsere elektronischen Gegenmaßnahmen einsetzten«, warf der Erste Offizier ein.

»Hmm«, brummte der Skipper. »Sie möchten nicht riskieren, mit etwas zu kollidieren, während sie ihr Radar nicht eingeschaltet haben.«

»Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie uns optisch erfassen können. Was machen wir dann?«

»Wir sind hoffentlich schon von hier weg, bevor es dazu kommt. Lassen Sie schon mal die Geschütze feuerbereit machen, Joey. Wir oder die Marines werden sie bald brauchen.«

»Capt'n«, meldete sich der Signalmaat aus dem Ruderhaus. »Der Landungstrupp hat jetzt den Strand verlassen.«

Das PC lag mit der Backbordseite zur Küste und dem Bug nach Süden gerichtet, damit sie jederzeit aufbrechen konnten. Der Skipper und sein Erster Offizier traten an die backbordseitigen Fenster der Brücke und blickten mit Nachtgläsern hinaus.

Die Boote der Marines hatten sich bereits ein gutes Stück vom Strand entfernt und arbeiteten sich – vom rhythmischen Paddeln der Männer getrieben – immer näher an das Mutterschiff heran. Doch da

waren auch dunkle Gestalten am Strand zu sehen, die sich auf den Bauch warfen oder hinknieten, um ihre Gewehre abzufeuern.

»Bug- und Heck-Kanonen!«, rief der Captain. »Ziele am Strand! Antipersonnel-Munition! Feuerfrei!«

An den Mark-96->Over-and-under-mounts< schalteten die Gunner ihre Waffen auf Granatwerfermodus und betätigten den Abzug. Die 40-mm-Geschosse jagten zum Strand hinüber. Eine doppelte Kette von Explosionen lief über den Sand hinweg, und im Licht der aufflackernden Detonationen sah man Schattengestalten, die sich unter der Erschütterung und der Einwirkung der Granatsplitter krümmten.

»Die Kanonenboote dürften jetzt auf uns aufmerksam werden, Sir«, warf der Erste Offizier warnend ein.

»Da kann man nichts machen, Joey. Diese Marines können nicht gleichzeitig schießen und paddeln, und im Augenblick müssen sie nun mal paddeln.«

Ein weiteres schattenhaftes Gebilde tauchte am Strand auf – ein Panhard-Panzerfahrzeug, das sich von der Straße her seinen Weg durch das Buschwerk bahnte. Die 90-mm-Kanone schwenkte bereits herum, um sich ihr Ziel zu suchen.

Es bedurfte keines Befehls, das neue Ziel aufs Korn zu nehmen. Die Navy-Gunner wechselten augenblicklich von Granatwerfer zu Maschinenkanone – und im nächsten Moment jagten bereits die Leuchtspurgeschosse der 25-mm-Bushmaster auf das feindliche Panzerfahrzeug zu. Weiße Funken tanzten über den Kampfwagen hinweg – jeder Funke ein Treffer, der ein Loch in der Panzerung zur Folge hatte. Das Panzerfahrzeug konnte dem Geschossenagel nicht lange standhalten und zerfetzte in einer gewaltigen Explosion, die von der Küste widerhallte.

»Capt'n!«, rief der Radaroperator. »Feindliches Kanonenboot-Geschwader beschleunigt auf zwanzig Knoten. Entfernung fünftausend Meter, rasch abnehmend!«

»Wie lange, bis wir in Reichweite ihrer Geschütze sind?«

»Wir sind schon in Reichweite, Sir!«

Wie als Antwort auf die Worte des Operators schoss plötzlich ein gelber Feuerball über Bug und Heck hinweg – ein 40-mm-

Leuchtspurgeschoss, vom Geschütz eines Kanonenboots abgefeuert.
»Heck-Kanonen! Oberflächenziele achtern aufs Korn nehmen! Sofort feuern! Gegenmaßnahmen einleiten – volles Spektrum!«

Die RBOC-Werfer der *Santana* schleuderten ihre Geschosse empor, die in der Luft explodierten und ihre Ladung aus Alufolie und dichtem Rauch freisetzen. Dadurch würde man wertvolle Minuten der Verwirrung unter den feindlichen Booten gewinnen.

Vielelleicht genug, um zu entkommen. Die Schlauchboote des Landungstrupps erreichten endlich das Mutterschiff, wie kleine Ferkel, die sich am Bauch des Mutterschweins drängten.

»Holt die Männer an Bord! Um Himmels willen, schnell!«

Die glühenden Rohre der Mark-96-Waffen leuchteten rot in dem Dunstschleier, den die *Santana* selbst erzeugt hatte. Matrosen der Navy knieten an der Reling und zogen die Marines aus den Schlauchbooten an Bord. Gewehrkugeln, die von der Küste abgefeuert wurden, pfiffen über die Männer hinweg oder prallten irgendwo an Deck ab. Ein Fenster des Ruderhauses wurde zertrümmert. Irgendjemand schrie vor Schmerz auf, von einer Kugel getroffen.

»Entfernung zweitausendfünfhundert, Sir! Rasch abnehmend!«

Von achtern feuerten die Kanonenboote unentwegt weiter, auch wenn sie ihr Ziel durch die Rauchwolken nicht erkennen konnten. Hier und dort schossen Gischtfontänen aus der aufgewühlten See empor.

»Capt'n! Alle Mitglieder des Landungstrupps sind an Bord, Sir!«

»Bestätigen Sie das!«

»Ist bestätigt, Sir. Alle Mann sind an Bord! Schlauchboote...«

»Vergessen Sie die Boote! Rudergänger, Maschinen volle Kraft voraus! Bringt Sie uns hier raus!«

Die mit Turbolader versehenen Dieselmotoren brüllten auf, als der Maschinist die Leistungshebel bis zum Anschlag vorschob. Unter dem Heck wurde die See aufgewühlt, als die *Santana* losbrauste.

»Gegenmaßnahmen, zweite Salve abfeuern! Rudergänger, achten Sie darauf, dass der Rauch immer zwischen uns und den feindlichen Kanonenbooten bleibt! Radar, was tut sich hinter uns?«

»Alles unverändert, Capt'n. Sie behalten Kurs und Fahrt bei.«

Der Kommandant blickte auf das Log in der Steuerkonsole. Vierzig Knoten. »Sollen Sie's ruhig versuchen.«

Zwei Minuten später brach die Kanonenbootgruppe der Westafrikanischen Union durch die sich auflösenden Rauchwolken. Sie suchten ihren Feind, fanden aber nur ein paar treibende Schlauchboote und eine Kielwasser-Linie, die auf die offene See hinausführte.

»Herr General! Meldungen von Kapitän Mosabe und dem Kommandeur der Mobilen Kompanie. Die Amerikaner ziehen sich zurück!«

»Was?«, fragte Belewa verdutzt. »Was soll das heißen – sie ziehen sich zurück?«

»Der amerikanische Landungstrupp hat die Küste wieder verlassen, Herr General«, meldete der Funker triumphierend. »Kapitän Mosabe meldet, dass er und sein Geschwader die Verfolgung des Landungsschiffs fortsetzen. Wir bekommen Meldungen vom nördlichen Abschnitt herein, dass die Ablenkungsmanöver der UNAFIN-Truppen im Norden ebenfalls aufgehört haben. Alle feindlichen Truppen ziehen sich von der Küste zurück.«

»Und was ist mit den Luftkissenfahrzeugen? Wir haben sie doch zuvor im südlichen Abschnitt nahe des Landungspunkts erfasst. Wo sind sie jetzt? Haben wir immer noch Kontakt mit der amerikanischen Hovercraft-Flottille?«

»Im Moment wird kein Kontakt mit der amerikanischen Hovercraft-Flottille gemeldet, Sir.«

Belewa hielt sich wie benommen am Rand des Kartentisches fest. »Nein«, murmelte er und starre auf die weiße Wand, ohne etwas wahrzunehmen. »Da stimmt etwas nicht.«

Sako klopfte seinem kommandierenden General auf den Rücken. »Was ist los, Obe? Hast du nicht verstanden, was der Mann gesagt hat? Wir haben sie besiegt!«

»Nein!«, hallte Belewass Ausruf im stählernen Inneren des Fahrzeugs wider. »Da stimmt was nicht! Sie hätte bestimmt gekämpft!« Belewa wirbelte herum. »Verstehst du denn nicht!«, schrie er und packte seinen Stabschef bei den Schultern. »Das war zu leicht! Wenn das eine wirkliche Schlacht gewesen wäre, hätte sie gekämpft. Die Leopardin

hätte sich dem Kampf gestellt, Sako! Das war wieder nur ein Ablenkungsmanöver!«

Draußen in der Nacht war plötzlich ein leises Heulen zu vernehmen.

»Ruft die Mobile Kompanie zurück! Und auch die Kanonenboote! Sofort!«

Die Funker griffen nach ihren Mikrofonen. Doch bevor sie ihre Sender aktivieren konnten, ertönte das Dröhnen von lauten Störgeräuschen aus den Lautsprechern.

Firing Point Sun Village

Drei Seemeilen vor der Hafeneinfahrt

von Port Monrovia

8. September 2007, 01:18 Uhr

Von den elektronischen Impulsen eines GPS-Satelliten geleitet, schoss die erste SeaSLAMER zur westafrikanischen Küste hinüber. Sie flog über Port Monrovia hinweg und auf die dahinter liegende Stadt zu.

Als sich die Lenkwaffe dem nördlichen Ufer des Mesurado-Flusses näherte, schwankte sie ganz leicht in der Luft.

524

Mehrere Kilometer entfernt, an Bord der *Queen*, schloss sich die Hand von Geschützmaat Danno O’Roark um den Steuerknüppel seiner Feuerleitstation, um das Navigationssystem des Flugkörpers außer Kraft zu setzen und selbst die Steuerung zu übernehmen.

Die SeaSLAM ER tauchte hinab, und das thermographische System in ihrer Nase übermittelte der *Queen* ein Videobild des Terrains unter ihr, das O’Roark auf seinen Zielbildschirm bekam. Der Schweiß brannte ihm in den Augen, als er das Fadenkreuz seines Zielsystems über ein ganz bestimmtes geometrisches Muster legte, das er den ganzen Nachmittag über auf Luftaufnahmen studiert hatte.

Das Gebilde auf dem Boden wurde größer und erwies sich schließlich als ein umzäuntes Gelände. Hochspannungsmasten führten von und zu dem Gelände, in dessen Zentrum sich zwei Reihen von rechteckigen Gebilden erstreckten, bei denen es sich ohne Zweifel um Transformatoren handelte. Als das thermographische Bild sich auflö-

ste, nahm O’Roarke seine ganze Konzentration zusammen, um seine ferngelenkte Waffe weiter auf diese mit Isolier -vorrichtungen versehenen Umrisse zuzusteuern, bis sein Bildschirm plötzlich leer war.

Der goldfarbene Blitz einer Explosion erhellt die afrikanische Nacht, gefolgt vom grelleren blauweißen Leuchten einer intensiven elektrischen Entladung. Von einem Moment auf den anderen senkte sich völlige Dunkelheit über Monrovia.

**Pier der Bong Mining Company
Port Monrovia
8. September 2007, 01:20 Uhr**

»Los!

Amanda hatte das Wort kaum ausgesprochen, als das Schlauchboot auch schon beschleunigte, um geräuschlos auf den Pier zuzulaufen. Ihnen blieben für ihre Operation nur wenige Sekunden – jene Zeitspanne, in der unter den Verteidigern der Hafenanlagen allgemeine Verwirrung herrschen würde. Der Bootsführer steuerte das Fahrzeug mit Hilfe seines Nachtsichtgerätes und hielt genau auf den Hafenschlepper *Union Banner* zu.

Das Erzladedock ragte wie ein Klippe über dem kleinen Boot auf, ehe die Landebrücke und das niedrige Heck des Schleppers aus der Dunkelheit auftauchten. Als das Schlauchboot längsseits gegen das Schiff stieß, ohne ein Geräusch zu verursachen, griffen Amanda und der Bootsführer nach dem Fender, der die Seite des Hafenschleppers schützte.

Im Gegensatz zu den übrigen Booten des Einsatzkommandos hatte Amandas Boot zwei verschiedene Teams an Bord – eine aus vier Mann bestehende Gruppe Marines und die Crew, die den Schlepper entern würde; diese bestand aus Amanda selbst, einem erfahrenen Boatswain’s Mate, der für den Abschleppvorgang zuständig war, sowie zwei Maschinisten, die sich mit Dieselmotoren auskannten.

Die vier Marines kletterten rasch und geräuschlos über die Reling des Schleppers. Es galt, sowohl die Ankerwache als auch eventuell vorhandene Sicherheitskräfte auszuschalten. Amanda und ihre Leute

machten ihr Boot fest und folgten den Marines wenige Sekunden später an Bord.

»Moonshade an Palace. Sind am Ziel. Ich wiederhole. Sind am Ziel.« Sie hob den Finger von der Sprechtaste, um das SINCGARS-System auf Empfang zu schalten.

»Verstanden, Moonshade«, kam die geflüsterte Antwort aus der Operationszentrale. »Strongbow meldet, dass sie ebenfalls am Ziel sind. Sun Village feuert weiter auf die Stadt. Operationen laufen normal.«

Bis jetzt schien es tatsächlich keinerlei Probleme zu geben. Amanda stand neben der Schleppwinde und überlegte einen kurzen Moment, was sie als Nächstes tun sollte. Sie spürte das Gewicht der schweren Pistole an ihrem Gürtel – doch sie ließ die Waffe im Holster stecken. Es hätte wenig Sinn gehabt, sie zu ziehen – und einen Schuss abzufeuern hätte gar katastrophale Folgen haben können. Die drei anderen Männer von der Navy waren rund um sie versammelt, als sie still dastand und lauschte. Außer dem Rauschen der Wellen rund um die Pierpfeiler hörte sie nur verschiedene Geräusche vom Hafen her – einen Ausruf im Befehlston, einen dröhnenden Lastwagenmotor, das Zuschlagen einer Lagertür. Aus der Ferne kam das gedämpfte Donnern einer schweren Explosion. Die Seafighter fuhren mit ihrem SLAM-Beschuss der Stadt fort; sie ließen stets einige Zeit zwischen den einzelnen Lenkwaffen verstreichen, umso ein kontinuierliches Ablenkungsmanöver für die Vorgänge im Hafengebiet aufrechtzuerhalten. Doch da waren auch Geräusche an Bord des Schleppers zu hören – rasche und sehr leise Schritte. Dann ein Knall irgendwo unter ihnen, den sie durch das Deck hindurch spüren konnten. Ein Ausruf, ein schwaches Jammern – dann war Stille, gefolgt von zwei gedämpften platschenden Geräuschen in der Nähe des Bugs.

Der Führer des Marine-Corps-Trupps tauchte plötzlich aus der Dunkelheit auf. »Die Luft ist rein, Ma'am.«

»Gut«, antwortete sie leise. »Boat's, überprüfen Sie das Schleppgeschirr. Buckley, Smith, Sie sehen sich gleich im Maschinenraum um. Ich will wissen, wie lang es dauert, bis wir den Kahn flottbekommen. Ich bin im Ruderhaus.«

Als Antwort kamen mehrere geflüsterte »Aye aye«.

Amanda folgte dem Führer des Marine-Corps-Trupps die Steuerbordseite des Schleppers entlang. »Insgesamt vier Mann an Bord, Ma'am«, berichtete er. »Zwei Soldaten und zwei zivile Crew-Mitglieder. Wir haben die Soldaten ausgeschaltet und über Bord geworfen.«

»Und die Crew-Mitglieder?«

»Wir warten auf Ihre Befehle, Ma'am.«

Mittschiffs erreichten sie den Eingang zur Hauptkabine. Ein zweiter Marine stand an der halb geöffneten Luke Wache, im Inneren bewachten die beiden übrigen Marines die Gefangenen – zwei schlanke, wettergegerbte afrikanische Seemänner, die nur mit zerrissenen Shorts bekleidet waren. Sie saßen, dem Eingang zugewandt, auf einer Bank, die Hände mit Nylonhandschellen hinter dem Rücken gefesselt, den Mund mit Klebeband verschlossen, sodass nur noch die Augen ihre Angst ausdrücken konnten.

Amanda hielt einen Augenblick in der Luke inne. Die Angst, die sie in den Gesichtern der beiden jungen Männer sah, war ein Aspekt ihres Jobs, der ihr gar nicht gefiel. Diese beiden Seemänner waren weder ihre persönlichen Feinde noch die der Menschheit im Allgemeinen. Sie trugen keine Verantwortung für die Politik, die Obe Belewa und die Westafrikanische Union im Augenblick verfolgten.

Doch es gab nun einmal keine andere Möglichkeit, als sie so rücksichtsvoll wie möglich aus dem Weg zu räumen. »Verpasst ihnen eine kräftige Dosis«, sagte sie.

Die Marines holten gelbe Injektionsnadeln aus ihren Taschen hervor. Bevor die beiden westafrikanischen Matrosen sich bewusst werden konnten, was mit ihnen passierte, bohrten sich die Nadeln auch schon in ihre Oberschenkel, um ihnen eine hohe Dosis einer überaus wirksamen Substanz zu verpassen. Sie wehrten sich noch einige Augenblicke, ehe sich ihre Augen verdrehten und sie vornüber auf den Tisch kippten. Zweifellos fragten sie sich noch, ob sie je wieder aufwachen würden.

Sie würden aufwachen. Die Injektionsnadeln waren ursprünglich dafür gedacht gewesen, dass bei Einwirkung von Nervengas schnell eine

Dosis Atropin verabreicht werden konnte. In diesem Fall waren sie jedoch mit einer sorgfältig bemessenen Dosis Barbiturat gefüllt, die stark genug war, um einen erwachsenen Menschen ohnmächtig werden zu lassen und ihn für mehrere Stunden außer Gefecht zu setzen.

»Setzt sie auf der Landebrücke ab«, befahl Amanda, »und deckt sie mit Persenningen zu, damit man sie nicht gleich sieht. Dann haltet euch bereit, die Leinen loszumachen.«

»Aye aye, Ma'am.«

Amanda kletterte allein die Leiter zum Ruderhaus hinauf, das sich am vorderen Ende der Aufbauten befand. In der kleinen Brücke des Schleppers roch es nach Diesel, Salz, Moder und Zigarettenrauch. Das wenige Licht kam von den ringsum angeordneten Fenstern der Brücke sowie von der Nachtbeleuchtung der Kabine.

Amanda hatte ein Nachtsichtgerät, eine Taschenlampe und mehrere Leuchtstifte bei sich. Das Wichtigste jedoch war, dass sie sich wieder auf der Brücke eines Schiffs befand. Dies war ihre Welt. Sie brauchte nicht viel Licht, um sich hier zurechtzufinden.

Mit vorsichtigen Schritten trat sie an die zentrale Konsole und ließ ihre Fingerspitzen erkundend über die Bedienungselemente wandern. Ruderrad... Kompasshaus... Maschinentelegraf... Schraubenumssteuerung... Maschinenanzeigen... Hilfsschalter... Maschinenraum-Sprechverbindung. Der Platz von jedem einzelnen Bedienungselement prägte sich in ihrem Gehirn ein.

Mal sehen, Steuerpultbeleuchtung. Das müssten die hier sein.

Klick! Einige der Anzeigen wurden von grünem Licht unterlegt.

Okay. So weit so gut. Kompasshausbeleuchtung.

Klick! Amanda nickte für sich, als der Kompass beleuchtet wurde. Dieser Schlepper war offensichtlich nicht allzu sorgfältig gewartet worden, doch der Kompass schien wenigstens zu funktionieren. Das war nicht viel, aber es war immerhin etwas. Sie hob den bereits etwas mitgenommenen Hörer der Bordsprechanlage ab und drückte auf den Sprechknopf. Die Anlage funktionierte ebenfalls – ein weiterer Pluspunkt.

»Smith hier.«

»Smith, hier Captain. Ich sehe mir gerade das Ruderhaus an. Wie sieht es bei Ihnen aus?«

»So als hätte die Maschinenraum-Crew aus Orang-Utans bestanden.« Aus seinen Worten war die Empörung eines gewissenhaften Maschinisten darüber zu hören, dass jemand mit Maschinen derart unsachgemäß umgegangen war.

»Heute Nachmittag ist das Schiff noch gelaufen. Sind die Maschinen einsatzfähig?«

»Es scheint jedenfalls noch alles da zu sein, was man braucht, Ma'am. Obwohl ich mir auch da nicht ganz sicher bin, bei den vielen notdürftigen Reparaturen, die sie hier gemacht haben müssen.«

Die Muskeln in Amandas Gesicht spannten sich an. »Können Sie sie in Gang bringen?«

»Ich glaube schon, Ma'am. Die Kraftstoffeinspritzung müsste klappen, und auch mit der Druckluftzufuhr zum Motoranlassen sieht es ganz gut aus. Aber, äh... ich hoffe nur, dass die Anzeigen im Eimer sind.«

»Warum das?«

»Na ja, wenn das stimmt, was ich da auf den Anzeigen sehe, dann haben wir keinen Sprit mehr – dann waren die Tanks völlig leer.«

Öltanker *Bajara*

8. September 2007, 01:20 Uhr

»Los!«

Als sich plötzlich völlige Dunkelheit über die Südseite des Hafenbeckens legte, trat die Hauptentermannschaft am Achterschiff der *Bajara* in Aktion. An Bord des Tankers waren Ausgucke und Wachen postiert, doch sie hatten die Umgebung mit Hilfe von weißem, sichtbarem Licht im Auge behalten. Als die Lichter ausgingen, waren sie so gut wie blind.

Die fünf Angriffsschlauchboote erreichten die Seite des Schiffes; ein jedes war mit einer federleichten Leiter aus Titan und Fiberglas ausgerüstet. Die Leitern wurden hochgehoben, und die mit Gummi versehenen Haken am oberen Ende griffen um den Rand des Decks.

Quillain war der Erste aus seinem Boot. Die zerbrechlich wirkende Leiter, die jedoch in Wirklichkeit das Mehrfache seines Gewichts hätte tragen können, bebte unruhigend, als er behände zum Deck des Tankers emporkletterte.

Doch er war nicht schnell genug. Ein westafrikanischer Soldat, der etwas gehört hatte, blickte über die Reling hinunter und sah Quillains Gesicht vor sich. Durch sein Nachtsichtgerät erkannte Quillain, wie sich die Augen des Afrikaners weiteten und sein Mund sich zum Schrei öffnete.

Die Schüsse, die aus dem Boot abgefeuert wurden, waren so gut gedämpft, dass nicht einmal Quillain sie hörte. Er spürte nur die Druckwellen, die durch die Kugeln verursacht wurden, die beinahe seinen Nacken streiften. Der afrikanische Soldat wollte noch schreien, doch es kam nur ein schwacher keuchender Laut aus seinem Mund. Es war unmöglich zu schreien, wenn zwei Kugeln vom Kaliber .45 die Lungenflügel durchschlugen.

Quillain eilte die letzte Sprosse der Leiter hoch. Er hielt sich mit einer Hand an der Reling fest, während er mit der anderen den Wachposten am Hemd packte. Mit einem kräftigen Ruck zog er den Mann zu sich und schleuderte ihn über Bord – weit genug, damit er nicht im Boot unter ihm landete.

Die Lichter im Deckhaus der *Bajara* flackerten auf und gingen wieder an. Offensichtlich hatte irgendjemand den Zusatzgenerator gestartet. Doch das nutzte den Verteidigern des Schiffes nichts mehr. Wie eine Schar Piraten aus früheren Zeiten kamen die Marines über die Reling gestürmt.

Jede einzelne Gruppe des Kommandotrupps hatte ihre eigenen Aufgaben zu erfüllen. Die Männer verteilten sich an Deck und gingen daran, sie auszuführen. Die Foxmen säuberten die Decks mit geschickter, kühler Konsequenz. Die einzigen Geräusche, die man hören konnte, waren das Tappen von schaumgepolsterten Stiefeln und der gelegentliche Feuerstoß einer schallgedämpften Waffe.

Quillain führte persönlich den Trupp an, der die Brücke des Tankers zum Ziel hatte. Der Weg der Männer führte über die Außenleitern der Aufbauten hinauf. Es waren nicht genügend der schallgedämpften

Heckler & Koch-SOC-Pistolen und H&K-Maschinenpistolen verfügbar gewesen, um jedes Mitglied des Kommandotrupps mit einer schallgedämpften Waffe auszustatten. Quillain selbst trug keine – er hatte eine andere geräuschlose Waffe, auf die er sich verließ.

Mit dem Aufkommen kurzer leichtgewichtiger Sturmgewehre war das Bajonett fast völlig von den Schlachtfeldern verschwunden. Doch die Mossberg-590-Schrotflinte war eine der letzten Waffen, bei denen man ein Bajonett einsetzen konnte, und Quillain war einer der letzten Verfechter dieser alten Kriegstechnik. Rasiermesserscharf und nadelspitz prangte ein blitzendes M-7-Bajonett in der Aufnahmeschiene der Repetierflinte.

Als Quillain gerade die zweite Ebene des Deckhauses erreicht hatte, stand ihm plötzlich eine Gestalt im Kampfanzug der Westafrikanischen Union gegenüber. Der afrikanische Offizier starre den Marine mit großen Augen an und griff nach seiner Pistole. Wie ein Pikenier aus längst vergangenen Zeiten stürmte Quillain auf den Mann zu. Blitzschnell ging der gesamte Bewegungsablauf vor sich: Zustoßen! Drehen! Herausziehen!

Der afrikanische Offizier kippte vornüber und hielt seinen Gürtel umklammert, während Blut aus seinem Mund strömte. Quillain ließ den Gewehrkolben mit chirurgischer Präzision an der Verbindung von Rückgrat und Schädel niedersausen; mit einem einzigen Hieb zerschmetterte er den ersten Wirbel. Der leblose Körper des Mannes sank langsam zu Boden, und Quillain zerrte ihn beiseite, um weiter nach oben zu stürmen.

Auf der Brücke der *Bajara* fiel Kapitän Mustafa Ahmed zu seiner Bestürzung ein, dass er es an diesem Tag versäumt hatte, seine fünf Gebete in Richtung Mekka zu sprechen. Nicht ein einziges Mal hatte er gebetet – und um die Wahrheit zu sagen, tat er das so gut wie nie, wenn er sich an Bord seines Schiffes aufhielt und kein Mullah in der Nähe war. Doch in dieser Nacht sollte er es zutiefst bereuen, die Anforderungen seiner Religion nicht erfüllt zu haben. Die Fenster der Brücke zeigten nach Süden, und hin und wieder sah man am Horizont jenseits des Hafens eine gewaltige Explosion aufflammen. Amerikani-

sche Cruise-Missiles? Eine unangenehme Vorstellung, wenn man bedachte, dass man selbst auf lausenden Tonnen von leicht entzündlichem Treibstoff saß.

Hätte er doch nur seine Fracht an diesem Tag schon entladen und mit seinem Schiff aus diesem Hafen verschwinden können! Und hätte er bloß gebetet! Das war wahrlich nicht die Zeit und der Ort, um Allahs Zorn auf sich zu ziehen.

Der Kommandeur der Sondereinsatzkräfte der Westafrikanischen Union musste Ahmed wohl seine Sorgen am Gesicht abgelesen haben. Er grinste über das Unbehagen des algerischen Skippers – und sein Leutnant sowie die beiden Wachposten im Ruderhaus der *Bajara* taten es ihm gleich.

»Was ist denn los, Kapitän Ahmed?«, fragte der afrikanische Offizier. »Die UNAFIN-Truppen veranstalten ein kleines Feuerwerk zu Ihren Ehren. Wissen Sie das denn nicht zu schätzen?«

»Auf diese Ehre würde ich gern verzichten, wenn ich könnte«, brummte der Algerier. »Was sollte sie daran hindern, auch den Hafen und uns selbst anzugreifen?«

»Die halbe westafrikanische Armee, Kapitän. Aber nur die halbe.«

Der Offizier der Sondereinsatzkräfte grinste erneut, bevor sein Gesicht sich von einem Augenblick auf den anderen in eine blutige Masse verwandelte. Ahmed hörte hinter sich mehrere aufeinanderfolgende dumpfe Feuerstöße und spürte, dass tödliche Geschosse an ihm vorüberjagten. Die drei übrigen afrikanischen Soldaten krümmten sich ebenfalls vor Schmerz, ehe sie zu Boden sanken und auf ihren Uniformen große rote Flecken sichtbar wurden.

Ahmed wollte gar nicht sehen, was da hinter ihm war. Doch er konnte einfach nicht anders, als sich umzudrehen.

Eine zweite Gruppe von Soldaten war aus der Steuerbord-Brückennock hereingestürmt, große, kräftige Männer mit hellen Augen und künstlich verdunkelter Haut, deren Ausrüstung viel gefährlicher aussah als die der westafrikanischen Soldaten. An ihrer Spitze stand ein wahrer Riese von einem Mann, der eine mächtige, exotisch aussehende Waffe in den Händen hielt, deren Bajonett mit Blut befleckt war.

Der Riese blickte tief in Ahmeds Augen und runzelte missbilligend die Stirn, wie ein Gott, der dabei war, einen Sünder zu verurteilen und sich über die entsprechende Strafe Gedanken machte.

Der Zeitpunkt war einfach nicht richtig. Er hatte weder einen Gebetsteppich noch blickte er nach Mekka. Doch als er die Kante des Kartentischs umklammerte, um sich zu stützen, und den warmen Urin an seinem Bein hinunterlaufen fühlte, da betete Kapitän Mustafa mit einer Inbrunst, zu der er nicht gedacht hätte, fähig zu sein.

Unter Deck lernten auch andere Algerier zu beten. Die meisten zivilen Crew-Mitglieder der *Bajara* lagen in ihren Kojen und beklagten sich darüber, dass sie auf Landurlaub und Frauen verzichten mussten und dass es ganz einfach keine Gerechtigkeit auf dieser Welt gebe.

Plötzlich flog die Tür zum Laufgang krachend auf. Die arabischen Seemänner blickten verdutzt hoch und sahen zwei Männer mit grünen Gesichtern vor sich.

Einer der beiden stand direkt im Eingang, eine Handgranate in der Hand haltend. Den Sicherungsbügel hielt er fest, doch den Stift hatte er bereits gezogen. Mit seinen kalten blauen Augen überblickte er den Raum und hielt die Granate etwas höher, damit alle sie sehen konnten. Er schüttelte mit großem Nachdruck den Kopf, um den Algeriern klarzumachen, dass sie keine Dummheiten machen sollten. Neben ihm stand der zweite Marine bereit, um die wasserdichte Tür zuzuschlagen, falls es infolge eines Zwischenfalls zu einer Explosion kommen sollte.

Doch im Mannschaftsquartier der *Bajara* herrschte in dieser Nacht die Klugheit vor. Keiner machte eine Bewegung – ja, man wagte kaum zu atmen.

Mittschiffs auf dem Oberdeck des Tankers standen die westafrikanischen Wachposten am Ende der Gangway. Das Gewicht immer wieder von einem Bein auf das andere verlagernd warteten sie, dass die Zeit verging. Ihre Aufmerksamkeit schlief allmählich ein, und alle möglichen Gedanken schwirrten ihnen durch den Kopf.

Sie verfluchten den Regen und noch mehr diese Mistkerle von der Pier-Wache, die sich im Schutz der Hütte aufhalten durften. Doch da

war auch Beunruhigung über das ständige Donnern, das ihnen anzeigen sollte, dass Monrovia immer noch beschossen wurde. Mit noch größerer Sorge dachten sie an den Verlauf, den dieser Krieg genommen hatte. Und dazwischen kamen Gedanken an Frauen und an zu Hause.

Ihre Tagträume sollten sie das Leben kosten.

Sergeant Tallman tauchte rasch und geräuschlos hinter seinem Mann auf. Der linke Arm des stämmigen Unteroffiziers vom U.S. Marine Corps schnellte hoch und schloss sich um die Halsschlagader, die Drosselvene und die Luftröhre des Soldaten. Im nächsten Augenblick setzte Tallmans rechter Arm mit dem Messer nach, das von unten nach oben in den Bauch des Soldaten eindrang, das Zwerchfell durchstieß und sein Inneres von links nach rechts förmlich zerriss.

Warmes Blut strömte über Tallmans Handgelenk, und der Rücken des Soldaten krümmte sich im Todeskampf. Tallman verstärkte den Griff um den Hals des Mannes, um seinen Schrei zu ersticken. Das Gewehr glitt dem Afrikaner aus den leblosen Händen, und ein weiterer Arm schnellte aus der Dunkelheit vor, um es aufzufangen, bevor es geräuschvoll zu Boden fallen konnte.

Der zweite Wachposten war gleichzeitig auf dieselbe geräuschlose und erbarmungslos effiziente Weise außer Gefecht gesetzt worden, und die leblosen Körper der beiden Soldaten sanken zu Boden. Rasch rissen Tallman und ein zweiter Marine ihre Helme herunter und setzten stattdessen die Uniform-Mützen der beiden toten Soldaten auf. Sie nahmen auch die westafrikanischen FALN-Gewehre an sich und bezogen die Posten der beiden Männer an der Gangway. Die unverwechselbare Silhouette der Kopfbedeckung sowie der langläufigen Waffen würde für die westafrikanischen Soldaten in der nebelverhangenen Dunkelheit soviel wie ›Freund‹ bedeuten. Der Rest des Marine-Trupps schwärzte zu beiden Seiten der Gangway aus und hielt sich unterhalb des Schanzkleides verborgen. Die Wache war abgelöst worden.

»Gangway gesichert!«

»Vorschiff gesichert!«

»Mannschaftsquartiere gesichert!«

»Maschinenräume gesichert!«

Eine nach der anderen kamen die geflüsterten Meldungen über die PRC-Funkgeräte herein.

Und dabei wurde noch kein einziger lauter Schuss abgefeuert, zog Quillain zufrieden Bilanz. Halleluja und heiliger Strohsack! Komm schon, lieber Gott, lass es doch bitte so weitergehen!

Der ohnmächtige Kapitän des Tankers wurde zu den übrigen Offizieren in die Hauptkajüte getragen, während man die Leichen der westafrikanischen Soldaten auf die Brückennock gebracht hatte. Quillain saß währenddessen allein im Ruderhaus und überblickte die Situation.

»Unterdeck-Teams!«, rief er. »Habt ihr die Kinder schon gefunden?«

»Noch nicht, Skipper.«

»Negativ, Skipper.«

»Negativ.«

»Roger, alle Teams. Weiter Augen offen halten.« War's nicht schön, wenn diese Kinder alle schon daheim bei Mama wären? Aber das war' wohl zu viel verlangt. Gott war ja bis jetzt recht engegenkommend, aber er hat wohl auch seine Grenzen.

Quillain wechselte zum Kommandokanal. »Strongbow an Palace. Hauptziel ist gesichert. Situation nominal. Bereit für Moonshade. Ich wiederhole, sind bereit für Moonshade.«

»Verstanden, Strongbow. Moonshade hat zweites Ziel gesichert. Operation läuft wie geplant weiter.«

Hafenschlepper *Union Banner*

8, September 2007, 01:31 Uhr

»Palace an Moonshade. Strongbow meldet, dass das Hauptziel gesichert ist. Strongbow ist bereit.«

»Roger, Palace. Moonshade bricht auf. Ich wiederhole, Moonshade bricht auf.«

Amanda hob die Hand vom Funkgerät und blickte auf die Maschinenraum-Sprechanlage hinunter. Was war, wenn die Treibstoffanzeige

nicht defekt war? Wenn es so war, gab es jedenfalls nichts, was man jetzt noch hätte tun können. Sie griff nach dem Hörer der Sprechanlage und rief im Maschinenraum an.

»Smith. Starten Sie die Maschinen und bereiten Sie alles zum Auslaufen vor.«

Sie griff nach dem Steuerrad und wartete.

Einige Sekunden später hörte man unter Deck das Zischen des Druckluftanlassers einer Dieselmashine, gefolgt vom Rumpeln eines kalten Motors, und schließlich – nach einer Pause, in der man den Atem anhielt – das keuchende Stottern einer Zündung. Funken sprühten aus einem der beiden Schornsteine achtern des Ruderhauses, und die große Dieselmashine erwachte dröhnend zum Leben und legte aus allen zehn Zylindern los. Wenige Augenblicke später lief auch die zweite Maschine an und stimmte in das Dröhnen mit ein.

Im nächsten Augenblick kam die Meldung aus dem Maschinenraum. »Diese Orang-Utans waren vielleicht gar keine so schlechten Maschisten, Captain. Die Maschinen laufen, und Sie können sie auch von der Brücke aus steuern. Sie sollten den Maschinen aber ein wenig Zeit zum Aufwärmen geben.«

»Verstanden, Smith.«

Amanda legte den Hörer auf. Sie hatte sich bereits das Nachtsichtgerät um den Hals gehängt und eingeschaltet; jetzt hob sie es an die Augen. Die dunkle Welt rund um das Ruderhaus wurde augenblicklich in grünliches Licht getaucht. Sie sah die Marines, die geduckt an der Reling hockten. Auf der Landungsbrücke lagen zwei bewusstlose Gestalten, von einem Stück Persenning bedeckt. Amanda sah aber auch die beiden westafrikanischen Wachposten in der Mitte des Piers, die offensichtlich in Richtung des Schleppers blickten.

Sie konnten sich kein längeres Aufwärmen mehr leisten. »Deckschaft«, sprach sie ins Funkgerät. »Alle Leinen los.«

Die Marines wandten sich rasch der für sie ungewohnten Aufgabe zu. Mit einem letzten Blick nach vorn und achtern ging Amanda mit der Schraubensteuerung auf Rückwärtsschub und drückte die Leistungshebel nach vorn. Der Schlepper erbebte, als die Schrauben das Wasser aufpeitschten. Langsam zogen die Pierpfeiler vorüber, wäh-

rend das Schiff nach achtern zu driften begann. Ein Quietschen und Poltern ertönte, als der Schlepper an den Pfählen der Landungsbrücke vorüberstrich, ehe sie schließlich den offenen Hafen erreichten.

Amanda ließ das Ruderrad herumwirbeln – und der ramponierte alte Schlepper führte das gewünschte Manöver ohne zu zögern durch.
Lieber Gott, gib, dass noch ein paar Gallonen Sprit in den Tanks sind. Mehr brauche ich gar nicht.

Amanda steuerte die Schrauben auf Vorfahrtsfahrt um und schob die Leistungshebel ein Stück weit vor, worauf sich der Bug des Schleppers auf die Ruderhausbeleuchtung der *Bajara* ausrichtete, die einsam in der Dunkelheit des Hafens lag. Dann griff sie zu den Hilfsbedienungselementen hinüber und betätigte einen Schalter.

»Captain«, kam ein alarmierter Ruf über Funk. »Die Positionslichter sind soeben angegangen!«

»Ich weiß, Sergeant. Ich hab sie selbst eingeschaltet«, antwortete sie in ihr Mikrofon. »Genau das hätte der richtige Skipper des Schleppers auch getan, wenn er zu einem Routinejob gerufen worden wäre. Und wir wollen das Ganze so lange wie möglich wie einen Routinejob aussehen lassen.«

Wegpunkt Sun Village 8. September 2007, 01:32 Uhr

Die Startzelle sank mit einem Ruck in das Sturmdeck der *Queen of the West* zurück.

»Alle Flugkörper gestartet«, meldete Snowy. »Alle Missionen ausgeführt.«

»Okay«, sagte Steamer und nickte. »Royalty an Palace. Feuerbefehl ausgeführt und abgeschlossen. Brechen jetzt zu Wegpunkt Blue Mountain auf. Royalty an Flottille. Wir brechen auf.«

Nacheinander kamen die Bestätigungen, während der Seafighter geräuschlos beschleunigte und sich der Hafeneinfahrt von Port Monrovia näherte.

»Snow, was sagt der taktische Bildschirm? Wo ist das westafrikanische Geschwader?«

»Sie sind immer noch da draußen und verfolgen die *Santana*«, antwortete sie. »Ich glaube nicht, dass sie den Ruf zum Umkehren schon empfangen haben. Unser Störfunk hat sie von der Zentrale abgeschnitten.«

»Okay. Hoffen wir, dass es so bleibt.«

»Ja... He, Steamer, was passiert, wenn sie den Rückruf doch noch empfangen? Was ist, wenn sie genau dann zurückkommen, wenn wir unsere Teams abholen?«

»Dann, schätze ich, wird es ein heißes Gefecht geben, Snow.«

Von der Leiter her waren Schritte zu hören, und im nächsten Augenblick schaute Scrounger Caitlin ins Cockpit herauf. »Startzelle ist voll eingefahren und gesichert, Skipper.«

»Gut, Scrounge. Wie geht's euch da unten?«

»Alles klar«, antwortete die Turbinentechnikerin. »Wie läuft die Operation?«

»Bis jetzt wie geschmiert, aber das könnte sich bald ändern. Wir nähern uns dem Wiederaufnahmepunkt. Sagen Sie allen, sie sollen sich bereithalten.«

»Yeah... Ja, Sir.«

Snowy drehte sich in ihren Gurten um und blickte zur Technikerin zurück. »He, Scrounge, ist alles in Ordnung?«

»Ja, Ma'am. Alles okay.«

Sandra Caitlin kletterte rasch die Leiter hinunter. Sie wollte mit niemandem darüber reden, wie sie sich im Augenblick fühlte. Nur zu gut erinnerte sie sich noch daran, was passiert war, als sie das letzte Mal über dieses seltsam beunruhigende Gefühl hatte sprechen wollen, das sie tief in ihrem Inneren spürte. Sie blieb am Fuße der Leiter stehen und hielt sich am Handlauf fest, um das Schaudern zu bezwingen, das ihren ganzen Körper durchfloss.

An Bord des Tankers *Bajara*
8. September 2007, 01:35 Uhr

»Strongbow, Strongbow, können Sie mich über diesen Kanal hören?«

Die vertraute, etwas raue Altstimme ertönte schwach in Quillains Kopfhörer. »Roger, Moonshade, ich empfange Sie.«

»Wir sind unterwegs. Wie ist die Situation bei euch?«

»Immer noch alles ruhig. Wir haben die Wachposten ausgeschaltet und die Crew unter Bewachung, aber wir kämmen trotzdem noch Abteilung für Abteilung durch. Wir haben diese Kinder noch nicht gefunden. Ich hoffe, dass sie alle schon von Bord sind.«

Quillain trat auf die Steuerbord-Brückennock hinaus und blickte nach achtern. Er sah die roten und grünen Positionslichter, die sich unbekümmert dem Tanker näherten, so als hätte der Hafenschlepper jedes Recht, hier zu sein.

»Suchen Sie weiter, bis Sie absolut sicher sind«, antwortete Amandine. »Sie haben noch genau fünf Minuten, bis ich bei Ihnen bin. Wir können nicht riskieren, dass diese Kinder in ein Gefecht geraten.«

In diesem Augenblick ertönte von irgendwo unter ihm das Knattern einer automatischen Waffe.

Eine aufgeregte Stimme meldete sich über Funk. »Hier Corporal Clasky, zweite Gruppe. Skipper, wir haben Probleme auf Deck zwei! Wir haben einen Verwundeten und brauchen einen Sanitäter!«

»Roger! Sanitäter auf Deck zwei! Alle Einheiten! Es gibt Probleme! Clasky, was ist los bei euch?«

»Es sind diese verdammten Kinder, Sir! Die kleinen Mistkerle haben Waffen! Sie feuern auf uns!«

Mittschiffs an der Gangway entsicherte Sergeant Tallman sein Gewehr und murmelte den Männern, die an der Reling kauerten, zu: »Aufgepasst, Jungs, wir bekommen Arbeit.«

Infolge der Gewehrschüsse an Bord des Tankers schwärmteten westafrikanische Truppen in Zugstärke aus den Hütten am Dock und stürmten auf die Gangway zu. Der Offizier, der sie anführte, rief eine Frage heraus. Tallman antwortete mit einer beschwichtigenden Hand-

bewegung. Die Details seiner Ausrüstung und Uniform waren in der Dunkelheit nicht zu sehen.

»Nur ruhig, lasst sie rankommen, bis sie dicht beisammen stehen. Granatwerfer mit Antipersonnel-Munition laden. Fasst eure Ziele auf«, raunte Tallman seinen Männern zu, während er sein FALN-Gewehr auf Vollautomatik einstellte. »Zuerst gezielt feuern, dann ›Rock-and-Roll‹.«

Die westafrikanischen Soldaten versammelten sich am Fuße der Gangway, bevor ihr Offizier sie als Erster betrat. Das war Tallmans Signal.

»Los!«, rief er. Er riss das Gewehr hoch und drückte den Abzug.

Die westafrikanischen Truppen schwanden im Kugelhagel dahin. Leblose Körper sanken zu Boden oder fielen vornüber in die Kluft zwischen Schiff und Pier. Es kamen jedoch immer mehr Soldaten herbeigeeilt, die ihren Schock bald überwunden hatten und zwischen den Hütten hervorfeuerten.

»Bleibt unten! Schützen, geht auf Halbautomatik! Granatschützen und SAW-Männer, fasst eure Ziele auf! Munition sparen!«

Tallman griff nach seinem eigenen M4-Karabiner, den er neben sich liegen hatte. Da fiel sein Blick auf den Soldaten, den er zuvor getötet hatte, und er nahm ein volles 20-Schuss-Magazin mit NATO-Standard Munition Kaliber 7,62 mm aus dem Gürtel des Mannes. »Nur nichts verkommen lassen«, murmelte der Unteroffizier und lud das FALN-Gewehr des toten Soldaten.

Hauptquartier der Verteidigungsanlagen

von Port Monrovia

8. September 2007, 01:35 Uhr

»Wie sieht es mit unserem Funkverkehr aus?«, fragte Belewa.

»Intensiver Störfunk auf allen Standardfrequenzen, Herr General«, antwortete der schweißgebadete Funker, der immer noch verzweifelt nach einer Frequenz suchte, auf der er senden konnte. »Vielleicht hört man uns irgendwo, aber ich bekomme keine Bestätigungen rein.«

»Was ist mit der Hauptstation der Regierung in Mamba Point?«

»Ich hatte kurz Kontakt mit ihnen, aber dann waren sie wieder weg, Herr General. Ich kann keine Verbindung mehr herstellen.«

Belewa biss die Zähne zusammen. Er wusste, dass die erste amerikanische SLAM-Lenkwaffe das Umspannwerk am Hafen zerstört hatte. Die zweite musste die Funkanlage auf dem Dach des Hotels Mamba Point ausgeschaltet haben.

»Die Telefonzentrale der Stadt ist außer Gefecht«, meldete Atiba von seinem Platz an den Feldtelefonen des Befehlsfahrzeugs. »Wir haben nur noch unsere taktischen Leitungen rund um das Hafengebiet. Die Amerikaner gehen wie einst in Bagdad vor. Sie setzen ihre Cruise-Missiles ein, um unser Strom- und Kommunikationsnetz auszuschalten.«

»Dazu kommt noch ihr Störfunk«, murmelte Belewa.

»Sie starten gerade ihren eigentlichen Angriff und wir wissen nicht einmal, woher er kommt. Fragen Sie noch einmal bei allen Außenposten nach. Irgendetwas muss doch da draußen passieren!«

»Zu Befehl, Herr General.«

Belewa trat aus dem miefigen Inneren des Steyr-Befehls-fahrzeugs auf die Heckrampe hinaus. Er blickte zum Himmel hinauf, ließ sich das Gesicht vom Regen kühlen und wünschte, der Regen hätte auch seine fieberhaften Gedanken kühlen können. Er hatte die Initiative verloren, und er würde auch die Schlacht verlieren – das spürte er genau. Stück für Stück entriss ihm die Leopardin die Kontrolle über die Ereignisse. Sie lachte ihn aus, während sie ihm nach und nach seine Macht aus den Händen riss, wobei sie stets gerade außerhalb seiner Reichweite blieb.

Gott sei Dank regnete es wenigstens. So konnten die Männer seine Tränen der Wut und Frustration nicht sehen.

»Herr General!«, rief Atiba, der aus dem Wagen geeilt kam. »Der nördliche Abschnitt meldet, dass einer der Außenpostentrupps verschwunden ist. Außerdem ist eine der Patrouillen an der Mole überfällig. Sie untersuchen gerade...«

Belewa wirbelte zu seinem Stabschef herum. »Zum Teufel damit! Jetzt wissen wir, was da los ist. Sie sind schon drin! Setz dich sofort mit dem Flughafen Payne in Verbindung. Sag ihnen, sie sollen den

Kampfhubschrauber starten! Sofort! Dann beorderst du die Reservekompanie runter an den Ölpir! Die innere Stellung soll verstärkt werden. Außerdem will ich mit dem Kommandeur der Wache auf dem Tanker sprechen!«

»Jawohl, Herr General!«, antwortete Atiba und verschwand im Inneren des Kommandofahrzeugs, um der Mannschaft seine Befehle zuzurufen. Wenige Augenblicke später war er wieder bei Belewa. »Herr General, es kommt keine Antwort vom Tanker!«

Aus der Richtung des Ölpier drang plötzlich das gedämpfte Krachen von Gewehrschüssen herüber, gefolgt vom anhaltenden Feuer automatischer Waffen.

»Sie versuchen, den Tanker zu stürmen!«, rief Atiba aus und starre fassungslos in die Nacht hinaus.

Belewa schätzte instinktiv Heftigkeit und Richtung des Feuers ein. »Nein... Nein, sie sind schon an Bord! Sako! Ich brauche volle Beleuchtung! Dann beordre jeden Mann, den wir haben, an den Ölpir! Jeden Mann!«

Belewa riss seine Browning Hi-Power aus dem Holster und rannte in Richtung des zunehmend heftigeren Schusswechsels.

Hafenschlepper *Union Banner*

8. September 2007, 01:38 Uhr

An ihrem Ende des taktischen Netzes hörte Amanda den Ruf Quillains: »Es gibt Probleme!« – und sie wusste, dass die Operation von nun an nicht mehr so reibungslos verlaufen würde. Sie konnte den Schusswechsel über dem Dröhnen der Maschinen zuerst gar nicht hören, doch sie wurde rasch auf andere Anzeichen des plötzlichen Widerstands der westafrikanischen Truppen aufmerksam.

Leuchtraketen und Leuchtkugeln schossen über den Hafen hinweg und explodierten, um die Nacht mit ihrem gleißenden Licht zu erfüllen. Amandas Nachtsichtgerät wurde durch die plötzliche Überlastung unbrauchbar, und sie riss es sich ungeduldig herunter. Instinktiv griff sie zum Schalter der Positionslichter, um dann jedoch innezuhalten. Der Schutz der Dunkelheit war ohnehin verlorengegangen, und viel-

leicht wussten die westafrikanischen Verteidiger noch nicht, dass zwei ihrer Schiffe entfuhrt worden waren.

»Stone, können Sie mich hören?« Zum Teufel mit der Funk-Disziplin! »Wie ist Ihre Situation?«

»Es sind die verdammten Kinder!«, rief Quillain zurück. »Das sind keine gewöhnlichen Kinder. Das sind kleine ausgebildete Soldaten, wie man sie aus diesen Gegenden kennt.«

Sie hatte in der Tat schon von diesem Phänomen gehört. Man wusste, dass in den brutalen Kriegen, die in Westafrika tobten, immer wieder Soldaten im Kindesalter eingesetzt wurden. Zehn- oder elfjährige Jungen, gerade groß genug, um ein Gewehr halten zu können, wurden eingezogen und ins Kampfgetümmel geworfen. Oft gehörten sie zu denen, die am rücksichtslosesten töteten. Die kindlichen Soldaten hatten einen großen Vorteil: Sie hatten noch nicht lange genug gelebt, um den Tod zu fürchten oder um zu verstehen, was es bedeutete, ein Leben auszulöschen.

Man musste Obe Belewa immerhin zugute halten, dass er in seinen Schlachten nie auf die Dienste von Kindern zurückgegriffen hatte. Zumindest bis zu diesem Augenblick.

»Sie haben sich in einer der Mannschaftsunterkünfte verschanzt«, fuhr Stone fort. »Diese kleinen Scheißer schießen auf alles, was sich auf den Gängen bewegt. Sie haben schon einen Mann verwundet.«

»Können Sie an sie rankommen, Stone?«

»Wir arbeiten daran. Aber selbst wenn wir es schaffen, bekommen wir die Kinder oder die algerische Mannschaft nicht über die Gangway hinunter. Wir sind da unten nämlich in ein heftiges Gefecht verwickelt. Die Westafrikaner lassen laufend Verstärkung kommen.«

»Ich bin gleich bei Ihnen. Halten Sie alles bereit. In zwei Minuten bin ich da. Wir wechseln zum Ersatzplan für die Evakuierung. Ich wiederhole, Ersatzplan für Evakuierung tritt hiermit in Kraft.«

»Roger, Skipper. Wir halten alles bereit. Wir geben Ihnen so viel Feuerunterstützung, wie wir können. Ich gehe nach unten und sehe nach, ob ich mit den kleinen Biestern irgendwie fertig werden kann.«

»Machen Sie schnell, Stone! Wir haben nicht mehr viel Zeit.«

»Da sagen Sie mir nichts Neues!«, erwiderte der Marine und beendete das Gespräch,

Amanda schob die Leistungshebel noch ein Stück vor und legte das Ruder etwas nach Steuerbord. Sie wollte die *Bajara* in einem großen Bogen von Südwesten her anfahren, um den Tanker so lange wie möglich zwischen sich und dem Pier zu haben. Angesichts des Schusswechsels zwischen der Entermannschaft und den Unionstruppen würde man den Schlepper vielleicht noch für eine Weile ignorieren. Zumindest so lange, bis die feindlichen Truppen erkannten, was sie vorhatte.

Auf dem Vordeck des Schleppers kauerte ihre eigene Schützengruppe, die vier Marines ihres Trupps, am Schleppbock. Sie waren mit schwerer Ausrüstung versehen – zwei von ihnen mit SAWs, zwei mit M4/M203-Waffen, die eine Kombination aus Karabiner und Granatwerfer darstellten.

»Decksmannschaft!«, rief Amanda durch die glaslose Fensterluke. »Nicht feuern, bis auf uns geschossen wird. Die Leute sollen nicht merken, dass eine Entermannschaft an Bord ist.«

Der Teamführer antwortete mit einem bestätigenden Winken.

Vor ihnen lagen der Tanker und der Pier. Die Aufbauten der *Bajara* wurden von Fahrzeugscheinwerfern angestrahlt. Durch das Schäumen der Bugwelle und das Dröhnen der Dieselmotoren des Schleppers konnte Amanda nun auch die Schüsse hören.

An Bord des Tankers *Bajara*

8. September 2007, 01:40 Uhr

Als ringsum die Gewehrkugeln vorüberpfiffen, sprang Quillain zur Seite und kauerte sich tiefer hinunter. Doch im nächsten Augenblick wurde ihm bewusst, dass seine Schutzmaßnahme vergeblich war. Es handelte sich um Querschläger, die von den Schotts im Laufgang abprallten. Wenn er auf dem Bauch dahingekrochen wäre, hätte er genauso getroffen werden können.

Corporal Claskys Männer hielten sich am inneren Schott. »Wie ist die Lage?«, erkundigte sich Quillain, als er zu ihnen stieß.

»Unverändert, Sir«, antwortete Clasky. »Die kleinen Scheißkerle wollten vor ein paar Minuten ausbrechen, aber das haben wir ihnen ausgeredet. Ansonsten schießen sie um sich, als hätten sie tonnenweise Munition.«

»Dann sehen wir's uns mal an.« Quillain drückte sich an den anderen Marines vorbei und schob sich bis zu der Biegung im Laufgang vor. Der Führer des Trupps reichte ihm einen kleinen Spiegel, und Quillain benutzte ihn, um damit um die Ecke zu blicken.

Er sah ein Stück schmutzigen Schiffskorridor mit einer wasserdichten Tür in der Mitte. Die Tür war halb geöffnet, und nach wenigen Augenblicken tauchte ein kleines dunkles Gesicht in dem rostigen Türrahmen auf und schaute in den Gang hinaus.

Allmächtiger Gott! Sie hatten nicht übertrieben. Das waren wirklich noch Kinder, nicht einmal alt genug, um sich für Mädchen zu interessieren.

»Ist der Laufgang auf der anderen Seite gesichert?«, fragte Quillain.

Der Führer des Teams nickte. »Ja, wir haben vier Männer auf der anderen Seite. Corporal Donovan und seine Jungs.«

»Okay.« Quillain nickte. »Wir geben ihnen eine Chance – dann gehen wir rein und holen sie uns.«

Im allerstrengsten Ausbildungston brüllte Quillain um die Ecke: »Jetzt hört mir mal zu da drin! Hier sind die United States Marines! Gebt auf! Legt die Waffen nieder! Kommt mit erhobenen Händen raus, dann geschieht euch nichts!«

Der erste Teil der Antwort bestand aus einer ganzen Serie von schrill klingenden Schimpfworten der unflätigsten Sorte. Dann erschien die Mündung einer Sterling-Maschinengewehr, und ein lang anhaltender Geschossbeschuss folgte.

»Okay, ihr Dickköpfe«, murmelte Quillain. »Ihr habt es nicht anders gewollt. Corporal, sagen Sie allen hier unter Deck, sie sollen die Masken aufsetzen.«

Quillain nahm seinen Helm kurz ab und holte eine Gasmaske aus der Tasche, die er mit sich trug. Während die anderen Männer seinem Beispiel folgten, nahm er die Sicherheitskappen von den Filtern der Gasmasken und setzte sie auf – und zwar so, dass sie luftdicht schloss.

»Seid ihr bereit?«, fragte er seine Leute mit gedämpft klingender Stimme.

Eine Serie von ebenso gedämpften Antworten war die Folge.

»Okay, Corporal, ich möchte, dass Sie und ein weiterer Mann mit mir kommen. Er soll zuerst noch eine Flashbang-Granate reinwerfen. Dann setzen wir beide mit zwei CS-Tränengas-Granaten nach. Ich will eine hohe Konzentration. Wir müssen diesen Biestern die Kampfeslust nehmen.«

»Machen wir, Sir.«

»Okay, wir starten auf drei. Eins... zwei... drei!«

Der erste Marine stürmte um die Ecke und warf eine Flashbang-Granate zur Luke hin. Es handelte sich um eine im Grunde harmlose Waffe, die jedoch eine so greißend helle und ohrenbetäubende Explosion verursachte, dass der unvorbereitete Feind für einen Augenblick wie gelähmt war.

Der durchdringende Knall der Waffe, der im Gang widerhallte, war für Quillain und den Corporal das Signal zum Angriff. Sie zogen die Sicherungsstifte aus den Tränengasgranaten und warfen sie durch die offene Tür in den Unterkunftsraum. Es knallte zweimal dumpf, gefolgt von immer lauter werdenden Würgeräuschen.

Die kleinen Soldaten waren nicht auf den Tränengasangriff gefasst. Nach dem Schrecken, den die heftige Flashbang-Explosion verursacht hatte, mussten sie plötzlich das hochkonzentrierte beißende Tränengas einatmen. Ein Schrei ertönte aus dem Raum, als einer der Jungen versuchte, die Granate aufzuheben und auf den Gang hinauszutragen. Der junge Held hatte zu spät erkannt, dass die ›Antitamper-Charge‹ der Granate den Metallbehälter auf siedende Temperaturen aufgeheizt hatte.

Quillain und die beiden Marine-Teams stürmten vor, um den Türrahmen zu besetzen. Trotz der Maske spürte Quillain einen kühlen Luftzug um die Augen – ein Beleg dafür, wie hoch die Gaskonzentration in der Umgebung war. Kein Mensch konnte so etwas lange ohne entsprechenden Schutz aushalten.

Und tatsächlich kam schon bald der erste der Jungen aus dem Raum getaumelt; nun war er kein Krieger mehr, sondern nur noch ein zu-

tiefst verängstigtes weinendes Kind, das aus der Hölle ringsum zu flüchten suchte. Quillain entriss dem Kleinen die Maschinenpistole und den Munitionsgurt den er um die Taille trug, ehe er ihn zu den anderen Marines weiterschob. Die anderen Jungen folgten sogleich hilflos keuchend; jeder Wille zum Widerstand war gebrochen.

»Bringt sie in die Messe rauf, zu den Algeriern«, befahl Quillain.

»Und legt ihnen Schwimmwesten an.«

»Sollen wir ihnen das Tränengas abwaschen, Skipper?«

»Nicht nötig. Sie werden ohnehin gleich ein wenig schwimmen gehen.«

Am Ölpir von Port Monrovia

8. September 2007, 01:45 Uhr

Belewa schob das Rohr der Karl-Gustav-Panzerabwehrwaffe zur Seite. »Keine Granaten!«, rief er den Bedienungsmannschaften zu. »Das ist ein Befehl! Keine Raketen und keine Granaten! Wir dürfen nicht riskieren, das Schiff in Brand zu setzen!«

Der General war am Pier in Deckung gegangen und verfolgte das Kampf geschehen aus zusammengekniffenen Augen. Die Amerikaner waren in der besseren Position, daran bestand kein Zweifel. Die stählernen Wände des Tankers ragten gut drei Meter über das Dock hinaus, wie die Mauern einer mittelalterlichen Burg. Die Kluft zwischen dem Schiff und dem Pier stellte eine Art Burggraben dar.

Und die amerikanischen Marines nutzten ihre Position weidlich aus. Sie belegten alles, was sich unter ihnen bewegte, mit einem kontinuierlichen Geschossbeschuss. Von den Aufbauten des Schiffes aus nahmen Scharfschützen der Marines die Soldaten entlang des Piers aufs Korn – und die leblosen Körper auf dem Pier machten deutlich, wie genau sie zielten. Außerdem verfügten die Amerikaner offensichtlich über eine breite Palette von Waffen. Mit ihren Granaten hatten sie die Hütten am Dock zerstört und in Brand gesetzt, sodass die Gegenoffensive der Unionstruppen durch die sich rasch ausbreitenden Flammen behindert wurde.

Wenn die Amerikaner einen Schwachpunkt hatten, dann war es ihre

begrenzte Truppenstärke. Belewa sah nur eine einzige Chance – die Gangway mittschiffs; die ›Zugbrücke‹ der Burg. Dies war der einzige Weg, wie sie die Decks des Tankers zurückerobern konnten. Hier konnten sie ihre zahlenmäßige Überlegenheit ins Treffen führen.

Mit klappernden Ketten und laut dröhrendem Dieselmotor schob sich ein Steyr-Mannschaftstransportwagen heran. Er war zu schwer, um auf den Pier hinauszufahren, und blieb deshalb kurz davor stehen, um die Truppen ausschwärmen zu lassen. Belewa sprang auf und rannte zum Transportfahrzeug hinüber, die Kugeln ignorierend, die vorüberpfiffen.

»Setzt das Maschinengewehr ein!«, rief er dem Kommandanten zu. »Bleibt hier in Position und feuert auf das Deckhaus des Tankers. Haltet sie ständig unter Beschuss!«

Der Kommandeur nickte und richtete sein MG auf die Aufbauten der *Bajara*. Während die Waffe ihren abgehackten Geschossriegel loszuschicken begann, lief Belewa zu den Infanteristen hinüber, die auf dem Boden in Stellung gegangen waren.

»MG-Schützen! Ich brauche Feuerunterstützung! Drängt sie von der Reling zurück! Schützen, folgt mir! Vorwärts!«

Hafenschlepper *Union Banner* 8. September 2007, 01:45 Uhr

Amanda schaltete die Positionslichter des Schleppers aus, als sie das Achterschiff des Tankers erreichte. Dann drehte sie das Ruderrad bis zum Anschlag nach Backbord, um die Banner in einem engen Wendemanöver herumzuziehen, sodass das Heck auf einer Linie mit dem des Tankers war.

Anschließend steuerte sie Schrauben auf Fahrt achteraus um. Gischt schäumte an den Flanken des Schleppers auf, als er erbebend zum Stillstand kam. Das Schiff begann zurückzulaufen wie ein Auto, das sich in eine Parklücke schob.

»Decksmannschaft!«, rief Amanda in ihr Mikrofon. »Haltet euch beim Leinenwerfer und der Schleppwinde bereit. Klarmachen zum Belegen der Trosse.«

»Aye aye.«

»Decksmannschaft *Bajara*. Seid ihr bereit, unsere Trosse zu übernehmen?«

»Hier *Bajara*. Sind bereit.«

Das Krachen der Schüsse war über das Mikrofon des Marines an Bord der *Bajara* zu hören. Der riesige Stahlrumpf des Tankers und das Dröhnen der Maschinen der Banner sorgten dafür, dass der Gefechtslärm auf der Brücke des Schleppers nicht ganz so laut zu hören war – dennoch spürte Amanda, dass die Auseinandersetzung am Pier immer erbitterter wurde.

Die Banner selbst hatte bisher von der Schlacht recht wenig zu spüren bekommen. Der Schlepper lag hinter dem Tanker verborgen, so dass ihn die westafrikanischen Streitkräfte noch nicht aufs Korn genommen hatten. Die Frage war nur, wie lange das Schiff verschont bleiben würde.

Mit den Leistungshebeln und der Schraubensteuerung bugsierte Amanda den Schlepper so nahe wie möglich an den Tanker heran; sein Achterschiff ragte über ihr auf wie eine überhängende Klippe. An der Reling der *Bajara* waren die schattenhaften Umrisse der Marines zu erkennen.

»Decksmannschaft. Rüber mit der Leine!«

Am Heck des Schleppers ging ein Leinenwerfer los, und ein dünnes Nylonseil schoß zur Reling des Tankers hinauf.

»Hier Tanker. Wir haben die Führungsleine.«

»Zweite Leine rüber.« In bester Navy-Tradition verzichtete der Bootsmannsmaat auf dem Achterdeck der Banner darauf, seine Botschaft über Funk zu übermitteln. Mit seiner lauten Stimme übertönte er den Gefechtslärm.

Die Marines zogen das Ende der zweiten, schwereren Nylon-Leine zu sich herauf. Dann begann die Schleppwinde der Banner zu rasseln und zu rumpeln, und eine rostige schwere Schlepptrosse wurde langsam und mit großer Kraftanstrengung von den Marines zum Tanker hochgezogen.

Ein Schuss krachte, und eine Glasscheibe des Brückenfensters ging zu Bruch. Amanda zuckte zurück, als die Splitter in alle Richtungen

geschleudert wurden, nahm jedoch keine Sekunde den Blick von der Stahltrosse, die langsam Zentimeter für Zentimeter zum Tanker hochgezogen wurde.

Es schien Stunden zu dauern, bis die Trosse endlich die Reling des Tankers erreicht hatte; die in dieser Arbeit unerfahrenen Marines kämpften verbissen mit der schweren Trosse. Oh Gott, bitte lässt sie nicht fallen!, flehte Amanda im Stillen.

Die Männer zerrten die Trosse zum Schlepphaken am Heck des Tankers, wo sie sie schließlich befestigten. Im gleißenden Licht der Leuchtbomben sah Amanda das bestätigende Winken der Marines.

»Decksmannschaft. Schlepptrosse ist belegt. Lässt ein wenig Spannung nach, ich fahre jetzt los. Ich möchte die Schlepptrosse möglichst kurz halten. Seilbremse einsetzen auf mein Kommando. *Bajara!* Alle Leinen los! Ich wiederhole, Leinen los!«

An Bord des Tankers *Bajara*

8. September 2007, 01:51 Uhr

Aus dem Deckshaus des Tankers kommend, stürmte Quillain geduckt nach vorn, um dem Kugelhagel zu entgehen, der mit wachsender Heftigkeit vom Pier her auf das Schiff niederprasselte. Immer mehr westafrikanische Soldaten strömten ins Hafengelände, um sich an der Schlacht zu beteiligen. An der Reling lagen hier und dort Marines, die sich vor Schmerzen krümmten, während andere sich nicht mehr rührten.

Das Sprengteam hatte sich um die offene Luke eines Frachtraums versammelt, um eine Ladung anzubringen. Quillain ging schweigend an den Männern vorüber. Es war niemals ratsam, einen Sprengstoffexperten bei der Arbeit zu unterbrechen. Er lief weiter in Richtung Gangway, um Sergeant Tallman aufzusuchen.

Quillain fand den Mann auf dem Bauch liegend inmitten eines Haufens leerer 7,62- und 5,56-mm-Patronenhülsen, wobei er immer wieder zwischen seinem glühenden M4-Karabiner und dem erbeuteten FALN-Gewehr wechselte.

»Lage?«, rief Quillain über den krachenden Feuersturm hinweg, von dem der Unteroffizier umgeben war.

»Schlecht, Skipper. Die Kerle organisieren sich langsam besser.«

Quillain blickte kurz zum Pier hinunter und sah sofort, dass sein Sergeant Recht hatte. Im ungleichmäßigen Licht der Leuchtgescosse und der Feuer, die auf dem Dock brannten, konnte er schemenhafte Gestalten erkennen, die allmählich auf dem Pier vordrangen, von einer Deckung zur nächsten sprintend. Andere Soldaten deckten den Vormarsch mit dem gleichmäßigen Sperrfeuer ihrer Gewehre.

»Wir haben Verluste, Captain, und schön langsam wird die Munition knapp.«

»Wir müssen nicht mehr lange durchhalten, Top. Captain Garrett wird uns in ein paar Minuten hier rausbringen.«

Verdammmt, schickte Quillain eine verzweifelte telepathische Botschaft in die Nacht hinaus, du bringst uns doch hier raus, oder?

Sie musste ihn gehört haben. Amandas Antwort kam im nächsten Augenblick über die taktische Funkverbindung. »Bajara! Alle Leinen los! Ich wiederhole, Leinen los!«

Danke, Herr... danke, Lady!

»Leinen los!«, gab Quillain den Befehl Amandas brüllend weiter. »Alle Leinen los werfen!«

Ein Marine sprang zur Gangway, um eine der Halteleinen vom Poller zu lösen. Bevor er seine Arbeit zu Ende bringen konnte, wurde sein Kopf jäh zurückgerissen, und sein Helm flog in hohem Bogen davon. Der Mann stürzte nach hinten, und ein wimmerndes Geräusch, wie von einer Katze, drang über seine Lippen.

»Sanitäter!«, brüllte Quillain, »Sani!« Er warf sich zu Boden und kroch über das Deck zum Poller hinüber. Die Kugeln schlügen dicht neben ihm ein, während er das schwere Seil vom Poller zerrte und über Bord warf.

Hafenschlepper *Union Banner*

8. September 2007, 01:53 Uhr

Amanda blickte über die Schulter zurück und schätzte die größer werdende Entfernung zwischen ihrem Schiff und dem Tanker ab. Okay. Das musste reichen.

»Decksmannschaft! Seilbremse aktivieren!« Der Bootsmann riss das Rad der Seilbremse herum und die Schleppwinde kam mit einem lauten Kreischen zum Stillstand. Auf der Brücke des Schleppers schob Amanda die Leistungshebel nach vorn, und die Dieselmotoren reagierten mit einem anschwellenden Dröhnen, während hinter ihnen das Kielwasser aufschäumte. Langsam hob sich die schwere Stahltrosse aus dem Wasser empor.

Port Monrovia, Ölpir

8. September 2007, 01:53 Uhr

Obe Belewa sah, wie die Leinen des Tankers losgeworfen wurden. Irgendwie schafften sie es offensichtlich, das Schiff in Gang zu bringen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Jetzt oder nie! Mit dem Gewehr in der Hand erhob er seine Stimme über das Chaos und den Gefechtslärm ringsum. »Soldaten der Westafrikanischen Union! Folgt mir!«

Auf dem Tanker *Bajara*

8. September 2007, 01:53 Uhr

Ein tiefer, wütender Schrei drang aus vielen Kehlen gleichzeitig. Dutzende von Soldaten sprangen aus ihrer Deckung hervor und stürmten auf die Gangway des Tankers zu.

»Captain!«, rief Tallman, »Jetzt kommt's! Sie starten ihren großen Angriff!«

»Dann werft sie zurück!«, knurrte Quillain. Er ignorierte den Geruch von heißem Blei, der in der Luft lag, ließ sich auf ein Knie nieder und legte seine Mossberg 590 an. Dann begann er mit seiner tödlichen

Arbeit. Es war, als würde ein Computer-Feuerleitsystem seine Waffe steuern. Durchladen... Ziel suchen... auffassen... feuern! Durchladen... Ziel suchen... auffassen... feuern! Rauchende Patronenhülsen begannen sich rund um ihn anzuhäufen. Drei... vier... fünf... ein halbes Dutzend afrikanische Soldaten fielen, von den Spezialgeschossen getroffen, die aus Quillains Schrotflinte abgefeuert wurden.

Die letzte Patrone des Magazins sprang in die Kammer, und das Vierskorn der Mossberg schwenkte herum, um ein neues Ziel aufzunehmen. Da war die Gestalt eines großen laufenden Mannes. Mit der Pistole in der Hand führte er einen Trupp Soldaten auf die Gangway zu.

Der Computer, der Stone Quillains Denken übernommen hatte, analysierte einen kurzen Moment lang. Offizier... vorrangiges Ziel... genau visieren! Der Finger des Marines drückte den Abzug.

Sechzig Meter weiter achtern, am Heck der *Bajara*, spannte sich das schwere Schlepptau der *Union Banner*.

Das Deck des Tankers machte einen Ruck, als der Schuss krachte, sodass der Lauf der Schrotflinte leicht wackelte. Die Gestalt, die er im Visier hatte, fiel, ohne jedoch tödlich getroffen worden zu sein.

»Scheiße! Scheiße!« Quillain rollte sich vom Rand des Decks weg, um in seiner Tasche nach weiterer Munition zu suchen. Im nächsten Augenblick entspannte er sich. Es war alles in Ordnung. Ein Fehlschuss fiel jetzt nicht mehr ins Gewicht. Sie hatten sich in Bewegung gesetzt.

Port Monrovia, Ölpir 8. September 2007, 01:54 Uhr

Belewa spürte einen jähnen, brennenden Schmerz, als etwas die Wade seines rechten Beins durchdrang und dann in den Boden einschlug. Der Schock riss ihn von den Füßen.

Aufstehen? Aufstehen!, feuerte er sich selbst an und zwang seinen halb gelähmten Körper, sich zu bewegen. Er hob seine Browning auf, die ihm aus der Hand geglitten war, und rappelte sich hoch, um ge-

duckt weiter vorwärts zu marschieren. Da fiel ihm auf, dass der Schusswechsel nachgelassen hatte und dass seine Soldaten plötzlich stehenblieben.

Der Tanker hatte sich in Bewegung gesetzt. Der schwarze Spalt zwischen seinem Heck und dem Pier wurde zusehends größer. Mittschiffs war ein Kreischen und Ächzen von verbogenem Metall zu hören, als die Gangway sich verdrehte und schließlich vom Rand des Docks ins Meer stürzte. Vom gleißenden Licht der Leuchtkugeln erhellt, schob sich die *Bajara* langsam nach achtern, direkt auf die Hafeneinfahrt zu, sodass sie allmählich außer Reichweite geriet.

»NEIN!«, schrie Belewa seine Wut und Frustration hinaus, während sein verwundetes Bein unter ihm nachgab.

Mobiler Offshore-Stützpunkt Floater 1

8. September 2007, 01:54 Uhr

»Moonshade an Palace«, ertönte Amandas etwas heisere, aber sehr sachlich klingende Stimme aus dem Lautsprecher im Briefing-Trailer.
»Schlepptau ist belegt. Wir sind unterwegs.«

»Verstanden, Moonshade«, kam es genauso sachlich aus der Operationszentrale zurück. »Die *Bajara* ist unterwegs. Ihr seid genau im Zeitplan.«

»Sie hat es geschafft! Mein Gott, sie hat es geschafft!«, rief MacIntyre und drückte Christine Rendinos Schulter enthusiastisch. Die Antwort der Intel-Offizierin war ein wortloser Seufzer der Erleichterung. Über das elektronische Auge der Eagle-Eye-Drohne war der algerische Tanker auf dem Wandmonitor zu sehen, wie er sich langsam nach achtern schob, während die *Union Banner* mühsam an ihrem Schlepptau zog, wie ein Husky, der einen Eisenbahnwaggon zu ziehen hatte. Angesichts der enormen Aufgabe und der niedrigen Geschwindigkeit, mit der der Schlepper vorwärtskroch, kehrte rasch wieder Ernüchterung ein.

»Wo wollen sie den Tanker versenken?«, fragte MacIntyre.

Christine griff nach der Display-Steuerung und rief die Karte des Hafens von Monrovia auf. »Ganz in der Nähe der Hafeneinfahrt –

weit genug draußen, damit kein Schiff mehr durchkommt. Sie müssen ungefähr einen Kilometer schaffen.«

»Einen Kilometer«, sagte MacIntyre nachdenklich. »Das ist verdammt viel, wenn man mit fünf Knoten unterwegs ist. Wann werden die Seafighter zu ihnen stoßen?«

»Das muss Amanda entscheiden, Admiral«, antwortete Christine. »Die PGs würden ihre Munition ziemlich rasch verbrauchen. Amanda möchte sich diese Reserve so lange wie möglich aufsparen.«

MacIntyres Augenbrauen zogen sich zusammen. »Sie hat also vor, alles zu schlucken, was da auf sie zukommt?«

»So ähnlich, Sir.«

Ein Systemoperator blickte von seiner Workstation auf. »Commander Rendino, laut TACNET kehren die westafrikanischen Kanonenboote in voller Fahrt in den Hafen von Monrovia zurück. Wir schätzen, dass sie in spätestens Fünfundzwanzig Minuten dort sind.«

Port Monrovia, Ölpir 8. September 2007, 01:57 Uhr

Atiba hatte das Steyr-Kommandofahrzeug direkt an den Ölpir fahren lassen. Die Scheinwerfer leuchteten Belewa in die Augen, als er auf den Wagen zuhumpelte. Sein Hosenbein war mittlerweile von Blut durchtränkt.

»Der General ist verwundet!«, rief ein Mann aus dem Stab. »Holt einen Sanitäter.«

»Lasst nur!«, rief Belewa zurück. »Wo ist Brigadegeneral Atiba? Ich brauche Atiba!«

»Hier, Herr General.« Der Stabschef schwang sich von der niedergehenden Heckrampe des Wagens. »Zu Befehl, Herr General.«

»Kommunikationsstatus? Welche Kontakte haben wir? Was können wir noch einsetzen?« Belewass verwundetes Bein konnte ihn nicht länger tragen; er ließ sich niedersinken und setzte sich – mit dem Rücken gegen eines der Kettenlaufräder gestützt – auf die Straße. Der Sanitäter, den man gerufen hatte, kniete sich neben ihn und öffnete rasch seine Tasche.

»Die Verbindung mit dem Flughafen Payne ist wieder da, Herr General«, antwortete Atiba kühl. »Sie starten jetzt den Hubschrauber. Wir glauben auch, dass das Kanonenboot-Geschwader den Befehl zum Umkehren empfangen hat und schon unterwegs ist.«

»Gut.« Belewa bemühte sich, aufrechte Haltung einzunehmen. Er nahm die Feldflasche aus der Gürteltasche des Sanitäters und trank einen Schluck von dem lauwarmen Wasser, um die Trockenheit und den Rauchgeschmack aus seiner Kehle zu spülen. »Diese verdammten Amerikaner versuchen den Tanker mit einem Hafenschlepper rauszubekommen. Bring unsere Hafenverteidigungskräfte auf den Molen in Stellung. Feuert nur auf den Schlepper! Er muss um jeden Preis versenkt werden! Außerdem will ich jedes Boot hier haben, das wir auftreiben können. Wir müssen den Tanker zurückerobern, bevor sie ihn aus dem Hafen rausbekommen.«

Belewa nahm noch einen Schluck aus der Feldflasche und verzog das Gesicht, als der Sanitäter einen Verband über der blutenden Wunde anbrachte. »So darf es nicht enden. Das werde ich nicht zulassen!«

Auf dem Tanker *Bajara*

8. September 2007, 01:58 Uhr

Quillain blickte kurz in die Mannschaftsmesse des Tankers. »Sind sie soweit?«

Der Raum war voll mit Ziviloffizieren und Besatzungsmitgliedern, mit heulenden rotäugigen Kindern und einer Handvoll Soldaten, die es geschafft hatten, rechtzeitig die Hände hochzureißen, um sich zu ergeben. Alle waren mit Schwimmwesten versehen und saßen beunruhigt auf den Bänken, die Hände hinter dem Kopf. Sie wurden von Marines mit Maschinenpistolen bewacht.

»Ja, Sir«, antwortete der Führer der Bewachungsmannschaft. »Wir können sie sofort von Bord gehen lassen.«

»Okay, dann ab mit ihnen – und zwar an Backbord. An Steuerbord wird immer noch gefeuert. In einer Reihe! Los! Beeilung!«

Die grimmig dreinblickenden Männer der Bewachungsmannschaft trieben die Gefangenen einen kurzen Gang entlang zur Backbordseite

des Deckhauses und weiter zu einer Luke im Oberdeck. Jenseits der Luke warteten zwei Wachposten an einer Lücke, die in die Kabelreling des Tankers geschnitten worden war. Der algerische Kapitän, der Erste in der Reihe, starrte mit großen Augen auf die Lücke in der Reling und auf das dunkle Wasser hinunter, das sich dahinter erstreckte. Er stammelte aufgereggt ein paar Worte in arabischer Sprache, die einen Protest auszudrücken schienen.

»Runter mit dir«, knurrte Quillain. »Je länger du wartest, umso weiter musst du schwimmen!« Er packte den Kapitän an der Schwimmweste, schob ihn die zwei Schritte an den Rand des Decks und warf ihn über Bord. Der verzweifelte Schrei des Algeriers endete in einem lauten, platschenden Geräusch.

Die anderen Gefangenen folgten ihm sogleich nach - Kinder und Erwachsene abwechselnd –, bis sich ein ganzer Haufen leuchtender Schwimmwesten im Kielwasser des Tankers tummelte. Die Besatzungsmitglieder des Tankers und die kleinen Soldaten mussten es nun allein bis zum Ufer schaffen. Die Marines konnten jedenfalls nichts mehr für sie tun.

Die afrikanischen Truppen hatten das Feuer eingestellt, als sich die *Bajara* in Bewegung gesetzt hatte, doch nun flammte der Beschuss mit vermehrter Intensität wieder auf. Von den Decks und dem Oberwerk des Tankers kam als Antwort das gelegentliche Krachen eines Granatwerfers und das Knattern einer Squad Automatic Weapon.

Quillain rannte auf die Steuerbordseite und kauerte sich neben Tallman an den Rand des Decks.

»Was ist los?«, fragte Quillain.

»Sie versuchend noch einmal, Skipper. Nur gehen sie diesmal nicht auf uns los, sondern auf den Schlepper.«

»Okay, wir wussten ja, dass sie nicht dumm sind.« Sie blickten nach vorn und sahen, wie die *Union Banner* sich am Ende des Schleptaus abmühte – eine stumpfe Pfeilspitze am Ende des Pfeilschafts aus weißem Kielwasser. Leuchtpurgeschosse prasselten auf den kleinen Schlepper ein, und auf der Mole sah man den Feuerstoß einer Panzerabwehrwaffe aufflammen; im nächsten Augenblick detonierte die Granate nicht weit von der Banner entfernt.

»SAW-Teams und Granatschützen!«, brüllte Tallman in sein Mikrofon. »Karl-Gustav in zehn Uhr auf der Mole. Nehmt sie aufs Korn.« Die Schützen an Bord des Tankers reagierten unverzüglich, und eine Serie von Explosionen zog sich über die Mole hinweg. »Recht so, Sergeant. Haltet sie vom Schlepper fern.« Tallman blickte seinem Kommandeur in die Augen. »Das ist genau der Punkt, Sir. Wir können's nicht. Zumindest nicht mehr lang. Die Munition geht zur Neige. Wir haben den Großteil drüben beim Pier verpulvert. Es sind nur noch ein paar 40-mm-Granaten übrig, und die SAWs schlucken jede Menge M4-Munition. Noch fünf Minuten, dann bleiben uns nur noch Pistolen und Messer.«

»Allmächtiger...«

Hafenschlepper *Union Banner*

8. September 2007, 01:59 Uhr

Die Überreste der Brückfenster lösten sich in einem schimmernden Sprühregen auf, als der Schlepper mit automatischen Waffen beschossen wurde. Amanda riss die Hände hoch, um sich vor den Glassplittern zu schützen. Sie ging neben dem Ruderrad in die Knie, um die Deckung des Schotts unterhalb der zerschossenen Fenster zu nutzen. Nach vorn blickend, hielt sie die rechte Hand am Rad, um den Kurs zu halten. Die *Bajara* sträubte sich spürbar gegen die Schleppptrosse. Der riesige Tanker lief ohne Steuerung mit dem Heck voraus und kam immer mehr vom Kurs ab. Amanda musste ständig gegensteuern, um das riesige, widerspenstige Ding auf Kurs zu halten.

Gnade uns Gott, wenn das Wendemanöver nachher nicht gelingt.

»Nicht mehr weit«, flüsterte sie. »Jetzt ist es nicht mehr weit.«

Erneut prasselte ein Geschosshagel auf den Schlepper ein. Es war kein Glas mehr da, das zu Bruch hätte gehen können, sodass die Kugeln von den massiveren Bestandteilen des Oberwerks abprallten und mit einem dumpfen Pock-pock-pock die Schotts durchschlugen – ein Geräusch, als würden irgendwo da draußen eine Reihe von Bierdosen geöffnet.

Plötzlich krachte etwas mit der Wucht eines Vorschlaghammers ge-

gen Amandas Rücken. Der Schlag presste ihr die Luft aus der Lunge, während sie auf das mit Glassplittern übersäte Deck stürzte. Mit dem Gesicht nach unten lag sie in der Dunkelheit, unfähig, zu atmen, während sich auf ihrem Rücken eine sengende Hitze ausbreitete. Am Rande der Bewusstlosigkeit dahindämmernd, erfüllte eine einzige Frage ihre Gedanken: *Ist das der Tod?*

Nein.... kam die Antwort – in Form einer Stimme, die über Funk hereindrang. Christine...

»Moonshade! Moonshade! Könnt ihr mich hören? Moonshade! Da kommen Motorboote auf euch zu. Amanda, hörst du mich?«

Amanda rappelte sich auf die Knie hoch. *Sterben kannst du später! Beweg dich, verdammt! Beweg dich!* Sie schaffte es schließlich einzuatmen, was mit einem stechenden Schmerz verbunden war, während sie nach dem Schalter der Funkanlage tastete. »Decksmannschaft!« Aus ihrem Hals kam nur noch ein raues Krächzen. »Entermannschaften abwehren! Entermannschaften abwehren!«

»Roger«, kam die knappe Antwort des Schützentruppführers.

Vom unteren Deck der Banner aus eröffneten die Marines das Feuer auf die neue Bedrohung. Amanda zog sich an der zentralen Konsole hoch und bemühte sich, die Situation zu erfassen. Das Motorboot des Hafenlotsen wurde offensichtlich als Kanonenboot eingesetzt. Zwanzig Meter von der Backbordseite der Banner entfernt, rasselten leichte Maschinengewehre auf dem Vordeck des Bootes los. Im Cockpit drängten sich westafrikanische Soldaten. Die beiden Fahrzeuge liefen nebeneinander her und wechselten kleinkalibrige Breitseiten wie zwei Kriegsschiffe zu Napoleons Zeiten.

Amanda zwang sich, den Kompass im Auge zu behalten, der wie durch ein Wunder heil geblieben war. *Gott, wir kommen schon wieder vom Kurs ab. Rudergänger, zehn Strich Steuerbord!*, befahl sie sich selbst, wie sie es gegenüber einem Rudergänger getan hätte. Sie drehte am Rad, um das Ruder herumzureißen, ungeachtet der Schmerzen, die von ihrem Rücken ausstrahlten.

»Amanda«, tönte Christines Stimme erneut in ihrem Kopfhörer, wie ein elektronischer Schutzengel, der über ihr schwebte. »Pass auf! Von Steuerbord kommt ein zweites Boot!«

Doch die Marines waren noch anderweitig gebunden. *Verdamm!*
Verdammt!

Sie packte den Hörer der Bordsprechanlage. »Maschinenraum! Entermannschaft an Steuerbord abwehren!« Sie ließ den Hörer sinken und schleppte sich auf die andere Seite der Brücke.

Ein kleines Skiff mit Außenbordmotor, das ein halbes Dutzend Soldaten an Bord hatte, tauchte längsseits auf. Der Soldat am Bug des Skiffs schickte sich bereits an, nach der Reling zu greifen.

Ohne irgendeinen bewussten Gedanken riss Amanda ihre Pistole heraus und hielt sie mit beiden Händen hoch. Das flackernde Licht machte es nicht gerade einfacher, zu zielen, doch die vielen Stunden, die sie unter Stone Quillains Anleitung geübt hatte, machten sich bezahlt. Der große Colt brüllte auf, als die Ziele vor ihr auftauchten. Binnen Sekunden waren die sieben Schuss abgefeuert.

Männer stürzten leblos ins Wasser, und das Boot kam vom Kurs ab, während einer der Soldaten einen wilden Geschosschagel mit seiner Maschinengewehr losließ. Dann begannen zwei Schrotflinten aus dem Maschinenraum der Banner zu feuern und das kleine Boot mit einem Schrothagel zu belegen. Als schließlich niemand mehr da war, um die Ruderpinne zu halten, trieb das kleine Boot herrenlos nach achtern ab.

Das gleiche Schicksal ereilte das Boot des Lotsen, das von der anderen Seite angegriffen hatte. Die Granatschützen der Marines erzielten eine ganze Serie von 40-mm-Treffern, bis das Boot schließlich in einer Explosion unterging.

Im Licht des brennenden Wracks erspähte Amanda die Umrisse einer Boje, die backbords vorüberstrich. *Die Hafenbefeuierung! Du musst wenden!* Sie schleppte sich ans Steuer zurück und leitete das Manöver ein, zielte mit dem Bug genau auf die Lücke zwischen den Molen.

Schön sachte! Nur nicht zu scharf! Komm schon, du Bastard!

Mit dem Steuerrad und den Leistungshebeln versuchte Amanda, eine allzu große Spannung in der Schlepptrosse zu verhindern, während die *Bajara* langsam herumschwankte und auf die Einfahrt zuhielt.

Okay! Gut gemacht, Rudergänger!

Der Schlepper und sein Tross waren nun fast in der Mitte des Hafens

angelangt, sodass sie zumindest im Augenblick außer Reichweite des feindlichen Feuers waren. Amanda versuchte einen tiefen Atemzug und stellte fest, dass dies fast schmerzfrei möglich war. Auch das Brennen in der Nähe der Wirbelsäule war zurückgegangen. Sie griff nach hinten und fand dort einen Fremdkörper in ihrer Gefechtsweste: eine Maschinengewehrkugel, die bereits etwas verbeult war, nachdem sie zuerst das Schott durchdrungen und dann von der Schutzhülle der kugelsicheren Weste aufgehalten worden war.

Die Kugel löste sich und fiel in ihre schmutzige Hand. Sie betrachtete das kleine todbringende Geschoss einen Augenblick und lächelte grimmig. Die war es also noch nicht!

Sie hielt die *Banner* auf Kurs in Richtung Hafeneinfahrt.

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

8. September 2007, 02:04 Uhr

»Verdammt nah«, murmelte MacIntyre.

»Ja, sehr nah«, stimmte Christine zurückhaltend zu. »Funker, sagen Sie der Seafighter-Squadron, dass sie sich bereithalten soll.«

»Laut letztem Lagebericht von der *Queen of the West* sind sie schon startklar, Commander«, antwortete der Systemoperator.

»Sehr gut. Sie können Commander Lane mitteilen, dass das Startkommando bald kommen wird.«

»Aye aye.«

Christine wusste, dass die Klimaanlage des Trailers bereits auf voller Leistung arbeitete – dennoch war ihr Uniformhemd von Schweiß durchtränkt. Sogar Admiral MacIntyre, der stets stoisch ruhig blieb, hatte schon dunkle Schweißflecken unter den Ärmeln seiner Fliegermontur.

»Was kann Belewa noch gegen uns einsetzen?«, fragte er nachdenklich.

Christines Schläfen pochten – es fiel ihr zunehmend schwerer, klar zu denken. He, gibt es denn niemanden außer mir, der Fragen beantworten kann?

»Ich glaube, die Kanonenboote sind seine letzte wirkliche Waffe, Admiral«, antwortete sie.

Christine schloss die Augen und lehnte sich an den Konferenztisch. Sie wünschte sich nichts sehnlicher als einen tiefen Zug frischer, kühler Luft. Vielleicht so wie an einem frühen Morgen, wenn man in die Mojave-Wüste hinausfuhr. Einen Moment lang gab sie sich der Vorstellung hin, die kühle Wüstenbrise einzutauen.

»Commander Rendino! Unser Radar hat ein unidentifiziertes feindliches Flugzeug erfasst, das vom Flughafen Payne gestartet ist!«

Die angenehme Vorstellung verflüchtigte sich augenblicklich, und Christine schlug die Augen auf. »Identifizieren!«

»Einzelnes Ziel. Vielleicht ein Helikopter. Unterwegs Richtung Hafen. Kommt rasch näher.«

Port Monrovia, Ölpir

8. September 2007, 02:04 Uhr

»Haben wir Funkkontakt mit dem Helikopter?« Nachdem man ihn rasch verbunden hatte, erhob sich Belewa in der offenen Hecktür des Kommandofahrzeugs. Die Taubheit war aus seinem verletzten Bein gewichen, und er sprach mit zusammengebissenen Zähnen.

»Es wechselt ständig, Herr General«, antwortete der Funkoperator. »Der Störfunk ist immer noch sehr intensiv, aber wir haben besseren Funkkontakt, je näher er kommt.«

»Da ist er!«, rief ein Wachposten. Das Knattern eines leichten Helikopters näherte sich unter der Wolkendecke. Belewa blickte auf, als der Messerschmitt-Bölkow-BÖ-105 über ihnen vorüberschwebte und das Licht der Leuchtkugeln von seiner Unterseite reflektiert wurde.

»Befehlt ihnen, den Schlepper zu versenken! Rasch!«

Westafrikanischer Kampfhubschrauber Owl Three Five

8. September 2007, 02:05 Uhr

Der Angriffsbefehl kam durch den Störfunk der Amerikaner nur schwach herein, doch immer noch klar genug, dass der Pilot des Kampfhubschraubers ihn hören konnte. »Owl Three Five. Verstanden«, antwortete er in sein Mikrofon, ohne sich darüber Gedanken zu machen, ob man seine Bestätigung gehört hatte oder nicht.

Er flog direkt in die Hafengegend, wo er hin und wieder einer der langsam herabsinkenden Leuchtkugeln ausweichen musste. Das Ziel war nicht schwer zu finden. Der algerische Tanker war als schwarze Silhouette in dem silberschimmernden Hafen zu erkennen, während sich der Schlepper als kleinerer Schatten vor dem Heck des Schiffes abzeichnete.

Eine einfache Sache. Das einzige Schwierige daran war, dass man nahe genug herangehen musste, um sicherzustellen, dass man nicht versehentlich das größere Schiff traf.

»Raketen scharfmachen. Eins und vier«, befahl er über die Bord sprechanlage. Der BÖ-105 trug vier Matra-68-mm-Raketenbehälter an den Stummelflügeln. Zwei der mit sechs Raketen bestückten Behälter würden für die Aufgabe ausreichen.

Sein Kopilot betätigte den Mechanismus zum Scharfmachen der Waffen, und im Heads-up-Display erschienen die leuchtend blauen Ringe des Visiers.

Der Pilot überquerte den Hafen und flog dann in einem weiten Bogen um die nördliche Mole herum. In unnötig verwegener Schräglage zog er den kleinen, mit zwei Turbinen ausgestatteten Hubschrauber herum, um in den Angriffsanflug zu gehen. Er genoss die beträchtlichen Fliehkräfte, denen er ausgesetzt war. Angesichts der jüngsten Treibstoffsparmaßnahmen war er zuletzt nicht mehr sehr oft zum Fliegen gekommen, sodass er nun jede Minute auskostete.

Draußen vor der regennassen Cockpitscheibe wirbelte die Nacht vorüber, bis er schließlich wieder in die Waagrechte ging und direkt auf sein Ziel zusteerte. Geschickt leitete er den Sturzflug ein, während das Fadenkreuz des Waffenvisiers über dem Deck des Schleppers

lag. Der senkrechte Strich ging mitten durch das Ruderhaus. Jetzt galt es nur noch, das Ziel im Visier zu behalten, bis der Schlepper in Reichweite war.

Er hatte sehr wohl mitbekommen, dass die Bodentruppen und die Marine sich schon die ganze Nacht mit den Amerikanern herumschlügen. Es wurde langsam Zeit, dass man mit diesen Kindereien Schluss machte. Der Pilot grinste und schnippte die Schutzkappe vom Auslöser. Der durchdringende Ton in seinem Kopfhörer sagte ihm, dass die Waffen scharf waren.

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

8. September 2007, 02:05 Uhr

Die Silhouette des westafrikanischen Kampfhubschraubers schob sich über den Bildschirm, als er unter der Eagle-Eye-Drohne vorüberflog.

»Wo, zum Teufel, ist der denn hergekommen?«, rief MacIntyre aus.

»Der stammt aus der Fliegereinheit vom Flughafen Payne. Belewa hat offensichtlich einen nachflugtauglichen Helikopter einsatzfähig halten können. Scheiße!« Christine wandte sich dem Systemoperator an der Drohnen-Kontrollstation zu. »Bleiben Sie auf dem Heli!«

»Aye aye.« Die Hände des Systemoperators glitten rasch über die Bedienungselemente seiner Fernsteuerung, als er den Modus ›Position halten‹ verließ. Das Bild auf dem Wandmonitor begann sich zu drehen, als das unbemannte Luftfahrzeug die Rotoren kippte und in den Horizontalflug ging, um die Verfolgung des Helikopters aufzunehmen.

MacIntyre starzte auf den Bildschirm, die Hände zu Fäusten geballt. »Wie stark kann die Bewaffnung dieses Kampfhubschraubers sein?«, fragte er.

»Ausreichend!«

Der Admiral wirbelte herum und blickte der Intel-Offizierin direkt in die Augen. »Zum Teufel mit Captain Garretts Einsatzplan. Lassen Sie die Seafighter starten – und zwar sofort! Der Heli muss abgeschossen werden!«

Christine schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Dazu ist es zu spät!

Sie haben keine Stinger-Luftabwehrwaffen an Bord! Die Antischiff-Waffen hatten Priorität! Und sie wären niemals rechtzeitig dort, um ihn mit den Kanonen zu erwischen!«

Der Heli hatte nun das Hafengebiet überflogen und schwenkte in verwegener Schräglage herum, um auf sein hilfloses Ziel hinabtauchen.

»Gott steh uns bei!« MacIntyres Faust ging krachend auf dem Tisch nieder.

Christine Rendino stieß einen verzweifelten Laut aus.

Im nächsten Augenblick stürzte sie sich förmlich auf den Drohnenoperator und stieß ihn unsanft aus seinem Sessel. Über das Kontrollterminal gebeugt, packte sie den Steuerknüppel und ging auf maximale Leistung.

Das Bild auf dem Wandmonitor kippte ruckartig, als die Drohne zu einem scharfen Abschwungmanöver überging und mit Höchstgeschwindigkeit hinuntertauchte.

Die Aufklärungskamera stabilisierte sich automatisch und fixierte den Kampfhubschrauber von neuem. Das Bild des Helikopters in der Mitte des Bildschirms schwoll explosionsartig an, als der Kurs des Hubschraubers und der der Drohne aufeinander zuliefen. In den letzten Sekunden der Übertragung warf die Restlicht-Kamera einen Blick durch die Rotoren ins Cockpit des Hubschraubers, wo der Pilot erschrocken aufblickte und den Mund zum Schrei öffnete.

Dann war der Bildschirm leer.

Christine richtete sich auf und atmete tief durch. Sie streckte die Hand aus und half dem verdutzten Drohnenoperator auf die Beine. »Rufen Sie das Flugdeck an und fragen Sie, ob wir noch einen Vogel raufschicken können«, sagte sie. »Ich glaube, den hier habe ich ruiiniert.«

MacIntyre wischte sich den Schweiß von der Stirn und strich sich die feuchten Haare zurück. »Hübsches Manöver, Commander«, sagte er und atmete ebenfalls tief durch. »Ein wirklich hübsches Manöver.«

»Kamikaze für Feiglinge, Sir. So was macht jeder gern.«

Hafenschlepper *Union Banner*

8. September 2007, 02:06 Uhr

Der Himmel erhellt sich – doch es war ein orangefarbenes Leuchten und nicht das harte, gleißende Weiß von brennendem Magnesium. Erschrocken blickte Amanda hoch – gerade noch rechtzeitig, um ein brennendes Wrack vom Himmel herabstürzen zu sehen, das wenige hundert Meter vom Schlepper entfernt an Steuerbord ins Wasser schlug. Sie hatte nicht die geringste Ahnung, was da draußen vor sich gegangen war, aber sie hegte den Verdacht, dass ihr da irgendjemand ein Problem vom Hals geschafft hatte.

Falls das zutraf, so war Amanda diesem Jemand überaus dankbar. Wie sich gleich zeigen sollte, hatte sie ohnehin genug zu tun.

Eine Wassersäule stieg aus dem Meer empor, gefolgt vom durchdringenden Krachen einer Granate. Diesmal waren es schwere Waffen. Die beiden Panzerfahrzeuge, die wie Scylla und Charybdis an der Hafeneinfahrt lauerten, hatten das Feuer eröffnet. Sie zielten tief und versuchten offensichtlich, mit ihren 90-mm-Geschossen den Schlepper zu treffen, ohne den Tanker zu gefährden.

Amanda warf einen letzten Blick nach Backbord und Steuerbord, um die Position mit Hilfe der Hafenbefeuierung abzuschätzen. Ihre Position war durchaus günstig. Sie riss die Leistungshebel zurück und drückte auf die Sprechtaste ihres Leprechaun-Funkgeräts. »Moonshade an alle Wolfrider-Einheiten. Cutter, Cutter, Cutter! Ich wiederhole, Cutter, Cutter, Cutter!«

»Verstanden!«, antwortete Steamer Lane augenblicklich. »Cutter. Wir kommen!«

Eine weitere Panhard-Granate jagte heulend heran und explodierte vor der Backbordseite des Schleppers, nahe genug, um einen Sprühregen über das Oberdeck der Banner zu schicken.

Das war auch schon alles.

Die Hellfire-Flugkörper, die vom Meer herbeischossen, waren imstande, die schwersten Kampfpanzer auszuschalten. Die dünnwandigen westafrikanischen Panzerfahrzeuge stellten kein nennenswertes Hindernis dar. Die Hellfires durchschlugen die Panzertürme und zer-

störten die Fahrzeuge französischer Herkunft augenblicklich. Die Bereitschaftsmunition an Bord verstärkte das Ausmaß der Zerstörung, sodass die beiden Stellungen an der Hafeneinfahrt mit einem Schlag ausgelöscht waren.

Und durch die nunmehr offene Tür fuhren die Three Little Pigs ein – bereit, sich dem Kampf zu stellen.

Mit heulenden Turbinen brausten die Seafighter durch die Hafeneinfahrt und s tobten in Form der Blütenblätter einer Lilie auseinander; die *Carondelet* und die *Manassas* scherten nach links und rechts zu den Hafenmolen aus, während die *Queen of the West* direkt auf die Banner zuhielt.

Die Boote an den beiden Flanken jagten die eineinhalb Kilometer langen Molen entlang und zogen dabei mit ihren Raketen und Granaten eine Spur der Verwüstung unter den feindlichen Verteidigungsstellungen.

»Ja!«, rief Amanda aus und schlug mit der Faust gegen das Steuerrad. Jetzt machte es sich bezahlt, dass sie die Kampfkraft der Seafighter so lange zurückgehalten hatte. Sie waren mit guter Tarnung und einer Portion Kühnheit in den Hafen hineingekommen – doch hinaus konnten sie nur mit geballter Feuerkraft gelangen. »Strongbow! Machen Sie Ihre Sprengladungen scharf und bereiten Sie sich zur Rückführung vor! Schauen wir, dass wir hier wegkommen!«

»Roger D, Roger D, Moonshade! Sind bereit zum Abhauen! Ist auch höchste Zeit!«, ertönte Quillains jubelnde Stimme in ihrem Kopfhörer. »Wissen Sie was? Moonshade ist doch ein verdammt hübscher Name, finde ich.«

»Verstanden, Stone. Wir sind in einer Minute da.« Sie griff rasch nach dem Hörer der Bordsprecheanlage. »Maschinenraum! Lassen Sie's gut sein! Machen Sie Ihre Ladungen scharf und gehen Sie sofort an Deck. Unser Taxi ist da!«

»Das lasse ich mir nicht zweimal sagen, Ma'am! Wir sind schon draußen!«

Die *Queen of the West* nahm Fahrt weg und legte mit ihrer Steuerbordseite an der Backbordseite des Schleppers an. Mit einem letzten kurzen Stoß der Korrekturtriebwerke schlug die Schürze des Luftkis-

senbootes leicht gegen die Reling des Schleppers. Der Steuerbord-Granatwerfer des Seafighter war aus der Seitenluke entfernt worden, und die Besatzungsmitglieder der *Queen* standen bereit, um der Entermannschaft des Schleppers an Bord zu helfen.

»Los!«, rief Amanda über dem Heulen der Turbinen, als sie die Außenleiter des Ruderhauses hinunterstieg. Einer nach dem anderen glitten die Mitglieder der Entermannschaft über die rutschige Schürze des Luftkissenfahrzeugs, um durch die Luke ins Innere zu gelangen, bis nur noch Amanda und der Schützentruppführer an der offenen Luke zum Maschinenraum des Schleppers standen.

»Klar zum Sprengen, Ma'am!«, rief der Marine über dem gleichmäßigen Kreischen der Maschinen und hielt den Pistolengriff des Zündgeräts hoch.

»Ich mach das! Gehen Sie an Bord!«

»Sind Sie sicher, Ma'am?«

»Ja. Gehen Sie nur.«

»Okay, Ma'am.« Er reichte ihr das Zündgerät. »Sie müssen nur den Sicherungsstift ziehen und drücken.«

Sie wartete eine Sekunde, bis er auf dem Hovercraft war, und wandte sich dann wieder der Luke zum Maschinenraum zu. Sie würden die Banner genauso einsetzen wie einst das britische Minensuchboot während des Wirbelsturms, nämlich als einen Anker, um die *Bajara* in der Hafeneinfahrt zu halten. Speziell geformte Plastik-Sprengladungen in der Art von Keks-Aussteckformen waren an den Rumpfplatten des Schleppers angebracht worden, um ihn zu versenken.

Amanda zog den Sicherungsstift und zögerte einen Augenblick. Die *Union Banner* war ihr Schiff gewesen, es hatte – wenn auch nur für kurze Zeit – unter ihrem Kommando gestanden. Der kleine Schlepper hatte ihr gute Dienste geleistet und alles getan, was von ihm verlangt worden war. Genauso wie die Seemänner aus früheren Zeiten verspürte Amanda ein gewisses Bedauern über das, was sie nun tun musste. Sie ließ ihre freie Hand einen Augenblick auf dem Lukenrahmen ruhen und drückte dann auf den Knopf.

Es gab eine Erschütterung unter ihren Füßen, als zwei Meter breite Stahlstücke aus dem Rumpf gerissen wurden.

Amanda blickte die Luke hinunter und sah, wie das Wasser sich über die Decks des Maschinenraums ergoss, bevor die Innenbeleuchtung ausging. Helfende Hände zogen sie an Bord der *Queen*, als das Deck des Schleppers zu sinken begann.

Amanda ließ sich den MOLLE-Rucksack von den Schultern nehmen und merkte erst jetzt, wo sie davon befreit war, was für eine Last er dargestellt hatte. Steamer Lane hatte den Seafighter bereits wieder beschleunigt, als sie die Leiter zum Cockpit hochkletterte.

»Schön, Sie wieder an Bord zu haben, Captain!«, rief er über die Schulter zurück.

»Schön, wieder an Bord zu sein«, antwortete sie und ging nach vorn, um sich zwischen den Pilotensitzen niederzuhocken. »Wie ist die Lage?«

»Carondelet und Manassas haben ihre Feuerunterstützungsmission erfüllt und nähern sich der *Bajara*«, antwortete Lane, während Snowy Banks Amanda einen Kopfhörer reichte. »Wir geben Frenchman und Rebel Feuerschutz, während die beiden die Entermannschaft aufnehmen. Dann unterstützen sie uns wieder, wenn wir das Sprengteam abholen.«

»Dann los, Steamer.«

»Ma'am«, warf Snowy ein, »Ops meldet, dass die afrikanischen Kanonenboote bald hier auftauchen werden.«

Amanda nickte kurz. »Das habe ich mir schon gedacht, Snowy. Aber eins nach dem ändern. Zuerst holen wir die Marines da raus.«

Öltanker *Bajara*

8. September 2007, 02:15 Uhr

Die Seafighter brausten heran und postierten sich entlang der rostigen Schiffswand des algerischen Öltankers; dort blieben sie auf den Luftkissen und hielten ihre Position mit den Korrekturtriebwerken. Auf den Oberdecks der Luftkissenfahrzeuge hielten sich mehrere Mitglieder der Crew bereit, um beim Abtransport der Marines zu helfen.

Zuerst wurden die verwundeten Marines aufgenommen, die man mit Hilfe eines Seils mit Karabinerhaken herunterließ. Ihre Schmerzen

waren mit Morphium betäubt worden, oder sie unterdrückten sie mit bloßer Willenskraft.

Dann folgten die toten Marines. Man wollte keinen aus der Fox-Kompanie auf dem Schiff verbrennen lassen.

Als Letzte kamen diejenigen an die Reihe, die keine Verwundungen davongetragen hatten. Man hatte Seile zwischen dem Deck des Tankers und den Hovercrafts gespannt, an denen sich die Marines hinabgleiten ließen, um auf die Luftkissenboote zu gelangen.

Als die *Carondelet* und die *Manassas* alle Passagiere an Bord hatten, machten sie sich auf, um jene Posten einzunehmen, von denen aus sie ihrem Schwesterboot Feuerunterstützung geben konnten. Und die *Queen of the West* kam sogleich angebraust, um auch die letzten Männer von Bord des zum Untergang verurteilten Tankers zu holen.

»Alle Mann von Bord?«, brüllte Quillain und übertönte das gleichmäßige Stöhnen der Propeller des Seafighters.

»Jawohl, Skipper. Die Gruppenführer und ich können bestätigen, dass alle Mann außer uns von Bord sind.«

Im Licht eines chemischen Leuchtstifts hockten Quillain, Tallman und der Sprengstoffexperte auf dem Deck des Tankers. Ein bedrohlich wirkendes Netz aus Detonator Cord lief auf sie zu, das mit Sprengkapseln, M700-Zeitzündern und M60-Zündern verbunden war, welche man sorgfältig auf den Decks festgeklebt hatte.

»Gut, Corporal, ist alles bereit?«

Der Sprengstoffexperte nickte, während er seinen Kaugummi bearbeitete. »Alle Verbindungen sind hergestellt, die Zünder sind scharf – ich kann das Ding in die Luft jagen, sobald Sie von Bord sind, Sir.«

Quillain schüttelte den Kopf. »Das ist mein Job, Corporal. Gehen Sie und der Sergeant schon mal voraus.«

Der Sergeant und der Sprengstoffexperte wollten etwas einwenden, doch Quillain ließ sie nicht zu Wort kommen. »Spart euch die Mühe! Seht zu, dass ihr von Bord kommt! Ausführung!«

Als Antwort kamen zwei widerwillige »Aye, aye«. Tallman blickte noch einmal mit unglücklicher Miene zu seinem Kommandeur zurück, ehe er von Bord ging. Der Sprengstoffexperte blieb noch einen Au-

genblick. »Das M700-Material stammt von ein und derselben Rolle. Ich habe es selbst getestet, Sir – ich würde sagen. Sie haben gut fünf Minuten für den Job, aber die Uhr würde ich nicht danach stellen.«

»Keine Sorge, Junge, das hab ich auch nicht vor. Ich werde hier mal kurz die Wunderkerzen anzünden und dann die Beine in die Hand nehmen und verduften.«

Quillain sah den beiden Unteroffizieren nach, wie sie sich an den Seilen hinuntergleiten ließen. Plötzlich beschlich ihn das unangenehme Gefühl, dass er ganz allein auf den dunklen Decks war. *Nein, lang wird ich mich hier nicht aufhalten*, dachte er und schaltete das Funkgerät ein. »Strongbow an Moonshade. Alle Mann von Bord. Ich zünde jetzt die Sprengladungen.«

»Roger, Strongbow«, kam Amandas Antwort. »Wir warten auf Sie.«

Quillain entsicherte den Zündmechanismus und zog die Stifte, worauf die Zündungsstifte gegen die Zündhütchen schnellten.

Fünf Minuten ab jetzt. Quillain blickte auf seine Armbanduhr und aktivierte erneut sein Funkgerät. »Moonshade. Ladungen sind gezündet!« Er schnappte sich seine Schrotflinte, rannte zur Reling, um sich ebenfalls abzuseilen, und war nur noch wenige Schritte von seinem Ziel entfernt, als hinter ihm Maschinenpistolenfeuer im Deck einschlug, dass die Funken sprühten.

Quillain reagierte mit seinem geschulten Instinkt. Er tauchte nach vorn und rollte sich zur Seite. Gleichzeitig legte er seine Waffe an und verschanzte sich hinter einem Ventilaufbau.

Die westafrikanischen Truppen hatten mittlerweile so gut wie aufgehört, ihre Leuchtpurgeschosse abzufeuern. Im Licht der zu Boden sinkenden Leuchtkugeln krochen niedrige Schatten über die Decks des Tankers. Quillain setzte sein Nachtsichtgerät auf und suchte nach dem Ursprung des MP-Angriffs.

»Strongbow, wir haben MP-Feuer auf dem Tanker gehört. Wie ist Ihre Lage?«, ertönte Amandas besorgte Stimme in seinem Kopfhörer. »Stone, können Sie mich hören?«

»Ja. Ich bin okay«, murmelte er in sein Mikrofon. »Aber wir haben da wohl jemanden übersehen. Oben im Deckhaus hockt ein Schütze.«

»Stone, sitzen Sie fest oder können Sie es bis zur Reling schaffen?«

»Ich sag's Ihnen in einer Minute.«

Quillain legte die Schrotflinte an und aktivierte den unsichtbaren Strahl des Ziellasers, um die Umgebung abzusuchen.

Da rührte sich etwas! Unterhalb der Brücke. Ein Kopf kam zum Vorschein und lugte vorsichtig über die Oberdecksreling. Stone nahm sein Ziel ins Visier. Das Stahlblech des Gischtschutzes der Reling würde für die Geschosse in seiner Waffe keinerlei Hindernis darstellen. Er hielt den Atem an und legte den Finger an den Abzug.

»Ah, verdammt!«

Stone hatte nicht bemerkt, dass die Sprechtaste des Funkgeräts noch gedrückt war. Amanda hörte seinen bestürzten Ausruf. »Stone, was ist los?«

»Es ist ein Kind, Skipper! Wir haben eins der gottverdammten Kinder vergessen!«

Sie mussten den Jungen irgendwie übersehen haben, während sie die Gefangenen von Bord brachten. Nun war er aus seinem Versteck gekommen, um es allein mit den Angreifern aufzunehmen. Die Maschinenpistole an seine schmale Schulter gehoben, lehnte er an der Reling – bereit, zu kämpfen. Er hatte keine Ahnung, dass sich das Schlachtfeld in wenigen Minuten in ein einziges Inferno verwandeln würde.

»Stone«, meldete sich Amanda mit ruhiger Stimme, »es ist zu spät. Sie können nichts mehr tun. Gehen Sie von Bord. Sie haben nur noch vier Minuten.«

Quillain ging wieder in Deckung. Nein, es gab wirklich nichts mehr, das er hätte tun können – außer, den Kahn so schnell wie möglich zu verlassen! Der kleine Scheißer würde allein sehen müssen, wie er zureckkam. Immerhin war er alt genug, um mit einer Waffe umzugehen. Und seine Regierung fand, dass er alt genug war, um für sein Land zu kämpfen und zu sterben. Der Junge sah das wohl genauso. All das war kaum die Schuld von Captain Stonewall Buford Quillain.

Er beobachtete das Niedersinken der Leuchtkugeln und schätzte ab, wann es das nächste Mal völlig dunkel sein würde. Wenn er erst über der Reling und am Seil war, würde ihn der Kleine nicht mehr mit seiner Waffe erwischen können. Es würde höchstens ein paar Sekunden dauern.

den dauern, dann war er mit Sicherheit weg von hier. *Tja, dein Pech, mein Kleiner. Du hättest verschwinden sollen, als wir dir die Chance dazu gaben.* Die Leuchtkugeln sanken ins Wasser und gingen aus, sodass völlige Dunkelheit herrschte. Stone sprang auf und rannte auf das Seil zu.

Doch aus irgendeinem Grund lief er daran vorbei und weiter nach achtern zum Deckhaus des Tankers.

Er hatte es fast erreicht als eine weitere Leuchtkugel sich über den Hafen erhob und ihr gleißendes Licht abstrahlte. Blitzschnell reagierend beugte sich der Junge über die Reling und eröffnete sofort das Feuer. Ein Hagel von 9-mm-Geschossen prasselte auf Quillain herab.

Der Marine sprang aus der Schusslinie und rollte sich um die Ecke der Decksaufbauten. Er drückte sich an das Backbord-Schott und griff sich unter stillen Flüchen an die Schulter, wo ihn eine Kugel getroffen hatte.

»Stone, was ist denn los?«, drang Amandas Stimme aus dem Kopfhörer. »Brauchen Sie Unterstützung?«

»Negativ, negativ!«, rief er zurück und schüttelte die Taubheit aus seinem verletzten Arm. »Ein verdammter Narr hier oben reicht!«

Er eilte zur Außenleiter und stieg rasch die Sprossen hoch. Bei der geringen Zeit, die ihm blieb, konnte er es sich nicht leisten, sich so still und leise zu bewegen, wie es in einer solchen Situation ratsam gewesen wäre.

»Hören Sie, Skipper«, flüsterte er in sein Mikrofon. »Ich habe nicht genug Zeit, um Ihnen zu erklären, was los ist, aber wenn ich bis eine Minute vor der Sprengung nicht bei der Reling bin, dann hauen Sie ab.«

»Wir warten, Stone«, kam die Antwort mit leiser, aber fester Stimme.

Quillain blickte nach oben, während er die Leiter hochstieg, und fragte sich, was er tun würde, wenn der Kleine plötzlich über ihm auftauchte und die MP auf ihn richtete.

Das ist doch verrückt, sagte er sich bei jedem Schritt, den er machte. Absolut verrückt!

Er riskierte einen Blick auf die Armbanduhr. Noch drei Minuten und ein paar Sekunden. *Oh Gott, das Ganze ist absoluter Wahnsinn!*

Als er auf dem Deck ankam, gingen seine Gedanken in eine andere Richtung. *Lauf nicht weg! Du willst mich doch erwischen. Also lauf nicht weg! Wir haben keine Zeit für ein verdammtes Versteckspiel!*

Er drückte den Kopf an das Schott, schob sich langsam zur Ecke der Aufbauten hin und versuchte, über dem Pfeifen der Turbinen der *Queen* irgendetwas zu hören. Gerade als er die Ecke erreichte, schwand das Licht der Leuchtkugel dahin.

Quillain erstarrte und wagte nicht einmal, sein Nachtsichtgerät wieder herunterzuklappen. War da etwa das klackende Geräusch von Metall auf Metall?

Er konnte es nicht sehen, doch irgendwie spürte er, dass sich ein Gewehrlauf aus der Gegenrichtung um die Ecke schob. Genau in Brusthöhe. Genau in Schulterhöhe eines Kindes. Genau... da!

Quillains linke Hand schloss sich um den Laufmantel einer Sterling-Maschinenpistole; er spürte die typischen Löcher der Kühlöffnungen. Mit einem Ruck riss er die Waffe an sich und schleuderte sie über die Reling. Im gleichen Moment hörte er einen erschrockenen Laut in der Dunkelheit, schlug mit dem Handrücken zu und landete einen gewaltigen Schlag gegen jemandes Kopf.

Quillain zog rasch das Nachtsichtgerät vor die Augen und sah den völlig verdutzten Jungen am Boden liegen. *Noch neunzig Sekunden! Das reicht niemals!*

Er schulterte sein Gewehr und warf sich den Kleinen über die andere Schulter, ehe er über die Leiter nach unten stürmte.

»Wir warten auf Sie, Stone«, flüsterte Amanda Garretts Stimme ihm ins Ohr.

»Ich schaff s nicht!«, rief er zurück. »Haut ab!«

»Wir warten, Stone.« Diese etwas rauhe und so entschlossene Stimme drückte viel mehr aus als die wenigen Worte sagten. Wir lassen dich nicht zurück. So leicht lassen wir dich nicht davonkommen! Wenn du stirbst, dann sterben wir mit dir, also solltest du dich beeilen!

Mit lautem Gepolter stürmte er die Leiter hinunter und über das Hauptdeck zum rettenden Seil. *Wie weit noch? Siebzig Meter? Scheiß*

drauf, lauf einfach! Wie lang noch? Eine Minute? Vergiss den Quatsch und lauf!

Die *Queen of the West* lag nach wie vor Seite an Seite neben dem Tanker. Ihre Schubpropeller waren ganz flach eingestellt, und ihre Korrekturtriebwerke sorgten dafür, dass sie sich nicht von der Stelle bewegte. Sergeant Tallman hielt das Seil gespannt. Snowy Banks stand in der Cockpit-Luke bereit, um Steamer Lane das Startsignal zu geben, während Amanda Garrett regungslos auf dem Achterschiff des Hovercraft verharrete und wartete, die Hände in die Hüften gestemmt.

Die Handschuhe, ich habe die verdammten Handschuhe vergessen!
Ach was, scheiß drauf! Quillain schwang sich über die Reling, packte das Seil und stürzte sich hinunter, dass es ihm die Haut in Fetzen von den Händen riss, bis er und der Junge schließlich Hals über Kopf auf dem Deck landeten.

»Los! Los! Los!«, brüllte Quillain unnötigerweise. Die *Queen* schob sich bereits mit dröhnenden Schubpropellern von der *Bajara* weg. Tallman und Amanda hatten keine Zeit mehr, unter Deck zu gehen, und warfen sich neben Quillain und dem bewusstlosen Jungen nieder. Steamer riss das Ruder herum und steuerte die *Queen* so rasch wie möglich vom Tanker weg.

Dann ging die Welt ringsum in Flammen auf.

Ein sechzig Meter hoher Feuerstrahl stieg vom Deck der *Bajara* empor. Eine zweite und eine dritte Explosion folgten, die zu einem einzigen rot- und goldleuchtenden Pilz verschmolzen, der immer weiter wuchs und bis zur dreifachen Länge des Tankers in den Himmel emporstieg. Die Hitze, die daraus nach oben strahlte, riss die Wolken über Port Monrovia auf und ließ den Regen verdampfen, noch ehe er zu Boden fallen konnte.

Das Licht des Feuerballs verwandelte die Nacht in strahlend hellen Tag. Die Explosion war nicht mit einem krachenden Geräusch verbunden, wie man es kannte, sondern eher mit einem tiefen vibrierenden Donnern, so als käme der Zorn der Götter aus den Tiefen des Meeres herauf.

Im hellen Licht sah man die Feuchtigkeit von Quillains Kleidern verdampfen. Er blickte zu dem Jungen hinüber und sah, dass er das

Bewusstsein wiedererlangt hatte. Eine wundersame Veränderung hatte eingesetzt. So wie die anderen jungen Krieger hatte sich auch dieser Junge in ein kleines verängstigtes Kind verwandelt, das mit Schrecken das Inferno verfolgte, das sie hinter sich ließen.

Amanda Garrett lag auf dem Deck ausgestreckt und blickte lächelnd zu Quillain hinüber.

Weil wir die Guten sind...

PGAC-02 USS *Queen of the West*

8. September 2007, 02:27 Uhr

Der Fahrtwind wehte Amanda ins Gesicht, als sie die Beine durch die Luke ins Innere des Cockpits schwang. Bevor sie ins Kommando-Cockpit hinuntersprang, hielt sie noch einen Augenblick inne und blickte noch einmal zum Hafen von Monrovia zurück.

Die *Carondelet* und die *Manassas* hatten wieder ihre Gefechtsformation eingenommen, sodass die drei Seafighter nun gemeinsam auf die Hafeneinfahrt zubrausten und den Scheiterhaufen der *Bajara* hinter sich ließen. Obwohl das PG-Geschwader durch den immensen Feuerschein erhellte war, hatte der Beschuss von den Molen fast aufgehört. Die westafrikanischen Verteidiger mussten zur Kenntnis nehmen, dass es nun nichts mehr zu verteidigen gab.

Schließlich ließ sich Amanda ins Cockpit hinuntergleiten. Nachdem Sergeant Tallman mit dem Jungen in den Hauptraum gestiegen war, folgte ihr Stone Quillain durch die Luke. Trotz seiner verletzten Schulter und der übel zugerichteten Hände setzte er sich auf den Platz des Schützen an die beiden MGs.

»Lage?«, fragte Amanda und ließ sich auf dem Platz des Navigators nieder.

»Ein Problem haben wir noch vor uns, Captain«, antwortete Steamer. »Die westafrikanischen Kanonenboote sind zurück! Sie kommen aus Südwesten und erwarten uns draußen vor der Hafeneinfahrt. Sie haben schon Gefechtsformation eingenommen, Ma'am.«

»Gut!«

Steamer und Snowy drehten sich in ihren Gurten um und blickten sie

verdutzt an. Amanda selbst wunderte sich ein wenig über ihren Ausruf. Doch da war eine Art Kampfeslust in ihr, die sie all die Anspannungen und Schrecken der vergangenen Nacht vergessen ließ. Dazu kam das Wissen, dass die Schlacht zwar noch nicht vorüber war, aber dass es bald soweit sein würde.

Amanda aktivierte den Flottillen-Kommandokanal. »Little Pig Lead an Little Pigs! Feindliche Kanonenboote in zwei-eins-null. Gefechtsformation beibehalten und Kurswechsel nach Backbord, sobald wir die Hafeneinfahrt hinter uns haben. Sofort feuern! Ich wiederhole, sofort feuern! Wir bringen die Sache zu Ende!«

»Verstanden!«

»Roger!«

»Wird gemacht!«

Hellfire-Flugkörper und Raketenbehälter glitten auf ihre Startschienen. Hilfsschützen forderten Munition, und ihre Ladeschützen kamen dem Wunsch nach. Die Three Little Pigs beschleunigten und schossen aus der engen Einfahrt von Port Monrovia ins Freie hinaus. Wie Leuchtturme markierten nun die brennenden Wracks der westafrikanischen Panzerfahrzeuge die Hafeneinfahrt.

Während sich die Seafighter den Angreifern zuwandten, prasselte bereits ein Hagel von Leuchtpurgeschossen aus Maschinenkanonen auf sie ein.

Die Korvette *Promise* kam in voller Fahrt heranbraust, flankiert von ihren beiden kleineren Schwesterbooten. Ihre Bugwellen glitzernd blutrot im Licht der mächtigen Feuersäule, während die Buggeschütze ihre tödliche Ladung über die amerikanischen Boote ergossen. Auf den Sieg konnten sie nicht mehr hoffen – jetzt wollten sie wenigstens Rache üben.

»Little Pig Lead an Little Pigs! Feind in Sicht! Feuer frei! Feuerfrei!«

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

8. September 2007, 02:27 Uhr

Im Briefing-Trailer konnten die Intel-Offizierin und der Admiral nur zum Lautsprecher aufblicken. Nachdem die Eagle-Eye-Drohne nicht mehr da war, bestand ihre einzige Verbindung zum Kampfgebiet in dem Kommandokanal der Hovercraft-Squadron. Gebannt lauschten sie den Stimmen aus den Cockpits der Little Pigs, denen die ganze Anspannung der Schlacht anzuhören war, während im Hintergrund das Kreischen und Donnern von Geschützfeuer und gestarteten Flugkörpern ertönte.

»Aufgepasst! Feindliche Boote schwenken nach Backbord! Sie kommen von der Flanke!«

»Verstanden, Frenchman. Ihr nehmt den Führer aufs Korn! Rebel, ihr übernehmt den Schlussmann! Wir kümmern uns um die Korvette!«

»Roger, Little Pig Lead, Hellfires sind unterwegs!«

»Yeah, Baby, komm nur ran, mach schon! Sie sind in Reichweite unserer Dreißiger-Kanonen! Wir nehmen sie aufs Korn!«

»Frenchman, abdrehen nach Backbord! Ihr steht mir im Weg, verdammt!«

»Roger. Rebel, wo seid ihr...?«

»Little Pigs, Formation auflösen. Unabhängig manövrieren!«

»Verstanden, Lead... Oh yeah! Wir haben den Scheißer erwischt!«

»Schweres Feuer... passt auf den dicken Burschen auf! Brechen nach Backbord aus... übernehmen Flankenbeschuss.«

»Los, Rebel! Steamer, wir bleiben am Heck der *Manassas*. *Carondelet*, folgt uns...«

»Frenchman, verstanden... Oh Gott!«

»Clark, was ist passiert? Was ist bei euch da hinten los?«

»Tony, sie haben die *Queen* erwischt! Sie haben die *Queen* erwischt! Oh Gott, sie haben ihr eine volle Ladung verpasst!«

PGAC-02 USS *Queen of the West*
8, September 2007, 02:30

Der Schütze an Bord der westafrikanischen Korvette *Promise* hatte keine Ahnung, dass er das amerikanische Flaggschiff aufs Korn genommen hatte. Er hatte sein SU-57-Ge-schütz soeben nachgeladen, als er das Aufflammen eines Flugkörperstarts erspähte und im Lichtschein des brennenden Tankers eine schattenhafte Form wahrnahm. Rasch nahm er das Ziel ins Visier und stieg auf das Feuerpedal, um alle acht Geschosse auf das Ziel abzufeuern.

Das Schicksal wollte es, dass die *Queen of the West* mitten in den Geschossbeschuss hineinlief.

Drei 57-mm-Granaten trafen sie vorne im Rumpf. Sie durchschlugen die Außenhaut aus Compositmaterial und drangen in die vorderen Systemabteile ein, wo sie explodierten.

Sterbend erwiesen der Gunner's Mate First Class Daniel Sullivan O'Roark und Gunner's Mate Second Class Dwaine Robert Fry der Crew des Bootes noch einen letzten Dienst. Ihre Körper fingen den Großteil der Granatsplitter auf, die in Richtung des Hauptaums geschleudert wurden. Ein Teil des Splitterhagels gelangte aber auch nach oben ins Cockpit.

Ein vierter Geschoss schlug etwas tiefer ein und trennte die Schürze von ihrer Aufhängung. Das Luftpolster der *Queen* fiel in sich zusammen, sodass sie bei einer Geschwindigkeit von fünfzig Knoten wie ein abstürzendes Flugzeug auf die Wasseroberfläche schlug.

Jedes Mitglied der Crew, das nicht an seinem Platz festgeschnallt oder mit Gurten gesichert war, wurde gegen ein Schott geschleudert und gleich darauf vom Wasser überschwemmt, das mit dem Druck eines Feuerwehrschauchs durch die Einschusslöcher hereinschoss. Turbinenkompressoren kamen zum Stillstand. Der Strom fiel aus. Chaos überall.

Oben im Cockpit spürte Amanda die Erschütterung der Granattreffer und bemerkte auch die Metallsplitter, die von unten durch das Deck heraufschossen. Sie hörte, wie Steamer einen Warnruf ausstieß und Snowy erschrocken aufschrie. Dann schlugen sie auf.

Das Heck des Luftkissenbootes wurde hochgehoben, als der Bug sich ins Wasser bohrte. Die Cockpitscheibe zerbarst beim Aufprall auf die Wasserwand. Möglicherweise rettete genau das Amanda das Leben. Sie war nicht angeschnallt, und als sie durch die Wucht des Anpralls aus dem Sessel geschleudert wurde, fing ein Polster aus einströmendem Wasser sie auf. Zum Spielball der Kräfte geworden, die auf sie einwirkten, verlor sie das Bewusstsein.

Aber nicht ganz.

Ein dünner Faden blieb aufrecht, der sie noch mit der Welt verband und ihr sagte, dass sie noch lebte und dass es noch etwas zu tun gab. An diesem dünnen Faden hielt Amanda Garrett sich mit aller Kraft fest, um zu erreichen, dass ihre Glieder sich weiter bewegten und ihre Sinne weiter funktionierten, damit die Schlacht zu Ende geführt werden konnte.

Es ging nicht mehr ums eigene Überleben. Da war nur noch der Instinkt der verwundeten Kreatur, weiterzukämpfen und nicht aufzugeben. Der Wille, die Zähne in die Kehle des Feindes zu schlagen, während man starb.

Hände bewegten sich. Plexiglasscherben schnitten ins Fleisch. Salzwasser brannte. Sie kroch zur Navigatorstation zurück. Die Welle, die das Cockpit überschwemmt hatte, floss nun in den Hauptaum ab, und die Notbeleuchtung sprang an. Strom. Sie hatten trotz allem noch Strom.

Sie rappelte sich auf die Knie hoch. Das Instrumentenbrett war ausgefallen. Die Bildschirme waren dunkel.

Rechter unterer Quadrant. Doppelreihe von Resets. Du weißt das doch! Du weißt, was zu tun ist!

Sie konzentrierte sich und zwang ihre Hand, ihr zu gehorchen. Es gelang tatsächlich, und die Hand hob sich zum Instrumentenbrett. Amanda drückte gegen die Reset-Schalter.

Und die Systeme liefen stotternd an. Einige der wasserdichten und stoßfesten Bestandteile der Anlage waren intakt geblieben, sodass zumindest ein eingeschränkter Betrieb möglich war. Die automatische Gefechtsschadenkontrolle setzte ein. Zerstörte oder beschädigte Systemteile wurden isoliert, während diejenigen Elemente, die intakt

geblieben waren, ihre Arbeit wieder aufnahmen. Bildschirme erwachten zu neuem Leben. Sie waren voll mit roten und gelben Warnlichtern und vermittelten Amanda so das ganze Ausmaß der Katastrophe – aber wenigstens zeigten sie wieder etwas an.

Jenseits der schwer angeschlagenen *Queen* tobte die Schlacht weiter. Rund um Amanda lagen Tote und Verwundete. Doch alles, was im Moment für sie zählte, war der Steuerhebel in ihrer Hand und die leuchtende Markierung mit dem Wort »Feuerleitsystem«.

Eine Waffenstation reagierte auf ihre Aufforderung.

*** Steuerbord-Station ***

1** 2.75 RKT/Einzelfeuer

2** 2.75 RKT/Einzelfeuer

Auf dem Hauptbildschirm erschien die thermographische Visiereinrichtung. Amandas Hand bewegte den Steuerhebel. Sie hielt ihn fest umklammert, um ihr Zittern zu unterdrücken. Die Waffenstation hob sich hoch und schwenkte herum, um den Feind zu suchen.

Korvette Promise... Marine der Westafrikanischen Union... Ehemaiges nigerianisches Minensuchboot Marabai... Länge 56 Meter... Bewaffnung...

Bewaffnung. An Bug und Heck der Korvette flammte Mündungsfeuer auf, als sie auf die beiden anderen Boote von Amandas Geschwader feuerte. Sie versuchte, die beiden abzuschießen, so wie sie die *Queen* abgeschossen hatte.

Die Wut stieg in Amanda Garrett hoch, und sie schickte sich an, ihre Feinde auszulöschen.

Klick... Klick... Klick... Klick... Klick.

Mit zwei Fingern presste sie den Auslöser. Sie nahm gar nicht wahr, wie die Hydra-Raketen kreischend aus ihren Starttrompen schossen; nur das leise Klicken des Auslösers drang in ihr Bewusstsein.

Auf den Decks der *Promise* brach die Hölle los. Das Verderben breitete sich systematisch vorn Bug bis zum Heck aus – es verschlang die Schützen auf ihren Gefechtsstationen, zerstörte die Geschütze und wurde durch die Bereitschaftsmunition noch weiter verstärkt.

Das Fadenkreuz hob sich ein Stückchen und wanderte weiter.
Klick... Klick... Klick... Klick...

Die seitlichen Schotte der Brücke barsten, und auch die Offiziere der *Promise* gingen in dem Inferno unter. Flammende Risse öffneten sich in den Aufbauten und ließen Tod und Zerstörung ein.

Das Fadenkreuz schob sich nach unten. Vom Heck wieder nach vorn zum Bug. Entlang der Wasserlinie. *Klick... Klick... Klick... Klick... Klick...*

In den Maschinenräumen und Magazinen explodierten die Wände in tausend weißglühende Splitter, die überall Schrecken und Schmerz zurückließen. Dann brach das kühle Nass über den glühenden Stahl und die geschundenen Körper herein und versprach wenigstens so etwas wie Frieden.

Klick... Klick... Klick... Klick... Klick... Klick... Klick...

Die Raketenbehälter waren leer. Amanda stellte plötzlich fest, dass sie schon längst entleert sein mussten. Und da war eine Hand, die sie an den Schultern schüttelte. Und eine Stimme.

»Skipper, kommen Sie, lassen Sie's gut sein. Skipper, hören Sie mich denn nicht? Es ist vorbei. Lassen Sie's gut sein!«

Amanda wandte sich vom Zielsichtschirm ab. Stone Quillain kniete neben ihr. Er trug keinen Helm mehr, und sein Gesicht war mit Tarnfarbe und Blut beschmiert. Allmählich kam ihr ihre Umgebung wieder zu Bewusstsein.

Jenseits des leeren Fensterrahmens sah sie das westafrikanische Kampfgeschwader – oder was davon noch übrig war. Die Kanonenboote *Alliance* und *Unity* standen vom Bug bis zum Heck in Flammen. Und die Korvette *Promise*, die ebenfalls lichterloh brannte, war bereits dabei, zu kentern.

Nun nahm sie auch die Geräusche ringsum wieder wahr. Die Kanonen waren verstummt, doch Amanda hörte die heulenden Turbinen der *Carondelet* und der *Manassas*, als sie zu ihrem angeschlagenen Schwesterboot eilten, und in der Ferne die knatternden Rotoren eines Rettungshubschraubers.

Irgendwo in der Nähe weinte jemand. Es war Steamer Lane, der eine kleine, blasse und regungslose Gestalt in den Armen hielt. Ihr nasses

honigfarbenes Haar fiel über seinen Arm und ihr Blut bildete einen immer größer werdenden Fleck auf seinem Uniformhemd.

Amanda wandte sich wieder der Navigationskonsole zu. Ihr Blick fiel auf ihre Hand, die immer noch um den Steuerhebel geschlossen war. »Stone, könnten Sie mir bitte helfen?«

Sie war überrascht, wie normal ihre Stimme klang.

Mit etwas ungeschickter Sanftheit löste Stone den Griff ihrer erstarrten Hand um den Steuerhebel. Im nächsten Augenblick sank Amanda zurück an Quillains Brust. Sie drückte ihr Gesicht an das nasse, nach Rauch riechende Hemd, und sein Arm legte sich um ihre Schultern. So hielten sie einander fest, nicht wie Mann und Frau, sondern wie zwei geschundene Tiere, die einander stützten. Zum ersten Mal, seit Amanda nach Afrika gekommen war, hatte sie das Gefühl, zu frieren.

»Ich schätze, wir haben gesiegt«, flüsterte Quillain. »Zumindest ist die Schlacht vorbei.«

Port Monrovia, Ölpirat 8. September 2007, 02:45 Uhr

Eine immense Rauchwolke trieb langsam landeinwärts, vom brennenden Wrack des Tankers erleuchtet. Der Rumpf der *Bajara* leuchtete mattrot, während die Aufbauten nach und nach in sich zusammensackten, als der Stahl sich erweichte und verbog.

Mit dem Heraufziehen der Morgendämmerung würde man das brennende Wrack Hunderte von Kilometer weit sehen, als ein deutliches Zeichen der Niederlage. Die Truppen kamen von den Molen zurück. Die Unverletzten halfen den Verwundeten. Diejenigen, die noch gehen konnten, trugen die, die nicht mehr dazu fähig waren. Obe Belewa zwang sich, auf der Straße stehenzubleiben und zuzusehen, wie sie im Scheinwerferlicht seines Kommandofahrzeugs an ihm vorüberzogen.

In ihren Augen war etwas, das er noch nie an ihnen gesehen hatte. Etwas, das er nie in den Gesichtern seiner Soldaten hatte sehen wollen. Tiefste Niedergeschlagenheit und Verzweiflung.

Still zogen sie an ihm vorüber; nur das Geräusch ihrer schlurfenden Schritte auf der Straße war zu hören. Das Gemurmel und die wüten-

den Ausrufe, die etwas weiter entfernt noch zu vernehmen waren, erstarben augenblicklich, sobald sie Belewa erkannten.

Obe konnte es ihnen nicht übelnehmen. Er hatte ihnen den Sieg versprochen, und jetzt stand er vor ihnen als Lügner da.

Sako Atiba trat an seine Seite. »Herr General«, sagte er mit kalter Stimme, »der amerikanische Störfunk hat aufgehört. Wir haben wieder Verbindung mit allen regionalen Hauptquartieren und mit der Regierungszentrale in Mamba Point. Wie lauten Ihre Befehle?«

Der General öffnete den Mund, um zu antworten, doch es gab nichts mehr, was er seinen Leuten noch hätte befehlen können.

Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1

8. September 2007, 03:05 Uhr

»Hier ist alles klar, Admiral.« Amanda Garretts Stimme klang ruhig und fest im Lautsprecher, doch man spürte die Anstrengung hinter jedem Wort. »Die *Sirocco* hat die *Queen* im Schlepptau, und wir sind bereits unterwegs zur Plattform. Die Verwundeten wurden schon mit den Hubschraubern abtransportiert. Ich entlasse jetzt die *Carondelet* und die *Manassas*, damit sie zum Service kommen, und mit Ihrer Erlaubnis beende ich Operation Wolfrider.«

»Genehmigt«, antwortete MacIntyre über Funk. »Wolfrider ist beendet. Gute Arbeit, Captain.«

»Nein, Sir, diesmal nicht.« Ein schmerzliches Zittern war in der fernen Stimme zu hören. »Sie haben uns schwer getroffen. Ich darf gar nicht daran denken, wie schwer.«

»Sie haben doch Kipling gelesen, oder?«, erwiderte MacIntyre grimmig. »Ich meine, das mit den erbitterten Kriegen um den Frieden.«

»Das kenne ich, Admiral. Ich habe in letzter Zeit oft an diese Zeilen gedacht.«

»Gut. Wann können wir Sie auf der Plattform zurück erwarten?«

»Kurz nach Tagesanbruch, Sir. Ich komme mit der *Queen* und ihrer Crew und stehe Ihnen dann für eine Einsatzbesprechung zur Verfügung.«

»Ruhnen Sie sich erst einmal aus, wenn Sie da sind, Captain. Die Be-
sprechung kann warten. MacIntyre. Out.«

Christine wandte sich über ihr Mikrofon an ihre Leute. »Operations-
zentrale, die Lady sagt, Wolftrider ist zu Ende. Alle Einsatzeinheiten-
Gefechtsstation aufheben. Geben Sie das an alle weiter. Die Mission
war erfolgreich.«

Sie wandte sich den Systemoperatoren im Briefing-Trailer zu. »Das
gilt auch für euch, Leute. Gönnt euch mal etwas Schlaf. Wir können
die Workstations später hier rausbringen. Gute Arbeit, Leute.«

Die Wandbildschirme erloschen einer nach dem anderen, als die Sy-
steme abgeschaltet wurden. Die Systemoperatoren erhoben sich etwas
steif aus ihren Sesseln und streckten sich, um die Verspannungen von
vielen Stunden vor dem Bildschirm ein wenig zu lösen. MacIntyre
und der Intel-Offizierin ging es genau umgekehrt. Sie merkten jetzt
erst, dass sie seit Stunden auf den Beinen waren. Als die anderen ihre
Arbeitsplätze verlassen hatten, nahmen die beiden Offiziere ihre
Kopfhörer ab und ließen sich in zwei gegenüberliegende Sessel am
Konferenztisch sinken.

Christine blieb jedoch nur einen kurzen Augenblick sitzen. Dann trat
sie rasch an die Wandtafel und starre auf die Worte, die immer noch
darauf geschrieben standen.

MACHTPROJEKTION
AUFRECHTERHALTUNG DER
KOMMUNIKATIONSLINIEN AUF SEE
AUFRECHTERHALTUNG DER PRÄSENZ DER FLOTTE

Die ersten beiden Zeilen waren bereits durchgestrichen. Christine
nahm ein Stück Kreide zur Hand und strich auch die dritte Zeile
durch. Dann ging sie zum Kühlschrank hinüber und holte zwei kalte
Dosen Mountain-Dew-Soda heraus.

»Das sind meine Letzten, Admiral«, sagte sie, ging zum Tisch zu-
rück und stellte eine der Dosen vor MacIntyre hin. »Ich habe sie für
einen besonderen Moment aufgehoben.«

»Ich weiß es zu schätzen. Danke, Chris.«

»Was war das, worüber Sie mit dem Captain gesprochen haben?«, fragte Christine, nachdem sie sich wieder gesetzt hatte. »Das mit Kippling?«

»Die erbitterten Kriege um den Frieden?« MacIntyre öffnete die Dose mit dem Daumen. »Ach, das ist nur eine Zeile aus einem Gedicht über die Zeiten des Britischen Weltreichs. Heutzutage würde man es vielleicht als politisch nicht ganz korrekt ansehen, aber es enthält trotzdem ein paar Wahrheiten, die immer noch gültig sind.« Er nahm einen kräftigen Schluck von dem kalten Sodawasser. »Also, Commander. Wie geht es Ihrer Meinung nach jetzt weiter?«

Christine hob die Schultern und nahm ebenfalls einen Schluck. »Dieser Konflikt dürfte vorüber sein, Admiral. Belewa hat nichts mehr, auf das er sich stützen könnte. Seine Macht zur See ist genauso dahin wie seine Treibstoffvorräte. Guinea und die Elfenbeinküste sind nun relativ sicher, obwohl sie bestimmt mit neuen Problemen konfrontiert sein werden, wenn die Westafrikanische Union zusammenbricht.«

MacIntyre hob fragend eine Augenbraue. »Sie meinen, die Union wird von allein zusammenbrechen?«

»Wenn es nicht zu einer radikalen Änderung kommt, bestimmt. Die Westafrikanische Union ist kein sehr stabiles Gebilde. Sie wurde rund um einen einzigen Mann aufgebaut, nämlich Obe Belewa. Die Menschen wurden allein durch ihn geeint; sie sahen sich deshalb noch lange nicht als eine Nation.«

Christine legte die kühle Dose an ihre Stirn. »Ein gutes Beispiel für eine solche Entwicklung ist Jugoslawien nach dem Zweiten Weltkrieg. Jahrzehntelang hielt Josip Broz Tito die verschiedenen ethnischen und kulturellen Gruppen zusammen – allein durch politisches Geschick, seine persönliche Ausstrahlung und Willenskraft. Doch kaum war er weg, krachte alles in sich zusammen.«

Dasselbe dürfte hier passieren. Solange Belewa auf der Siegerseite ist, solange er den Leuten etwas geben kann und ihre Lage verbessert, werden sie ihm folgen. Aber sobald sich zeigt, dass auch er nur ein gewöhnlicher Sterblicher ist... Tja, er wird wohl irgend etwas aus dem Hut zaubern müssen, wenn er die Situation noch mal retten will.«

»Nun, das ist sein Problem – und das von diversen Machthabern und Diplomaten«, meinte MacIntyre grimmig. »Wir haben jedenfalls unseren Teil der Abmachung eingehalten, Chris. Wir haben Belewa vom hohen ROSS gestoßen. Jetzt müssen die anderen sich überlegen, wen sie als Nächstes in den Sattel hieven wollen. Dazu wünsch ich ihnen viel Glück.«

Der Admiral betrachtete die bunte Getränkedose in seiner Hand, so als hätte sie plötzlich eine besondere Bedeutung gewonnen. »Sie hat wieder mal die Kastanien für uns aus dem Feuer geholt, was? Wieder mal eins ihrer kleinen Wunder.«

Christine nickte. »Das kann man wohl sagen. Das beherrscht sie ganz gut. Manchmal frage ich mich aber, wie oft das noch funktioniert – bis sie an eine zu harte NUSS gerät.«

»Eine zu harte NUSS?«

Die Intel-Offizierin nickte. »Ja. Ich meine, bis sie auf eine so harte NUSS stößt, dass es sie das Leben kostet, sie zu knacken.«

MacIntyre blickte auf. »Glauben Sie, dass es so kommen wird?«

»Admiral, es muss fast so kommen. Amanda kennt nun mal kein Pardon – vor allem mit sich selbst –, wenn es darum geht, eine Aufgabe zu lösen.«

»Da muss ich Ihnen Recht geben«, sagte MacIntyre, während er mit verschränkten Armen nachdenklich auf den Tisch hinunter starnte. »Das klingt so, als würden Sie Amanda sehr gut kennen.«

Die Intel-Offizierin zuckte die Schultern. »Ich denke schon. Warum?«

»Weil ich gern selbst ein wenig mehr über sie erfahren würde. Ob Sie mir vielleicht... mit einem kurzen Briefing zu diesem Thema aushelfen könnten?«

»Warum nicht, Sir. Was möchten Sie wissen?«

Vice Admiral Elliot ›Eddie Mac‹ MacIntyre zögerte einen Augenblick und fragte schließlich: »Was ist ihre Lieblingsfarbe?«

Christine blickte zur Seite, um ihr Grinsen zu verbergen. »Grün. Sie mag grün sehr gern.«

Ausblick

Monrovia, Westafrikanische Union 10. September 2007, 09:19 Uhr Ortszeit

Der Soldat der westafrikanischen Kommandotrupps hockte auf dem staubigen Boden der verlassenen alten Hütte und spähte durch einen Spalt zwischen den verzogenen Brettern, die über die Tür genagelt waren.

Er trug an diesem Tag keine Uniform – nein, er war barfuß und trug ein zerlumptes Hemd und kurze Hosen. Man hatte ihm deutlich zu verstehen gegeben, dass dies eine streng geheime und äußerst heikle Mission sei und dass niemand außer ihm selbst und dem Armee-Oberkommando in Mamba Point davon erfahren dürfe.

Er holte die Uhr hervor – einer der beiden Gegenstände, die er bei sich hatte –, um nach der Zeit zu sehen. Sie sollten bald kommen. Der Soldat nahm die Beobachtung wieder auf.

Die löchrige Asphaltstraße draußen war leer. Die Hütte, die auf halbem Weg zwischen Monrovia und dem Flughafen lag, war zu weit von der Stadt entfernt, als dass viele Reisende zu Fuß hier vorübergekommen wären – und Fahrzeuge gab es in diesen Tagen kaum mehr. Nur die Regierung hatte noch etwas Treibstoff übrig.

Deshalb wusste der Soldat, als er das Geräusch von sich nähernden Autos hörte, dass es sich um sein Ziel handeln musste. Er spähte in den hellen Tag hinaus und beobachtete die kleine Wagenkolonne, die an ihm vorüberzog – zuerst der Landrover der Armee und danach die Mercedes-Limousine. Auf dem Rücksitz sah er die Umrisse eines wohlbekannten Passagiers. Ja! Ziel einwandfrei identifiziert. Alles verlief wie geplant. Der kleine Konvoi fuhr weiter in Richtung Stadt, und der Soldat grub seine Hände in den kleinen Erdhaufen am Türrahmen der Hütte. Es dauerte nicht lange, bis die Drahtrolle ausgebuddelt war, von der man ihm gesagt hatte, dass er sie hier finden würde. Er holte den zweiten Gegenstand, den er bei sich trug, aus der Tasche hervor – einen elektrischen Sprengzünder, den er mit den Drähten zu verbinden begann.

Ein Team der Sondereinsatzkräfte hatte vergangene Nacht die ferngesteuerte Panzermine in der Straße vergraben, die von der kleinen Hütte aus gezündet werden konnte. Die Aufgabe des Soldaten war es nun, die Mine zum richtigen Zeitpunkt zur Explosion zu bringen – und zwar bei der Rückkehr des Wagenkonvois von Monrovia zum Flughafen. Der junge Soldat wusste nicht, warum die UNO-Sonderbeauftragte ermordet werden sollte. Doch General Belewa hatte es nun einmal angeordnet – und das genügte ihm.

Während der kleine Konvoi sich seinen Weg durch die Straßen der Hauptstadt der Westafrikanischen Union bahnte, bemerkte Vavra Bey die Veränderungen, die seit ihrem letzten Besuch stattgefunden hatten. Überall sah man baufällige oder halb fertige Gebäude, die Straßen und Märkte waren nahezu menschenleer und von Abfallbergen überhäuft. Die wenigen Menschen, die sich ins Freie wagten, wirkten bedrückt und mürrisch; da war nichts mehr von der stolzen Haltung, die sie einst an den Tag gelegt hatten.

Die Bürger der Westafrikanischen Union schienen bereits vergessen zu haben, wofür sie eigentlich gekämpft hatten. Die UNO-Sonderbeauftragte spürte deutlich, dass die ganze Stadt innezuhalten schien – so wie ein Mensch, der zögerte und sich fragte, was er als Nächstes tun sollte.

Das Hotel Mamba Point, einst eine große weiße Festung, in der Belewases Regierung ihren Sitz hatte, war nur noch eine Ruine. Die Fenster waren zerschossen und die oberen Stockwerke ausgebrannt, nachdem ein Cruise-Missile eingeschlagen hatte. Ein Cruise-Missile, für das Vavra Bey die Verantwortung zufiel.

Sie war allein hier – mitten unter Menschen, die keinen Grund hatten, Sympathie für sie zu empfinden. Doch um das, was sie vorhatte, durchzuführen, hatte sie allein kommen müssen.

Die Aufzüge waren alle außer Betrieb, und es dauerte lange, bis man General Belewases Büro über die Treppe erreichte. Dass er seine Operationsbasis immer noch in dem zerbombten Hotel aufrecht erhielt, musste mit großen Unannehmlichkeiten verbunden sein – doch es war wohl ein letzter Akt des trotzigen Widerstands. Vielleicht war ihm

aber auch mittlerweile alles egal. Ein Soldat geleitete Vavra Bey schweigend zu Belewas Büro und öffnete ihr die Tür.

Dir fiel auf, dass auch mit Belewa eine Veränderung vor sich gegangen war. Er schien in den letzten Monaten deutlich gealtert zu sein. Sein kurz geschnittenes Haar war grau überschattet, die Falten in seinem Gesicht hatten sich vertieft, und die Wangenknochen traten deutlicher hervor. Sein Blick war immer noch eindringlich, doch in seinen Augen brannte ein fieberartiges Feuer.

Er blickte auf, als sie eintrat, ohne sich jedoch zu erheben. Offensichtlich gab er sich keine Mühe, auch nur eine gewisse Höflichkeit oder Förmlichkeit zu zeigen. »Was wollen Sie?«, fragte er nur.

Das passte ihr ganz gut. Genau auf diese Weise wollte sie mit ihm sprechen.

»Es ist Zeit, dass wir beide uns unterhalten«, antwortete sie und trat zu einem der Sessel am Schreibtisch. »Nicht verhandeln, sondern unterhalten.« Ohne auf eine Aufforderung zu warten, nahm sie Platz und blickte ihm in die Augen.

Belewa unterdrückte ein kurzes, bitteres Auflachen. »Und worüber? Sie haben gewonnen. Wir haben verloren. Was gibt es da noch zu besprechen?«

»Im Krieg gewinnt niemand, General«, erwiderte Vavra Bey in ruhigem Ton. »Man kann höchstens erreichen, dass die Dinge nicht noch schlimmer werden. Es stimmt, über Guinea brauchen wir nicht mehr zu sprechen. Diese Frage ist gelöst. Aber wir sollten über die Westafrikanische Union und ihr Volk reden – und was aus beiden werden soll.«

»Auch darüber gibt es nicht viel zu sagen«, erwiderte Belewa. »Die Hölle bricht wieder los, Madam Envoy. Wir werden wahrscheinlich wieder in dem Chaos und der Barbarei versinken, aus der wir uns erhoben hatten. Nein, die Vereinten Nationen brauchen sich über die Westafrikanische Union keine Sorgen mehr zu machen. Wir werden uns selbst zerstören – und Sie können uns getrost vergessen.«

Vavra Bey hob die Augenbrauen. »Ist es das, was Sie wollen, Obe Belewa?«

»Was ich will?« Belewa starre die UNO-Sonderbeauftragte ver-

ständnislos an. »Was ich will?« Der großgewachsene Afrikaner stand auf. Er hob beide Fäuste hoch und ließ sie auf den Schreibtisch niederschmettern. »Was ich wollte, war, all das zu beenden. Ich wollte all das Leid beenden! Den Hunger! Das Morden, die Unterdrückung und die Brutalität. Können Sie das denn nicht einsehen? Hat denn keiner von euch verstanden, dass ich den ganzen Wahnsinn beenden wollte, der dieses Land schon so lange heimsucht?«

»Ja, General, einige von uns haben das erkannt.«

»Warum haben Sie mich dann nicht meine Arbeit zu Ende bringen lassen?« Belewa wandte sich ab und blickte durch die glaslose Balkontür auf das Meer hinaus. »Warum haben Sie mich die Sache hier nicht in Ordnung bringen lassen? Jahrzehntelang haben Sie diesen Teil der Erde ignoriert! Warum müssen Sie ausgerechnet jetzt eingreifen, wo jemand versucht, die Dinge in Ordnung zu bringen?«

»Weil die Zeit der großen Reiche und Reichsgründer vorbei ist, General«, antwortete Vavra Bey ruhig. »Genauso wie der Gedanke, dass der Zweck alle Mittel rechtfertigen würde. Keiner sagt etwas gegen Ihre Ziele. Aber wir können es einfach nicht hinnehmen, dass jemand sie auf solche Weise erreichen will. Die internationale Staatengemeinschaft kann keine militärischen Eroberungen mehr hinnehmen – auch nicht mit den besten Absichten.«

»Wie hätte ich diese Ziele denn sonst erreichen sollen? Sagen Sie mir das!« Belewa wirbelte vom Fenster herum. »Ich bin ein Soldat! Ich habe nur die Fähigkeiten und die Waffen eines Soldaten! Was für Möglichkeiten hätte ich denn sonst?«

Die UNO-Sonderbeauftragte nickte langsam. »Sie sind ein Soldat, ein tapferer und fähiger noch dazu. Aber wenn Sie diese hohen Ziele erreichen wollen, müssen Sie eine Schlacht gewinnen, die viel härter ist als alles, was Sie bis jetzt kennen gelernt haben.«

Vavra Bey sprach nun nicht mehr als Diplomatin zu ihm, sondern als Großmutter, deren Weisheit in diesem Moment gefragt war. »Sie müssen lernen, eine andere Art von Krieg zu führen, General. Einen Krieg, für den man viel mehr Geduld braucht. Sie müssen lernen, wie man mit Ideen kämpft und mit Vorbildwirkung Schlachten gewinnt. Sie stehen an einem Scheideweg, Obe Belewa, wie es schon vielen

anderen vor Ihnen ergangen ist. Jetzt haben Sie die Wahl. Aus Sturheit und Stolz können Sie alles mit sich in den Abgrund reißen, was Sie aufgebaut haben. Sie können aber auch den Kopf erheben und einen neuen und größeren Kampf beginnen.«

Ein widerwilliges Lächeln erschien in Belewas Gesicht. »Mir hat einmal jemand gesagt, dass ich mit übermäßigem Stolz geschlagen bin.«

Vavra Bey lächelte ebenfalls, so wie sie einen ihrer Söhne angelächelt hätte. »Die Frage ist nicht, wie viel oder wie wenig Stolz man hat, sondern wie man ihn einsetzt.«

Belewa lächelte erneut, diesmal etwas breiter, und trat wieder an seinen Schreibtisch. »Dann sagen Sie mir, wie soll ich den meinen einsetzen?«

»Indem Sie bereit sind, auch andere Möglichkeiten in Erwägung zu ziehen, sowohl für die Westafrikanische Union als auch für die gesamte Region. Sie haben Recht, General Belewa. Um Westafrika hat sich viel zu lange kein Mensch gekümmert. Aber das hat sich geändert.«

Die UNO-Sonderbeauftragte erhob sich von ihrem Sessel. »Ich bin heute hierher gekommen, um eine persönliche Einladung auszusprechen, General. Beginnen wir doch mit offiziellen Gesprächen über eine Lösung des Problems mit Guinea und der Flüchtlingskrise. Beenden wir doch diesen Krieg, damit wir den größeren und schwierigeren Kampf gemeinsam führen können.«

Die Hände auf die Stuhllehne gelegt, blickte Belewa mit gleichmütigem Gesicht nach unten und dachte nach. Vavra Bey stand still da und lauschte den Schreien der Kormorane draußen vor dem Balkon. Schließlich blickte Belewa zu ihr auf.

»Ich werde es mir überlegen, Madam Envoy. Sie bekommen meine Antwort bis morgen um diese Zeit.«

Die Tageshitze hatte sich längst über die kleine Hütte an der Straße zum Flughafen gesenkt. Der Soldat der Sonderereinsatzkräfte widerstand entschlossen der Mattigkeit, die die Hitze mit sich brachte. Er kniete im Staub an der Tür und ignorierte den Schweiß, der ihm den

Rücken hinunterließ, während er durch die Schlitze hindurch die Straße im Auge behielt. Er musste sich bereithalten. Er würde nur eine einzige Chance bekommen. Es galt, in der richtigen Sekunde zu handeln.

Er legte den Sprengzünder nieder und wischte sich die Hände am Hosenboden trocken. Die Mine lag fünfzig Meter entfernt in einem Schlagloch. Die italienische Panzerabwehrwaffe war stark genug, um den mächtigsten Kampfpanzer zu zerstören. Sie würde von dem Wagen der UNO-Sonderbeauftragten nichts übriglassen – aber nur, wenn sich das Fahrzeug direkt über der Mine befand, wenn sie gezündet wurde.

Staub erhob sich auf der Straße. Hastig griff der Soldat nach dem Zünder. Ja, es war der Konvoi! Endlich kamen sie! Wieder fuhr der Landrover voraus, gefolgt vom Mercedes.

Mit einem scharfen metallischen Klicken löste sich der Sicherheitsbügel des Zünders. Der Soldat hatte zuvor die Entfernung zu dem Schlagloch noch einmal sorgfältig vermessen und festgestellt, dass genau auf Höhe der Mine ein verkrüppelter Eukalyptusbaum an der Straße stand. Das war sein Orientierungszeichen.

Es tat dem Soldaten Leid, dass auch der Fahrer der Limousine sterben musste, aber so war das nun einmal im Krieg. Man musste eben so manches in Kauf nehmen, damit die Westafrikanische Union siegreich blieb. Der Schatten des Eukalyptusbaumes fiel auf den Mercedes, und der Soldat löste die Zündung aus.

Monrovia, Westafrikanische Union

10. September 2007, 21:01 Uhr Ortszeit

Dasheel Umamgi verfluchte die Hitze, die ihm ein Jucken unter dem langen Gewand verursachte, während er die Hoteltreppe hinaufstieg. Er fluchte erneut, weil es ihm unmöglich war, sich in Gegenwart der Soldaten, die ihn eskortierten, zu kratzen. Es war eines heiligen Mannes unwürdig, solchen menschlichen Schwächen nachzugeben – vor allem vor diesem schwarzen Pack.

Er richtete noch einen weiteren Fluch gegen General Belewa, dass er

ihn so spät abends noch zu sich hatte rufen lassen, und gegen die gesamte Westafrikanische Union. Diese Operation war zu Beginn sehr vielversprechend gewesen. Eine Gelegenheit für Algerien, eine radikal-islamische Machtbasis an der Goldküste zu etablieren. Eine solche Basis mitten unter den Ungläubigen hätte sich als überaus hilfreich erwiesen, wenn der Rat der Mullahs das Signal zum Vorstoß nach Mali und Niger gegeben hätte.

Die Errichtung des Brückenkopfes hatte so einfach ausgesehen. Man suchte sich den General einer Bananenrepublik, der keine Verbündeten besaß, und sicherte sich seine Treue, indem man ihm ein paar Lieferungen von veralteten Waffen zukommen ließ. Dann unterstützte man ihn in seinen Kämpfen, solange es keine allzu großen Opfer verlangte, und beeinflusste ihn zu Algeriens Vorteil.

Gleichzeitig würde man Agenten in das Land einschleusen, die für radikal-islamische Ideen die Trommel rührten. Außerdem würde man Schwachstellen innerhalb der Regierung ausfindig machen und sich auf den Zeitpunkt vorbereiten, in dem man eine Marionettenregierung installieren konnte, die Algerien völlig ergeben war.

Das alles hatte so einfach ausgesehen – und dennoch hatte es nicht geklappt. Belewa hatte sich als zu stark und jeder Manipulation unzügänglich erwiesen. Der General war außerdem sehr populär, und so waren Algeriens Pläne, das westafrikanische Volk zu unterwandern, gescheitert.

Aber noch war nicht alles verloren. Sein Vorhaben, Schwachstellen in der westafrikanischen Regierung ausfindig zu machen, hatte schließlich doch Früchte getragen. Zum Ruhme des Islam und Algeriens, und natürlich auch zu seinem eigenen Ruhm, hatte Umamgi sich bemüht, Belewa noch mehr von der restlichen Welt und von seinem Volk zu isolieren. Die Regierung der Westafrikanischen Union stand am Rande des Zusammenbruchs, und das Chaos konnte manchmal ein guter Verbündeter sein.

Doch jetzt galt es, Vorsicht zu üben. Manchmal hatte Umamgi das unangenehme Gefühl, dass Belewa viel mehr von Algeriens Plänen ahnte, als dem Botschafter lieb war. Und heute war etwas schiefgegangen, und zwar völlig.

Als er das Stockwerk erreichte, in dem Belewas Büro lag, hielt der Soldat, der Umamgi geleitete, ihm die Treppenschachttür auf.

Dahinter stand Brigadegeneral Sako Atiba, und an seiner Seite ein Mann von der Militärpolizei. Ein Blick in das Gesicht des Stabschefs sagte ihm, dass tatsächlich etwas äußerst Unangenehmes passiert sein musste.

»Guten Abend, Herr Botschafter«, sagte der Soldat an Atibas Seite höflich. »General Belewa wünscht Sie und den Stabschef zu sprechen.«

Umamgi und Atiba hatten keine Gelegenheit, noch miteinander zu reden. Die Soldaten schoben die beiden Männer den Gang entlang, auf Belewas Arbeitsräume zu. Es war auffallend still ringsum; von der üblichen Geschäftigkeit des Generalstabs war nichts zu bemerken. Man spürte zwar, dass da Menschen hinter den Bürotüren waren – doch sie verhielten sich sehr still, als würden sie auf etwas warten.

Mit der Kaltblütigkeit des Verschwörers schätzte Umamgi die Situation ein. Brigadegeneral Atiba trug immer noch seine Waffe. Er stand also nicht unter Arrest, Und sein Blick war nicht ängstlich, sondern trotzig. Eine Konfrontation mit Belewa stand bevor, deren Ausgang jedoch keineswegs gewiss war.

Der Algerier schob seine Hand in den Schlitz seiner Robe und fühlte dort die schallgedämpfte Beretta Kaliber .22. Die kleine Pistole hatte ihm während seines Aufstiegs innerhalb der Algerischen revolutionären Partei gute Dienste geleistet. Vielleicht würde heute aus dieser Waffe der Startschuss zu einer neuen Revolution abgefeuert werden.

Die Männer der Militärpolizei schoben sie in Belewas Büro und schlossen die Tür hinter ihnen, während sie selbst draußen blieben.

Der General wartete. An seinem Schreibtisch sitzend, warf er Umamgi nur einen kurzen Blick zu, während er Sako Atibas Gesicht aufmerksam studierte. Auf dem Schreibtisch lag ein großer runder Gegenstand, der unter einem Jutesack verborgen war.

Belewa sagte fast eine volle Minute kein Wort. Dann richtete er sich abrupt auf und zog mit der linken Hand den Jutesack beiseite. Eine mit Erde bedeckte entschärzte Panzerabwehrmine kam zutage.

»Unsere Pioniere haben heute Morgen die Straße zum Flughafen ab-

gesucht, vor der Ankunft der UNO-Sonderbeauftragten«, sagte er mit leiser Stimme. »Die Militärpolizei hat die Gegend überwacht, wo der Anschlag verübt werden sollte. Der junge Soldat, dem man befohlen hatte, die Mine zu zünden, war sehr betroffen, als er erfuhr, dass der Befehl gar nicht aus diesem Büro kam. Die Mine war bereits entfernt, als er sie zünden wollte, und dann hat er uns bei unseren Untersuchungen bereitwillig geholfen.«

Belewa lehnte sich in seinem Sessel zurück und blickte Atiba in die Augen. »Warum, Sako?«, fragte er. »Bist du verrückt geworden? Warum willst du selbst die geringe internationale Anerkennung, die wir haben, durch so etwas zerstören?«

»Weil wir zurückschlagen müssen!«, platzte es aus Atiba heraus. »Weil wir den Vereinten Nationen und den Amerikanern zeigen müssen, dass wir keine Angst vor ihnen haben und uns nicht geschlagen geben!«

»Und dafür sollen wir eine hilflose alte Frau auf unseren Straßen töten! Das wäre nicht tapfer, das wäre eine Riesendummheit! Eine Diplomatin der Vereinten Nationen auf einer Friedensmission! Wie sollte uns eine solche Tat jemals Respekt oder Ehre einbringen?«

»Respekt und Ehre!«, erwiderte der Stabschef abschätzig. »Das ist alles, was für dich zählt, Obe! Was ist mit den Siegen, die du uns versprochen hast? Und dass du die Lebensumstände für die Menschen verbessern willst?«

»Hilft es unseren Leuten denn, wenn man sie überall als wildgewordene Tiere ansieht?«

Atiba trat einen Schritt auf den Schreibtisch zu. »Wildgewordene Tiere fürchtet man wenigstens. Unter deiner Führung ist dieser Staat zu einem elenden Köter geworden, den alle treten und schlagen und der von der UNO und dieser Leopardin, von der du immer redest, in seine Hundehütte gejagt wurde. Wir verlieren den Kampf, Obe!«

Belewa antwortete nicht gleich. Er wartete einige Sekunden, um dann mit ruhiger Stimme zu erwidern: »Du hast Recht, alter Freund. Wir verlieren. Wir verlieren viel mehr, als wir uns leisten können. Es ist Zeit für eine Veränderung.«

Atibas Antwort kam ebenfalls kühl und gelassen. »Ja, Obe, das

stimmt.« Im nächsten Moment fuhr die Hand des Stabschefs zur Pistole an seinem Gürtel.

Atiba kam nicht dazu, seine Waffe zu ziehen. General Belewa hatte seine Pistole bereits unter dem Tisch in der Hand gehalten. Drei Schuss krachten aus dem Lauf der alten Browning-Hi-Power. Brigadegeneral Atiba wurde zurückgeschleudert und fiel rücklings zu Boden. Seine weit geöffneten Augen blickten ins Leere, seine Finger lagen immer noch am Pistolenholster.

Umamgi war ein Stück beiseite getreten, als die Auseinandersetzung begonnen hatte. Er wollte erst einmal den Verlauf abwarten, bevor er selbst eingriff. Doch obwohl er bereits mit dem Gedanken an ein Attentat gespielt hatte, war er wie gelähmt, als der Streit so dramatisch beendet wurde. Brigadegeneral Sako Atiba, jene Karte, auf die er im Stillen so lange gesetzt hatte, war vor seinen Augen außer Gefecht gesetzt worden – und Obe Belewa lebte immer noch.

»Aiiii, Sako!«, tönte der leise, durchdringende Schrei durch den Raum. Der General saß regungslos da, den Kopf nach vorn gebeugt, das Gesicht von Schmerz und Verzweiflung gezeichnet. Er hatte die Augen geschlossen und schien ganz vergessen zu haben, dass er noch die Pistole in der Hand hielt. Umamgi warf einen Blick zur Tür und machte einen leisen Schritt dorthin.

»Sako Atiba war mein Freund.« Belewass Worte ließen den Algerier in der Bewegung erstarren. »Und ein guter Soldat.«

Belewa blickte wieder auf. Seine Stimme klang fast beiläufig, doch sein Blick war eiskalt. »Aber er war nicht zum Führen geboren. Er brauchte immer jemanden, dem er folgen konnte.«

Belewa schwang in seinem Sessel herum und blickte dem Algerier in die Augen, die Browning fest in der Hand. »Sagen Sie mir, Herr Botschafter«, fügte er mit leiser Stimme hinzu, »wem ist er diesmal gefolgt?«

Umamgi fühlte nichts als tiefe Wut. Hastig griff er nach seiner Beretta. Die Pistole verhakte sich in der Robe, als er sie zu ziehen versuchte. Belewass Waffe feuerte erneut, und das letzte Geräusch, das Umamgi hörte, kam von einer Patronenhülse, die klimpernd auf den Schreibtisch fiel.

Niemand kam herein.

Obe Belewa wusste aber, dass sie draußen auf dem Gang standen und warteten. Sie warteten darauf, wer aus diesem Büro kommen würde. Wer in Zukunft der Führer der Westafrikanischen Union sein würde. Er ließ sie warten. Anstatt zu ihnen hinauszugehen, saß er einfach da – in stummer Gesellschaft des Freundes, der zum Feind geworden war, und des Verbündeten, der nie ein Freund gewesen war.

Nach einer Weile kamen die Fliegen durch die offene Balkontür herein, von dem frisch vergossenen Blut angelockt.

So weit war es also gekommen. Er hatte davon geträumt, Gutes zu tun und ein ganzes Volk aus dem Chaos und der Armut herauszuholen. Aber was hatte er schon erreicht – außer dass er den Fliegen frische Nahrung für ihre Maden lieferte? Wie hatte das alles so außer Kontrolle geraten können? Was war schiefgelaufen?

Gedanken und Erinnerungen gingen ihm durch den Kopf, und er suchte nach einer Lösung, nach einer Antwort auf die Frage, wer an alldem schuld war: Umamgi, Bey, Sako, die Leopardin... Und dennoch konnte er keinem von ihnen wirklich die Schuld geben. Jeder von ihnen hatte die Rolle gespielt, die ihm vom Schicksal zugeschrieben war. Belewa konnte keinem von ihnen einen Vorwurf machen – sie alle hatten nur das getan, was sie als ihre Pflicht erachtet hatten, sogar Botschafter Umamgi und Sako Atiba.

Konnte es sein, dass sich sein Traum nicht nur in die falsche Richtung entwickelt hatte, sondern von vornherein falsch gewesen war?

Die Zeit der großen Reiche und Reichsgründer ist vorbei, General.

Allmächtiger! War denn wirklich alles umsonst gewesen?

Wie von allein hob sich die Pistole in Belewass Hand. Der Stahl der Mündung, der sich wieder abgekühlt hatte, fühlte sich gut an der Schläfe an.

Doch da war immer noch diese strenge, aber sanfte Stimme in seinem Kopf. *Aus Sturheit und Stolz können Sie alles mit sich in den Abgrund reißen, was Sie aufgebaut haben. Sie können aber auch den Kopf erheben und einen neuen und größeren Kampf beginnen.*

Der General senkte die Pistole und legte sie auf den Schreibtisch. Er wunderte sich, wie er die Waffe gegen sich selbst hatte richten kön-

nen. Das wäre die Tat eines Feiglings gewesen. Und man konnte ihm manches vorwerfen – aber ein Feigling war Obe Belewa nicht.

Er erhob sich von seinem Sessel, trat zur Leiche seines Stabschefs, kniete nieder und jagte die Fliegen aus seinem Gesicht, um ihm mit einer sanften Geste die Augen zu schließen. Dann stand er mühsam auf und ging zur Tür, wobei er sich nicht einmal gestattete, zu hinken.

Die Pistole ließ er auf dem Tisch zurück.

Washington D.C.

15. September 2007, 15:34 Uhr Ortszeit

»Also, Harry, im Wesentlichen hat er alles akzeptiert, was wir verlangt haben, und sogar mehr als das.« Vavra Beys matronenhaftes Gesicht füllte den Bildschirm von Harrison Van Lyndens Videotelefon aus. »Er hat die militärischen Operationen der Westafrikanischen Union gegen Guinea zugegeben und persönlich die Verantwortung dafür übernommen. Er hat außerdem garantiert, dass es keine weiteren Aggressionen mehr geben werde, und er hat seine Armee von der guineischen Grenze abgezogen. Schließlich hat er auch der Rückführung aller Flüchtlinge aus Guinea zugestimmt. Er hat versprochen, ihnen sowohl ihr Eigentum als auch ihre Bürgerrechte zurückzugeben, und hat eine UNO-Beobachtergruppe eingeladen, die Wiederansiedlung zu beaufsichtigen und das Grenzgebiet zu überwachen. Er hat also in allen Punkten nachgegeben.«

»Na ja, er verlangt ja auch einiges dafür«, erwiderte der Außenminister stirnrunzelnd. »Die sofortige Aufhebung aller nichtmilitärischen Handelssanktionen und ein großes Hilfsprogramm. Wir haben im Zuge des UNAFIN-Einsatzes einige Verluste hinnehmen müssen, Vavra. Ich kann Ihnen jetzt schon sagen, dass es so manchen Kongressabgeordneten geben wird, der fragen wird, warum wir den Kerl zuerst bekämpfen und dann großzügig unterstützen.«

»Dieselbe Frage wird man zweifellos auch im Sicherheitsrat stellen – und ich werde dort die gleiche Antwort geben wie Ihnen jetzt. Wenn wir die Wiederansiedlung dieser Flüchtlinge erreichen wollen, dann müssen wir zuerst dafür sorgen, dass da ein Land ist, in dem sie sich

ansiedeln können. Glauben Sie mir, es wird viel weniger Geld und Menschenleben kosten, wenn wir der Westafrikanischen Union die Möglichkeit geben, zu überleben, als wenn wir das Land in die Anarchie der neunziger Jahre zurückfallen lassen. Wir brauchen jemanden, der dort die Verantwortung übernimmt – und General Belewa ist sicher die beste, ja, die einzige mögliche Lösung.«

»Trotzdem – er hat immerhin Sierra Leone an sich gerissen, um die Westafrikanische Union zu gründen«, erwiderte Van Lynden. »Das ist eine Tatsache, die wir nicht so einfach unter den Teppich kehren können.«

»Ich verstehe Sie ja, Harry, aber ich glaube, ich weiß da eine Lösung. Wenn wir Belewa das geben, was er von uns möchte, dann verlangen wir im Gegenzug, dass er eine Volksabstimmung unter UNO-Aufsicht unter den ehemaligen Bürgern Sierra Leones durchführen lässt, bei der sie entscheiden können, ob sie wieder unabhängig sein möchten oder ob sie weiter der Westafrikanischen Union angehören wollen. Durch diese Volksabstimmung wäre Belewass Regierung legitimiert, und gleichzeitig wäre das demokratische Prinzip in der Region wiederhergestellt.«

»Das hat etwas für sich.« Van Lynden neigte seinen Stuhl zurück und begann Tabak in seine alte Rosenholzpfeife zu stopfen. »Die Frage ist nur, ob wir Belewa wirklich trauen können, Dieser Gentleman hat sich als sehr zäh und ziemlich gerissen erwiesen. Ich frage mich, ob er nicht wieder irgendetwas gegen uns im Schilde führen könnte. Das Ganze ist doch eine ziemlich abrupte Kehrtwendung.«

»Da stimme ich Ihnen zu«, antwortete die UNO-Sonderbeauftragte über die Videoleitung. »Aber Belewa weiß auch, dass er sich beeilen muss, wenn er den Zusammenbruch der Union verhindern will. Außerdem sagt mir mein Gefühl, dass der Mann es jetzt ehrlich meint. Ich glaube wirklich, dass er seine aggressiven Methoden bleiben lässt.«

»Wodurch könnte das bei ihm bewirkt worden sein. Vavra? Sicher, der Mann hat mit dem Rücken zur Wand gestanden, und der Verlust des Tankers hat ihn bestimmt schwer getroffen – aber da muss auch noch etwas anderes passiert sein, was ihn umgestimmt hat.«

Vavra Bey überlegte einen Augenblick. »Ich weiß nicht, Harry. Ich weiß es wirklich nicht. Wir haben nur erfahren, dass es zu einem Bruch in den Beziehungen zwischen Algerien und der Westafrikanischen Union gekommen ist. Alle algerischen Techniker und Berater wurden abgezogen, und der algerische Botschafter wurde entweder zurückgerufen oder ist einfach verschwunden. Wir wissen es auch nicht genau. Es ist außerdem zu Veränderungen innerhalb der westafrikanischen Regierung gekommen. Der Inneminister, ein Zivilist, scheint nun die neue Nummer zwei nach Belewa zu sein. Darüber hinaus konnten wir recht wenig in Erfahrung bringen.

Ich glaube, dass General Belewa im Grunde ein guter Mann ist, der nun dabei sein könnte, ein noch besserer zu werden. Eine Führungspersönlichkeit, wie sie in diesem Teil der Welt dringend gebraucht wird.« Ein verschmitztes Lächeln erschien auf Vavra Beys Lippen. »Manchmal bilde ich mir ein, dass ich vielleicht auch einen kleinen Anteil daran habe, dass Belewa sich so verändert hat. Aber das ist bestimmt nur die Eitelkeit einer alten Frau.«

Van Lynden nahm sich ein paar Sekunden Zeit, um den Tabak im Pfeifenkopf mit seinem Feuerzeug anzuzünden und den ersten Zug zu genießen. »Wer weiß? In diesem großen Spiel ist nie ganz klar, welche Karte am Ende sticht. Ich werde heute Nachmittag noch mit dem Präsidenten sprechen. Ich glaube, Sie können mit der Unterstützung der Vereinigten Staaten in dieser Sache rechnen.«

»Danke, Mr. Secretary. Das freut mich sehr.«

»Ich danke Ihnen, Madame Envoy. Das haben Sie wirklich fein hinbekommen.«

Vavra Bey senkte bescheiden den Blick und nickte dankend. Im nächsten Augenblick war auf dem Videoschirm das Logo des Außenministeriums zu sehen.

Der Außenminister schloss die Augen und nahm noch einen Zug von seiner Pfeife. Es tat gut, wenn man hin und wieder gewann. Das Dumme war nur, dass man sich über den Sieg nie allzu lange freuen konnte, weil schon wieder irgendein neuer Konflikt auftauchte.

Van Lynden rauchte seine Pfeife zu Ende, ehe er sich an seinem Schreibtisch aufrichtete und die Asche in den Aschenbecher leerte.

Dann wandte er seine Aufmerksamkeit den Unterlagen aus Indonesien zu, die er studiert hatte, bevor Vavra Bey ihn angerufen hatte. Er öffnete den Umschlag und las noch einmal den Titel:

PIRATERIE IM 21. JAHRHUNDERT:
EINE ALTE BEDROHUNG LEBT WIEDER AUF

**Mobiler Offshore-Stützpunkt, Floater 1
1. Oktober 2007, 19:21 Uhr**

Mein liebster Arkady,

Es freut mich sehr, zu hören, dass sich die Sache in Jacksonville so gut entwickelt. Ich wusste ja schon immer, dass du ein toller Kampfpilot bist, und es freut mich, dass dein Talent jetzt so richtig zur Geltung kommt. Ich hoffe, dass du dich auch für mich freust, weil ich denke, dass auch ich ein neues Zuhause gefunden habe.

Erinnerst du dich noch an den letzten Tag auf der Seeadler? Junge, das ist alles schon so lange her. Wir haben darüber gesprochen, wo nach ich suche. Ich war damals ein wenig verwirrt, und ich glaube, ich weiß jetzt, warum.

Als ich Marine-Offizierin wurde, wollte ich unbedingt ein Schiff bekommen. Und dann bekam ich eins, und das war auch gut und schön – aber der Tag war abzusehen, ändern ich es wieder würde abgeben müssen, und ich fühlte mich wie ein kleines Mädchen, dem man sein Fahrrad wegnimmt. Nun, bevor ich etwas Dummes machen konnte, wurde ich auf den schwarzen Kontinent gerufen, um in einem Krieg zu kämpfen, den sonst keiner wollte. Und während ich da unten sechs Monate lang schwitzte, erfuhr ich ein paar interessante Dinge über mich selbst: Es ging mir wohl gar nicht so sehr um das Schiff, sondern darum, etwas Sinnvolles zu tun.

Mir gefällt die Vorstellung, dass ich mit meinen bescheidenen Kräften mithelfen kann, den Lauf der Geschichte ein wenig zum Besseren zu verändern. Ist das Eitelkeit oder übersteigertes Ego? Ich weiß es nicht, aber so bin ich nun mal. Das ist es, was ich mit meiner Zeit in diesem Universum anfangen will

Ich bin nun mal Soldatin, Arkady. Egal, ob auf der Brücke eines Schiffs oder hinter dem Schreibtisch – ich werde meinen Job machen, bis ich alt und grau bin und sie mich rauschmeißen.

Und was heißt das für uns beide, Liebster? Wie du schon sagtest, wir werden schon sehen, was kommt. Wir haben unsere Pflichten und viele schöne Stunden, an die wir uns erinnern können. Ein Morgen ist für uns vielleicht noch nicht in Sicht, aber wenn eines kommt, dann greifen wir zu.

Mach's gut und werd' glücklich

Amanda

Amanda hielt inne und las den Brief noch einmal durch. Ja, das war es, was sie sagen wollte. Sie klickte auf ihrem Computer-Bildschirm zweimal auf »E-Mail senden« und schickte den Brief damit auf die Reise. Sich ein Tröpfchen aus dem Augenwinkel wischend, schloss sie den Laptop.

In diesem Moment klopfte es recht entschlossen an der Tür.

»Herein.«

Stone Quillain trat in ihr Arbeitszimmer. Er trug sein Uniformhemd und hatte seine Ausrüstung auf dem Rücken. »Wir machen uns fertig, um zum Landing Ship Dock aufzubrechen, Skipper«, sagte der statliche Marine und nahm seinen Rucksack ab. »Da wollte ich schnell mal Tschüs sagen.«

»Das freut mich, Stone. Ich wollte ohnehin noch ein paar Dinge mit Ihnen besprechen, bevor Sie aufbrechen.«

»Ja?«, antwortete er und ließ sich schwungvoll in den Besuchersessel sinken. »Schießen Sie los.«

»Zuerst wollte ich Sie bitten, während der Überfahrt nach Little Creek ein Auge auf Commander Lane zu werfen, diskret natürlich. Steamer geht der Verlust von Lieutenant Banks sehr zu Herzen.«

Quillain nickte. »Hatte ich sowieso schon vor, Skipper. Der Commander nimmt den Tod von Miss Banks um einiges tragischer, als das gewöhnlich der Fall ist, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Amanda rückte. »Das habe ich mir auch schon gedacht. Die Kameradschaft zwischen zwei Kampfgefährten kann sehr eng sein. Wenn

die Betreffenden auch noch Mann und Frau sind, entsteht daraus manchmal eine sehr starke Bindung.«

Quillain schüttelte den Kopf. »Das sollte nicht passieren, Skipper. Steht auch in den Vorschriften.«

Amanda lächelte etwas wehmütig. »So manches passiert in der Navy, das nicht passieren sollte. Außerdem sind es nicht die Vorschriften, die Kriege gewinnen, sondern immer noch Menschen. Menschen mit all ihren Schwächen und Stärken. Das System muss mit dieser Tatsache leben – zumindest so lange, bis man uns durch Computer und Roboter ersetzt.«

Quillain verdrehte die Augen. »Amen, kann ich nur sagen. Aber wollten Sie nicht noch über etwas anderes mit mir sprechen, Ma'am?«

»Das stimmt. Was würden Sie davon halten, für eine Weile mit mir nach Hawaii zu gehen?«

Quillain hob überrascht eine Augenbraue. »Das ist doch nicht etwa irgendeine Art Antrag, oder?«

»Nun, nicht in diesem Sinn jedenfalls«, antwortete Amanda lachend. »Ich habe ein paar Ideen mit Admiral MacIntyre ausgetauscht, und wir haben beschlossen, dass die Seafighter-Task-Force zusammenbleiben soll. Auf diese Weise könnten wir Waffen und Operationsstrategien für die küstennahe Kriegsführung erproben. Die Three Little Pigs werden wir als Herzstück der Einheit nach Pearl bringen. Wir sollen dort verschiedene Force-Multiplier-Maßnahmen testen, damit wir in allen möglichen Gefechtsszenarien mit relativ geringem Aufwand eine möglichst große Schlagkraft bekommen.

Unter anderem wollen wir eine kombinierte Aufklärungs-Marine-Corps-SOC-Company erproben – eine Art Seadragon-Regiment im Miniaturformat. Wir werden eine provisorische Einheit zusammenstellen, und Ihr Name ist gefallen, als wir über den Posten des Kommandeurs sprachen. Interessiert?«

Quillain lächelte. Er erhob sich und streckte die Hand über den Tisch hinweg aus. »Ich sagte ja, Skipper – jederzeit, egal wo. Sagen Sie dem Admiral, er soll mir eine Koje reservieren.«

Amanda stand ebenfalls auf und schüttelte ihm fest die Hand. »Dann sage ich zum zweiten Mal: Willkommen an Bord, Stone.«

Nachdem der Marine gegangen war, bereitete sich Amanda eine Tasse Tee zu. Endlich wieder Earl Grey, dank ihres Vaters, der ihr ein Paket geschickt hatte. Sie nahm die Tasse mit hinaus und setzte sich auf die Stufe vor der Tür zu ihrem Quartier. Jetzt, wo sie sich daran gewöhnt hatte, empfand sie die Hitze, die auch am Abend noch beträchtlich war, als relativ angenehm. Ein prächtiger Sonnenuntergang illuminierte den Himmel, einer der letzten, die sie hier miterleben würde.

Floater 1 wurde abgebaut, nachdem die Mission erfüllt war. Ein großes Landungsschiff mit integriertem Trockendock (LSD-Landing Ship Dock) der Whidbey-Island-Klasse lag mit golden leuchtenden Deckslichtern direkt vor der Plattform. Die drei Seafighter hatten sich bereits am Nachmittag in den geräumigen Schoß des Amphibienkriegsschiffes begeben. Nun war ein Marine-Sea-Stallion-Hubschrauber damit beschäftigt, Trailer, Paletten und Container von der Plattform zum Hubschrauberlandeplatz des Schiffes zu befördern.

Weiter draußen konnte man in der Abenddämmerung die Silhouetten von zwei Ozeanschleppern der Tribal-Klasse erkennen. In ein, zwei Tagen, wenn die Plattform abgeräumt und leer war, wollte man sie ins Schlepptau nehmen. Zuerst würde es über den Atlantik in die Vereinigten Staaten gehen, wo die Reparaturarbeiten in Angriff genommen würden, um dann zu einem neuen Krisenherd irgendwo auf der Welt aufzubrechen.

Bald schon gäbe es hier kein Hindernis mehr, das die Wellen auf ihrem Weg zur grünen Küste aufhielt.

Amanda schlürfte ihren heißen Tee und dachte an ihre Gefährten. An den Chief, an Danno und Fryguy und an Snowy Banks. Es waren traurige Gedanken, die ihr aber guttaten. Sie war stolz, diese Menschen gekannt zu haben.

Sie dachte auch an jemand anders. An einen Mann, mit dem sie nur ein einziges Mal gesprochen hatte und der doch ein halbes Jahr lang in ihren Leben eine so große Rolle gespielt hatte. Ein Mann, der zu ihrem Feind geworden war, ohne dass er oder sie es gewollt hatten.

Was war er wohl für ein Mensch, abgesehen von der Tatsache, dass er ein fähiger Soldat war? Ob er jemals über sie nachgedacht hatte? Und wie sahen seine Gedanken aus?

»He, Boss.« Christine Rendino kam zwischen den Wohncontainern dahergeschlendert. »Heute mal ganz gemütlich draußen auf der Veranda?«

»Ja. Die Abendluft genießen.« Amanda rückte ein Stück zur Seite, um Platz zu machen. »Willst du einen Tee?«

»Später vielleicht.« Christine nahm ebenfalls auf der Stufe Platz, so dass sie Schulter an Schulter neben ihrer Freundin saß. »Ich habe dir etwas mitgebracht«, sagte sie, einen Umschlag in der Hand haltend. »Der ist mit der letzten Post gekommen.«

»Was ist das?«

»Äh... wir wissen es auch nicht genau. Es ist jedenfalls an dich adressiert. Laut Poststempel wurde der Brief in Abidjan aufgegeben, aber es steht kein Absender drauf. Die Leute vom Sicherheitsdienst waren misstrauisch, deshalb haben sie den Brief genau untersucht, bevor sie ihn weiterreichten. Ich gab ihn dann noch einmal meinen Antiterror-Leuten zur Begutachtung – es ist aber weder Sprengstoff noch irgendein exotisches Gift drin. Mehr weiß ich auch nicht. Sieh selbst nach.«

Amanda öffnete mit dem Daumennagel das Klebeband, das man verwendet hatte, um den Umschlag neu zu verschließen, und ließ den Inhalt in ihre Hand gleiten.

Es war eine Halskette aus Leder mit zwei goldenen Perlen und einer geschliffenen Tierkralle in der Mitte.

»Was um alles in der Welt ist denn das?«, fragte sich Amanda laut, während sie den Finger über den gekrümmten elfenbeinfarbenen Gegenstand gleiten ließ. »Eine Löwenkralle?«

Christine schüttelte den Kopf. »Nein,, dafür ist sie zu klein. Ich habe ein paar Leute gefragt, die etwas davon verstehen, und sie haben gemeint, sie war' von einem Leoparden.«

»Von einem Leoparden...«

Amanda Garrett hielt die Kette einen Augenblick in der Hand und fragte sich, welches Geheimnis wohl dahintersteckte. Dann lächelte sie und hängte sich die Kette um den Hals.